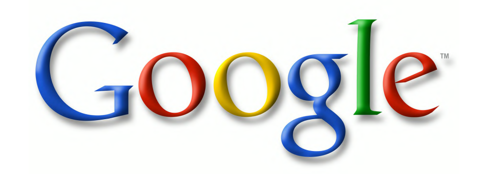


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

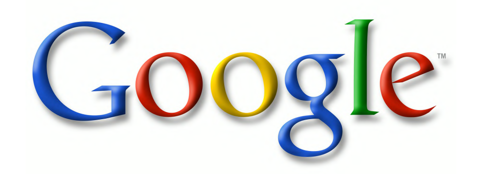
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

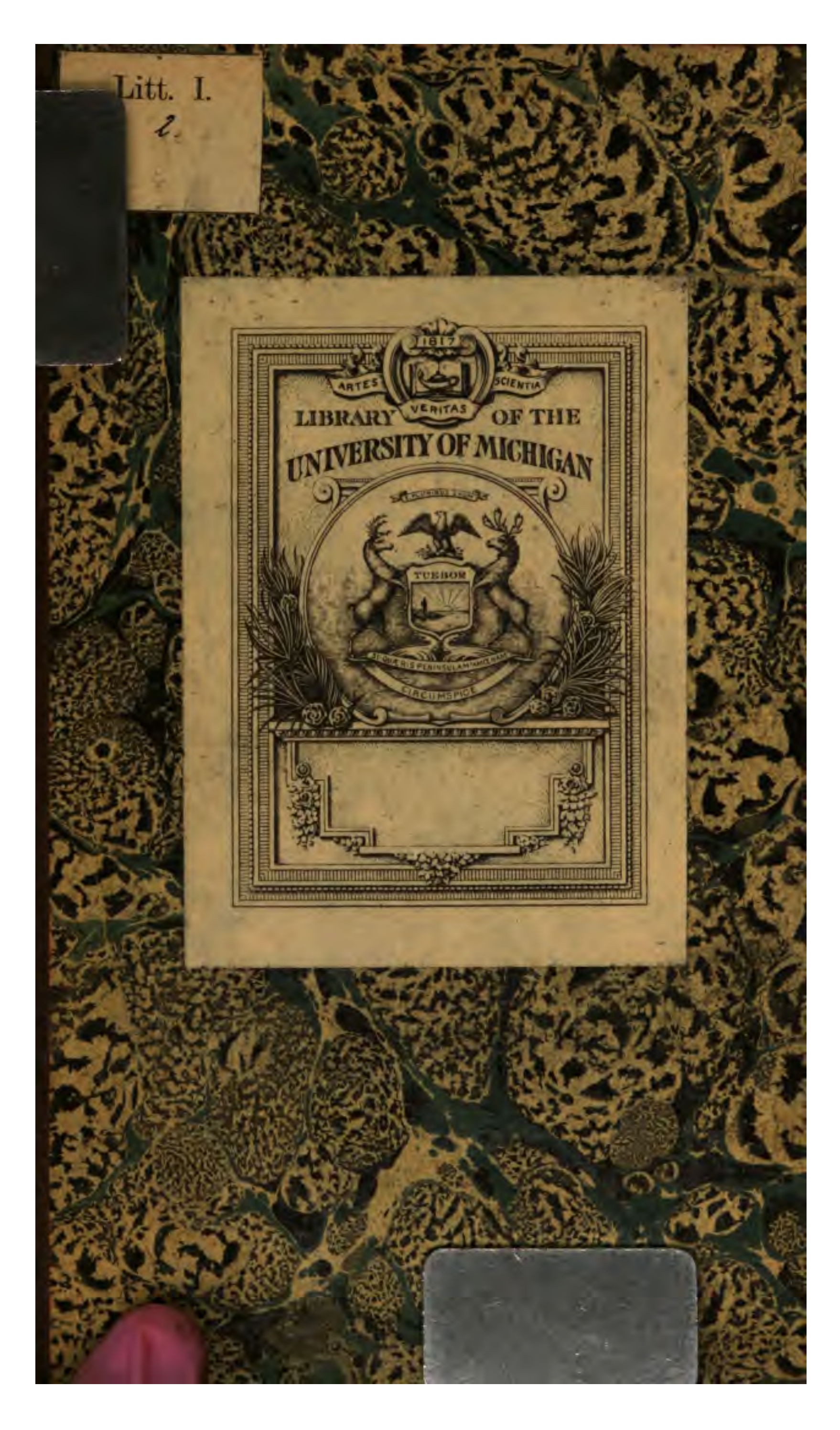
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

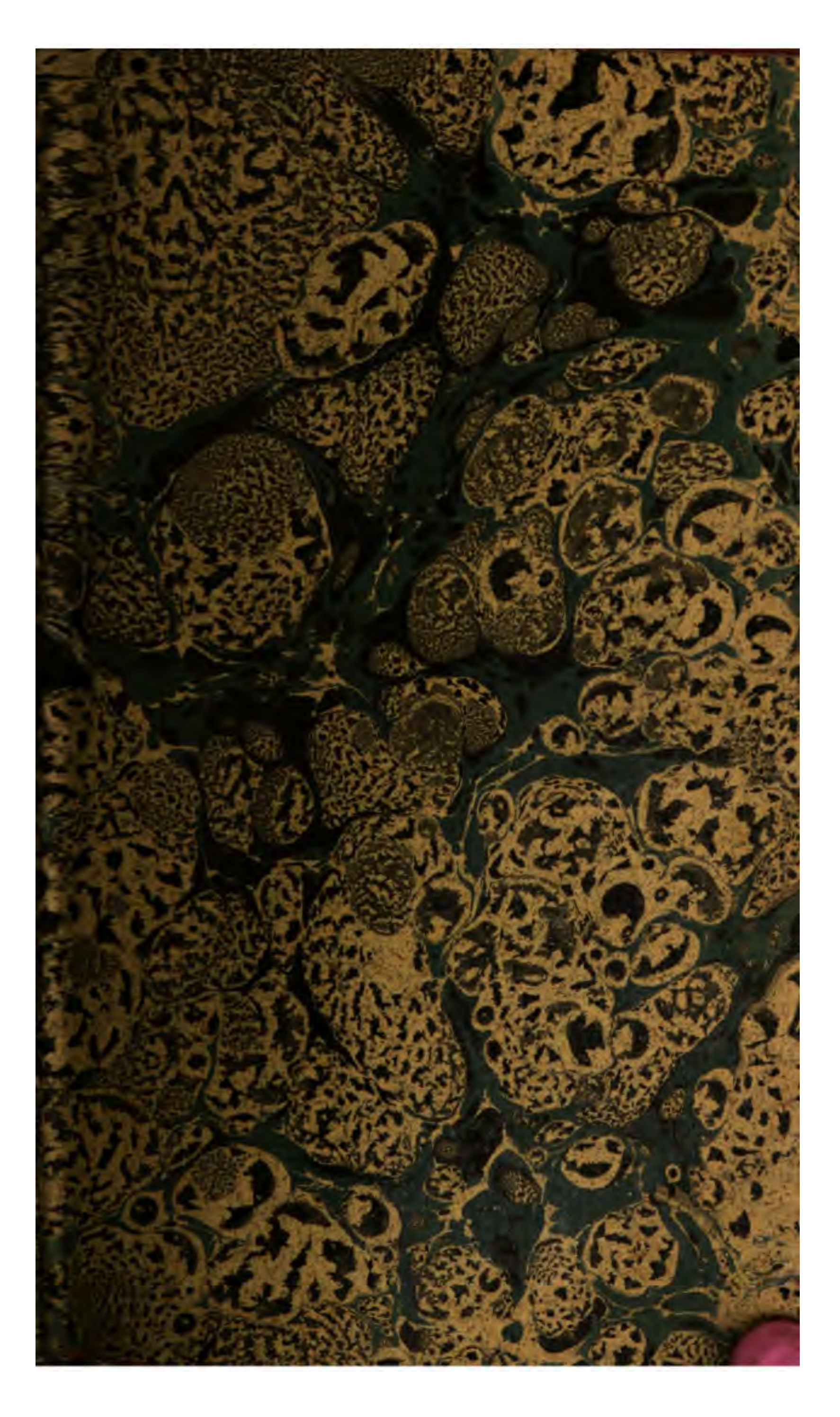
+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

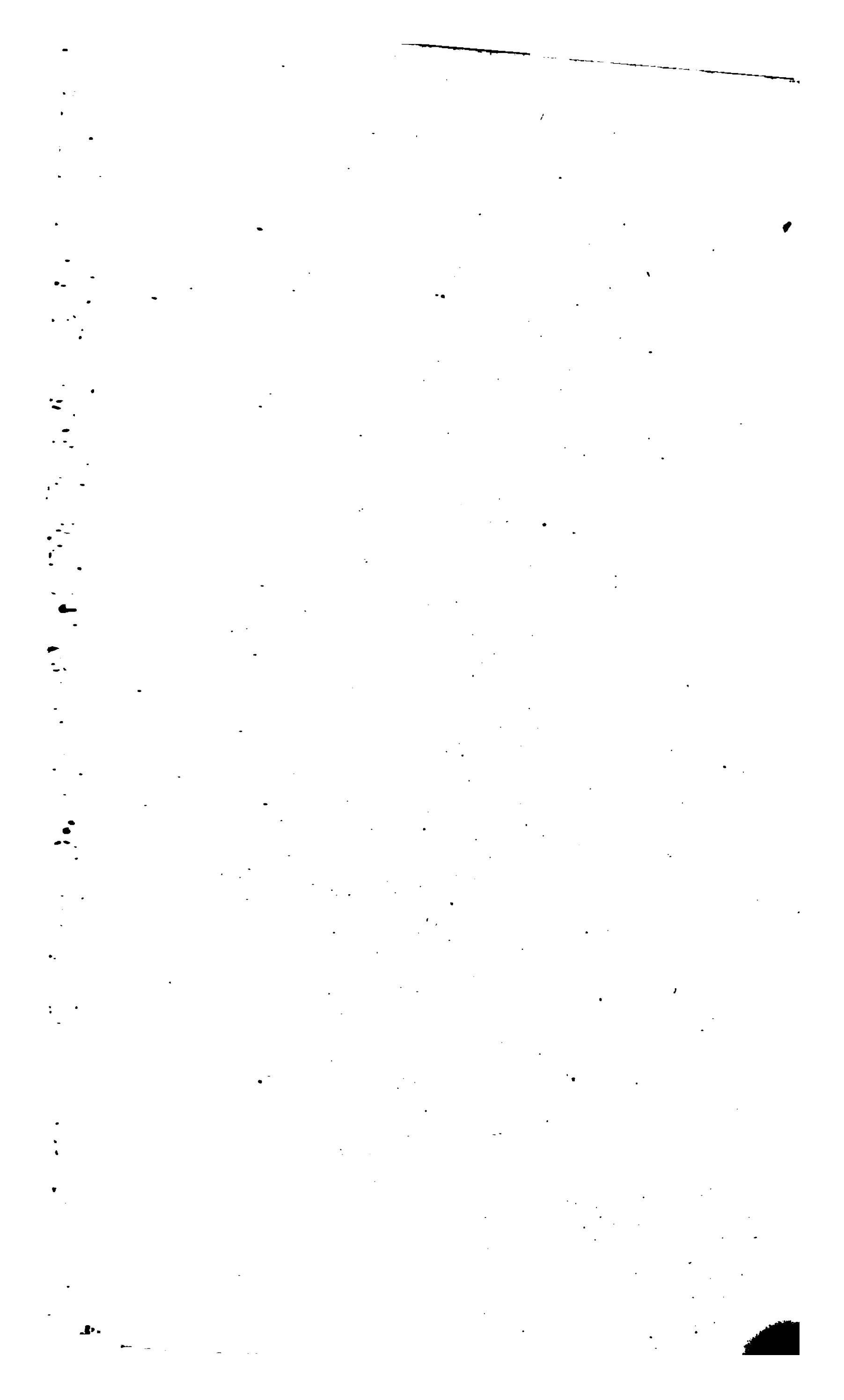
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

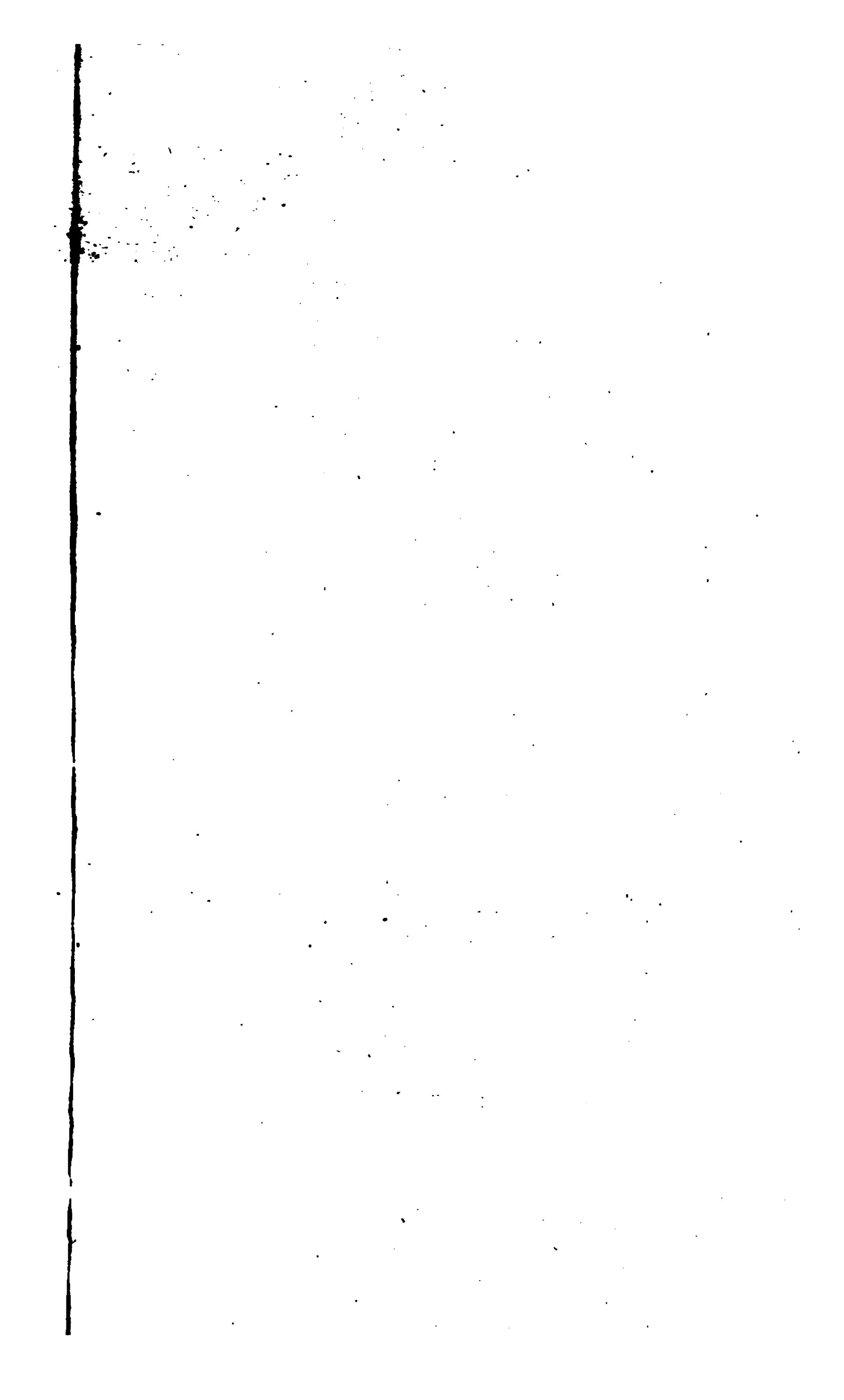


Litt. I.
2.
1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE











UNIV. OF MICH.

Joh: Nicolaus Tetens

Königl: Dänischer Conferenz-Rath. Mitglied der Societät der Wissenschaften zu Copenhagen.

gebohren d. 16 September 1736.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.





Des LXXXIII. Bandes Erstes Stück.
Erstes bis Viertes Heft.

Mit dem Bildnisse des Königl. Dänisch. Konferenzraths Herrn Tetens.

Mit Königl. Preuß. Kurbrandenburgischer allergn. Freyheit.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1803.

NB. Das Bildniß ist in alle rohe Exemplarien sorgfältig eingelegt. Es kann also auf das Vorgeben, daß es gefehlt hätte, nicht geachtet werden.

Fr. Rev. Bry. (Complete)
De Bruyter
2-27-37
23643

Verzeichniß

der

im 1. Stücke des drey und achtzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

II. Katholische Gottesgelahrheit.

NB. Das Bildniß ist in alle rohe Exemplarien sorgfältig eingelegt. Es kann also auf das Vorgeben, daß es gefehlt hätte, nicht geachtet werden.

Frc. Rec. Bz (Campbell)
De Gruyter
2-27-37
23643

Verzeichniß

der

im 1. Stücke des drey und achtzigsten Bandes

recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

II. Katholische Gottesgelahrheit.

III. Rechtsgelahrheit.

IV. Arzneygelahrheit.

Ueber

Neue

IX. Gelehrtengeschichte.

X. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

XI. Erziehungsschriften.

nien

XII. Kriegswissenschaft.

XIII. Münzwissenschaft.

XIV. Staatswissenschaft.

XV. Technologie.

XVI. Handlungswissenschaft.

Auch unter dem Titel:

XVII. Haushaltungswissenschaft.

Abbil-

XVIII. Vermischte Schriften.

Auch

Register
über das Intelligenzblatt
zum ersten Stücke des drey und achtzigsten Bandes.

---

1. Ankündigungen.

2. Berichtigungen.

3. Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthaltes.

4. Chronik deutscher Universitäten.

5. Ge-

5. Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

6. Korrespondenz.

7. Reichstagsliteratur.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Drey und achtzigsten Bandes Erstes Stück.

Erstes Heft.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Prediger-Journal für Sachsen. Januar. Februar. März. April. 1803. Erster Jahrgang. 1. 2. 3. 4. Heft. Wittenberg, in der Expedition des Prediger-Journals für Sachsen. Alle vier Hefte 296 Seiten 8. Der ganze Jahrgang kostet 2 Rg. 16 K.

Dieses neue Journal, welches ganz besonders für den Zustand der theologischen Literatur, des Kirchen- und Schulwesens, ꝛc. im Kurfürstenthume Sachsen bestimmt ist, und vom Hrn. Mag. Rehkopf, Prediger in Globig, bey Wittenberg, herausgegeben wird, kann sich seinem Vorgänger, dem beliebten Journal für Prediger, kühn zur Seite stellen. Sämmtliche Artikel der vier vor uns liegenden Hefte verbreiten sich über lauter interessante Materien, zeugen von gründlicher Gelehrsamkeit und reifer Beurtheilungskraft ihrer Verfasser, und sind in einem korrekten, geistreichen Style geschrieben. Der Herausgeber hat folgende acht Rubriken für sein Journal festgesetzt, ohne sich jedoch daran binden zu wollen, daß alle acht Abtheilungen in jedem Hefte vorkommen: 1) Aufsätze aus dem Gebiete der Philosophie, Dogmatik, Moral, Homiletik und Exegese; 2) Entwürfe zu Predigten, Tauf- Konfirmations- Beicht- Trau- und Leichenreden; 3) Liturgik; 4) Kasuistik; 5) Schulsachen; 6) höhere kirchliche Anordnungen, rechtliche und pfarrwirthschaftliche Gegen-

 stände;

stände; 7) biographische und Vakanznachrichten; 8) Anfragen und sonstige kurze Nachrichten. Wenn es die Gränzen, welche für eine solche Anzeige, wegen der Menge und Mannichfaltigkeit der deutschen Literaturprodukte, gesteckt seyn müssen, erlaubten: so wollten wir unsere Leser gern mit dem Inhalte dieser vier Hefte näher bekannt machen, um sie auf die Vorzüge dieses Journals aufmerksam zu machen. Wir können uns aber doch nicht enthalten, eine neuere kursächsische Verordnung anzuführen, welche zur Verbesserung der Landschullehrer ergangen ist, weil sie recht bekannt und nachgeahmt zu werden verdient. Sie steht im Aprilstück S. 285. flg., und befiehlt, daß für jedes schulfähige Kind, es mag die Schule besuchen oder nicht, ein mäßiges monatliches Schulgeld entrichtet, und zwar nicht durch den Schullehrer; sondern durch einen Gemeindevorsteher eingesammelt, und nöthigen Falls durch die Obrigkeit eingetrieben werden soll. So wird, ohne Kosten des Staats, des Schullehrers Gehalt gesichert, und er doch auch von den mannichfaltigen Unannehmlichkeiten befreyt, welche öfters mit dem Eintreiben des sauer verdienten Schulgeldes verbunden sind.

D.

Volkspredigten von Hanna Cowden. Aus dem Englischen. Ronneburg und Leipzig, bey Schumann. 1802. 1 6 S. 8. 12 gr.

Der Uebersetzer meint zwar, daß die Deutschen an solchen Predigten keinen Ueberfluß hätten, welche für die niedrigere Klasse des Volks so verständlich wären, wie diese englischen; darin können wir ihm aber nicht beystimmen; denn man hat in unsern Zeiten häufig dafür gesorgt, diesem Bedürfnisse abzuhelfen, und wenn es auch weniger geschehen wäre: so würden doch diese sogenannten Predigten den Mangel noch nicht ersetzen. Indessen sind die Materien alle so gewählt, daß auf die Bedürfnisse der niedern Stände, besonders der dienenden Klasse, Rücksicht genommen worden ist. Daher sie gar wohl den vielen der besten Arbeiten, welche man jetzt schon in Deutschland hat, an die Seite gesetzt zu werden verdienen.

G.

Ueber

Ueber nützliche Verwaltung des Predigtamtes, Schulunterricht, Bildung der Gemeinden, und Lebensgenuß auf dem Lande. Nebst einem Anhange über das Verbauern der Landprediger. Von M. Christian Viktor Kindervater, Prediger zu Pedelwitz unweit Pegau. Leipzig, bey Göschen. 1802. 308 Seiten 8. 1 Rthl. 4 gr.

Der Verfasser hat die auf dem Titel angeführten Materien in 22 Briefen und einem Anhange abgehandelt. Er zeigt sich auch hier, wie in allen seinen Schriften, als ein Mann von gebildetem Geiste und Geschmack, der als scharfer Beobachter seine Erfahrungen benutzte, und eben um deßwillen im Stande war, das Mangelhafte nach seinen Ursachen und Aeußerungen genau zu erforschen, so wie auch die treffendsten Bemerkungen und gründlichsten Belehrungen zur Verbesserung mitzutheilen. Außer diesen Vorzügen besitzt sein Buch auch den eines schönen und angenehmen Styls. Es ist daher sehr zu wünschen, daß es als ein klassisches Buch über die abgehandelten Gegenstände gelesen und studiert werden möchte.

Es war auch einmal nöthig, daß ein Landprediger selbst, der mit Allem, was dazu erforderlich ist, ausgerüstet wäre, diese Materie unpartheyisch und gründlich bearbeitete, da sich schon so viele Unkundige oder Halbkundige zu Richtern und Rathgebern über den Stand, die Geschäffte, Verhältnisse, Sitten, ꝛc. des Landpredigers aufgeworfen haben. Jeder, der Erfahrungskenntnisse in diesem Fache gesammelt, und mit eben so viel Unbefangenheit als Klarheit darüber nachgedacht hat, wird Hrn. K. Bemerkungen über den Charakter des Landvolks, über die Art und Weise seiner Behandlung, über die Wirksamkeit des Predigers auf dasselbe, über die mancherley Mittel, welche in der Macht des Predigers stehen, es zu belehren und zu bessern, über das Betragen, Predigen, die Studien und Sitten des Landpredigers, und über die Ursachen der Fehler, die man an vielen Mitgliedern dieses Standes gewahr wird, unterschreiben. Mögen des Verfassers Bemühungen doch nicht vergeblich seyn; sondern zur zweckmäßi-

gen Verbesserung und Veredlung eines Standes, der so nützlich werden kann, recht viel beytragen!

Pg.

Praktisches Handbuch für Feldprediger, oder Belehrung über den ganzen Umfang ihrer Pflichten und Rechte. Zunächst für preußische Feldprediger; sodann aber auch für die der andern Armeen, so wie für Jeden bestimmt, dem die Bildung des Militairs obliegt. Mit einer Kupfertafel. Berlin, bey Himburg. 1802. XVI und 502 Seiten 8. 1 Rh. 16 gr.

Der Verfasser, ein ungenannter Feldprediger in der preußischen Armee, hat mit diesem Handbuche eine literarische Lücke ausgefüllt, die manchem Feldprediger unangenehm gewesen seyn mag. Er ist indessen selber so bescheiden, seine Arbeit für einen Versuch auszugeben, und es wäre ungerecht, schon etwas ganz Vollkommenes zu verlangen, da der Verf. die Bahn brechen mußte; aber man muß ihm doch den Ruhm lassen, daß sein Versuch sehr gut gerathen ist, und daß es, nach der von ihm aufgestellten Ordnung und Art der Behandlung, viel leichter wird, die etwanigen Mängel zu ergänzen, als es ihm wurde, dieses Buch zu schreiben. Wir theilen das Inhaltsverzeichniß mit, um den Leser zu unterrichten, was er darin zu suchen habe. In der Einleitung wird überhaupt vom Werthe, von den Annehmlichkeiten und Beschwerden des Feldprediger-Standes, und den allgemeinen Erfordernissen dazu gehandelt. Der Anfang des Buchs möchte beynahe auf die Vermuthung führen, daß der Verf. sein ganzes Werk nach den Grundsätzen der kritischen Philosophie bearbeitet habe, indem er gleich einen starken Ausfall auf die Eudämonisten thut, und sich so vernehmen läßt: „Der Zweck eines Religionslehrers überhaupt ist nicht der, Glückseligkeit zu bewirken. Denn außerdem, daß Glückseligkeit ein sehr unbestimmter Begriff ist, der nach Verschiedenheit der Subjekte auch verschieden gedacht werden muß, und daß zu ihrem Besitze es keinen bestimmten Weg geben kann: so würde der

Re-

Religionslehrer doch immer nur im Dienste des untern Begehrungsvermögens sich befinden. Wollte man behaupten, daß durch Moralität schon Glückseeligkeit bewirkt würde: so ist es wohl ziemlich einleuchtend, daß die erstere mit der letztern weder analytisch, noch unmittelbar, noch als Zweck und Mittel zusammenhängt." Im Buche selbst ist er aber den natürlichen Weg gegangen, den die eigennützigen Menschenkinder zu gehen pflegen, welche bey ihren Bestrebungen nach sittlicher Veredelung sich immer auch die erfreuenden Wirkungen auf ihren ganzen Zustand vorstellen. Er läßt sich auch selbst herab, unter den Beruhigungs- und Stärkungsgründen wider Hauptbeschwerlichkeiten des Feldpredigerstandes solche anzuführen, deren es bey den Edlern, die bloß das Pflichtgesetz vor Augen haben, nicht einmal bedarf. Aber es ist bekannt, daß die strengen Forderungen der Rationalisten nicht immer konsequent sind. Der erste Haupttheil, von den Pflichten des Feldpredigers, betrachtet ihn in mehrern Haupt- und Unterabtheilungen als Religionslehrer im Frieden und im Kriege. Dahin gehören Homiletik und Katechetik, Feld-Pastoralanweisung, Feldliturgik, Schulaufsicht — bey welcher Gelegenheit über das militairische Schulwesen sehr viel Gutes gesagt wird, besonders auch über die Junkerschulen. Im zweyten Haupttheil werden die militairische Kirchenordnung, und die Rechte des Feldpredigers abgehandelt. Hieher gehören die militairischen Kirchengesetze und ihre Anwendung, wo sich der Verf. als einen Mann zeigt, der die Verhältnisse seines Standes sehr gut kennt, und im Stande ist, sich für Kandidaten des Feldpredigerstandes und die jüngern Mitglieder desselben, als Lehrer darzustellen. Die Rechte des Feldpredigers sind auch sehr gut ausgeführt. Der Anhang enthält noch: 1) Bücherverzeichniß für Feldprediger, zu einer Officiers-Lesebibliothek, für die Junker und für den Soldatenstand überhaupt. 2) Proben einer Militair-Geographie. 3) Ein Schema eines tabellarischen Lazarethberichts; und die Kupferplatte stellt eine Abbildung der Platoschen Lesemaschine dar.

G.

Das zwölfte Kapitel des Briefes Pauli an die Römer, nebst dem 13ten seines ersten Briefes an die Ko-

Korinther, zur Erbauung bearbeitet von Georg Heinrich Lang, Mecklenb. Strelitz und Thurn und Taxischem Kirchenrath und Hofprediger. Nördlingen, bey Beck. 1802. 174 S. 8. 10 gr.

Diese Betrachtungen haben keinen erheblichen Werth. Die Schreibart des Verfassers ist nicht ganz rein, als Gedenkungsart, Bedenkungen, Umgestaltung. Nach S. 36. soll uns die reinste Tugend nicht glückselig; sondern nur Glückseligkeitsfähig machen. Dieß ist wohl nichts als ein unverdaulicher Brocken aus der neuern Terminologie.

Bb.

Mußestunden eines Landpredigers, der Bibelerklärung und Volksbildung gewidmet, nebst einer Abhandlung über die Perikopen, von Johann Friedrich Gottlob Löser. Leipzig, bey Linke. 1802. 119 Seiten 8. 10 gr.

Die Anwendung der Mußestunden eines Landpredigers kann nicht zweckmäßiger seyn, als wenn sie mit seinem eigentlichen Beruf in so genauer Verbindung steht, daß die Kenntnisse erweitert, geläutert und befestiget werden, welche zur Amtstüchtigkeit erfordert werden. Hr. L. hat in diesen wenigen Bogen gezeigt, wie schön er diese Erfordernisse erfülle. Die kleine Schrift enthält Untersuchungen über einige schwere Stellen des neuen Testaments, wodurch der Verf. seine exegetischen Kenntnisse, seine Belesenheit in den besten Werken der Schriftauslegung, und seine hellen Einsichten in den Geist des neuen Testaments beweiset. In der Abhandlung über die Perikopen zeigt er, daß er über die wahren Bedürfnisse des Volksunterrichts nachgedacht, und sich bemühet habe, ihn recht nützlich zu machen. Er giebt zwar zu, daß die Vertheilung der evangelischen Abschnitte auf die Sonn- und Festtage ohne Plan und Auswahl gemacht sey; giebt aber doch eine brauchbare Anleitung, wie man sie benutzen könne, um nach denselben in mehreren Jahrgängen die ganze christliche Lehre vor-

vorzutragen; und schlägt endlich eine bessere Auswahl von Perikopen vor. Am Ende ist eine Betrachtung über den Einfluß der bürgerlichen Gesetze auf die Moralität der Unterthanen befindlich, woraus man sieht, wie man, ohne die Achtung zu verletzen, welche man der Gesetzgebung schuldig ist, dennoch über die Mangelhaftigkeit oder Unzweckmäßigkeit mancher Gesetze richtig denken und urtheilen könne. Er hat es sehr gründlich gezeigt, daß durch eine fehlerhafte und inkonsequente Gesetzgebung, und durch Nachlässigkeit in der Aufsicht über die Beobachtung der Gesetze die Moralität des Volks sehr gefährdet wird. Es wäre nur zu wünschen, daß nicht so viele bedeutende Druckfehler, besonders im exegetischen Theile, eingeschlichen seyn möchten.

G.

Lehrbuch der Katechetik, zum Gebrauch seiner Vorlesungen, von Karl Daub, Doktor und Professor der Theologie auf der Universität zu Heidelberg, reformirten Antheils. Frankfurt am Main, bey Hermann. 1801. X und 414 Seiten gr. 8. 1 Rl. 16 gr.

Dieß Buch soll, nach des Verfassers eigener Erklärung in der Vorrede, nicht Kunstgriffe beym Katechisiren lehren; sondern die Grundsätze der katechetischen Lehrmethode im Praktischen an die Hand geben. Von dieser Absicht des Verfassers zeugt der ganze Inhalt; und Rec. glaubt, ihn versichern zu können, daß es ihm, wie er hoffte, gelungen sey, dieselbe zu erreichen. Man findet hier die Wissenschaft der Katechetik auf eine Art behandelt, die zwar ungewöhnlich ist; deren vorzügliche Seite aber wenigstens dem Rec. gleich einleuchtete, obgleich in der Anwendung sich große Schwierigkeiten finden werden; denn freylich würde man an den meisten Orten ganz andere Katecheten haben müssen! Indeß verdient die Idee des Verf. Aufmerksamkeit, und darum wollen wir von seinen Ideen etwas ausführlich Nachricht geben.

Daß die Philosophie Einfluß auf des Verf. Behandlung der Katechetik gehabt habe, und daß weder Untersuchung,

noch Darstellung der Sachen von der philosophischen Denkart des Zeitalters frey geblieben sey, kann dem aufmerksamen Leser nicht entgehen, und der Verf. gesteht es auch selbst ein. Dieß kann ihm keinesweges zum Vorwurf gemacht werden; denn, wie er selbst sehr richtig bemerkt, ohne Philosophie kann keine Wissenschaft, im strengen Sinne des Worts, zu Stande kommen. Rec. besorgt nur, daß sie dadurch denen, die mit dieser Denkart nicht so vertraut sind, (und deren ist doch immer eine große Anzahl,) dunkel und zuweilen unverständlich werden, und folglich die, an sich guten Anweisungen und Regeln, nicht von allen denen, die sie zunächst angehen, so benutzt werden können, wie sie verdienen. Wir theilen kurz den Inhalt dieses Werks mit, um die Aufmerksamkeit auf dasselbe desto mehr rege zu machen.

Die ersten 14 Paragraphen, von Seite 1 bis 56., machen die Einleitung aus. Hier wird gelehrt: worin das Geschäfte der Erziehung bestehe, und was der Zweck aller vernünftigen Erziehung sey, (§. 1.) Was unterrichten heiße; was Didaktik, was scientivische und populäre, akroamatische und erotematische Lehrmethode, und wie diese, entweder dialogisch, sokratisch, oder katechetisch sey, (§. 2.) Was katechetischer Religionsunterricht, was ein Religionskatechismus überhaupt, und ein christlicher Religionskatechismus insbesondere, was katechetische Theologie im Gegensatz der homiletischen, oder Katechetik sey, (§. 3.) Wie diese Wissenschaft zu Stande gekommen, wer sich im Besitze einer zuverlässigen katechetischen Lehrmethode befinde, welches der Zweck des katechetischen Unterrichts in der Religion sey, wie, um diese Frage richtig beantworten zu können, eine andere vorausgehen müsse: ob nämlich die Religion für den Menschen um seinetwillen, oder der Mensch für die Religion um ihretwillen da sey? (§. 4.) Welche Wahrheiten als erwiesen vorausgesetzt werden müssen, um diese Frage zu beantworten, (§. 5—6.) Was Religion, und der Zweck derselben sey, (§. 7.) Was der Zweck des Religionsunterrichts überhaupt, (§. 8.) und, was der Zweck des katechetischen Unterrichts insbesondere sey? (§. 9.) Von verkehrtem, und hiemit zugleich verfehltem Unterrichte in der Religion: Angabe der Fehler, von welchen es herrührt, daß durch den Unterricht in der Religion bisher wenig ausgerichtet würde, (§. 10.) Genaue Auseinandersetzung dieser Fehler, (§. 11—13.) Anwei-

weisung, womit man beym Unterrichte anfangen, und womit man aufhören soll, (§. 13.)

Die Ordnung, die der Verf. vorschlägt, dem zu Unterrichtenden erst Rechtsbegriffe, dann Tugendbegriffe, und endlich Religionskenntnisse beyzubringen, ist ohne allen Zweifel die natürlichste, und mit Recht sagt er: „Die Gründe dafür liegen vor Augen." Man kann auch nicht behaupten, er fordere etwas an sich Unerreichbares, wenn er die Beobachtung dieser Ordnung fordert; aber etwas Schweres, und für viele Lehrer Unerreichbares verlangt er in der That. Die Schwierigkeiten, daß es bis jetzt noch keinen Religionsunterricht nach einer solchen Methode gegeben hat, und daß es an einem zu dieser Absicht eingerichteten Katechismus fehlet, sind für die Meisten unübersteiglich. Denkende Köpfe möchten freylich die erste Schwierigkeit wohl aus dem Wege räumen; aber mit der letzten würden sie doch auch zu kämpfen haben; denn Kinder, besonders Kinder von Landleuten zu unterrichten, ohne daß sie einen Leitfaden in Händen haben, ist ganz unendlich schwer. Es wäre zu wünschen, daß der Verf. sich entschlösse, einen solchen Katechismus zu schreiben; dann würde man der von ihm vorgeschlagenen Ordnung beym Unterricht noch weit eher folgen, und von der Möglichkeit der praktischen Anwendung noch genauer urtheilen können. —

Im 14ten Paragraph werden die Haupttheile eines Katechismus der christlichen Lehre angegeben; die freylich von den Haupttheilen eines jeden bisherigen Katechismus christlicher Lehre himmelweit verschieden sind: Er soll aus drey Theilen, einem Rechtskatechismus, Tugendkatechismus, und Religionskatechismus bestehen. Am Ende dieses Paragraphen, der die Einleitung beschließt, werden die vier Theile angegeben, aus welchen die Wissenschaft von der katechetischen Methode im christlichen Religionsunterricht besteht. Sie giebt die Regeln an, nach welchen dieser Unterricht, 1. in den Zwangspflichten, 2. in den Tugendpflichten, 3. in der Religion selbst eingerichtet werden muß, und sie thut 4. Vorschläge, wie die Lehrsätze des Christenthums in dieser dreyfachen Rücksicht am zweckmäßigsten angewendet werden können.

Nun folgt die Katechetik selbst, und zwar der erste Theil derselben, der die Regeln für die Mittheilung der Rechtsbegriffe enthält. §. 15. werden die 4 Hauptregeln angegeben,

die

die bey Mittheilung der Rechtsbegriffe zu beobachten sind. §. 16. Erste Regel: Nur diejenigen Rechtsbegriffe werden dem Lehrlinge mitgetheilt, deren er bedarf, um als rechtlicher Mensch unter Menschen zu leben, Niemandes Recht zu kränken, und sein Recht von Niemand kränken zu lassen. §. 17. Zweyte Regel: Nur diejenigen Rechtsgründe werden ihm vorgelegt, die sein Verstand mit Hülfe des Gedächtnisses begreifen und durchdenken kann. §. 18. Dritte Regel: Der Lehrer muß seinen Schüler nicht von den Rechtsgründen zu den Begriffen der Rechtspflichten und Rechte; sondern umgekehrt, von diesen zu jenen fortführen. §. 19. Vierte Regel: Der Lehrer kann seinen Unterricht nicht sokratisch; sondern er muß ihn katechetisch anfangen.

Hier wird bemerkt: „daß dieser katechetische Unterricht „nicht bloß ein mündlicher; sondern ein geschriebener oder gedruckter seyn müsse;“ ferner: „daß der katechetische Unterricht dieser Art nach einem gedruckten Leitfaden zwar allenfalls wohl; aber immer mit der Gefahr, Alles zu verderben, „dem Landschulmeister überlassen werden könne; der Religionslehrer aber das Sokratische selbst hinzufügen müsse.“ Rec. findet beyde Bemerkungen an sich sehr richtig; nur bey der letztern erinnert er: daß, nach seiner Meinung, der Gefahr, daß die Schulmeister Alles verderben möchten, dadurch noch am besten vorgebeugt werden könne, wenn es möglich seyn sollte, den Leitfaden so vollständig zu machen, daß sie nichts hinzuzusetzen brauchten. Freylich würde das ein grosses Buch werden! Und ob alle Schulmeister das Buch verstehen würden? Hier bleiben immer viele pia desideria bey der philosophischen Katechetik. Auf jeden Fall muß indessen der Unterricht den Schulmeistern überlassen werden; besonders auf Dörfern, wo der Prediger nicht wohnt. Ob es aber viele Religionslehrer giebt, die es gehörig verstehen, zum katechetischen Verfahren des Schulmeisters das Sokratische hinzuzufügen, und zum Nachsinnen und Nachdenken Anleitung zu geben, bezweifelt er sehr; nach der Bildung, die die Meisten empfangen haben, ist es nicht zu vermuthen; würde aber, nach dem Vorschlage des Verfassers, den Geistlichen Manches, was man bisher als nothwendig für sie ansah, erlassen, damit sie das Studium der Anthropologie und Psychologie desto mehr treiben, sich mehr durch Sprachgeschichte, Natur- und wissenschaftliche Kenntnisse überhaupt bilden, und auch

Kennt-

Kenntnisse des Staats, in welchem sie leben, und der bürgerlichen Gesetze und Einrichtungen desselben sammeln könnten: so möchte man wohl eher Ursache haben, es von ihnen zu erwarten. Aber ist je zu hoffen, daß je alle Religionslehrer diese Kenntnisse erlangen möchten?

Sehr schön ist der, bey Gelegenheit der Vertheidigung des, in neuern Zeiten gänzlich verworfenen Auswendiglernens in der Religion, gemachte Unterschied unter mechanischem Auswendiglernen und mechanischem Herbeten. Das erste schadet nicht, das zweyte ist äußerst schädlich, und muß verhütet werden.

Der Paragraph 20 bis 27. enthält verschiedene Regeln zu Folge der Hauptregeln.

Nun folgt der zweyte Theil der Katechetik, der von der Mittheilung der Tugendbegriffe handelt.

§. 28. Zweck des katechetischen Unterrichts in der Tugend. — Punkte, worauf der Katechet insonderheit Rücksicht zu nehmen hat, und auf welche die folgenden Hauptregeln gebauet werden.

§. 29. Erste Hauptregel: Von den ethischen der Tugendbegriffe werden nur diejenigen zur Kenntniß des Lehrlings gebracht, in denen für ihn Veranlassung liegt, seine innere oder moralische Freyheit anzuerkennen, und sich durch sich selbst, d. i. durch Selbstthätigkeit, zur innern oder moralischen Selbstständigkeit zu erheben.

§. 30. Zweyte Hauptregel: Die Gründe zur Tugend werden insgesammt aus der übersinnlichen Natur des Menschen, vom Unbedingten und Absoluten hergenommen; aber sie werden dem Lehrlinge, eben so wenig, wie die Begriffe der Tugend und Tugendpflichten aus dem Wesen des menschlichen Geistes deducirt, demonstrirt, exponirt, u. dgl. sondern, so wie sie ihrem Wesen und ihrer Natur nach sind, vorgehalten.

So richtig diese beyden Regeln auf dem Katheder und im Systeme sind: so fürchtet doch Rec. sehr, daß sie für Jugendlehrer, die nicht mit der neuern Philosophie vertraut genug sind, (und deren sind doch wohl 99 unter 100.) zu dunkel

kel und unverständlich seyn möchten, und auch den meisten Kindern nicht begreiflich gemacht werden könnten. Das Wesen des menschlichen Geistes hat überdieß gewiß noch keine Philosophie gänzlich erkannt. Aber wir wissen empirisch so viel davon, daß wir unterscheiden können, wie man auf junge Gemüther wirken kann. Durch die unbestimmten Begriffe des Uebersinnlichen und Absoluten wird man wenig ausrichten.

§. 31. Dritte Hauptregel: Zuerst werden die Tugendgründe, und hierauf die Tugendbegriffe vorgetragen.

§. 32. Vierte Hauptregel: Sokratisch fragt zuerst der Lehrer, die in der ersten und zweyten Hauptregel berührten Tugendgründe und Tugendbegriffe, dem Gewissen und der Vernunft des Lehrlings ab, und katechetisch fragt er hierauf über sie beym Gedächtniß desselben nach.

Diese beyden Regeln sind verständlich und deutlich. Die Vorzüge der sokratischen Methode ins helleste Licht gesetzt.

Paragraph 33 bis 40. enthalten wieder Regeln zu Folge der Hauptregeln. Bey der dritten dieser Regeln, S. 245., bemerkt Rec., daß er die Vorschrift des Verfassers, „nach welcher,“ der Lehrer dem Muthwillen seiner Schüler mit Scherz begegnen soll, nur in sehr wenigen Fällen für anwendbar halten kann.

Mit §. 41. geht der dritte Theil der Katechetik an, der die Regeln für die Mittheilung der Religionsbegriffe umfaßt. Es wird in diesem Paragraph gezeigt, was Religion, ein Religionsbegriff, Aberglaube und Abgötterey sey.

§. 42. Hauptregeln. Erste Hauptregel: Die symbolischen Begriffe, wodurch der Lehrer im Schüler praktische Ideen zu erwecken sucht, müssen sämmtlich in der genauesten Beziehung auf das gegenwärtige Leben der Menschen stehen.

§. 43. Zweyte Hauptregel: Jeder Religionsbegriff muß in der Freyheit des menschlichen Willens, in der Moralität, im Gewissen begründet seyn.

§. 44. Dritte Hauptregel: Es ist nicht nöthig, daß — es ist hier vielmehr zweckwidrig, wenn, die mitzutheilenden Religionsbegriffe, eines aus dem andern entwickelt, und wenn

sie

sie sämmtlich in einen bloß logischen Zusammenhange gebracht werden.

§. 45. Vierte Hauptregel: Wie beym Unterrichte in der Moral, so verfährt der Lehrer auch hier; zuerst nämlich sokratisch, und dann katechetisch. Paragraph 46 bis 50. enthalten wieder spezielle Regeln.

Nun folgt der vierte Theil der Katechetik, welcher Vorschläge enthält, die den katechetischen Gebrauch christlichen Lehren betreffen.

§. 51. Schwierigkeiten, in welche sich der Katechet beym Unterricht in der christlichen Lehre verwickelt sieht. — Die Schwierigkeiten sind allerdings groß.

§. 52. Ueber die Frage: ob das Positive der Religion beybehalten werden müsse? — Citata aus Kant, aus Jakobs (jetzt schon ganz vergessenen) Annalen der Philosophie, und Stäudlin, diese Frage betreffend. Besser wäre es vielleicht gewesen, die Frage nicht aufzuwerfen.

§. 53. kommt der Verfasser zu den vorhin berührten Schwierigkeiten zurück, und zeigt, wie sich der Katechet beym Unterrichte in der christlichen Lehre zu verhalten habe, sowohl, wenn er bey einer Gemeinde angestellt ist, die das Positive und Uebernatürliche für die Hauptsache, Moralität aber für Nebensache hält; als auch, wenn er bey einer Gemeinde angestellt ist, die schon zur moralischen Religion gebildet ist, und das Positive für Nebensache hält. Die hier gegebene Anweisung ist sehr gut gemeint; Rec. zweifelt aber, daß sie im wirklichen Leben hinreichend seyn wird, alle Schwierigkeiten zu besiegen.

§. 54. lehret, warum sich der Katechet der Auktorität Jesu bedienen, und seinen Unterricht als einen christlichen ankündigen müsse; und womit er beweisen könne, daß Jesu eine solche Auktorität mit Recht gebühre.

§. 55. Warum, und wie der Katechet den Jüngern und Aposteln Jesu, und der Bibel Ansehen und Achtung zu verschaffen suchen müsse.

§. 56. Für jede Hauptlehre, Rechts- oder Tugendpflicht soll der Katechet im Unterrichte eine passende Schriftstelle anführen — aber nicht, als Beweis und Quelle; sondern als

Stütze

Stütze und Merkzeichen. — Ein Vorschlag an Vorsteher der Schulen, wie der Unterricht der Jugend zweckmäßiger, als bisher, einzurichten sey. Rec. empfiehlt ihn zu sorgfältiger Prüfung, die er auch wirklich nöthig hat. Die Gesichtspunkte, woraus man diese Gegenstände ansehen kann, sind verschieden.

§. 57. Von den drey Fällen, die bey einem öffentlich eingeführten, und zum Gebrauch fürs Volk bestimmten christlichen Katechismus denkbar sind.

§. 58. Ueber den Heidelbergischen Katechismus — daß er auch noch jetzt brauchbar — und wie er zu gebrauchen sey. Rec. glaubt, daß hier der Verfasser etwas partheyisch urtheile; wenigstens verräth er eine große Vorliebe für diesen Katechismus. Was über die Art seines Gebrauchs gesagt wird, kann nur insonderheit Denen nützen, die nach demselben unterrichten müssen.

Ka.

Grundriß der Tugend- und Religionslehre. Von Johann Karl Friedrich Witting, Pastor an der Magnuskirche zu Braunschweig. Leipzig, bey Barth. 1802. 414 Seiten 8. 1 Rt. 8 gr.

Diese Tugend- und Religionslehre ist auf das Princip der Einheit gegründet. Dieses ist das Neue daran, welches also vorzüglich beachtet werden soll.

Strebe nach Einheit! Nichts anders kann uns die Vernunft ihrer Natur nach gebieten. Nichts anders, als: das ist die Hauptgrundlage des Christenthums. Denn sein Hauptgebot ist Liebe, und Liebe beruhet auf Einheit. Auch will Christus, daß Alle, die an ihn glauben, eins seyn, gleichwie er und der Vater eins seyn. — Zu was Allem doch nicht, einem Princip oder einer Meinung zu Gefallen, die Bibel gebraucht werden kann! —

Strebe nach Einheit! nämlich nach Einheit deiner Erkenntnisse, Empfindungen und Zwecke in dir, und nach Einheit

heit dieser Zwecke mit denen in der Körperwelt, der Vernunftwelt und der Gottheit. Was diese Einheit stört, oder hindert, ist böse; was sie befördert, ist gut.

Diesem Einheitsprincip zu Liebe ist nun die ganze Ethik und Religionslehre zwar nicht künstlich; aber doch mühsam konstruirt, und so systematisch durch eine unübersehbare Menge von tabellarischen Sub- Subdivisionen zerschnitten, daß man davor die Einheit kaum festhalten kann.

Zur Probe des Ganzen mag hier nur die Eintheilung eines untergeordneten Abschnittes aus dem ersten Theile oder den Prolegomenen stehen. Es sey der

III. Von der Moralität.

A. Der Begriff der Moralität. Sie ist

1) Die Willens-Vollendung. Oder: — — — Oder: — — — Oder: die Wirklichmachung der Einheit aller unserer Zwecke.

(Nach dem Princip der Einheit, dächten wir, müßte auch Ein Begriff hinlänglich seyn.)

2) Das Gegentheil davon.

B. Die Eintheilung der zur Moralität gehörigen Pflichten. (Diese eine Nummer soll hier der Leser zur Beurtheilung des Ganzen vollständig, doch mit einigen Abkürzungen, haben.)

Man kann dieselben eintheilen:

1) Nach den Kräften, mit denen wir sie üben, in Pflichten der Erkenntniß, der Empfindung, und des Handelns.

2) Nach den Bedürfnissen, — — in a) geistige, — — b) leibliche, — — c) äußere Pflichten. — — —

3) Nach der Verwandtschaft und dem Zusammenhange der Zwecke, — — — in allgemeine und besondere, oder in innere und äußere Pflichten.

4) Nach den Gegenständen, — — in Pflichten gegen Gott, den Nächsten und uns selbst. (U. diese Eintheilung hat der Verf. sich gewählt.)

5) Nach der ersten moralischen Urkunde des A. T. in die zehn Gebote.

6) Nach dem Grundsatze der Liebe im N. T., in Liebe gegen Gott, den Nächsten, und uns selbst. (Coincidirt mit Nr. 4.)

7) Nach den Grundsätzen der Einheit. (Ist, nach des Verfassers Erklärung, da er doch diesem Princip folgen wollte, und mußte, genau wieder dasselbe, mit Nr. 4.)

8) Nach dem Grundsatze der Vernunftmäßigkeit,

9) der Vollkommenheit,

10) der Glückseligkeit,

11) des gemeinen Besten,

12) des moralischen Gefühls,

13) der Erziehung und bürgerlichen Verfassung,

14) des Willens Gottes,

15) der Nachahmung des Musters Gottes und Jesu,

16) des Fichteschen Idealismus.

Welche Eintheilungen aus Nr. 8 bis 16 fließen müßten, hat der Verfasser anzugeben übergangen. Aber hilf Himmel! welche Eintheilungen! Das ist nun erst A. und B. Nun kommt noch C. bis H., von den Eigenschaften, Quellen und Triebfedern, von dem Ziele, von der Verpflichtung, von den Kennzeichen, von den Mitteln zur Beförderung der Moralität. Ich schone der Leser und des Raumes, und gebe nur an, daß von C. bis H. salvo errore calculi 190 Absätze und Subdivisionen enthalten sind.

Es wird hierauf von den allgemeinen und besondern Tugendmitteln ausführlich gehandelt. Zu den ersten rechnet der Verf. theils solche, die wir in uns selbst, theils solche, die wir in der Betrachtung unserer Verhältnisse finden; theils liegen sie in der Natur der Tugend und des Lasters, oder wir nehmen sie von andern Menschen, von Gott, und von der Vorsehung Gottes her. Ferner gehören dahin die heilige Schrift, das Gebet, Schulen, öffentliche Andachten, und moralische Schriften, Betrachtung der Natur, Betrachtung

dessen,

dessen, was uns widerfahren ist, oder noch widerfahren wird, endlich auch die Weltklugheit.

Der zweyte und dritte Theil umfaßt in der bezeichneten Manier die Pflichten gegen uns und gegen Andere, und der vierte und letzte Theil begreift mit der wesentlichen Religionslehre die Pflichten gegen Gott in sich.

Der ganze Grundriß soll nun theils Predigern nützlich werden, um ihnen eine umfassende und gedrängte Uebersicht aller Religionslehre zu geben; theils als Lehrbuch denen dienen, die sich zum Predigtamte bestimmt haben, oder doch zum wissenschaftlichen Nachdenken über die Religion geleitet werden sollen.

Ferner zeigt der Verf. an, daß er nach diesem Grundrisse noch ein größeres Werk auszuarbeiten gedenke, worin die Lehren alle so ausführlich vorgetragen werden sollen, wie sie der Prediger auf der Kanzel bedarf.

Bey aller Achtung, welche der Verf. von Seiten seines persönlichen und literarischen Charakters verdienen mag, und auch durch diese Schrift sich begründet hat, glaubt doch Rec. sein Urtheil, welches er für das Urtheil eines Einzelnen anzugeben sich bescheidet, nicht vorenthalten zu können, daß ihm dieser Grundriß nicht zu dem allgemeinen Gebrauche, wozu ihn der Verf. bestimmt, geeignet zu seyn scheine. Zwar mag die eigenthümliche Ansicht, und die Lehrart, die er wählte, ihn selbst zu manchem belohnenden Nachdenken über die Religion geleitet haben. Allein daß Andere, wenn sie auch von der Einsicht und Vergleichung mancher Stellen Nutzen ziehen können, welches Rec. keinesweges in Abrede stellt, diese Ansicht gerade zur Grundlage machen sollen: dazu sind die Materien zu sehr gestückelt, gehäuft und in einander laufend. Eine so sehr aus der Einheit ins Tausendfache zersplitterte Ansicht, bey welcher man vergeblich neue Aussichten suchen wird, erschwert ungemein die Uebersicht.

Kd.

Katholische Gottesgelehrtheit.

1) Geistvolle Gebete für wahre Anbeter im Geiste und in der Wahrheit, besonders für Ordenspersonen, Priester und Verehrer der Andacht. Aus den Werken des großen Kardinals Johann Bona gesammelt, eingerichtet und übersetzt vom Verfasser der neu bearbeiteten Predigt-Entwürfe. Mit Genehmigung des hochwürdigen Ordinariats. (Mit einem nicht schlecht gestochenen Christus am Kreutze, als Titelkupfer.) Augsburg, bey Bolling. 1803. 370 Seiten 8. 1 Gulden.

2) Ascetisches Tagebuch des großen Kardinals Johann Bona. Uebersetzt vom Verfasser der neu bearbeiteten Predigt-Entwürfe. Mit Genehmigung des hochwürdigen Ordinariats. (Mit einer Titelvignette, Christus Besuch bey Maria und Martha vorstellend.) Augsburg, bey Bolling. 1803. 159 Seiten 8. 30 Kreuzer.

Der Uebersetzer dieser beyden Erbauungsbücher giebt in der Vorrede zu dem erstern folgenden Grund an, der ihn bewogen habe, sie herauszugeben: „Unter der unzählbaren Menge „der (Ge) Bethücher, welche alle Tage im Drucke erscheinen, vermisset man bey so manchen die Salbung des Geistes. Sind auch geistvolle Betbücher ans Licht gekommen: so sind sie gemeiniglich nur allgemein. Leute, welche sich das gottselige Leben zum Hauptgeschäfft machen, finden darin zu wenig Stoff, womit sie den Trieben ihrer Betbegierde genugthuen könnten. Ordensleute, Priester, und andächtige Seelen wünschten ein für sie besonders eingerichtetes Betbuch haben zu können." Da aber auch diese nicht für einen besondern Stand oder bestimmte Bedürfnisse der Andacht eingerichtet; sondern allen „andächtigen Seelen" ein jedes andere Gebetbuch überhaupt dienen soll: so sieht Rec. nicht ein, was es in dieser Hinsicht vor andern voraus haben soll, daß

es

es nach des Herausgebers Ausdruck nicht auch „allgemein,“ d. h. zu allgemeinem Gebrauche bestimmt seyn soll. Ist es aber „die Salbung des Geistes,“ die er bey so manchen andern vermißt, und die dieses vorzüglich auszeichnen soll: so dürfte es schwer seyn, sich daraus von derselben einen richtigen Begriff zu machen. Der Kardinal Bona, den der Herausgeber aus Verehrung sogar den Großen nennt, war zwar seiner Zeit, wegen seiner Kenntnisse in Ansehen, und daher einmal nahe daran, die dreyfache Krone zu erhalten; allein für die Nachwelt hat er sich als großen Gelehrten eben nicht ausgezeichnet, und unter seinen Schriften dürften wenigstens die Gebetbücher, worin vorzüglich sein Hang zum Mysticismus sich äußerte, ihm diesen Namen nicht erworben haben. Findet der Herausgeber aber das „Salbungsvolle“ darin eben in jenem Anstrich von mystischer Schwärmerey: so mag er seinem Autor darin allerdings einen Vorzug einräumen; ob er aber darum ein Recht habe, die bessern, neuern Gebetbücher, von Brunner, Seiler, Groser, ꝛc. herabzusetzen, dürfte eine andere Frage seyn, die sich auch durch den allgemeinen Beyfall, womit dieselben aufgenommen wurden, und eine verständige, für Geist und Herz gleich wohlthätige Erbauung, zu befördern anfangen, schon selbst deutlich entschieden hat. Zwar versichert der Herausgeber, daß er nur für „die Klasse „der vollkommenen Menschen sich entschlossen habe, aus „dem ascetischen Horologium und den andern Gebeten des „Kardinals das Alles auszuheben, auf die Art ein förmliches „Gebetbuch einzurichten, und in deutscher Sprache ans Licht „zu stellen;“ daß aber dabey nicht an diejenigen zu denken sey, für welche einst Teller seine Religion der Vollkommenen schrieb, bedarf keiner weitläuftigen Untersuchung. Um dieses aber zu belegen, dürfen nur Proben aus diesen Gebetbüchern selbst angeführt werden.

Nr. 1. enthält unter folgenden Abtheilungen mehr oder weniger Gebete: 1) Morgengedanken. 2) Morgengebet (e). 3) Gebete zu verschiedenen Tageszeiten. 4) Vor dem Chorgebet. 5) Nach dem Chorgebet. 6) Kirchengebete. 7) Meßgebete. 8) Tägliche Gebete. 9) Kurze Meßgebete. 10) Besondere Gebete. 11) Beichtgebete. 12) Kommuniongebete. 13) Nach der heiligen Kommunion. 14) Gebet eines Priesters a) vor der heiligen Messe, b) nach derselben. 15) Prüfungs-Gebete. 16) Verschiedene Gebete. 17)

Abendgebete. m) Nachgebeter. Nach diesen Abtheilungen, die sich gewöhnlich in jedem Gebetbuche finden, wird man nun nichts Besonderes erwarten; Rec. will daher nur auf Einiges, das vielleicht besonders salbungsvoll seyn soll, noch kürzlich aufmerksam machen. S. 11. werden dem lieben Herr Gott alle Sinneswerkzeuge empfohlen, und dabey heißt es unter andern auch: „Ich empfehle dir meinen Mund, und „bitte dich, gieb mir Geschmack an göttlichen Dingen.“ — In dem Gebet vor dem göttlichen (für menschliche Ohren ist er wirklich oft sehr widerlich,) Chorgesang heißt es: „Von „der Ferse bis zum Scheitel ist kein guter Theil an mir. Wie „sollte ich, mit solchen Geschwüren entstaltet, von dein Angesicht mich hinwagen, rc.“ Welch ein ekelhaftes Bild! Und sieht denn Gott auf die Beschaffenheit des Körpers? oder sind solche krasse Begriffe vielleicht salbungsvoll? S. 64: „Du, o Herr! hast ihr Herz (nämlich deren, welche den Ge„kreuzigten im Herzen und am Leibe herumtragen,) tiefer „und empfindsamer durchdrungen, als du sonst pflegest, der „du allein das Gemüth insgeheim erleuchtest, ohne den Wil„len zu speisen.“ Welch ein Galimathias! In den Protestationen, die öfters vor Gott sollen wiederholt werden, sagt die gläubige Seele: „Ich muß mich selbst als einen Verletzer „deiner Majestät angeben, der des Todes und Leidens Jesu „(wahrscheinlich soll es heißen: an dem Tode, rc.) schuldig „ist, und deswegen mit den rebellischen Engeln gestrafet „zu werden verdient hat.“ S. 135. fängt das Gebet um Zerknirschung also an: „Fließt ihr Thränen! Es sollen die „Schlünde und Wasserquellen sich aufthun, und hervor„brechen. Mein Leben müsse in Schmerzen und meine Le„bensjahre in Seufzern sich verlieren, wenn etwa die her„einbrechenden Gewässer nicht zureichen, den Unrath mei„ner Sünden, durch die ich den Zorn verschuldet habe, ab„zuwaschen.“ Wie kann durch solche, allen wahren Religionsbegriffen zuwiderlaufende Vorstellungen Andacht und Erbauung erweckt, und echte Frömmigkeit befördert werden? Eben so ist auch Nr. 2. voll, sowohl von groben, sinnlichen Vorstellungen von Gott und den Verhältnissen des Menschen zu ihm, als auch von tändelnden, mystischen Empfindungen. §. XX. enthält z. B. den Liebesaffekt einer Seele zu Gott. S. 157. heißt es: „Zieh mich zu dir durch die Stricke deiner „Liebe;“ und S. 158.: „Komm, mein Geliebter! in deinen „Garten, in meine Seele. Durchhauche ihn, himmlischer

„Mit-

„[illegible]! daß seine Gewürze fließend werden, ꝛc.“ — Doch schon haben wir genug und zu viel solchen heiligen Unsinns abgeschrieben. Die angeführten Proben können auch zur Beurtheilung der Uebersetzung hinreichen, worin es weder mit dem Ausdruck, noch mit dem Styl, besonders genau genommen würde.

Die Religion in biblischen Bildern und Gleichnissen. Für Prediger, Katecheten, Schullehrer, und einen jeden denkenden Christen. Von Bernard Galura, der Theologie Doktor, Stadtpfarrer u. R. des Präsenzstifts in Freyburg im Breisgau, ꝛc. Mit Erlaubniß der kaiserlichen Censur, wie auch der hochwürdigen Ordinariate zu Augsburg und Konstanz. Augsburg, bey Rieger. 1804. 580 Seiten 8. (Mit einem saubern Titel-Kupfer.) 2 Gulden 30 Kreuzer.

Herr Doktor Galura, allzeit Mehrer der katholischen Literatur, beschenkt das Publikum hier wieder mit einem ansehnlichen Producte seiner fruchtbaren Feder, aus welcher es, um gleich in seiner Sprache zu reden, immer quillet, gleichwie ein Born sein Wasser quillet. In der Vorrede, die nach der Aufschrift nothwendig (doch wahrscheinlich nicht von jedem seiner Leser?) und jetzt eigentlich allein gelesen werden soll, was Rezensent, der nicht weiß, daß Jemand Vorreden zugleich zu lesen pflegt, nicht versucht; (denn daß er nach deren Beendigung nicht sogleich hätte sollen weiter lesen dürfen, da er sich dadurch eben nicht zu sehr angestrengt fand, wird doch nicht gemeint seyn?) setzt er mit seiner eigenen Weitläuftigkeit Plan und Zweck seiner Schrift auseinander. Als eine Hauptbedingung setzt er voraus, daß sie nicht, wie ein anderes Buch, in einem fortgelesen werde, was sich doch bey jedem Andachtsbuche schon von selbst verstehe, und bey diesem auch wohl Niemand so leicht aushalten würde. Daß die bildlichen Darstellungen und Gleichnisse, deren sich Christus in seinen Reden, und bey den mannichfaltigen Gelegenheiten, die er zu Belehrungen benutzte, gewöhnlich bediente, wirklich viel beytrugen, denselben Eingang zu verschaffen, wird Nie-

Niemand in Abrede seyn: eben so wenig ist aber dabey zu vergessen, welchen Antheil daran schon die Sprache und Gewohnheit des Orients, vorzüglich aber seine besondere Lage, und die jedesmaligen Umstände haben, die ihn oft nöthigten, die Wahrheit für die ihres hellern Lichts noch ungewohnten Augen zu verschleiern, und wie er selbst zu verstehen gab, Andern nur in Gleichnissen zu geben, was er seinen Vertrauten schon frey heraussagen durfte. So angenehm es daher seyn mag, seine Reden durch bildliche Vorstellungen zu würzen, und selbst den Wahrheiten der Religion dadurch Leben und Wärme zu ertheilen: so wenig dürfte es doch fruchten, immer sich nur dem Spiele der Phantasie zu überlassen, und statt einer gründlichen Erkenntniß der Wahrheit, sich überall nur mit einem matten Wiederschein in oft gesuchten und hinkenden Gleichnissen zu begnügen. Ein Prediger aber, der zur Erläuterung seiner Lehren und Beyspiele so sehr verlegen wäre, daß er, wie der Verf. meint, sein Buch auf dem Spaziergang, und überall, als Nothhülfe in der Hand haben müßte, wäre doch wirklich sehr zu bedauern, besonders wenn er nicht einsähe, daß er mit jeder Konkordanz sich eben so gut berathen könnte, als mit diesem biblischen Bilderbuche, dessen Verfasser gewissermaßen auch nichts anders that, als daß er nach einem solchen Hülfsmittel in alphabetischer Ordnung Worte, entweder in ihrer bildlichen Bedeutung aus der Bibel zusammenstellte, und mit Sprüchen belegte, oder selbst zu Gleichnissen auf den Menschen anwandte. Einige Artikel sind dabey länger, andere unverhältnißmäßig kürzer ausgefallen, je nachdem sich die Materie schnell dazu auffinden ließ. So füllt gleich der erste: „Abendmahl des Herrn," 12 Seiten, wo sich der Verf. in seinem unbegränzten Haschen nach Bildern S. 10. zu der den Lehren der Kirche doch ganz zuwider laufenden Behauptung verleiten läßt, daß „Brodt und Trank im heiligsten Abendmahle bloß Bilder des Leibes Jesu seyen, wodurch er zur Vereinigung mit den Protestanten den wichtigsten Stein des Anstoßes aus dem Wege geräumt haben würde. Wie weit der Verf. seinem spielenden Witze nachgeht, zeigt schon dieser erste große Artikel, worin vorzüglich das Bild von einem gemeinschaftlichen Mahle, das Kinder zum Andenken ihres geschiedenen Vaters feyern, weitläuftig durchgeführet wird; um aber Zeit und Papier nicht zu unmäßig zu verschwenden, wird es genügen, einige kleine Stücke zur Probe auszuheben. Wir nehmen

dazu

lich ohne Wahl nur das nächst auffallende: S. 575. Nummer 2029. „Siegel und Petschaft, das Bild der Wun„der. So lange eine Sache oder Schrift nicht versiegelt ist, „ist sie noch offen, unerwiesen; ist sie versiegelt: so ist sie „beschlossen, bekräftiget. Stelle dir vor, die Religion „sey ein Brief, den Gott an die Menschen, die seine Kinder „sind, geschrieben hat, und in welchem Alles enthalten ist, „was wir thun sollen, um in Himmel zu kommen; muß die„ser wichtige Brief nicht versiegelt seyn, den (das) Siegel „der Werke Gottes haben? würden wir (den) selben sonst „annehmen? Weißt du welchen (s) Siegel Gott seinem „Briefe an uns aufgedrückt habe? Die Wunder, oder Wer„ke, die nur er thun kann, ꝛc." Wer fühlt da nicht gleich das Schiefe und Unrichtige, das solche spielende Begriffe immer begleitet? Muß es z. B. nicht dem gemeinsten Verstande auffallen, daß nur Geheimnisse versiegelt; das aber, was offen, und, wie die Religion, Jedermann kund werden soll, nicht durch ein Siegel verschlossen seyn darf. Hätte der Verfasser richtig zu unterscheiden gewußt: so würde er höchstens eine Vergleichung daher haben nehmen können, daß öffentliche Urkunden besiegelt seyn müssen. Oder, wem gefallen solche Bilder? „Wie der Gassenkoth, so wird der Gottlose „einstens weggeworfen, verachtet, und zertreten werden."

Predigt über die Geringschätzung der Geistlichkeit in unsern Tagen. Bey der Primizfeyer eines Priesters, den sein verworrenes Schicksal erst in seinem 59sten Lebensjahre seine Bestimmung erreichen ließ. Gehalten in der kurfürstlich hochlöblichen Kollegiat - Stiftskirche zu Altenötting, von Franz Xaver Reeb, Stiftskapitularen und Predigern daselbst. Salzburg, bey Oberer. 1801. 54 Seiten 8. 4 Kr.

Die verspätete Anzeige dieser Predigt, die überhaupt vielleicht außer der Gegend wenig bekannt wurde, kömmt eben deswegen um so weniger zu spät, je weniger sie es verdient, unter dem Schwall von Predigten dieser Art sogleich verges-

 sen

sen zu werden. Sie zeichnet sich nicht nur durch den warmen und schönen Vortrag geläuterter Begriffe zur Empfehlung des Verfassers aus; sondern vorzüglich durch die Veranlassung bey der Einweihung eines so alten Priesters, und die gelegenheitliche Erzählung seiner mit Recht verworren genannten Schicksale, die als ein interessanter Beytrag zur Geschichte der Zeit schon an sich Aufmerksamkeit erregen, und wovon wir also zuerst einen kurzen Auszug zu liefern haben. Der neu eingeweihte Priester, der Sohn eines gemeinen Landmannes in der schwäbischen Grafschaft Scheer, war früh schon diesem Berufe bestimmt; mußte ihn aber nach dem Tode seines Vaters, um seiner Mutter, die noch für neun verwaisete Geschwister zu sorgen hatte, nicht länger zur Last zu fallen, bald verlassen, und den antreten, der ihn beym Gerichtsgeschäffte balder zu versorgen schien. Allein, da sein Glück schon nahe war, riß ihm ein Anderer seine Beförderung aus der Hand, und nahm ihm alle Hoffnung für die Zukunft. „Von keines Freundes Auge gesehen, stand er jetzt „arm und verlassen da, und harrte eines andern glücklichen „Ausweges. Dieser öffnete sich plötzlich. Ein Kaufmann „aus Wien, der seit einigen Jahren als Stadtschreiber in „Scheer stand, und Kolonisten für die Sierra-Morena gesammelt hatte, munterte ihn auf, da er eben mit seiner Familie selbst dahin reisen wollte, um den Lohn für seine Verdienste zu empfangen, ihn nach Spanien zu begleiten. Allein eine halbe Stunde von Manzanares werden sie von „Räubern überfallen, die sie völlig ausplündern. Von Allem „entblößt, findet die Gesellschaft in diesem Städtchen kaum „so viel Mitleiden, daß ihr Aufenthalt und den Hunger zu „stillen gegönnt wird, als zu glücklicher Stunde ein paar „Fremde ihr aus der Noth helfen, die nicht einmal sich zu „erkennen geben; sondern sie nur vor ihrem Kutscher warnen, der wahrscheinlich mit den Räubern einverstanden war. „Da nun für den Helden unserer Geschichte bey seinem Patron nicht mehr viel zu erwarten war: so entschloß er sich „nun, diesem nicht länger zur Last zu fallen, und beym Militair Dienste zu nehmen. Unterwegens hatte er einen Officier „bey sich, der zu seiner Schande selbst ein Deutscher, aus Bayern war; dieser bat ihn eine Kiste mit Büchern für ihn mit „nach Madrid zu nehmen, mit dem Versprechen, sie inzwischen benutzen zu dürfen. Kaum kann man sich aber eine „solche schändliche Niederträchtigkeit denken, als die war, wo-

„mit

„mit dieser seine unbefangene Gutmüthigkeit lohnten. Denn „da er kaum einige Zeit in Madrid war, wurde er, wahr„scheinlich durch jenen selbst verrathen, daß er verdächtige „Bücher habe, vor das Inquisitionsgericht geholt, und nach „langen verfänglichen Untersuchungen nur durch die Vermit„telung des würdigen Aranda den Klauen desselben entrissen. „Nachdem er nun 6 Jahre Soldat gewesen war, und selbst „einen Zug gegen Algier und Tripoli mitgemacht hatte, kehrte „er nach Deutschland zurück, beschäfftigte sich mit dem Un„terrichte, und suchte endlich den früh verlassenen Weg zu ei„nem geistlichen Amte wieder einzuschlagen." Die wunderbare Verkettung der Begebenheiten, die in edler Einfachheit ausführlicher in der Predigt erzählt sind, würde für eine romanhafte Erfindung gehalten werden, wenn hier neben dem Heiligen an Unwahrheit zu denken wäre. Der zu früh verstorbene Danzer lernte nun den vielerfahrnen Mann kennen, und half ihm in seinem hohen Alter endlich seinem Ziele näher zu kommen. Bey einer solchen Veranlassung war es nun nicht zur Unzeit, Einiges über die äußerliche Verachtung des Standes zu sagen, dem sich doch ein Mann in diesem Alter noch weihen will, und Hr. N. hat in seiner Predigt, die auch für sich werth ist gelesen zu werden, sehr viel Schönes gesagt, indem er sowohl die falschen Begriffe und Urtheile, die das Volk noch immer von seinen Priestern hat, als auch die Anmaaßungen, und das Betragen, welches die Geistlichkeit nicht selten an sich gewahr werden läßt, betrachtet, und so hier und da so manche Ursachen der Geringschätzung der Geistlichen findet. Seiner weitern Ausführung aber genauer nachzugehen, würde uns zu weit führen, und um so weniger nöthig seyn, je mehr wir zur eigenen Lektüre derselben ermuntern zu dürfen glauben. Was er in der Vorrede über Mißhelligkeiten und Verfolgungen, die er sich dadurch zugezogen habe, sagt, ist, da er sich selbst nicht darüber herausläßt, nicht deutlich einzusehen; in jeder Hinsicht aber nur zur Schande derer, denen freymüthige Offenheit anstößig scheinen konnte. Sein Ausdruck ist ziemlich rund und rein, bis auf einige Kleinigkeiten, z. B. Geschwisterte, weiß-schwarze Kleider, zc. Schanzier aber ist Recensenten ganz unverständlich.

Vollständiger hie und da verbesserter Auszug des vollständigen, für die königl. kaiserl. und kurpfalzbaierischen Schulen vorgeschriebenen Katechismus der christkatholischen Religion. Ein Christenlehrgeschenk eines Landpfarrers für seine Pfarrkinder. Augsburg, bey Bolling. 1802. 120 S. 12. 30 Kreuzer.

Da bey dergleichen Schriften, welche unter öffentlicher Autorität verfaßt und eingeführt werden, gewöhnlich die Urtheile der Kritik nicht in Anschlag gebracht, und dieselben ohne Rücksicht darauf doch gekauft und gebraucht werden müssen: so kann die Anzeige davon keinen andern Zweck mehr haben, als im Allgemeinen auf den darin herrschenden Geist aufmerksam zu machen, und die darnach zu beurtheilenden Fortschritte in der höhern Geisteskultur zu bemerken. Wo aber auch davon nichts zu finden; sondern Alles dem alten bekannten Herkommen gemäß ist, da darf man sich begnügen, bloß dieses nachgewiesen zu haben, und kann sich also um so kürzer fassen. Da nun dieses ganz der Fall bey diesem Katechismus ist: so braucht Rec. nur einige Proben zum Beweise auszuheben, daß er in Form und Stoff nach dem alten Schlage eingerichtet, und auf die bessern Religions-Erkenntnisse unserer Zeiten keine Rücksicht genommen sey. Rec. kennt den vollständigen, in den königl. kaiserl. und pfalzbairischen Schulen vorgeschriebenen Katechismus nicht, und weiß also nicht, in wiefern dieser Auszug auch vollständig, und hier und da verbessert heißt. Von den Hauptlehren der Kirche fehlt zwar nichts; daß die angegebenen Verbesserungen aber in einer deutlichen und richtigen Darstellung derselben bestehen, ist nicht zu finden. Auffallend ist es, daß der große ausführliche Katechismus für den schwächern Verstand der Kinder in Schulen, und dieser kleinere, und doch also leichtere Auszug, für die Erwachsenen zum Christenlehrgeschenk bestimmt ist. Luther verfertigte auch zwey Katechismen; hatte aber doch schon so viele Einsicht, zu unterscheiden, daß der kleine dem jugendlichen Alter angemessener, und der größere nur für den reifern und höherer Einsicht fähigern Verstand der Aeltern und Lehrer zu bestimmen sey. Daß man, nach so langer Zeit, in der katholischen Kirche nicht auch so

weit

weit gekommen ist, dieses einzusehen, wäre auffallend, wenn man nach einem solchen einzelnen Beyspiele aufs Ganze schliessen dürfte. Denn daß man auch hierin eben noch ein Unterscheidungszeichen suchen sollte, ist doch nicht zu vermuthen. Doch Rec. hat hier nur von diesem Katechismus zu reden, und hebt ohne Auswahl also nur noch einige Stellen aus. Zuerst fällt ihm auf, das erste Hauptstück vom Glauben. Fr. Was muß man glauben? A. Alles was Gott geoffenbaret hat, und die katholische Kirche zu glauben vorstellt. Fr. Wie nennt man das ungeschriebene Wort Gottes? A. Die Tradition oder mündliche Uebergabe. Fr. Wo wird die Tradition allein treu und unverfälscht aufbewahret? A. In der katholischen Kirche. Fr. Muß ein jeder Christ Alles ausdrücklich glauben, und wissen, was in der Bibel? A. *Nein*, das kann nicht seyn. Fr. Wie hat Christus seine Religion eingeführt? A. Durch Verkündigung seines heiligen Evangeliums. Fr. Glaubten ihm die Leute, und erhielt er Anhänger? A. Ja; fast ganz Judenland lief ihm nach. S. 14. Fr. Sind alle Engel in der Gnade Gottes verblieben? A. Nein; viele haben gesündiget. Fr. Was für eine Sünde haben sie begangen? A. Die Sünde der Hoffart. Fr. Hat Gott die hoffärtigen Engel bestraft? A. Er hat sie auf ewig verworfen, und in die Hölle verstoßen. Fr. Sind die Teufel den Menschen schädlich? A. Sie suchen ihnen an Seele und Leib zu schaden. — Ohne weitere Anmerkungen sieht Jeder, welche erbauliche Katechisationen nach solchen Lehren gehalten werden müssen.

VI.

Der Stand und die Leiden des Seelsorgers, geschildert nach der Natur. Ein Noth- und Hülfs-Büchlein für Alle, welche sich dem geistlichen Stande gewidmet haben, oder noch widmen wollen. Nach Parochus duodenario onere pressus neu bearbeitet von Aegidius Fischer. Nebst einem Anhange: Der in der Seelsorge arbeitende Priester, der größte Menschenfreund. Linz und Leipzig, in der k. k. akad. Kunst- Musik- und Buchhandlung. 1802. 206 Seiten 8.

So

So einfältig dieses aus einer ältern lateinischen Schrift übersetzte Büchlein ist: so kann es doch für den, der das rohe, ungeschliffene Wesen derjenigen Menschen, mit welchen sich der katholische Pfarrer gewöhnlich umgeben sieht, und von welchen ihm manchmal auch Etwas anklebt, näher kennen lernen möchte, einiges Interesse haben. Denn aus dem Umstand, daß der Parochus pressus zum Troste der Seelsorger überhaupt erscheint, läßt sich schließen, daß jene plumpen Sitten auch in unsern Zeiten noch nicht ausgestorben sind. In Gesprächen dreyer katholischer Pfarrer schildern sie einander die mannichfaltigen Leiden, die sie zu erdulden haben, und die ihnen von Erbschaftsschleichern, Freude bey ihrem Tode, Zumuthungen bey Krankenbesuchen, Uebelwollen der Beamten und Pfarrkinder, schlechtem Zustande ihres Hauswesens, Köchinnen, Anverwandten, Kaplänen, Schulmeistern, und von tausend Orten und Menschen her zustoßen. Die Schilderungen gehen oft sehr in Pöbelhafte. — Besser ist die angehängte, auf dem Titel erwähnte Predigt, die bey einer Primizfeyer in der Linzer Diöces gehalten wurde. Fehlerhaft ist es, daß S. 11. apologus durch Schutzrede übersetzt wird, da das Wort eine Dichtung bedeutet, deren Hauptzweck die darin enthaltene Lehre ist.

Systematischer Römisch-Katholischer Schulkatechismus über die ganze Natur-Glaubens- und Sittenlehre, aus den richtigsten Quellen der heiligen Schrift, Kirche und Tradition, nach der Grundlage des H. Kirchenraths zu Trient. — Vom Verfasser der letzten Dinge des Menschen, des römisch-katholischen Kontrovers-Katechismus, und der polemischen Kanzelreden, ꝛc. Kölln, bey Haas und S. 1802. 127 Seiten 8.

Eines der elendesten Machwerke in Frag und Antwort. — Gott bewahre die liebe Jugend vor einem solchen Katechismus, und vor Lehrern, die ihn zum Grunde zu legen verschroben genug wären! Es ist hier nicht die Meinung, daß Rec. es dem Verf. zum Vorwurf machen wollte, daß er, ein katholischer Schriftsteller, für die katholische Jugend die

Lehre

Lehrsätze des katholischen Glaubens in seinen Schulkatechismus aufgenommen hat; aber daß er auch die von den bessern Katholiken aufgegebenen Meinungen als wesentlich zum Katholicismus beybehalten; daß er den hergebrachten scholastisch-ascetischen Unsinn von sieben Hauptsünden, sieben Haupttugenden, acht Seeligkeiten, fünf Kirchengeboten, u. dgl. m. wieder abgelehrt hat, daß ihm jede Rücksicht auf die Verstandesentwickelung und Herzensveredlung gänzlich unbekannt ist: das verdient die höchste Mißbilligung seiner Glaubensgenossen selbst, die denn doch seit Michael Ignaz Schmidt eine bessere Bahn, wie die Jugend in der Religion unterrichtet werden soll, kennen. Und dieser erbärmliche Schriftsteller will Felbigern tadeln, der, obgleich von dem erreichbaren Ideale eines guten Katechismus noch weit entfernt, doch viele Stufen höher steht, als jener je erreichen wird. Er behalte also den dritten und vierten Kursus, der auf die beyden in diesem Theile enthaltenen folgen soll, nur bey sich.

Vz.

Rechtsgelahrheit.

Ueber Hochverrath, beleidigte Majestät, und verletzte Ehrerbietung gegen den Landesherrn. Von *K. H. B. Bosse*. Göttingen, bey Dieterich, 1802. 95 Seiten 8. 8 gr.

Eine Schrift, die nach Feuerbachs und Kleinschrods Abhandlungen über diesen Gegenstand erscheint, läßt ganz besondere Forderungen machen. Sie muß neue Ansichten über die Natur dieses Verbrechens geben, tiefer in den Charakter desselben eindringen; oder die Geschichte der Gesetzgebung für dasselbe genauer und ausführlicher beschreiben, als es bisher geschehen war. Man findet aber hiervon nichts, und der aufmerksamste Leser würde nicht zu antworten im Stande seyn, wenn man ihm die Frage vorlegte: was denn eigentlich mit dieser Schrift gethan seyn sollte? Auf noch nicht vollen sechs Blättern hat Hr. B. die Materie vom Hochverrathe abgefertiget. Eine Definition, wie es mehrere giebt: „Handlungen der Unterthanen, wodurch Gehalt und Form des

Staats

Staats widerrechtlich verändert wird." und eine Untersuchung, wer dieses Verbrechen begehen könne, so wie sie ebenfalls schon von Andern angestellt worden ist, machen den ganzen Reichthum dieser Schrift aus. Der Verf. scheint es nicht geahndet zu haben, daß sich noch weit größere Untersuchungen an diese hätten reihen lassen; er hat nicht dahin gearbeitet, da wo Feuerbach und Kleinschrod von einander abweichen, und Zweifel übrig lassen, Licht zu verbreiten; noch weniger hat er Tittmanns neue Theorie in seinen Grundlinien der Strafrechtswissenschaft §. 174. u. flg. gekannt, nach der der Hochverrath nicht als genus; sondern bloß als species von den Handlungen gegen das Daseyn und Verfassung des Staats erscheint, und Rebellion und Landesverrätherey zur Seite hat. Das Verbrechen der beleidigten Majestät ist im zweyten Abschnitte weitläuftiger; aber deßwegen um nichts besser abgehandelt. Hr. B. versteht unter Majestätsverbrechen: „jede sinnlich erkennbare Aeußerung (was mögen wohl nicht sinnlich erkennbare Aeußerungen seyn??) des Unterthanen, wodurch dem Staate oder dessen Oberhaupte vorsätzlich seine Rechte nicht beygelegt, oder vorgeschriebene Zeichen derselben nicht bezeigt werden." Diese ganze Definition ist aus einer ohne hinlängliche Prüfung geschehenen Anwendung der Kleinischen Theorie, besonders §. 511. seines Lehrbuches entsprungen; darum hat auch die Schrift noch einen dritten Abschnitt, von dem Verbrechen der verletzten Ehrerbietung gegen den Landesherrn, welche eigentlich das Wesen des Majestätsverbrechens enthält; denn die Majestät läßt sich nimmer anders, als eine Würde denken, wo denn Anmaßungen gewisser mit der höchsten Gewalt verbundener Vorzüge geschehen können, ohne diese Würde anzugreifen. Aus diesen irrigen Voraussetzungen sind denn auch ganz irrige Folgerungen entstanden. So wird z. B. S. 62. ungegründeter oder durch Schmähschriften geäußerter Tadel über die Ausübung und die Einrichtung des deutschen Reiches, unter die Arten des Majestätsverbrechens gerechnet, da doch die Majestät eines Staates absolut schon von dem Begriffe Staat und höchster Gewalt herrührt; nicht aber von der Verwaltung desselben abhängt; daher denn auch Tittmann diese Handlungen richtiger unter die Verbrechen wider die gesetzgebende Gewalt zählt. Ein gleiches gilt von der Behauptung S. 67. daß das Prägen der Münzen mit dem Bildnisse des Ministers und dem Namen des Fürsten, ein Majestätsver-

brechen

brechen sey. Von dem Rechte, Münzen zu prägen, hängt nicht die mindeste Majestät ab; Anmaaßung dieses Rechtes, ist nur in Staats-ökonomischer Hinsicht von Wichtigkeit. — Was aus der Geschichte der Gesetzgebung über diese Verbrechen beygebracht worden ist, ist äußerst oberflächlich und mager, und schon in jeder andern Schrift über Hochverrath u. s. w. enthalten. Möchte doch Hr. V. künftig erst das, was Andere vor ihm geschrieben haben, gehörig lesen; vielleicht erhielten seine Schriften mehr Werth, als diese.

Gn.

Ueber die Unzulässigkeit der Einrede des Anastasischen Gesetzes gegen Wechselforderungen nach gemeinem Rechte (,) mit besonderer Rücksicht auf die Herzoglich Braunschweig-Wolfenbüttelsche Wechsel-Ordnung, vom D. W. Rahn in Helmstädt. Braunschweig, bey Eulemann. 1802. VIII und 78 Seiten 8. 6 gr.

Der Verfasser zeigt mit Bescheidenheit, daß eine Menge der, durch einen, in den Herzogl. Braunschweigischen Landen vor einiger Zeit getriebenen Wechselhandel, entstandenen Wechselklagen, in welchen manche unentschieden gebliebene Rechtsfrage aus dem Gebiete des Wechselrechts und der Wechselprocesse entstanden, Veranlassung zu dieser Schrift gegeben hätten, in welcher vorzüglich die Rechtsfrage: ob, und in wie ferne die Einrede des Anastasischen Gesetzes, einer Wechselforderung entgegen gesetzt werden könne? untersucht und entschieden werden solle, damit in Zukunft über diesen Punkt, etwas Positives zum Grunde gelegt werden könne, und die bisher, in ähnlichen Fällen, bey den Braunschweig-Wolfenbütt. Gerichtshöfen mehrmals erschienenen richterlichen Erkenntnisse, die bald bejahend, bald verneinend den Vorfall entschieden hätten, fortan nicht auf so schwankenden Rechtsgründen für eine dieser beyden Meinungen, mehr beruhen möchten. Der Zweck ist löblich, und die Ausführung desselben, in den meisten Argumenten rühmlich. Damit nun die Leser, die nicht Rechtsgelehrte ex professo sind, von der ursprünglichen Veranlassung des Anasta-

 sischen

[illegible]en Gesetzes unterrichtet werden, giebt er S. 51. flg. [illegible]
[illegible] diese historisch richtige Auskunft, und sagt: daß in Rom,
und lange nach Romulus Zeiten (um Patricier und Plebejer
durch ein unauflösliches Band mit einander zu verbinden)
das Geschäffte, streitenden Theilen gerichtlichen Beystand zu
leisten, von den Patriciern ihren Klienten unentgeltlich gelei-
stet worden, indem es zu den Pflichten gehöret habe, deren
Grund in dem römischen Patronatrechte liege. (Richtig, und
so erzählt es Dionys. v. Halikarnaß, Lib. II. p. 83 et 84.
Ed. Sylb., daß dieser gegenseitige Zustand der bürgerlichen
Ordnung, an die 600 Jahre gedauert habe, ohne daß zwi-
schen diesen beyden Volksklassen irgend eine erhebliche Miß-
helligkeit entstanden sey. Es war sogar die größte Ehre für
einen Patron, viele, sowohl angeerbte, als durch eigene Ver-
dienste erworbene, Klienten zu haben. *Horat.* Epist. II.
1. 105. — *Juven.* Satyr. X. 44.) Der Ursprung der un-
eigennützigen Rechtsgelehrten Roms, ist daher edel, weil
es mit zu dem Amte und den Pflichten eines Patriciers (Pa-
tronus) gehörte, seinen Klienten (die aus den Plebejern wa-
ren) das Recht zu erklären, und ihre Processe zu führen. —
(Hätte doch die allzugroße, gemißbrauchte Aufklärung Roms,
in der Folge die römischen Staaten, und die auf sie gefolgten
Nationen, die mit der Annahme des römischen Rechts, auch
die Spitzfindigkeiten der lateinischen Advokaten annahmen,
worüber schon Cicero klagt: in Orat. XXIII. pro Muraena
12. in der Urreinheit ihrer frugalen Sitten und Gewohnhei-
ten erhalten; wie glücklich würde die Welt seyn, sich vom Ei-
gennutze und der Gewissenlosigkeit mancher Rechtsbeystände
Deutschlands und Frankreichs, welche seit Jahrtausenden die
bürgerliche Gesellschaft plünderten, befreyt zu sehen!!) In
der Folge sey aber die Vertretung des Rechts, auch von Ple-
bejern ausgeübt worden; die bisherige Advokatur habe aufge-
hört, ein Ehrengeschäffte zu seyn, und der Eigennutz der Sach-
walter habe nunmehr Belohnung für ihre Bemühung gefor-
dert, wogegen jedoch M. Cincius Alimentus im Jahr 545.
nach E. R. ein Gesetz zu Stande gebracht habe, das dieser
Volksbedrückung Gränzen gesetzt. (Darf man Livius in
Epit. Lib. XVIII. p. 199. Ed. *Grut.* trauen: so war es Ti-
berius Coruncanius, welcher, als erster plebejischer Pon-
tifex Maximus, schon gegen das J. R. 500., allen Bürgern
ohne Unterschied des Standes, mit seinem Rathe umsonst
beystand, und sie gegen Unrecht und Unterdrückung verthei-
digte.

chte. s. Lib. II. § 35. 38. D. de orig. juris.) [illegible]
diese Gewohnheit, selbst von Plebejern, [illegible] ausgeübt, wel-
chem Beyspiele nachher von Manilius, Crassus, Mucius
Scävola, C. Aquilius, Gallus, Trebatius, Sulpi-
cius, u. m. A. gefolgt wurde.) Augustus — sagt der Ver-
fasser weiter — fand nöthig, das Cincische Gesetz von neu-
em einzuschärfen, und die Sachführer der Eigennützigkeit, mit
einem vierfachen Ersatze der genommenen Bestechung, oder
statt dieser, der Geschenke zu bestrafen. (Hiebey wird Brum-
mer citirt; warum nicht Dio Cass., der diesen Umstand Lib.
LIV. c. 18. erzählt?) Unter den Kaisern wurde aber in der
Folge den Rechtsgelehrten Bezahlung anzunehmen erlaubt:
Honorarium, certam justamque mercedem, sagt Sueton.
in Nero. 17., die zur Zeit des Kaisers Claudius, auf zehn
Sestertien (etwan 1 holländ. oder Reichsgulden im 24fl.
Fuß,) festgesetzt ward, wie Tacitus bezeugt: Annal. Lib.
XI. c. 7. in fine). Trajan — sagt der Verf. richtig —
verbot strenge, diese Summe (dena sestertii) nicht zu über-
schreiten; demungeachtet wußten die Priester der Themis,
durch mancherley Erfindung, dieses Gesetz unschädlich zu ma-
chen, indem sie sich von ihren Klienten, welche eine zweifel-
hafte Forderung gerichtlich zu verfolgen hatten, die Forde-
rung, gegen eine geringere Summe, als der wahre Betrag
derselben war, cediren ließen. — Dieser, in der Kindheit
des römischen Rechts unerlaubt scheinende Handel veranlaßte
S. 29. ff. den römischen Kaiser Anastasius zu verordnen,
daß, sobald eine Forderung von einem Dritten für eine ge-
ringere Summe angekauft worden, in der Regel, der Ces-
sionar von dem Schuldner nichts mehr zu fordern berechti-
get seyn solle, als ersterer für die Forderung wirklich gegeben
habe, ohne darauf zu sehen, ob eine gehässige Nebenabsicht
dabey zum Grunde liege, oder nicht. Diese Verordnung ist,
wie bekannt, nachher vom Kaiser Justinian in ihrem gan-
zen Umfange bestätiget und noch weiter ausgedehnt worden,
(wie die Menge Schriften beweisen, die darüber bisher juri-
disch gehandelt haben, und die Lipenius verzeichnet.). Hr.
Rahn nimmt daher Gelegenheit, nachdem er vorher S. 1 bis
28. einige allgemeine Bemerkungen von Wechselbriefen über-
haupt, und von dem Indossamente, das er von einer Cession
ganz richtig unterscheidet, insbesonders vorangeschickt hat, von
der Zulässigkeit der Einreden im Wechselprocesse, mit Rück-
sicht von der Anwendbarkeit des Anastasischen Gesetzes in deut-

schen Geschäftsleuten S. 51. fg. zu handeln, wobey er ei-
ne nähere Bestimmung der Hauptfrage liefert: „Ob und in
„wiefern die [illegible] der [illegible] Gesetze einer Wech-
„selerklärung aus [illegible], in der Form richtigen Wechsel-
„Indossamente überhaupt, und insbesondere von Seiten
„der braunschweigischen Landes Wechsel-Ordnung, entge-
„gen gesetzt werden könne?" — Nachdem er nun S. 56.
fg. die [illegible] Meinungen der Rechtslehrer, nebst ih-
ren Gründen und Beweisen für die Zu- oder Unzulässigkeit
[illegible] Einreden in Wechselsachen, zumal im Allgemeinen
nach der Natur des Wechselgeschäftes, auf welches das oft
angeführte [illegible] (S. 47. fg.) nicht paßt, geprüft
und [illegible] der Kayserschen Meinung in dem Falle, da die
[illegible] Valuta (bey trockenen oder trassirten Wechselbrie-
fen) im Indossamente angegeben ist, hinlänglich untersucht
und verglichen hat; so geht er S. 59. fg. zur Entscheidung
der Frage über, was dieserhalb nach braunschweigischer
Wechselordnung Rechtens sey? Daß die Beantwortung ver-
neinend ausfallen müßte, war leicht zu denken, weil die Na-
tur der Sache selbst, und die anerkanntesten Rechtslehrer,
bey einem vollgültigen Wechsel, schon die bloße Einrede für
unstatthaft erklären. Die Bemerkungen §. 38. S. 74–78.
von dem wahren Erlöschen einer Wechselschuld, bestimmen diesen
Umstand hinlänglich, und wir dürfen, nach unserer Einsicht,
[illegible] hinzusetzen, daß diese Bogen einen wichtigen Beytrag
in der Literatur des Wechselrechts befördern.

Et.

Versuch einer Erörterung des Anfallsrechts der Reichskammergerichtspräsentationen, mit Bezug auf den neuesten Revolutionsfall der Baierischen Kreispräsentation, von *Johann Christoph* Freyherrn *v. Aretin*, Kurpfalzb. General-Landes-Direktions-Rath, etc. München. 1801. 4 Bogen 8. 4 Gr.

Der Verfasser stellt folgende, auf Geschichte und rechtliche Auslegung gegründete Rechtstheorie auf: 1) Derjenige Reichsstand, welcher sieben Monate lang nach geschehener

Noti-

Notifikation die Präsentation unterläßt, verliert für diesen Fall sein Präsentationsrecht; 2) ist neben ihm noch ein anderer Stand zur Präsentation berechtiget; so fällt das Präsentationsrecht an diesen; 3) läßt dieser wieder die Zeit von sieben Monaten ohne Präsentation verstreichen, oder ist kein Mitpräsentant vorhanden: so wird das Präsentationsrecht an das Kammergericht selbst devolvirt.

Nach dieser Theorie beurtheilt und entscheidet der Verfasser einen kürzlich zwischen Pfalzbaiern und Salzburg zur Sprache gekommenen Devolutionsfall, welcher die Veranlassung zu dieser Schrift gegeben hat. Die Vergebung der baierischen Kreispräsentation stand gerade bey Salzburg, als der Erzbischof von Salzburg zu Anfange des Jahres 1798, das reichskammergerichtliche Notifikationsschreiben vom 10. Decemb. 1797. erhielt, daß der von dem baierischen Kreise präsentirt gewesene Assessor, Freyherr von Reigersberg, seine Assessorat-Stelle niedergelegt habe, und die dadurch erledigte Stelle anderweitig zu besetzen sey. Weil aber von geschehener Ernennung eines Präsentats nichts verlauten wollte: so erließ der Kurfürst von Pfalzbaiern ein Erinnerungsschreiben an Salzburg, vom 25. März 1798, worauf unter dem 2. Jun. die Antwort erfolgte: aus mehreren Gründen wolle man sich in Erwartung ruhigerer Zeiten an das Reichskammergericht um Verlängerung der Präsentationsfrist wenden, und erwarte von Seiten Kurbaierns vollkommenen Beyfall. Dem Kurfürsten ist aber weder von Salzburg aus, noch von dem Reichskammergerichte irgend eine Eröffnung geschehen, ob die Frist gesucht, und zugestanden worden sey. Daß aber auf jeden Fall die Nomination noch immer unterblieben war, ergab sich daraus, daß keine Anzeige derselben erfolgte.

So erzählt wenigstens der Verfasser im Wesentlichen den Fall. Das Resultat ist: daß der Kurfürst allerdings berechtiget gewesen wäre, das Devolutionsrecht auszuüben; sich aber desselben, zum Beweise seiner freundnachbarlichen Gesinnungen, freywillig begeben, und die ihm angefallene Präsentation ganz zur Disposition des Erzbischofs von Salzburg überlassen habe.

Die Ausführung ist gründlich und klar, und verdient auch in wissenschaftlicher Hinsicht als eine Bereicherung der reichsprocessualischen Literatur, welche über die hier bearbeitete

Lehre noch nicht vollständiger nachgewiesen hat, mit Dank aufgenommen zu werden. Die Rechtsfälle, worauf sich die Ausführung beziehet, sind [illegible] mit eingedruckt worden.

Beobachtungen beym Ausbruche eines Konkurses, und bey Zurückforderung des vom Schuldner vorher veräußerten Vermögens. Von Georg Happel, Hessenkasselsch. Amtsverweser zu Grüningen. Gießen, bey Heyer. 1801. 12 B.

Der Verfasser, der aus seiner Anleitung, Konkursprocesse abzuwenden, bereits bekannt ist, spricht aus einer Erfahrung, welche er sich in neun Jahren als Schreiber bey einem Justizbeamten, in fünf Jahren als Advokat, und in sechs Jahren als Beamter erworben hat; er spricht ferner aus der Erfahrung, daß er nach Durchlesung aller Schriften über seinen Gegenstand, die er nur auftreiben konnte, nichts Zusammenhängendes zu finden vermochte. Er versucht es also, eine neue Theorie aufzustellen, in welcher er sich, mit Beseitigung alles dessen, was durch die Doctrinal-Kultur seines Gegenstandes verdorben worden ist, an die reinen Resultate des römischen Rechts anschließen will; und glaubt mit Zuverlässigkeit annehmen zu dürfen, daß, wenn seine Vorschläge überall eingeführt wären, viele Konkursprocesse, wo nicht ganz verschwinden, doch sehr leicht, und ohne große Weitläuftigkeiten zu entscheiden seyn würden.

Nach einer solchen Ankündigung wird man durch die Bemerkung S. 24 überrascht, daß die Römer das Verfahren, welches man heutzutage bey Konkursen beobachtet, gar nicht gekannt hätten, und daß die meisten Schritte, welche wegen der Veräußerungen einschlagen, mit der größten Behutsamkeit angewendet werden müßten. In der That hat sich Rec. in den Erwartungen, die er von der Schrift des Verfassers hatte, betrogen gefunden. Sie enthält manche gute Wahrnehmung aus dem Geschäftsleben ihres Verfassers. Aber es fehlt ihr viel zu sehr an leitenden und durchgreifenden Principien, die Entwickelung der Ideen ist darin [illegible] und flatterhaft, und der ganzen Darstellung fehlt es [illegible]

zu sehr an einer festen Nahrung, als daß sich Rec. nach einem solchen [illegible] hätte befriedigt fühlen können. Der philosophische Geist, und die Stufe der Abstraktion werden durch vieljährige praktische Geschäfte, im Fache der Jurisprudenz zu sehr abgestumpft. Hier scheint beym Verf. der Fehler vorzüglich zu stecken.

Zw.

Arzneygelahrheit.

Grundsätze zur Kenntniß der Wassersucht im Allgemeinen, von D. Immanuel Gottlob Knebel. Breslau, Hirschberg und Lissa, bey Korn dem Aeltern. 1801. 180 Seiten 8. 16 gr.

Der Hauptzweck dieser Schrift ist der: zu beweisen, daß Wassersucht durchaus nichts anders, als eine asthenische Krankheit sey. Die vier Kapitel, woraus das Ganze besteht, haben folgende Ueberschriften:

1) Begriff der Wassersucht, und Erläuterung desselben.

Sie ist Asthenie, mit widernatürlicher Anhäufung und [illegible] wäßriger Feuchtigkeiten in ihren gewöhnlichen Behältern. Hierbey eröffnet uns der Verfasser zugleich seine Meinung von „einem ganz eigenen und besonderen, mit einem ganz eigenthümlichen Baue versehenen; aber, leider! „für alle anatomische Messer, und für die geübteste Hand des „feinsten Zergliederers auf immer zu feinen und verborgenen „Gefäßsysteme, welches eine wäßrige Feuchtigkeit absondert, „die im gesunden Zustande weder völlig gasartig, noch auch „völlig tropfbar flüssig; aber auch nicht gerade das Mittel „zwischen beyden ist, und die dann der allgemeine Leiter der „thierischen Wärme, der gemeinsame in der Gesammtorganisation allein das Leben möglich machende Stoff, das Vehikel, Materiale, Substrat, oder wie man sonst will, für die „organische lebendige Kraft, die allgemein erregende Potenz, „vielmehr das Produkt aller, oder der sinnlich wahrnehmbare

„Stoff für die Erregung eines Individuums ist," u. s. w. Daß dieß nichts, als eine bloße mit nichts bewiesene Hypothese ist, hätte sich der Verf. wohl erinnern sollen; aber er baut sehr viel darauf.

Die Entstehung der Wassersucht ist, nach unserm Verfasser nun folgende: „Das Erregungsvermögen geht bis auf einen gewissen Grad verloren, dadurch wird dieser belebende „Hauch dekomponirt, durch diese Entmischung leiden die Organe, und nun sieht man Wasser sich anhäufen." Diese Ansammlungen von wäßrigen Feuchtigkeiten konstituiren (nach §. 5. S. 12.) das unterscheidende Merkmal, hängen so genau, als irgend eins mit der Krankheit zusammen; sind aber nur — — „Zufall eines wassersüchtigen Symptoms." — Diejenigen, die von einer sthenischen Wassersucht reden, haben sich täuschen lassen; entweder hatten sie die direkte Asthenie für Sthenie gehalten, welches, nach des Verfassers Meinung, gar leicht ist; oder diese direkte Asthenie war in wirkliche Sthenie übergegangen, und das so schnell, daß die Zeit zwischen beyden nicht hinreichend war, um jenen Zufall eines wassersüchtigen Symptoms, d. h. die Wasseransammlung zugleich mit seinen Veranlassungen verschwinden zu lassen. — Da wäre also doch eine Wirkung, die länger dauerte, als ihre Ursache.

2) Eintheilung der Wassersucht, in verschiedene Arten, — Ganz gewöhnlich.

3) Verlauf und Zufälle der Wassersucht. Dieses Kapitel, oder eigentlich nur Bruchstück eines Kapitels ist unter den übrigen noch mit dem meisten Fleiße ausgearbeitet, und der Verf. zeigt sich hier wenigstens als einen aufmerksamen Beobachter seiner Kranken. Aber warum sind hier bloß die allgemeinen Zufälle der Wassersucht angegeben, warum nicht auch die einzelnen Arten derselben, z. B. der Brust- oder Kopf-Wassersucht besonders eigenen und charakteristischen Zufälle? Gut und richtig ist auch das, was der Verf. von der modischen Verächtlichkeit sagt, womit einige Aerzte von der Beobachtung der Symptome reden.

4) Ursache der Wassersucht, incitirende Schädlichkeiten zu derselben. — Ganz alltäglich. —

Dieß

Dieß ist der Inhalt des ganzen Werkes; nun fragt sich es aber: was hat denn wohl die Arzneywissenschaft dadurch gewonnen? und da muß Rec. nach seiner Ueberzeugung antworten — gar nichts! Rec. ist wirklich einer von denen, von welchen der Verf. in der Vorrede redet, die nämlich den Verf. für einen beschränkten Vertheidiger des Brownschen Buchstabens, und seine ganze Arbeit nur für eine Kopie der Brownschen Ideen über diese Krankheit halten. Und selbst als Kopie ist die Arbeit nicht einmal gut gerathen; denn der Verf. hat sich bis jetzt noch zu wenig in den Geist des Brownschen Systems einstudiert, um in diesem Geiste arbeiten zu können. Um wenigstens einen Beweis zu liefern, beruft sich Rec. auf das, was der Verf. von einer gemischten Asthenie, von einem Mittelzustande zwischen indirekter und direkter Asthenie sagt. Nächst dieser innigeren und vertrauteren Bekanntschaft mit dem Systeme, wäre alsdann auch noch ein deutlicher und präciser; dagegen aber weniger preciöser Styl und Vortrag zu wünschen, als woran es dem Verfasser bis jetzt gleichfalls mangelt. Seitenlange, überladene Perioden, zwey, drey auch wohl mehrere Synonyma neben einander gestellt, schöne Floskeln, wenn sie auch noch so neu sind (z. B. die hydropische Modifikation der Asthenie, oder die hydropische Asthenie,) und dergleichen dienen nicht dazu, dem Style Deutlichkeit und Kraft zu geben. Einzelne Stellen, z. B. §. 47.: „Kaum nahmen die absondernden, einsaugen„den, aufbehaltenden Organe Antheil daran, die sie „vermöge des pathologischen Grundsatzes, daß der „Erregungszustand im ganzen Körper, zu gleicher „Zeit, auch gleichartig und nicht entgegengesetzt, nicht „zugleich sthenisch und asthenisch seyn kann, wie die „gesammte individuelle Organisation, sthenisch lei„den." — sind dem Rec. völlig unverständlich. Ueber einzelne verworrene Begriffe zu streiten, ist hier kein Raum; sonst möchte man noch wohl fragen, was eine Vermögens-Fähigkeit wäre. Dem Verleger wäre übrigens sehr anzurathen, künftig für einen korrektern Druck zu sorgen.

Fn.

Handbuch der venerischen Krankheiten, von D. M. B. Berlinghieri, Professor der Medicin in Pisa.

frey bearbeitet, und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen vom D. J. C. F. Leune. Leipzig, bey Reinicke, 1802. 276 S. 18 gr.

Der Verfasser hat seinen Zweck: „nicht sowohl neue Mittel und neue Entdeckungen über die venerische Krankheit bekannt zu machen; sondern, die in der Lehre davon enthaltenen vielen Unrichtigkeiten aus dem Wege zu räumen," auf eine Art erfüllt, die seinem Scharfsinne und seinem Beobachtungsgeiste Ehre macht.

Im Allgemeinen theilt er die venerischen Krankheiten in zwey Klassen, in die protopathische oder ursprüngliche, und in die deuteropathische oder nachfolgende; die erste ist örtlich, die letztere durch die ganze Säftemasse dem Körper zugetheilt.

1. Kapitel. Von dem venerischen Tripper.

Hier erklärt sich der Verf. für die Möglichkeit der Entstehung der Lustseuche aus dem resorbirten Trippergift, ohne indessen für seine Behauptung weder neue bedeutende Gründe, noch zuverlässige Erfahrungen hinzuzufügen. Rec. darf daher noch immer an dieser Möglichkeit zweifeln! — In der Behandlung befolgt er sehr einfache; aber anerkannt richtige Grundsätze. Indessen erklärt er sich wohl etwas zu unbedingt gegen die Einsprützungen.

2. Kapitel. Von einigen besondern Zufällen des venerischen Trippers. Darunter begreift er, die Geschwulst der Hoden, Saamenstrenge und Nebenhoden; die Krümmung des männlichen Gliedes; die Harnstrenge; Anschwellung der Leistendrüsen; den Nachtripper; die Beschwerden, die man als Folgen einer üblen Behandlung des Trippers ansieht; (Hier widerlegt der Verf. diejenigen, die Verengerungen in der Harnröhre vom Gebrauch zusammenziehender und reizender Einsprützungen beym Tripper, herleiten. Unter 17 Kranken der Art, hatten 13 keine Injektionen, und nur vier dieselben gebraucht.) die Beschwerden, die auf den Tripper zu folgen pflegen.

3. Kapitel. Von dem venerischen Chanker. Die Diagnostik derselben liege noch sehr im Dunkeln; sie seyen nicht

nicht immer venerischen Ursprungs; für die örtliche Anwendung des Aetzmittels (Lapis infernalis) erklärt er sich sehr bestimmt, und verwirft den äußerlichen und innerlichen Gebrauch des Merkurs. (Hier geht er nach des Rec. Ueberzeugung offenbar zu weit, und räth etwas Gefährliches.) Von den erweichenden Mitteln hält er nicht viel, (auch Rec. nicht,) obgleich sie Alyon sehr kräftig in Schutz nimmt.

4. Kapitel. Von der Anschwellung der lymphatischen Gefäße.

5. Kapitel. Von der Phimosis.

6. Kapitel. Von der Paraphimosis.

7. Kapitel. Von dem Vorhaut- und dem Eicheltripper.

(Diese sah der Verf. selten; Rec. häufig, zumal bey Personen mit langer Vorhaut, aus Mangel an Reinlichkeit, und oft von Hämorrhoidalkongestionen.)

8. Kapitel. Untersuchung, ob der Tripper und der Chanker von demselben Gift hervorgebracht werden. Adhuc sub judice lis! Gegen die Autorität vom Verfasser, Hunter und Harrison, steht die von Bell, Alyon und Brü. Es fehlt noch ganz an entscheidenden Thatsachen.

9. Kapitel. Untersuchung, warum der Tripper und der Chanker nicht immer die Lustseuche nach sich ziehen. — Die Drüsen sollen das venerische Gift so gut zersetzen, als sie Saamen, Galle und Urin, nach Mascagni's Beobachtungen, zersetzen. (Mit Recht erinnert der Uebersetzer dagegen, daß diese Analogie nicht auf das heterogene venerische Gift passe.) Nur dann entstünde die Lues, wenn es zu stark oder zu häufig vorhanden wäre.

10. Kapitel. Von den venerischen Bubonen.

Der Verfasser ist der Kur durch Eiterung durchaus nicht günstig; sie sey gerade das Mittel, den Kranken der allgemeinen Lustseuche auszusetzen. Er räth daher unbedingt zur Zertheilung, und empfiehlt dazu das Quecksilber, ohngeachtet Schwediauer dagegen warnt.

11.

11. Kapitel. Von den Geschwüren, die Folgen geöffneter Bubonen sind.

12. Kapitel. Von der allgemeinen Lustseuche.

Der Verfasser glaubt, das Gift sey dem Blute mehr zugetheilt, als zugemischt; die schnellere Entwickelung desselben in manchen Theilen rühre von der besondern Struktur derselben, und von andern uns unbekannten Ursachen her. Es soll eine Thatsache seyn, daß das venerische Gift der ganzen Säftemasse zugetheilt werden könne, ohne vorher Lokalzufälle hervorgebracht zu haben. (Diese Behauptung möchte wohl bey wenig Aerzten Beyfall finden!) Ammen können die Säuglinge nicht anders anstecken, als wenn sie örtlich venerische Geschwüre an der Brustwarze haben.

13. Kapitel. Von den Zufällen der allgemeinen Lustseuche.

Sie besitzen, nach dem Verf., durchaus keine äusserlich charakteristischen Merkmale; sondern könnten alle auch eben so gut von andern Ursachen herrühren. Bloß aus ihrem Zusammenhange mit Lokalübeln und andern koincidirenden Umständen könne man auf ihre venerische Natur schließen. (Die vom Verf. S. 178. und flg. aufgestellte Meinung, als heile sich die venerische Krankheit von selbst, ist gefährlich, und gewiß falsch, so speciöse Gründe er auch dafür zu haben glaubt.)

14. Kapitel. Von der Behandlung der allgemeinen Lustseuche.

Mit Ausnahme des Quecksilbers, verwirft er alle sogenannten Antisyphilitica, selbst die in neuern Zeiten so sehr gepriesenen oxygenirten Substanzen. (Bürger Alyon nimmt sich in der Anmerkung ihrer an.) Die Wirkungsart des Merkurs scheint ihm, nach Harrisons Versuchen, in einer Neutralisirung des Gifts zu bestehen.

15. Kapitel. Von der Art und Weise den Merkur anzuwenden. Der äußern Anwendung desselben, als Salbe, giebt er entschieden den Vorzug.

16. Kapitel. Von der Anwendungsart der Merkurial-Einreibungen. Er läßt vor einem [illegible]

[illegible] Drech-

Quecksilber einreiben. Schwäche des Kranken hält ihn nicht davon ab.

17. Kapitel. Von den Mitteln, den übeln Wirkungen des Merkurius zuvor zu kommen, und dieselben zu beseitigen. Nur das Bekannte.

18 Kapitel. Von der Behandlung einiger Zufälle der Lustseuche. Er handelt von den Geschwüren, von den Beinhaut- und Knochengeschwülsten, von dem Knochenfraß, von den Gliederschmerzen, (außer der allgemeinen Kur der Lustseuche empfiehlt er dagegen vorzüglich Opium und warme Bäder,) von den Fleischauswüchsen am Hintern, u. s. w.

19. Kapitel. Von einigen nachtheiligen Wirkungen des Merkurius, die nach der Kur der Lustseuche zurückbleiben können. Außer dem Bekannten findet man in diesem Kapitel eine gründliche Widerlegung der chemischen Vorstellung, als wenn der Merkurius bloß durch den in seinen Präparaten enthaltenen Sauerstoff gegen die Lustseuche wirksam sey.

20. Kapitel. Von den venerischen Krankheiten der Weibspersonen und der neugebornen Kinder.

Schwangern Weibern könne man ohne alle Bedenklichkeit Merkurius geben. Bey Kindern müsse man Frictionen vorziehen. Den Merkurius durch die Amme zu geben, sey verwerflich.

21. Kapitel. Von den Verwickelungen der Lustseuche, und von der Ausartung dieser Krankheit in andere.

Der Verf. kann sich von den Komplikationen der Lustseuche mit andern Krankheiten nicht überzeugen. An Verlarvung venerischer Krankheiten zweifelt er ebenfalls. (Auch Rec. hält die sogenannten Verlarvungen, in den meisten Fällen, für Schlupfwinkel, in welche der Arzt seine Unwissenheit versteckt, wenn er manche Krankheit nicht heilen kann.)

Die Zusätze, mit welchen Bürger Alyon das ursprünglich in französischer Sprache geschriebene Werk Berlinghieri's begleitet, betreffen verschiedne im Buche berührte Materien. Im ersten widerlegt er z. B., mit Hinsicht auf die eigenen Versuche Bell's und seiner Schüler, die Meinung, daß die Lust-

Lustseuche vom diesem Körper entstehen könne. Im fünften vertheidigt er die Heilkraft der Salpetersäure gegen den Chanker. Im sechsten vindicirt er die Wirksamkeit des Oxygens, namentlich der Salpetersäure, in der Lustseuche. Seine sehr von ihm empfohlene Salpeter-Limonade, läßt er bereiten aus 2 Unzen Salpeter-Säure von 32 Grad Stärke, vermischt mit eben so viel Salpeter-Naphta. Diese Mischung wird in eine Nößelflasche gethan, die voll mit Wasser gefüllt wird; davon läßt er den Tag über anderthalb bis fünfthalb Eßlöffel voll, in einer Pinte Wasser nehmen. (Auch bey der Bleichsucht, dem Scharbock und Verstopfungen hat er dieses Mittel mit großem Erfolg angewendet.)

Die Uebersetzung ist gut gerathen; ob sie aber ganz getreu ist, kann Rec. nicht entscheiden, indem er keine Gelegenheit hatte, sie mit dem Originale zu vergleichen.

Nr.

Ueber medicinische Wahrheit, und über die Mittel sie zu erlangen, von J. P. A. Leisler. Nebst einigen Bemerkungen über die Anwendung chemischer Hypothesen auf die Medicin, von Georg Wedekind. Frankfurt am Main, bey Eichenberg. 1802. 56 Seiten 8. 5 gr.

Eine kleine, aber den Zeitbedürfnissen angemessene Schrift. Was ist Wahrheit? fragte schon jener alte Landpfleger, und, leider! muß jetzt jeder vernünftige Mann die nämliche Frage wiederholen, weil die neuen und neuesten Philosophen selbst nicht mehr wissen, was Wahrheit ist. Der Verf. will ein „allgemeines Merkmal des Wahren aufsuchen, und dann „zeigen, daß der Weg der Philosophen nicht zur Wahrheit „führen könne, indem sie den einzig möglichen, den des ge„meinen Menschenverstandes, verlassen haben." Nach dem Gesichtspunkte des gemeinen Menschenverstandes, fällt die Entscheidung folgender Fragen: „Welche Veränderungen bringen „die Heilmittel hervor? Wie wirken sie? Worin besteht die „Rückwirkung des Organismus? Welches sind deren Bedin-

 „gun-

„kungen?" ganz anders aus, als nach den Formeln der modischen Philosophen. Der Verf. sagt: „Nur die Erfahrung „allein kann entscheiden, alle Erklärungen der nächsten Wir„kungen der Reize, ohne Beystimmung der Erfahrung, sind „für Hypothesen zu halten, die Erscheinungen der Rückwir„kung sind nicht durch die Erfahrung bestimmt, die Chemie „kann die Mischung des Organismus nicht zeigen, alles Ge„sagte ist Hypothese, es ist bis jetzt an kein System der Me„dicin zu denken, die Quelle der Medicin ist Erfahrung, diese „gründet sich auf Beobachtung und Induktion, diese geben „die Vorschriften am Krankenbette. Der Arzt muß sich die „Erfahrungen aller Jahrhunderte zu eigen machen, lesen und „prüfen, und so wird er das Wahre überall aufzufinden wis„sen, er wird handeln, wo gründliche Erfahrung seine Schritte „leitet, er wird nicht handeln, wenn ihn diese verläßt: weise „Unthätigkeit einem gewissenlosen Herumtappen vorziehen." Und wir sagen dazu von ganzem Herzen Ja, und Amen! Das war von jeher die Stimme aller guten Praktiker, in allen Jahrhunderten, und zu allen Zeiten. Ihre Werke dauern in Ewigkeit; sie tragen das Gepräge der Natur und der Wahrheit. Aber wie sehr werden die Fichtianer, Schellingianer und Brownianer auffahren, wie ohnmächtig die nachbetenden Schüler grimmigen! Immerhin! Je einseitiger diese Herren und Herrchen in ihren Urtheilen sind, desto anmaaßender sind sie auch. Laßt sie austoben und verbrausen, sie werden doch endlich einmal einsehen lernen, daß philosophische Formeln, in dunkle Worte gehüllt, und im Orakelton vom Katheder gesprochen, nichts weiter sind, als vergängliche Seifenblasen.

Herrn Wedekind's Bemerkungen bestätigen ebenfalls den traurigen Erfahrungssatz: „Auch die neuen Chemiker ha„ben sich vom Gesichtspunkte des gemeinen Menschenverstan„des verirrt; sie haben aus unerreichbaren Stoffen alles Le„ben des Menschen erklärt, ohne ihr wirkliches Daseyn er„weisen zu können, und uns in eine chemische Geisterwelt ver„setzt; den unbekannten Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, „u. dgl. seine Rolle spielen lassen, als gelehrte Lückenbüßer; „der erste Schritt in das Gebiet des Unerkennbaren ist der „Eingang in das Reich des Aberglaubens und der Phantasie, „aus dem man nicht so leicht wieder ungestraft zurückkehrt; „das chemische Geisterreich muß aus der Medicin verbannt

„wer-

„werden; die medicinische Wahrscheinlichkeit auf der Richtigkeit und Vollständigkeit unserer Wahrnehmungen, auf der Kunst, die Erfahrungen richtig zu definiren; in dem Vermögen, aus diesen Definitionen richtige Folgerungen und Grundsätze zu ziehen, und unter einander gehörig zu verbinden." Auch dazu unser Ja, und Amen! — So vielen Werth die neue Chemie auch wirklich hat: so spukt doch jetzt in den Köpfen vieler Aerzte ihre leere Form, verrückt immer mehr und mehr das Ziel der Vervollkommnung, führt in das Labyrinth idealischer Träumereyen, verdrängt die richtige Beobachtung, richtiges Denken und vernünftiges Handeln; und erinnert an die Schwärmereyen eines Fludd, Jakob Böhme, Wirdig, u. a. die zur Schande der Wissenschaften und der Arzneykunde gereichten.

Sw.

Ueber den schwarzen Staar und die neu entdeckte Heilart desselben mittelst des Wasserstoffgas; nebst einigen merkwürdigen Krankengeschichten, von Dr. und Prof. *Wilhelm Fabini.* Aus dem Französischen übersetzt. Mit drey Kupfertafeln. Leipzig, bey Wolf u. Komp. 1801. 184 Seiten. 20 gr.

Die Theorie und die Manier dieses Schriftstellers sind schon aus seinen frühern Schriften sowohl, als aus den Zeitungen bekannt; wir begnügen uns deßhalb, hier nur den Inhalt dieses neuen Werkes (wovon die vorhergehenden recensirt und citirt wurden) anzugeben. Definition des schwarzen Staars. Seine Ursachen. Eine [illegible] Theorie, [illegible] vorgetragen. Ein [illegible], Schärfen aller Art, Metastasen, [illegible], und die [illegible] der Gefäße und des Nerven [illegible] als Hauptursachen darin. — Symptomatologie, oder Diagnostik des schwarzen Staars. Die unregelmäßige Gestalt der Pupille (welche von der Lähmung einzelner Strahlennerven [Fr. ciliaires] entsteht,) soll gewöhnlich ein Vorgänger und Begleiter des schwarzen Staars von [illegible] Ursachen seyn. [illegible] wichtigste

zackigte Pupillen bey ganz gesunden Augen, und warnt ausdrücklich vor Schlüssen dieser Art.) Das Zusammenziehen der Pupille entsteht auf folgende Art: „Die in das Auge „fallenden Lichtstrahlen setzen den Sehnerven in Schwingung, „dieser bringt dadurch das ganglion lenticulare in Bewe„gung, und dieses zieht nun durch die, aus ihm sich verbrei„tenden Strahlennerven die ringförmigen Muskelfasern des „Sehlochs zusammen." Diese Erklärung versichert der Verf. aus sich selbst geschöpft zu haben (Rec. macht sie ihm nicht streitig). — Das einzige äußere Symptom ist die äußerste Erweiterung des Sehlochs und seine Unbeweglichkeit; doch findet man dasselbe bey einigen Staarblinden auch widernatürlich verschlossen. — Die Lichtstrahlen können auch bey ihrem Eingange in das Sehloch den Schließmuskel desselben mechanisch erweitern (?) Die vorangehenden Symptome sind innere (einseitige Kopfschmerzen) und äussere oder optische (Phantome, oder optische Täuschungen, welche die Kranken zu sehen glauben.) Prognostik d. schw. St. — Behandlung d. schw. St. Weil nach des Verf. Meinung die Metastasen die häufigsten Ursachen des schw. St. sind; so steht hier voran eine Abhandlung über die Metastasen; wovon Folgendes das Wesentlichste ist. Die Krankheitskeime bestehen in eigenen verschiedenen Gasarten; diese haben verschiedene Verwandtschaften zu den Nerven, einige zu dem ganzen Nervensysteme, z. B. das Fiebergas; andere nur zu einzelnen Nerven, z. B. das Hüftwehgas, das Aussatzgas, das Zahnwehgas. Jede dieser Gasarten hat auch ihre eigene Art sich zu verbreiten im Körper. — Hier werden auch einige Krankheiten erläutert. — Auch die widernatürliche Verdünnung und Verdichtung des Nervensaftes ist als Krankheitsursache anzusehen: „Wenn die atmosphä„rische Luft im menschlichen Körper specifisch leichter ist, als „im gesunden Zustande: so wird der Nervensaft in demselben „Verhältnisse specifisch schwerer, was die Geschwindigkeit sei„ner Oscillationen vermindert. Eine ähnliche Verminderung „findet dann auch in den Bewegungsfasern des Herzens statt, „und durch Verbreitung dieser Langsamkeit über die peristal„tische Bewegung des Magens und Darmkanals, erfolgt „eine Unordnung in den gastrischen Funktionen, welche Dys„pepsie und Unverdaulichkeit genannt wird, und zu Flatu„lenzen Veranlassung geben kann. — Im entgegengesetzten „Falle entsteht Hysterie und Melancholie, ja sogar Epilepsie „und

„und Konvulsionen.“ — Die Krankheitsgifte nun, welche das ganze Nervensystem afficiren, bringen keine Metastasen hervor; sondern nur kritische Absetzungen. Nur die örtlichen Krankheitsgifte können Metastasen erzeugen, und diese entstehen denn — — durch Versetzung der Nervenluft, oder des Nervensaftes, welcher nichts anders ist als Luft. Die an der zuerst afficirten Stelle entstandene Ansammlung von Feuchtigkeiten, Eiter rc. wird wieder eingesogen, und an der neuen Stelle erzeugen sich nun dieselben Symptome. — Da nun Anfüllung des Magens allemal entweder Ursache oder Folge der Metastase, und diese meistentheils Ursach des schwarzen Staars ist: so wird der Anfang der Behandlung des schw. St. mit einem Brechmittel gemacht, mit der Ausnahme nur, daß bey entzündlichem Zustande eine, zwey, auch wohl noch mehrere Aderlässe am Fuße vorangehen müssen. Nach dem Brechmittel folgt eine Aderlasse am Fuße; die am Arme vor dem Brechmittel kann oft tödtlich werden, oder wenigstens den Staar noch mehr befördern. Nun folgt ein Emetico-laxativum, und nach dessen Wirkung verspüren die Kranken meistens schon den Anfang der Besserung. Nun wird die Drosselader geöffnet; dann kommen Blasenpflaster, das erste hinter die Ohren, und weil es nicht möglich ist, dieses länger als höchstens 6 Monate offen zu erhalten: so muß dann noch eins in den Nacken gelegt werden; und wenn man es nöthig findet, den Ausfluß Jahre lang zu unterhalten: so dienen dazu Fontanellen und Haarseile; besonders das letzte. Auch Fußbäder sind nun zu empfehlen. Nach diesen Ausleerungen folgen nun Pillen, die täglich 2—3mal laxiren; und dann dabey die Anwendung der brennbaren Luft innerlich (1—3 und mehr Kubikzoll pro dosi) deren Anwendungsart beschrieben wird, verbunden mit reizenden Mitteln und einer gleichen Diät — und nach einiger Zeit auch äußerlich. Die Elektricität, worüber man hier gleichfalls noch eine ziemlich weitläuftige Abhandlung findet, verwirft der Verf., und zum Schluß theilt er dann noch 6 Beobachtungen von Kranken, die nach der angegebenen Art behandelt, und auch größtentheils hergestellt wurden, mit. Die 3 Kupfertafeln zeigen den zur Entwickelung und äusseren Anwendung des Wasserstoffgas nöthigen Apparat, Tab. I. nach Priestley, Tab. II. den von Lavoisier, und Tab. III. einen Priestleyschen, von dem Verf. etwas kompendiöser eingerichteten Apparat. Rec. enthält sich, nach dieser

volle

vollständigen Relation des Inhalts, aller Bemerkungen, und ist herzlich zufrieden, wenn ihn nur der Himmel vor dem schwarzen Staare bewahrt, damit er nur nicht seinen Körper mit einer solchen jämmerlichen Kur martern muß, und am Ende — doch wohl blind bleibt. Die Uebersetzung hat Rec. zwar nicht mit dem Originale vergleichen können; sie läßt sich aber gut lesen, und einige Unrichtigkeiten, wie z. B. theoretische Oekonomie, st. thierische, oder die Verwechselung der Erweiterung und Verengerung der Pupille, sind wohl nur Schreib- oder auch Druckfehler.

Kg.

Tabulae anatomicae, quas ad illustrand. corp. hum. fabricam curavit *Just. Christ. Loder.* — — Vinar., sumtu bibliopol. vulgo Industrie-Comtoir dicti.

1. *Fascicul. IV.* Splanchnologiae Sect. III. Tab. LXV — LXXIII. Explicat. a pag. 33 ad 56. 3 Rthl. 18 gr.

2. *Fascicul. VI.* Neurologiae Sect. I. Cerebrum. Tab. CLIII — CLVIII. Explicat. a pag. 1 — 24. 3 Rthl.

3. *Fascicul. VI.* Neurologiae Sect. II. *Pars II.* Tab. CLXIX — CLXXVI. Explicat. a pag. 81 — 136. 3 Rthl. 18 gr.

Nr. 1. Tab LXV. Ohrdrüsen mit ihrem Speichelgange nach Santorini, Unterzungen- und Kieferdrüsen mit ihren benachbarten Theilen, nach Siebold; Mundhöhle, Lippen mit ihren Drüschen; Lippen- und Zungenbändchen, nach eigenen Zeichnungen; der feste und weiche Gaumen mit seinen anhängenden Theilen, nach Albin und Santorini. Tab. LXVI. Schilddrüsen, Kehlkopf, Luftröhre und ihre größen Aeste, Bronchialdrüsen, Knorpeln des Kehlkopfs in verschiedenen Ansichten, nach eigenen Zeichnungen; das injicirte

Herz mit den Lungengefäßen eines reifen Kindes, nach Cheselden; Zerästelungen eines Luftröhrenastes, nach Ruysch. — Diese Vorstellungen sind im Ganzen recht gut, obgleich im Einzelnen sich hier und da Abweichungen von der Natur nachweisen ließen. Das dritte Paar der Kehlkopfknorpelchen oder der keilförmigen des Wrisberg, sind übergangen. Die Bänder, besonders der Stimmritze und Taschen, und vor allem die Stimmritze selbst oder Kehlkopf von oben herab, hätten wohl noch ein paar eigene Figuren verdient. — Tab. LXVII. Die Lungen von drey Seiten — nicht von der innern und untern —; einige Läppchen aufgeblasener Luftzellchen — welche aber in der Natur doch dichter beysammen liegen, als sie hier gezeichnet sind —; die feinern Verzweigungen der Luft- und Blutgefäße der Lungen, in einer wohlgerathenen Figur; Arterien und Venen der Luftröhrenäste und der Brusthaut; Alles, mit Ausnahme der letztern Figur von Ruysch, nach neuen Zeichnungen. Tab. LXVIII — LXX. Schlund und Speiseröhre, Magen, Zwölffingerdarm, die übrigen Darmstücke, ihre Häute, Gefäße, u. s. w. theils nach eigenen Zeichnungen, theils nach Santorini, Ruysch, Leveling, Sandifort, Albin. Tab. LXI — LXIII. Zottenhaut, ihre Gefäße, Drüschen, Zotten; Pancreas, Milz mit ihren Gefäßen; Leber, Pfortader, Gallenblase, ihre Gefäße und Häute; Lebervenen; Netze, nach Lieberkühn, Hedwig, Santorini, Ruysch, Haller, Cheselden, Walter, und einigen eigenen Zeichnungen. Die Nachstiche sind meistens recht gut, nur die punktirten weniger, als die übrigen. Einige, z. B. die Grimmdarmklappe, die untere Leberfläche ꝛc. hätten wir lieber durch neue ersetzt gesehen.

Nr. 2. Tab. CLIII — CLVIII. Das große und kleine Gehirn und verlängerte Mark, von verschiedenen Seiten und Durchschnitten, so daß die verschiedenen Hirntheile zur Ansicht kommen; dann einige Seiten der festen Hirnhaut. — Die letzte Figur von Gennari ausgenommen, Alles nach Vicq de Azyr. Die Feinheit der Originalien ist freylich in diesen Kopieen nur zum Theil erreicht, am wenigsten auf der Tafel CLV, auf welcher vielmehr nur ziemlich rohe Abbildungen zu sehen sind.

Nr. 3. CLXIX — CLXXII. Der große sympathische Nerven, der umschweifende Nerven, die daraus entspringen-

den

den Knoten und Geflechte, nach Walter. Tab. CLXXIII. Lendennerven, ihre Geflechte und einige ihrer Verzweigungen, nach Schmidt; Beckennerven, nach Camper. Tab. CLXXIV — CLXXVI. Nerven der Beine. Vom Becken bis zum Plattfuße herab, nach Fischer. In diesem Hefte verdienen die Nachstiche alles Lob.

Pb.

Johann Abernetty's chirurgische und physiologische Versuche. Aus dem Englischen übersetzt und mit Zusätzen vermehrt von D. Karl Gottlob Kühn. Leipzig, bey Schäfer. 1801. Zweyter Theil. 203 Seit. 8. 18 gl.

Der erste Theil dieser Schrift kam 1795 von Herrn Hofrath Brandis übersetzt heraus, und machte wegen des Inhalts auf die Fortsetzung der intressanten Versuche und Bemerkungen neugierig, welche der vorliegende Theil enthält, nämlich: Versuche über Beschädigungen des Kopfs, Nachtrag zu dem Versuche über Lendenabscesse, Versuche über die Reizbarkeit, chirurgische Fälle und Bemerkungen über die Operation der Schlagadergeschwulst, über die Windgeschwulst, und über den Gebrauch des Räucherns mit Quecksilber. Angehangen sind noch Zusätze, welche von andern Verfassern herstammen, und zur Erläuterung und Bestätigung der Abernettischen Sätze dienen, als Skrimshire über einige Fälle des Hirnschalenbruchs, und Johann Chapmann über einige Fälle von Kopfbeschädigungen zum Beweise, daß der Trepan nicht so oft nöthig sey, als wohl sonst gelehrt wird. Diesen Grundsatz stellt Abernetty im ersten Versuche dieses Theils auf, und belegt ihn mit Fällen, wo sogar Kopfverletzungen mit gebrochnem und eingedrücktem Hirnschädel bloß durch Anwendung der schwächenden Kurart, als Aderlassen, Laxieren, Salztränke völlig geheilt wurden, und selbst der gebliebne Eindruck der Hirnschädel die Genesung nicht hinderte. Aus den Beobachtungen des Verf. resultirt, daß bey geringen Eindrücken des Schädels, und bey kleinen Extravasationen auf der harten Hirnhaut das Trepaniren unnöthig, und allein die antiphlogistische Methode zur Heilung hinlänglich

länglich ist; daß aber die Trephine erfordert wird, wo der Hauptstamm der Schlagader der harten Hirnhaut, oder dessen größrer Zweig zerrissen, und eine große Blutergießung erfolgt ist, welches aus den verletzten Ort des Schädels und den apoplektischen Zufällen, die nach der Beschädigung oft nicht unmittelbar eintreffen; besonders aber daraus zu beurtheilen ist, wenn der schon lange entblößte Schädel nicht blutet, nachdem ein Stück davon weggeschabt wird, woraus die Trennung der harten Hirnhaut vom Schädel ganz deutlich erhellet. — Den Hirnbruch leitet der Verf. von einer Blutung im Gehirne ab, und schlägt nach dieser Hypothese einen Heilplan vor, den aber anzuwenden, er noch nicht Gelegenheit gefunden hat. — Wichtig ist die Angabe der diagnostischen Zeichen von einer Hirnerschütterung, und der Zusammendrückung des Gehirns. — Ueber die Kennzeichen und Behandlung einer Entzündung der weichen Hirnhaut finden sich treffliche Belehrungen. — Von den Krankheiten des Knochen und der harten Hirnhaut aus innerer Ursach werden nützliche Bemerkungen mitgetheilt. — Ueber die Operation der Lendenabscesse werden nicht nur bestätigende Fälle erzählt; sondern auch noch die guten Wirkungen der Elektricität zur Verminderung des Eitersacks und der Brechmittel zur Hemmung der Eitersammlung dargethan. — Ein, obgleich nicht glücklich abgelaufener Fall, beweiset doch, daß die Operation mit dem Stich zur Heilung des gespaltenen Rückgrads Hoffnung giebt. — Die Versuche über Reizbarkeit zeigen, daß diese Kraft nicht vom Sauerstoff abhängt, welche überhaupt nicht als Lebensprincip angesehen werden kann, obgleich nicht geläugnet wird, daß sein Daseyn zur Wärme-Erzeugung beyträgt. — Belehrend sind die Bemerkungen über die Operation des Aneurysma, besonders in Betreff der doppelten Unterbindung, über die Heilung der Windgeschwulst und Lungenwunden, und den Gebrauch des Räucherns mit Quecksilber zur schnellern Heilung der Lustseuche, welchen Lalonette bekannt gemacht hat.

Fg.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Bey Johann Gottfr. Hanisch Wittwe in Hildburghausen ist erschienen, und durch alle gute Buchhandlungen zu haben:

Beyeri, C., Supplementa ad J. E. J. Mülleri Promtuarium juris novum ex legib. et optimor. Ictor. tam veter. quam recentior. scriptis ord. alphab. congest. in usum possessor. primitivae editionis. Vol. IV. et ult. 8 maj. 2 Thlr.

Mit diesem Band sind also nun die Supplemente zu Mülleri Promt. jur. geschlossen. Diese Supplemente enthalten nicht allein alle Verbesserungen und Zusätze der neuen oder Quartausgabe des Müller. promtuar.; sondern die Herren Herausgeber haben auch alle neuere wichtige Werke der juristischen Literatur benutzt. Diese Supplemente geben daher der erstern oder Oktavausgabe nicht nur den Werth und die Brauchbarkeit der neuern Ausgabe; sondern sogar einen nicht unwichtigen Vorzug.

Berichtigungen.

Die Gothaische gelehrte Zeitung hat sich schon seit verschiedenen Jahren erlaubt, mich in den härtesten Ausdrücken

zu verunglimpfen, wenn ich irgend Etwas von Herrn Kants vielen Widersprüchen, Inkonsequenzen und seltsamen Behauptungen, so wie auch die Lächerlichkeiten seiner blinden Nachbeter rügte. Schon im Jahre 1798 beschuldigte mich ein Recensent in dieser Zeitung (Nr. 81. S. 637), daß ich Kants Meinung auf eine „niedrige, plumpe, unmora-„lische Art verdrehe," da ich doch theils Kants eigene Worte zum Belege anführen konnte, theils nur folgerte, was aus Herrn Kants eignen Worten offenbar folgt. Ich habe dieß in meiner Schrift über meine gelehrte Bildung ꝛc. S. 128 f. und S. 166 f. aufs Deutlichste gezeigt, worauf dieser Recensent, der aus einem so vornehmen Tone sprach, nicht geantwortet hat, auch nichts Vernünftiges antworten kann, da die Unwahrheit seiner so plumpen Beschuldigungen allzudeutlich am Tage liegt. Dennoch bin ich, wie ich von Andern höre, seitdem mehrmals in dieser gelehrten Zeitung auf ähnliche Art geneckt und angezapft worden, wovon ich größtentheils nicht einmal Etwas erfahren haben mag, da ich sie gewöhnlich nicht lese. Erst dieser Tage ward mir das 41. Stück vom 21sten Mai 1803 mitgetheilt, worin ein Recensent sich die Miene giebt: „zu be-„dauern, daß ein Mann, wie N. auch offenbare Un-„wahrheiten nicht verschmäht, wenn sie dazu dienen „können, bey seinem Publikum den Philosophen und der „Philosophie einen übeln Namen zu machen. Dahin „gehört (fährt er fort) das ungereimte Vorgeben, daß „der Erfinder der kritischen Philosophie eine weissa-„gende Geschichte a priori erfunden habe, wo der „Philosoph die Begebenheiten selbst mache."

Es gehört wahrlich eine dreiste Stirn dazu, mich zu beschuldigen, daß ich den Philosophen und der Philosophie einen übeln Namen zu machen suche. Wer einigermaaßen meine Schriften gelesen hat, kann wohl wissen, wie sehr ich die Philosophie schätze, mit der ich mich seit so vielen Jahren immer beschäfftiget habe, und daß ich unter mehrern Philosophen, auch von Herrn Kants Bemühungen um die Philosophie beständig mit Achtung gesprochen habe. Wenn ich aber Herrn Kant nicht für so unfehlbar hielt wie seine blinden Anhänger; sondern vielmehr die Schwächen der sogenannten kritischen Philosophie gelegentlich aufdeckte; so geschah es aus Wahrheitsliebe und mit Grün-

Gründen, außer da, wo die Lächerlichkeit der Anwendung dieser transcendentalen Philosophie auf die Sinnenwelt, conse haste Gründe unnöthig machte. Auch kann wirklich nur derjenige, welcher ein festes Vertrauen auf den Machtspruch hat: daß es vor Kant keine Philosophie gegeben habe, behaupten wollen, daß ein Schriftsteller, der deutlich zu beweisen nöthig fand, daß Kant oft geirret, oft sich widersprochen, oft die seltsamsten Behauptungen sich erlaubt habe, und daß seine Anhänger bey Anwendung dieser kritisch seyn sollenden Philosophie bis zum lächerlichsten Unsinn gegangen sind, überhaupt der Philosophie und den Philosophen einen üblen Namen machen wollen.

Und dieß hätte ich durch offenbare Unwahrheiten bewirken wollen? Es wäre eine offenbare Unwahrheit, ein ungereimtes Vorgeben gewesen, als ich anführte: „daß Kant eine weissagende Geschichte *a priori* erfunden habe, wo der Philosoph die Begebenheiten selbst „macht!" Dieser Recensent, der so leichtsinniger Weise eine so ernsthafte als unverdiente Beschuldigung gegen mich hinwirft, muß entweder die Wahrheit gar nicht achten, oder Kants neueste Schriften nicht gelesen, oder bald vergessen haben, was Herr Kant darin schrieb. Gut! ich will seinem Gedächtnisse zu Hülfe kommen!

In Herrn Kants im J. 1798 gedrucktem Buche: Der Streit der Fakultäten benannt, untersucht derselbe S. 131 f. die Frage: Ob das menschliche Geschlecht im beständigen Fortschreiten zum Bessern sey? Er fragt, 1) „Was will man hier wissen?" und antwortet darauf: „Man verlangt ein Stück von der Menschengeschichte, und „zwar nicht das von der vergangenen; sondern der künftigen „Zeit, mithin eine vorhersagende, welche, wenn sie nicht „nach bekannten Naturgesetzen (wie Sonnen- und Mond- „finsternisse) geführt wird, wahrsagend und doch natür- „lich, kann sie aber nicht anders, als durch übernatürliche „Mittheilung und Erweiterung der Aussicht in die künftige „Zeit erworben werden, weissagend (prophetisch) genannt „wird." — Weiter fragt Herr Kant: 2) „Wie kann „man es wissen?" und antwortet darauf: „Als wahrsa- „gende Geschichtserzählung des Bevorstehenden in „der künftigen Zeit, mithin als eine *a priori* mögliche

„Darstellung der Begebenheiten, die da kommen sol„len. — Wie ist aber eine Geschichte *a priori* möglich? „— Antwort: wenn der Wahrsager die Begebenheiten „selber macht und veranstaltet, die er zum Voraus „verkündigt.“ — Damit der Recensent, um sich zu retten, nicht etwa vorzugeben versucht, ich hätte Kants Worte verdrehet, wenn ich sagte, daß in dieser neu erfundenen Geschichte a priori der Philosoph die Begebenheiten selbst mache, die er zum Voraus verkündigt, da Kant eigentlich sagt: der Wahrsager mache und veranstalte die voraus verkündigten Begebenheiten: so mag er in Kants Buche die nachfolgenden 25 und mehr Seiten nachlesen, wo Kant (freylich sehr wetterwendisch und unphilosophisch) ausführt, daß dieses Wahrsagen in der Geschichte (welches er von Wahrsagern und vom Weissagen unterscheidet) allein dem Philosophen gebühre. Ich führe hier nur an, daß Kant S. 150 ausdrücklich dieß von ihm mit feyerlichem Ernste behauptete seltsame Wahrsagen eine philosophische Vorhersagung nennt. Wer auch anders als ein Philosoph könnte Etwas *a priori* finden wollen?

Wie nun? Wer hat etwas Ungereimtes vorgebracht, Kant oder ich? Wahrlich, wenn durch die Erfindung einer wahrsagenden Geschichte *a priori*, die wohl noch nie von einem vernünftigen Menschen, geschweige von einem Philosophen als wirklich oder möglich behauptet worden ist, der Philosophie ein übler Name gemacht wird: so hat ihn Kant ihr gemacht, nicht ich! Ferner: Wer wollte dem Andern einen übeln Namen machen? Ich Herrn Kant, oder der Recensent mir? Wenigstens hat er eine offenbare Unwahrheit von mir zu sagen, sich nicht entblödet.

Es kann wahrlich keinem eifrigen Anhänger Kants unangenehmer seyn als mir, daß sich Herr Kant in seinen Schriften dergleichen Ungereimtheiten sowohl, als viele gar nicht philosophische Inkonsequenzen und offenbare Widersprüche zu Schulden kommen läßt; denn ich verehre Herrn Kants beste Schriften, wie ich dieß bey mehrern Gelegenheiten öffentlich bezeugt habe. Wenn aber dergleichen Ungereimtheiten, Inkonsequenzen und Widersprüche leider! einmal vorhanden sind: so ist es einem Wahrheitsfreunde wohl erlaubt, ja es ist seine Pflicht, sie ohne Ansehen der Person und zum Besten

Besten der Wahrheit in ein helles Licht zu setzen zu suchen. Wer aber den Wahrheitsfreund deßhalb zu verunglimpfen sucht, zeigt genugsam, daß ihm das jurare in verba magistri mehr werth ist, als die Wahrheit. Berlin, den 10ten Oktober 1803.

Fr. Nicolai.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Herr Professor Pfaff in Helmstädt hat den Hofraths-charakter und eine Besoldungszulage erhalten.

Der, durch einige kleine Schriften philologischen Inhalts bekannte Herr C. H. Hänle, ist Konrektor zu Idstein geworden.

An des verstorbenen Dankworts Stelle ist Herr Oberpastor Sonntag mit Beybehaltung seines Amts als Kron-Prediger an der Domkirche, gekommen.

Der Professor Ackermann an der medicinischen Specialschule zu Mainz ist nach Jena an Loders Stelle gerufen worden.

Die medicinische Fakultät zu Erfurt hat dem Herrn Hofrath Ketterling zu Regensburg die Doktorwürde ertheilt.

Die vaterländische Gesellschaft der Aerzte und Naturforscher Schwabens, hat den Herrn Erbprinzen von Thurn und Taxis H. D. zum Ehrenmitgliede aufgenommen.

Herr Professor Schelling ist von Jena nach Würzburg als ordentlicher Professor der Philosophie berufen worden.

Korrespondenz.

Aus einem Briefe des Herrn Professor Ebelings in Hamburg, vom 30sten Sept. 1803.

Ich

Ich hätte recht sehr gewünscht, daß der Aufsatz über das Hamburgische Schulwesen im 80. Bd. der A. D. Bibl. ungedruckt geblieben wäre. Ob ich gleich während des Streites die Sache meistens aus eben dem Gesichtspunkte ansah und ansehen mußte, als der Verfasser, auch mich unverhohlen, wo ich gefragt wurde, demgemäß darüber geäußert habe: so kommen doch dergleichen Aeußerungen jetzt im Drucke viel zu spät, und könnten zum Nachtheil der guten Sache gemißbraucht werden. Der ganze Streit war schon eingeschlafen und vergessen, und, was noch besser ist, der Veranlasser desselben schien dieß selbst zu wünschen. Das Verhältniß zwischen ihm und mir ist keineswegs nur einen Augenblick in persönliche Feindschaft übergegangen: der Person Freund, und der Sache Feind, war, und ist noch mein Grundsatz. Auch ist der junge Mann in dem vorigen Geschäffts-Verhältnisse mit mir geblieben, welches er mit Einsicht, Thätigkeit und treuem Eifer betreibt, und, wie ich hoffen darf, ferner betreiben wird. Im Johanneum, dessen sämmtliche Lehrer sich um den Streit gar nicht bekümmerten, geht das Angefangene seinen ruhigen erwünschten Gang fort. Der jetzigen Lage der Sache zufolge, ist also der Aufsatz zu sehr voll Unmuth, mag ihn auch der reinste Patriotismus erzeugt haben, und mag er sich noch so sehr auf Thatsachen gründen. Es wäre mir lieb, da ich mehrmals in dem Aufsatze genannt worden bin, diese Erklärung durch eben das Intelligenzblatt bekannt gemacht zu sehen, durch welches der Aufsatz ins Publikum gekommen ist. Für unsre hiesige Blätter gehört sie deswegen nicht mehr, weil hier die Sache völlig beendigt ist.

Reichstagsliteratur.

Promemoria, den §phum 9 des Reichsdeputations-Recesses, de dato Regensburg den 22. November 1802, und die darin gedachte Halbinsel Priwall betreffend. Von M. G. Eckermann, als Eigenthümer des Lehnguts Johannistorf. 1803. 34 S. Fol.

Reichsstadt-Lübeckische Erwiederung auf das Promemoria des Eigenthümers des Lehnguts Johannistorf, M. G.

G. Eckermann, den §. 9. des Reichdeputations-Recesses vom 25. Februar 1803 betreffend. Fol.

Beyde Schriften wurden im Anfange des Septembers in den Gesandten-Wohnungen zu Regensburg vertheilet, und betreffen einen merkwürdigen Fall. Nach jenen §. 9. bekam Mecklenburg-Schwerin die Entschädigung, unter andern für seine Ansprüche an die Halbinsel Privall in der Trave, deren ausschließliches Eigenthum der Stadt Lübeck bleibt. Nur war Herr E. als Eigenthümer des Mecklenburgischen Lehnguts Johannistorf im Besitze vieler Privatrechte auf Privall, welche die Stadt Lübeck als öffentlich anerkannter Allein-Eigenthümer, nicht mehr ausgeübt wissen will, nachdem sie schon vorher mit Johannistorf darüber in Streit gewesen war. Unter den 12 beygedruckten Urkunden, aus welchen Herr E. sein Recht herleitet, befindet sich S. 29 ein Auszug aus dem Herzogl. Mecklenburg-Schwerinischen Staatskalender von 1802, ein neuer Beweis für die Bedeutenheit dieser Bücherklasse.

Drey merkwürdige Urtheile über eine wichtige Staatsschrift unter dem Titel: Auszüge veranlaßt durch die Verhandlungen der außerordentlichen Reichsdeputation zu Regensburg. Mit einem kleinen Vorbericht. Frankfurt am Main. 1804. VI und 64 S. 8.

Die Auszüge, welche der Urtheiler eine wichtige Staatsschrift nennt, kamen in Regensburg auf Veranlassung des Kaiserl. Kon-Kommissariats heraus, und wurden schon mit dem zweyten Heft geschlossen. Sie sind in der N. A. D. Bibl. LXXIV. Bd. 2. St. S. 402 und LXXVI. Bd. 1. St. S. 59 gewürdiget, und betreffen das Genehmigungsrecht des Kaiserl. Plenipotentiarius bey außerordentlichen Reichsdeputationen, und die in dem Lüneviller Vertrage bedingte Friedensbasis, nämlich die Beybehaltung der Reichsverfassung in jeder Hinsicht. Vorliegende Druckschrift ist nichts wie ein Abdruck drey ausführlicher Recensionen aus zwey kritischen Zeitschriften, aus der Salzburger Literaturzeitung, 3ter Jahrgang 12tes Heft 1802; und aus Süd-Deutschlands pragmatischen Annalen der Literatur und Kultur, vom 7ten und 10ten Ja-

nuar 1803, und 16ten — 23sten Mai 1803. Der Herausgeber, (nicht der als solcher in den öffentlichen Blättern genannte, und zu Frankfurt privatisirende Geheime Rath von Hertwich) hat außer der lobsprechenden Vorrede nichts Eigenthümliches hinzugefügt.

Getreue und vollständige Geschichte der Introduktion der vier neuen Herren Kurfürsten von Salzburg, Würtemberg, Baden und Hessen in Collegio Electorali, am 22. August 1803. Regensburg, bey Keyser. 14 S. 4.

Da seit dem 7ten September 1708 diese Feyerlichkeit am Reichstage nicht statt gefunden hatte: so war es ein verdienstliches Unternehmen des Herrn Assessors Keyser, das Ceremoniel des 22sten August 1803 zu beschreiben. Das Kaiserl. Hofdekret vom 19ten August, und eine aus Lünigs Theatrum ceremoniarum ausgezogene Darstellung der Kur-Braunschweigischen Introduktion machen die Einleitung. Erst S. 9 hebt die von der diessmaligen an, welche an sich feyerlicher war. Als eine Sonderbarkeit führt Rec. hier an, daß der Kur-Brandenburgische Gesandte zugleich als Kur-Badenscher bevollmächtiget war. Um nun diese doppelte Person vorzustellen, ließ sich der, als Kur-Brandenburgischer aufgefahrne Reichsgraf von Görtz vom Rathhause, nachdem sich dort das an das Kurkollegium konstituirt hatte, wiederum in der Portechaise nach Hause tragen, um in der Eigenschaft des Badenschen Electoralis noch einmal aufzufahren, nahm auch als Letzterer Besuche von Seiten der altkurfürstlichen Gesandten an. Unter den Titulaturen ist bey Kur-Hannover der Freyherr von Reden in mehreren Abdrücken nicht als Geheimer Kriegsrath angeführt, so wie in der von ihm am 24sten August übergebenen Erklärung und Protestation sich die unangenehme Auslassung der Worte: und Kurfürstliche Durchlaucht von Braunschweig-Lüneburg im Königl. Titel bey dem, durch einige Komitialisten veranstalteten Privatabdrucke eingeschlichen hat. In der Visiten-Abstattung ist zu bemerken, daß solche nur durch zwey Besuche in Person, übrigens aber durch Charten geschah. Ersteres war der Fall mit dem Kur-Baierischen Gesandten, der sämmtlichen Neukurfürstlichen im Na-

men

mit der Aeltern bey dem Kur-Hessischen den Besuch abstattete. Diesen erwiederte sodann der Kur-Salzburgische Namens seiner Kollegen bey dem Kur-Böhmischen als Stellvertreter der ältern Elektoralen. Der üblichen Kur-Präsente, über welche in öffentlichen Blättern einiges Unrichtige verbreitet worden, geschieht hier leider! gar keine Erwähnung. Merkwürdig wird es ewig bleiben, daß dieß erste Geschäfft der neuen Elektoralen eine Ferien-Anordnung war, während daß ein ganzes Kurfürstenthum sich in Feindes Gewalt befand.

Das Heimfalls- und fiskalische Okkupationsrecht des Erzhauses Oesterreich auf den in dessen Erbstaaten gelegenen Besitzungen und Einkünften der durch den neuesten Entschädigungs-Reichsschluss sekularisirten deutschen Stifter, Klöster, und übrigen geistlichen Körperschaften entwickelt und dargestellt. 1803. VIII u. 80 S. 8.

Ein Kommentar über das Wiener Staats-Kanzleyreskript vom 19ten Mai, welches daher billig als Anlage hätte in extenso beygedruckt werden sollen. Die Apologie jenes, bekanntlich auf faktische Weise schnell behaupteten, und sehr weit eingreifenden, sogenannten Heimfallsrechts (droit de pas) zerfällt systematisch in drey Abschnitte. In dem ersten erörtert der ungenannte Verf. gewisse allgemeine Grundsätze des philosophischen Staatsrechts über den Güter-Besitz im auswärtigen Staate, über Sekularisation und ausschließlichen Heimfall derer, in einem fremden Territorium gelegenen, Güter und Einkünfte säkularisirter geistlicher Stifter und Kongregationen an den dortigen Fiskus. Dieses ist mit Scharfsinn ausgearbeitet; aber doch mancher Widerlegung fähig. Im zweyten Abschnitte wendet der Verf. diese Grundsätze auf das Erzhaus an. Insbesondere deducirt er das Heimfallsrecht S. 50—57 aus dem staatsvertragsmäßigen Vorbehalte desselben in der, durch die Säkularisations- und Entschädigungs-Verhandlungen veranlaßten, Pariser Konvention vom 26sten December 1802. — §. 4. Sehr kurz, aber desto bedeutender ist die Darstellung des Umfangs von diesem Heimfallsrechte. Der Verf. zählt dahin alle Realitäten, Kapitalien und Grundgefälle, welche die aufgehobenen

Reichs-

Reichsunmittelbare Bisthümer, Stifter und Klöster überhaupt in den Erbländern besessen haben, die dortigen Kapitalien und Realitäten der Kapiteln und der Mediat-Stifter. Die dortige Kapitalien und Realitäten auswärtiger Spitäler und Fundationen, die nicht mehr bestehen, (eine äußerst wichtige Ausdehnung, welche allein bey den Fürstl. Bambergischen und Speyerschen Hofkammern in mehrere hundert tausend Gulden geht) die Diöcesan-Gerechtsame, Patronatsrechte, Ordinariate der aufgehobenen Stifter in den Erblanden, sind als erledigt anzusehen. Analogisch erstreckt es der Verf. sogar auf das Eigenthum wirklicher auswärtiger Gemeinheiten, die durch den Entschädigungsschluß untergehen, und auf das Recht, Sequestrationen, Sperren und provisorische Verwaltungen über die betreffenden Gegenstände anzuordnen. Im dritten Abschnitte werden die Argumente aufgezählt und möglichst widerlegt, womit die Rechtmäßigkeit und Anwendbarkeit des Heimfallsrechts bestritten wird. Der fünfte Artikel §. 45 — 47 des Osnabrücker Friedensinstruments — der §. 36 des Deputations-Hauptschlusses — die Note der vermittelnden Gesandtschaften vom 9ten März 1803 — die bey der Ausübung dieses Heimfallsrechts erfolgende Verrückung der Entschädigungsbasis — das Stillschweigen des Erzhauses zu denen im §. 5. des Deputations-Hauptschlusses enthaltenen Dispositionen über die Freysingenschen Besitzungen im österreichischen Gebiete, und — das Beyspiel der Eichstädtischen *Enclaves* werden hier geprüft, aber freylich nicht hinlänglich widerlegt. Unterdessen ist Alles sorgfältig zusammengestellt und vorgebracht, was die österreichischen Grundsätze vertheidigen kann.

Dem Vernehmen nach, ist Herr Joseph Graf von Benzel, Kaiserl. Königl. Landvogt in der Grafschaft Hachenberg, Verfasser dieser allerdings merkwürdigen Staatsschrift.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Drey und achtzigsten Bandes Erstes Stück.

Zweytes Heft.

Arzneygelahrheit.

Ueber Kopf- und Zahnschmerzen, und über die Mittel dagegen. Vom Herausgeber des Gesundheitstempels. Braunschweig, bey Kulemann. 1802. 254 Seiten 8. 18 gr.

Wir kennen den Herausgeber des Gesundheitstempels nicht; müssen aber zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß dieses Buch, das, seiner Angabe nach, für „die Layen, und in der Arzneykunst Uneingeweihten" bestimmt war, nicht zu dem Aushängeschilde passend ist. Das Ganze sieht aus, wie ein alter Kollegienheft aus der Hofmannischen Schule, oder wie ein Auszug aus irgend einer dickleibigen Pathologie. Alle Arten der Kopfschmerzen werden von Schärfe, Luft, Druck, Versetzung, rc. abgeleitet, und mit den gewöhnlichen Mitteln kurirt; und eben daher denkt und handelt unser heilender Aeskulap im Gesundheitstempel, wie ein ehrlicher Zahnbrecher, der von seiner Bude ähnliche Ursachen angiebt, und ähnliche Mittel empfiehlt. Für die Uneingeweihten ist hier zu viel lose Speise aufgetragen; für die jungen Aerzte ist es nichts weiter, als unbrauchbares Papier, das billig von der medicinischen Gilde sollte konfiscirt werden. Der Verfasser schwatzt sogar von Skorpionen im Gehirne. Auch der Styl ist gleich im Anfange verschoben; man höre, wie folget: „Kopfschmerzen sind für den Menschen, was die Feuchtigkeit „für Darmsaiten ist; (eine sonderbare Vergleichung!) beyde „werden so sehr verstimmt, daß eine Zeitlang fast Zweck und

„Wirken verloren gehet. Um schon bey halber Anst[illegible] „über einen Feind zu triumphiren, sollte man ihr [illegible] „Kopfschmerzen wünschen, weil, wo das Haupt [illegible], alle „Glieder mehr als je in demselben Falle sind [illegible] also auch „Kopfschmerzen haben??) und eine Unthätigk[illegible] zum Vor- „schein kömmt, welche Geist und Körper in [illegible]chem Grade „umstrickt hält. (Welcher Bombast!) — Kein[illegible] vermag diese „Plage ganz zu fassen, wenn er nicht durch [illegible]bsterfahrung „mit ihren Ruthen gepeitscht worden." W[illegible]her Unsinn, welcher Kontrast zwischen Zahnschmerz und R[illegible]enpeitschen! Der Verfasser hat weder Sach- noch Sprach[illegible]ntniß, und thut daher wohl, wenn er künftig nicht mehr [illegible] Fertigung populärer Schriften denkt. Diese Art von [illegible]riftstellerey ist, unserm Bedünken nach, schwerer, als er gl[illegible]t; er muß erst mit seinem Zeitalter fortgehen, dann pla[illegible] und faßlich schreiben lernen, und endlich wohl überlegen: o[illegible]er mit Eh- ren vor einem ehrsamen Publikum auftreten [illegible]nte. Auf diese Art wird sich das Uebrige finden.

Ar.

D. S. A. Tissot, von der Onanie. Na[illegible] der neue- sten Original-Ausgabe frey bearbeite[illegible] und mit verschiedenen Anmerkungen versehen v[illegible] Verfas- ser des Noth- und Hülfsbüchleins, für [illegible]lle, wel- che in der Liebe oder Selbstbefleckung au[illegible]eschweift haben. Leipzig, bey Fleischer. 1802. [illegible]6 S. 8. 18 Kr.

Nichts weiter, als Tissot's bekannte Schrift nach den Hauptkapiteln, und nach dem gewöhnlichen In[illegible]e; aber in der Uebersetzung willkührlich geändert, oder, mit [illegible] Ver- fasser zu reden, frey bearbeitet, mit einigen sehr [illegible]rbohli- chen Anmerkungen versehen! Wer die alte Au[illegible] hat, kann diese modernisirte des Noth- und Hülfsbüchle[illegible] Ma- chers gar wohl entbehren. Wer, als Onanite, die [illegible]hülfe braucht, thut am besten, wenn er einen geschickten [illegible] zu Rathe ziehet, und sich um die Fabrikwaare der Noth- [illegible]nd Hülfsbüchlein-Macher nicht weiter bekümmert. Wer zu [illegible]

von gewissen Trieben gemartert wird, der heyrathe; es ist doch besser freyen, als Brunst leiden!

Sw.

Konrad Georg Ontyd's theoretisch-praktische Untersuchungen über die Ursachen des Todes bey den meisten akuten und chronischen Krankheiten, so wie über die Entstehung, Erkenntniß, und gründliche Heilung derselben. Aus dem Englischen (Lateinischen?) übersetzt von D. Johann Ernst Gotthelf Eichwedel. Mit einer Vorrede und einigen Anmerkungen versehen von D. Johann Christian Stark, Hofrath und Professor der Arzneygelahrtheit zu Jena. Erfurt, bey Hennings, 1802. 746 Seiten gr. 8. 3 Rt.

Das Original erschien 1797 in Leyden, unter dem Titel: De morte et varia moriendi ratione, 450 Pag. ohne die Thesen, als Doktordisputation, 1799 in London die zweyte Ausgabe, wornach die deutsche lesbare Uebersetzung gefertigt seyn soll. Die englische Ausgabe scheint ein bloßer wenig veränderter Abdruck der erstern lateinischen Ausgabe, mit einer andern Vorrede, und einigen unerheblichen Zusätzen, zu seyn. (Denn die Uebersetzung stimmt wörtlich mit der Urschrift überein.) Die Anmerkungen des Vorredners sind nicht beträchtlich; aber die Schrift verdiente allerdings auf deutschen Boden verpflanzt zu werden. Der Verf. handelt in drey Kapiteln vom Tode; von dessen Verhältnissen zur Gesundheit und Krankheit; von dessen nächsten und entfernten Ursachen; von den Krankheiten, welche den Tod durch Erlöschung des Lebensprincips bewirken; von den Krankheiten, welche durch Unterdrückung der Lebensfunktion, oder durch Zernichtung des Lebensprincips tödten; mit den nöthigen Unterabtheilungen. Die Theorie ist meistens nach Gaub; aber ohne steife Anhänglichkeit; das Raisonnement bisweilen zu weitschweifig; die pathologische Erklärung kurz und treffend, auf reine Empirie gebauet, und dadurch der Natur der Krankheiten angemessener, als es bey jedem andern erkünstelten Systeme mög-

 lich

„Wirken verloren gehet. Um schon bey halber Anstrengung „über einen Feind zu triumphiren, sollte man ihr (ihm) nur „Kopfschmerzen wünschen, weil, wo das Haupt leidet, alle „Glieder mehr als je in demselben Falle sind, (also auch „Kopfschmerzen haben??) und eine Unthätigkeit zum Vor„schein kömmt, welche Geist und Körper in gleichem Grade „umstrickt hält. (Welcher Bombast!) — Keiner vermag diese „Plage ganz zu fassen, wenn er nicht durch Selbsterfahrung „mit ihren Ruthen gepeitscht worden." Welcher Unsinn, welcher Kontrast zwischen Zahnschmerz und Ruthenpeitschen! Der Verfasser hat weder Sach- noch Sprachkenntniß, und thut daher wohl, wenn er künftig nicht mehr an Fertigung populärer Schriften denkt. Diese Art von Schriftstellerey ist, unserm Bedünken nach, schwerer, als er glaubt; er muß erst mit seinem Zeitalter fortgehen, dann plan und faßlich schreiben lernen, und endlich wohl überlegen: ob er mit Ehren vor einem ehrsamen Publikum auftreten könne. Auf diese Art wird sich das Uebrige finden.

Ar.

D. S. A. Tissot, von der Onanie. Nach der neuesten Original-Ausgabe frey bearbeitet, und mit verschiedenen Anmerkungen versehen vom Verfasser des Noth- und Hülfsbüchleins, für Alle, welche in der Liebe oder Selbstbefleckung ausgeschweift haben. Leipzig, bey Fleischer. 1802. 326 S. 8. 18 gr.

Nichts weiter, als Tissot's bekannte Schrift, nach den Hauptkapiteln, und nach dem gewöhnlichen Inhalte; aber in der Uebersetzung willkührlich geändert, oder, mit dem Verfasser zu reden, frey bearbeitet, mit einigen sehr unerheblichen Anmerkungen versehen! Wer die alte Ausgabe hat, kann diese modernisirte des Noth- und Hülfsbüchlein-Machers gar wohl entbehren. Wer, als Onanist, die Arzthülfe braucht, thut am besten, wenn er einen geschickten Arzt zu Rathe ziehet, und sich um die Fabrikwaare der Noth- und Hülfsbüchlein-Macher nicht weiter bekümmert. Wer zu sehr

von

von gewissen Trieben gemartert wird, der heyrathe; es ist doch besser freyen, als Brunst leiden!

Sw.

Konrad Georg Ontyd's theoretisch-praktische Untersuchungen über die Ursachen des Todes bey den meisten akuten und chronischen Krankheiten, so wie über die Entstehung, Erkenntniß, und gründliche Heilung derselben. Aus dem Englischen (lateinischen?) übersetzt von D. Johann Ernst Gotthelf Eichwedel. Mit einer Vorrede und einigen Anmerkungen versehen von D. Johann Christian Stark, Hofrath und Professor der Arzneygelahrheit zu Jena. Erfurt, bey Hennings, 1802. 746 Seiten gr. 8. 3 Rthl.

Das Original erschien 1797, in Leyden, unter dem Titel: De morte et varia moriendi ratione. 450 Pag. ohne die Thesen, als Doktordisputation, 1799. in London die zweyte Ausgabe, wornach die deutsche lesbare Uebersetzung gefertigt seyn soll. Die englische Ausgabe scheint ein bloßer wenig veränderter Abdruck der erstern lateinischen Ausgabe, mit einer andern Vorrede, und einigen unerheblichen Zusätzen; zu seyn. (Denn die Uebersetzung stimmt wörtlich mit der Urschrift überein.) Die Anmerkungen des Vorredners sind nicht beträchtlich; aber die Schrift verdiente allerdings auf deutschen Boden verpflanzt zu werden. Der Verf. handelt in drey Kapiteln vom Tode; von dessen Verhältnissen zur Gesundheit und Krankheit; von dessen nächsten und entfernten Ursachen; von den Krankheiten, welche den Tod, durch Erlöschung des Lebensprincips bewirken; von den Krankheiten, welche durch Unterdrückung der Lebensfunktion, oder durch Vernichtung des Lebensprincips tödten; mit den nöthigen Unterabtheilungen. Die Theorie ist meistens nach Gaub; aber ohne steife Anhänglichkeit; das Raisonnement bisweilen zu weitschweifig; die pathologische Erklärung kurz und treffend, auf reine Empirie gebauet, und dadurch der Natur der Krankheiten angemessener, als es bey jedem andern erkünstelten Systeme möglich

lich war, die Idee zu bestimmen, in welchem Verhältnisse der Tod, als Wirkung, zu der jedesmaligen Krankheit, als bewirkenden Ursache, stehe, ganz neu, ziemlich konsequent verfolgt, und ausgeführt; aber das Ganze ist in den einzelnen Theilen nicht gleich gut, gleich gründlich bearbeitet, hier und da zu kurz, dort wieder zu umständlich detaillirt, je nachdem der Verf. entweder mehr Vorarbeiter hatte, oder voraus schrieb. Wer wird diese Flecken nicht gerne übersehen, und an einem solchen ersten Versuche entschuldigen? Wenn der Verf. über die so oft genothzüchtigten Fieber zu wenig sagt: so hat er von den Ausschlägen, ob und wie weit sie an sich, oder durch die Witterungs-Konstitution gefährlich werden; von den mancherley Gasarten und Giften; von Gicht und Reissen; von der Gliederkrankheit und von den Skropheln; von der Pest und Harnruhr; von der reizenden Methode in der Lungensucht; vom Skorbut, u. s. w. desto bestimmter und richtiger geurtheilt, und den Weg zu einer bessern Heilmethode geöffnet. Wer das mühsame Werk mit Nutzen studiren will, der muß von hinten anfangen, d. h. den Schluß zuerst lesen, um vorerst eine allgemeine Uebersicht zu bekommen. Hier giebt der Verf. die Rechenschaft über das Ganze, und zeigt, wie bey aller scheinbaren Verschiedenheit der Reizung, und daher entstandener Modifikation, dennoch die regelmäßige Wirkung der jetzt so sehr verkannten, oder durch Philosophemen verdrängten Natur, sich veroffenbart, wie sich das Ende aller tödtlichen Krankheiten auf Unterdrückung, oder Zerstörung des Lebensprincips zurückbringen läßt, wie sich die Todesart vom successiv veränderten Mechanismus, nach Leidenschaften, nach Ueberfluß, oder Mangel des Wärmestoffs, nach zu starker Elektricität, von Gasarten, Giften und allgemeinen Krankheiten, von Entzündungen und Ausflüssen, von Kacherien und Nervenkrankheiten, von Uebeln in den Absonderungsorganen, kaussaliter und effektualiter verhält, daß das endliche Resultat aller nosologischen Forschung ist und bleibt: „Die Verschiedenheiten „des Todes sind nicht zahllos; sondern nur Modifikationen „zweyer Hauptarten." und der Arzt bey der Kur bloß darauf, nicht auf systematische Schulnamen, zu achten habe. Am Krankenbette findet man das Wüste und Leere der Schulweisheit gar bald, und lächelt über die Kathedergelehrten, die unsere empirische Medicin durch Töne und Worte der neuesten Mode-Philosophie, durch Dialektik, Axiomen,

Theo-

Theoremen, Sophismen, Glossemen, und ähnlichen gelehrten Flitterstaat, zur evidenten Gewißheit bringen wollen. Zu bedauern ist, daß der Verf. nicht, statt des theoretischen Raisonnements, in einer bessern pathologisch- therapevtischen Methode das Wissenswerthe darlegte, bey jeder Krankheit erst die generische, dann die specielle Diagnostik beyfügte, und eben jedesmal, bey jeder Art, die generelle und specielle Prognostik bestimmt angab, und durch Vorzeichnung der sichtbaren Veränderungen, wie auf der Tafel, versinnlichte. Auf diese Art hätte sein Werk die gerechtesten Ansprüche auf Anschaulichkeit, Vollständigkeit und Vollkommenheit erhalten. Wir hoffen, ein deutscher Arzt werde diese Lücken auszufüllen wagen; aber dann ist unsere unzielsetzliche Bitte: „Nur kein Aner!" Sonst ist es besser, wir lassen uns am Ontyd'schen Werke, ohne systematische Verirrungen, begnügen, und benutzen das Gute mit Diskretion.

At.

Neue Haus- und Reise-Apotheke, oder medicinisches Noth- und Hülfsbüchlein. Nebst einer genauen Untersuchung aller wirksamen und überall zu habenden Hausmittel. Für Oekonomen, Dorfprediger, Landleute, und Reisende. Von Dr. G. W. Becker, ausübendem Arzte in Leipzig. Leipzig, bey Barth. 1802. 341 S. 8. 20 gr.

Schon wieder eine Haus- und Reise-Apotheke, wobey der Verfasser (Vorrede 10.) sich die Vergleichung mit dem Kilianschen Haus- und Reisearzte verbittet, „der für den studirten Arzt zu kurz, für den gebildeten Layen zu weitschweifig, gelehrt, trocken, durch das angewandte Brownsche System lebensgefährlich seyn soll." — Nun wir wollen nicht richten, welcher von den beyden Noth- und Hülfsbüchlein-Machern Original oder Kopie heißen soll; wir glauben aber doch, daß diese Beckersche Apotheke billig ungedruckt bleiben konnte. Wozu in aller Welt soll der im ersten Abschnitte aufgewärmte diätetische Kohl von Hausmitteln helfen, der sich über Essig, Habergrütze, Kaffee, Zucker, Honig, Branntwein, Wein, u. dgl. alltägliche Dinge erstreckt? Wozu soll die im zweyten

Abschnitte aufgestellte Haus- und Reise-Apotheke nützen? Was soll der im dritten Abschnitte angegebene Katalog von äußern und innerlichen Krankheiten, mit den Heilmethoden, helfen? Die Oekonomen, Landleute und Reisenden können ja nicht darüber urtheilen, können des Verf. Buch und Reiseapotheke nicht bey sich führen!! Wir wünschen, daß der Verf. sein Pfund besser anlegen möge, als zu solcher Papierverderberey!

Sw.

Winke zur Verbesserung öffentlicher Brunnen- und Badeanstalten, von D. Johann Karl Heinrich Ackermann. Posen, bey Kühn. 1802. XX und 120 Seiten 8. 14 Gr.

Herr Dr. Ackermann, welcher sich schon durch andere Schriften rühmlichst bekannt gemacht hat, nahm bey Abfassung dieser Schrift auf Policey und Aerzte vorzüglich Rücksicht. Diese Schrift enthält zwar nichts Neues; aber alles hierher Gehörige ist gut durchgedacht, und in einem guten Styl vorgetragen, so, daß durch diese Schrift abermals eine Lücke ausgefüllt wird. Da wir überzeugt sind, daß diese Schrift von allen Aerzten wird gelesen werden: (selbst Obrigkeiten sollten sie beherzigen, welchen die Besorgung ähnlicher Anstalten obliegt,) so liefern wir hier bloß die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte, woraus man leicht ersehen kann, was man Alles hier zu suchen hat. Der erste Abschnitt verbreitet sich über die Ursachen des Verfalls einiger mineralischen Wässer. Er rechnet dahin: 1) die Abschaffung der Wallfahrten in mehreren Ländern; 2) die Konkurrenz und Vervielfachung der Mineralwässer; z. B. in Sachsen giebt es viele Mineralwässer, nur manche davon sind in Vergessenheit gerathen; 3) die Sorge für die Aufnahme mancher Gesundbrunnen war zuweilen einer gewissen Finanzspekulation entgegen; 4) das Ansehen der Gesundbrunnen sank auch dadurch, daß oft künstliche statt der natürlichen verkauft wurden; 5) die abwechselnden Systeme der Aerzte; 6) das verschiedene Benehmen des Brunnenarztes; 7) der verschiedene gesellschaftliche Ton in Bädern. Der zweyte Abschnitt handelt von Policeyanstalten bey Gesundbrunnen und Bädern; enthält Alles, was

zur

zur Verbesserung solcher Anstalten erfordert wird. Der dritte Abschnitt handelt von der Wahl und den Pflichten eines Brunnenarztes; ein trefflicher, alles hierher Gehörige umfassender Abschnitt. Der vierte Abschnitt enthält einige Bemerkungen über den Gebrauch mineralischer Wässer; er schränkt sich hier vorzüglich auf einige Vorurtheile ein, welche in Ansehung des Gebrauchs der Mineralwasser statt finden, z. B.: daß man, statt zu einer solchen Quelle zuerst seine Zuflucht zu nehmen, wodurch die Erregung im Körper verstärkt würde, und nach dieser ein reizminderndes Wasser zu gebrauchen, das Gegentheil beobachtet; ferner, Fehler in Hinsicht der Vorbereitung, dann in Ansehung des Badens bey Gewittern, in Ansehung der Temperatur; man solle vorher durch ein empfindliches Quecksilber-Thermometer die Temperatur des Badenden unter den Achseln untersuchen. S. 111. Die Heilsamkeit mancher Mineralwässer könne durch die Anwendung der Elektricität, des Galvanismus, und des Opiums verstärkt werden. S. 114. Die Verbindung des Opiums mit einem mineralischen Wasser oder Bade sey bey asthenischen Krankheiten sehr junger Personen, bey hohem Grade sthenischer Krankheiten, und bey Ansammlung vieler Unreinigkeiten in den Verdauungsorganen, sehr zu mißbilligen. In Ansehung seines Gebrauchs empfiehlt er S. 115. vorzüglich die von Chiarenti und Brera empfohlene Methode, dasselbe mit thierischen Säften vermischt, äußerlich einzureiben. S. 116. empfiehlt er nach dem Baden die häufige Anwendung der mit stärkenden, das Nervensystem schnell durchdringenden Arzneysubstanzen gefüllten Betten und Kissen. S. 118. empfiehlt er das Reiben verschiedener Theile des Körpers, vor, bey, und nach dem Gebrauche der Bäder. Nach S. 120. glaubt er, daß durch die erdigten Bestandtheile der Mineralwässer der Grund zu verschiedenen Magenbeschwerden und Drüsen-Verstopfungen gelegt werde; man solle also vorher durch Zuckersäure und wasserfreyen Weingeist diese erdigten Theile zu vermindern suchen; (welches wir aber nicht für wahrscheinlich halten.)

Die Heilquelle zu Buckowine, für Aerzte und Nichtärzte, nach des Herrn Apotheker Lachmund's chemischer Untersuchung derselben, gewürdiget von

D. Kausch. Breslau, bey Korn. 1802. 78 S. kl. 8. 8 gr.

Diese Schrift, welche keinen unwichtigen Beytrag zu den Monographieen einzelner Mineralquellen liefert, ist dem bekannten Dr. Magalla zugeeignet. Buckowine liegt in Niederschlesien im Wartenbergischen Kreise, und gehört dem Königl. Lieutenant Hrn. von Weger. Man findet daselbst viele Eisensteine und eine Mineralerde, welche die Bestandtheile der Quelle, nämlich Schwefelsäure, Kalk, schwefelsaures Eisen, schwefelsauren Thon, und etwas salzsaures Eisen enthält. Der alte Major von Weger entdeckte die Quelle in seinem Garten, wo sie noch Sumpf war; von 1787. an fand sie der Bruder des Majors bey einem heftigen Rheumatismus des rechten Arms sehr heilsam, und 1796. bey einem heftigen Anfalle der Gicht; 1797. ließ sie der Major vom Oberbergprobierer Dr. Richter untersuchen, und nun wurden mehrere ähnliche Kranke dadurch hergestellt. Man baute endlich mehrere Häuser für die Badegäste. Der Ort des Bades liegt höher als das Bad gegen die südpreußische Gegend hin. Es sind 3 Quellen, die Oberquelle, die Unterquelle, und die Gartenquelle; die Unterquelle ist die stärkste, nur ist das Wasser selten klar zum Trinken. Im zweyten Abschnitte liefert er die Untersuchung des Gehalts der Buckowiner Mineralquellen vom Apotheker Lachmund. Die Temperatur der Oberquelle war 48 Grad Fahrenheit, die der Niederquelle 53°, und die der Gartenquelle 53°, da die Temperatur der Luft 70° war. Die specifische Schwere schien wenig von gewöhnlichem Brunnenwasser verschieden zu seyn; der Geruch ist mineralisch, der Geschmack hart, dintenartig, zu gewissen Zeiten auch schwächer. Die Oberquelle hält in 20 Quart schlesisch Gemäß 9—11 Gran salzsaures Eisen, 46½ Gran Eisenvitriol, 42 Gran Alaun, 3½ Gran Thonerde, 2 Gran luftsaure Kalkerde, 10 Gran Selenit, 2 Gran Kieselerde, 2 Gran Extraktivstoff; 4 Gran betrug der Verlust. In 20 Quart der Niederquelle waren enthalten: 11½ Gran salzsaures Eisen, 49 Gran Eisenvitriol, 52 Gran Alaun, 4½ Gran Thonerde, 1 Gran luftsaure Kalkerde, 2 bis 3 Gran Eisenerde, (kohlensaures Eisen?) 12 Gran Selenit, 3 Gran Kieselerde, 3 Gran Extraktivstoff. Der dritte Abschnitt enthält die theoretische Beurtheilung der Buckowi-

ner

ner Mineralquellen, zum Behuf des Badens. Da der Vitriol und Alaun die Hauptbestandtheile dieser Mineralquelle sind: so bestimmt er auch nach diesen, vermöge der Einsaugung, die Wirkung dieses Mineralwassers, und bestimmt nach diesen S. 43. auch die Krankheiten, in welchen dieses Mineralwasser als Bad nützlich ist; nämlich 1) Schwäche der Nerven und der erschlafften Fasern; 2) im ganzen Heere der rheumatischen und podagrischen Leiden. S. 51. Die Bestandtheile des Buckowiner Bades beynebst dem Wärmestoff wirken reizend auf die Lebenskraft. S. 59. behauptet er nach Fourcroi, das warme Bad halte die Ausdünstung auf, und stärke nach einer heftigen Bewegung. Der vierte Abschnitt enthält theoretische Beurtheilung der Buckowiner Heilquellen, zum Behuf des Trinkens, nebst der Gebrauchsart derselben beym Baden und Trinken. Er empfiehlt es zu trinken in der Bleichsucht, nach dem Frühstücke; auch bey Würmern. Die Temperatur der Bäder muß zuerst lau seyn; man muß nie so weit gehen, daß die Adern am Kopfe sehr schlagen, besonders bey Schwäche; in der Gicht kann es ziemlich warm seyn. Man bade täglich zu Anfange einmal, nachher zweymal. Im fünften Abschnitte folgen endlich einige glückliche Kuren, welche durch die Buckorriner Bäder bewirkt worden.

Cg.

Einige Bemerkungen über die Nervenfieber, besonders vor dem dabey nöthigen Verhalten, für Unkundige; von Ge. Bicker. Bremen, bey Willmans. 1802. 30 Seiten 8. 4 gr.

Der Verfasser hat durch dieses Schriftchen einen lange gehegten Wunsch des Recensenten zu erfüllen gesucht, dem Publikum einigen Unterricht über die jetzt so allgemein herrschenden Nervenkrankheiten zu ertheilen. Leider ist derselbe nur zu kurz, folglich nicht erschöpfend ausgefallen! Die Frage: warum es jetzt so viele hitzige und chronische Nervenkrankheiten gebe, die oft an den Verfasser, an den Recensenten, und gewiß an jeden praktischen Arzt gethan worden ist, beantwortet der Verfasser dadurch, daß er zeigt, die Geschichte der Heilkunde lehre, daß die Krankheiten des menschlichen Kör-

pers von Zeit zu Zeit, oft mehrere Jahre hindurch, einen gewissen eigenthümlichen Gang, und beständigen Charakter annehmen, welcher sich auf alle in dieser Periode herrschenden Krankheiten erstrecke, daß dieß jetzt der nervöse sey, welcher hauptsächlich in den auffallenden und sonderbaren Witterungsverhältnissen, in den Kriegsunruhen, in dem herrschenden Luxus, (Theurung der Lebensmittel, Sorge sich und die Seinigen zu ernähren, vielleicht zum Theil in übertriebener Bevölkerung) besonders auch, in der Art sich zu kleiden, und der Verwandlung der Nacht in den Tag bey Gesellschaften, im Mißbrauche warmer Getränke seinen Grund habe. Der Verf. zeigt dann, wie gefährlich es sey, bey dieser herrschenden Konstitution sein eigener Arzt zu seyn, und den Vorschriften des Arztes nicht unbedingt Folge leisten zu wollen, und fügt sehr vernünftige Winke über die Sicherung vor dieser gefährlichen, heuer sich überall zeigenden Krankheit bey. Er empfiehlt dazu besonders den täglichen Genuß freyer Luft, Mäßigkeit in jedem Genusse, Reinlichkeit und Bäder. (Es gehört dazu noch besonders eine Art von Diaeta lauta. Deßhalb würden wir auch den Branntwein, welchem der Verf. mit Unrecht allzu abgeneigt ist, der ärmern Klasse durchaus nicht ganz entziehen; sondern nur Maaß und Ziel dabey empfehlen.)

Ueber das Selbststillen. Ein organonomisch-medicinischer Versuch. Zunächst für angehende Heilkünstler. Von D. Hnr. Chr. Aug. Osthof, technischem Arzte zu Flotho an der Weser. Lemgo, bey Meyer. 1802. 598 Seiten 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Es ist jetzt nicht ungewöhnlich, daß angehende Heilkünstler wieder für angehende Heilkünstler Bücher schreiben. Auch der Verfasser dieser Schrift gehört zu dieser Klasse von Schriftstellern; das zeigt das Materielle und Formelle derselben, und der Titel. Was das erste anlangt: so gehört der Verfasser weder zu der rein dynamischen, noch rein atomistischen Parthey; also, auch nach unserm Bedünken, zu der vernünftigsten. Doch hat er, wie er selbst sagt, die Wissenschaft von den Verhältnissen des lebenden Organismus zu den Objekten

außerhalb seines körperlichen Ichs zur Grundlage genommen, und zeigt eine überwiegende Vorliebe zu den neuesten naturphilosophischen Principien, wie sie besonders, seit der Amalgamation des Brownianismus mit den Reilschen Grundsätzen, in Röschlaubs neuesten Schriften zu finden sind. Dadurch hat auch das Formelle seinen Zuschnitt erhalten. Der Verf. hat sich ganz in den dogmatischen, demonstrativen Vortrag geworfen, der dem freyen an Gründlichkeit nur scheinbar, an Anmuth auf keinen Fall nachsteht, und uns in die Zeiten der Wolfschen Philosophie, manchmal auch gar in die Zeit der Orakelsprüche, zurückführt. Wir müssen jedoch, der Wahrheit und Unpartheylichkeit gemäß, bekennen, daß das Sujet selbst vom Verf. mit vieler Gründlichkeit bearbeitet worden ist. Sein Fleiß, dasselbe zu erschöpfen, ist unverkennbar; sein Bestreben, allen durch Verjährung geheiligten Vorurtheilen entgegen zu wirken, und ihnen den Schein von Wahrheit zu benehmen, lobenswürdig, seine freye, ungebundene Ansicht der Sachen nachahmenswerth. Nur Etwas geht dem Verf. noch ab, welches dem Werthe und der Gemeinnützlichkeit seiner Schrift großen Abbruch thut — Erfahrung. Sie würde das Selbstvertrauen des Verf. auf seine Meinungen bald mindern, bald besser begründen; sie würde dem Zuweitgehen im Erklären Gränzen setzen; sie würde dem Verf. die Ueberzeugung geben, daß auch bey ihm noch manches Vorurtheil der Schule herrsche, obschon es sich unter einer andern Form zeige, als den bisherigen Schriftstellern. Einige specielle Erinnerungen fügen wir hier bey: S. 51. Kinder, die ohne Brust aufgefüttert sind, liefern nicht immer Gegenstücke zu denen an der Brust gelegenen, wie da steht. Es kann auch für die Praxis ganz gleichgültig seyn: ob man den Nutzen des Kolostrums aus dem proportionalen, neuen Reize, welchen dasselbe für den Darmkanal abgiebt, oder von eigenen purgirenden Bestandtheilen herleitet; aber Parmentier hat doch eine Differenz zwischen demselben und der Milch angenommen. S. 79. Auch die Annahme der Reilischen physiologischen Meinung von der Erzeugung des Kindespechs widerspricht einer behutsamen Ausführung desselben nicht, wie auch Moß angiebt, auf welchen der Verf. sich hie und da bezieht. S. 86. Braunschweiger Mumme hält Rec. für allzu nahrhaft und zu blähend. Es ist auch wohl übertrieben, wenn Rodewichs Bier ganz vortrefflich genannt wird. S. 100. wird die Schwangerschaft als direkt schwä-

chende

[illegible] für die Ergiebigkeit der Säugenden an-
genommen, was gewiß falsch ist. Eine dem Organismus [illegible]
[illegible], nur nicht immer entwickelte Einrichtung, [illegible]
die Schwangerschaft ist, kann, sollte man meinen, nicht
[illegible] angenommen werden; und sollte es ja der [illegible]
seyn; so müßte es indirekt seyn, da die Summe von Re[illegible]
nicht vermindert, sondern vermehrt ist. S. 124. Diese [illegible]
[illegible] von Geschlechtsreife dünkt uns nicht recht an ihrer
Stelle zu seyn. Wenn S. 127. das Geschäfft der Milch-
secretion aus der Richtung, welche die Erregung vermöge der
besondern Structur in jedem Organe erhält, und zum Theil
aus den quantitativen Verhältnissen derselben, und deren Mo-
dificationen vermöge der Größe der Summe einwirkender Re-
itzmomente erklärt wird; so ist diese Erklärung mehr in Wor-
ten, als in der That abweichend von der ältern, und eben so
unzulänglich. Falsch halten wir vollends folgende Stelle:
Durch die Exclusion der Frucht wird die beträchtliche Reitz-
minderung, welche bisher statt fand, aufgehoben. Es wi-
derspricht aller Erfahrung, welche der Verf. doch auch nicht
ganz verwirft, daß die Weiber nach der Niederkunft einen
höhern Grad von Wohlbefinden und Stärke genössen, wie es
doch nach diesem Satze seyn müßte. S. 136. heißt es von
dem Zustande der indirekten Schwäche, er sey selten, indem
er meistens schnell in den Zustand der eigentlichen Schwäche
übergehe; das ist aber so schnell nicht möglich. S. 138. Die
Lehre von den erblichen Uebeln ist weiter ausgedehnt, als
sie Brown zugiebt. Die Krankengeschichte S. 181. flg. ist
für das geringe Interesse ihres Inhalts viel zu weitläuftig.
Es war ein Typhus, wie oft nach Verblutungen entstehen.
Die Erklärung der Art, wie Leidenschaften auf die Milch
wirken, S. 217., scheint uns viel Willkührliches zu enthal-
ten. Auch die Erklärung des Milchfiebers S. 23[illegible], daß es
weniger Produkt der örtlich erhöhten Erregung im Milchor-
gan, als umgekehrt, diese Folge des allgemein erhöhten Erre-
gungszustandes sey, ist nicht die alleinige oder allein richtige
Ansicht desselben, ob wir gleich die praktische Beobachtung,
daß das Anlegen des Kindes nur erst statt finde, wenn die
allgemeine und örtliche Erregung herabgestimmt sey, unter-
schreiben. S. [illegible] scheint uns auch einige Verwirrung zu
herrschen. Es wird allda das Kindbettfieber zu der Reihe
[illegible] nach der Geburt eintretenden sthenischen Zustände beyge-
fügt, jedoch scheint es fast allenthalben einen allgemeinen

asthe-

[illegible]ischen Charakter zu haben. S. [illegible]. ist aber die Heilung der entzündeten Brust durch Aussaugen vom Kinde [illegible] weggegangen, als man nach dem Vorigen hätte erwarten sollen. Auch sind wir, wie wir wiederholen, nicht einig mit dem Verf. S. 280. daß bey Wöchnerinnen Formen des [illegible]seyns, denen uneigentliche Schwäche zum Grunde liegt, so selten seyen. Der Verf. scheint S. 281. selbst wieder einlenken zu wollen. Eben so dürfte er irrig seyn, daß S. 281. diejenige Thätigkeit des Milchorgans, welche auf Bereitung eines eigentlichen auszuführenden Stoffs gerichtet ist, dem Körper eine große Summe incitirender Potenzen entziehe, dadurch, daß lauter solche Bestandtheile, welche im Allgemeinen zur Gesundheit gemäßen Erregung beytragen, zur Bereitung des Stoffs angewendet werden. Schön auseinander gesetzt sind die örtlichen Fehler des Milchorgans, Milchmangel, Milchüberfluß rc. worin der Verf. Hrn. Reil viel verdankt. Ist wohl eine große Verschiedenheit zwischen der Meinung des Verfassers S. 384. und der andern Aerzte, über die schädliche Einwirkung der Leidenschaften auf die Milch? S. 385. scheint der Verf. bloß eine quantitative Veränderung in der reizenden Eigenschaft der Milch anzunehmen, welche allein gewiß nicht ausreicht. Milchmetastasen, sagt der Verf. S. 449., habe man wohl niemals anders, als bey Personen mit sthenischer (?) Opportunität beobachtet, wenigstens hätten ihn einige (!) Erfahrungen auf diese Wahrheit geleitet. Wenn ein Arzt von einer andern Partey so schreiben wollte? so würden die Gegner vielleicht mehrere Seiten von der Flüchtigkeit und Unzulänglichkeit eines solchen Induktionsbeweises schreiben. Auch behauptet Rec. sine studio et ira, daß, wenn man Milchmetastasen annehmen will, sie gewiß eher bey asthenischer Anlage statt finden müssen, und wirklich statt finden. Der Organismus ist in einem abnormen, zu schwachen Erregungszustande, und hieraus entstehen dieselben. Die Hypothese des Hrn. Brandis scheint uns übrigens mit der neuen Lehre leicht vereinbar zu seyn. S. 458. ist abermals eine Annahme, welcher die Erfahrung widerspricht, daß, je höher der Grad des Wohlbefindens, je stärker, vollsäftiger (?) und jünger das Subjekt sey, desto früher die Reinigung wieder eintrete; umgekehrt, je älter, schwächer, schlaffer die Stillende ist, wie S. 459. auch angegeben wird. Einige Sprachunrichtigkeiten übergehen wir, um uns nicht den so oft gebrauchten Titel: Splitterrichter, welcher für ei-

nen

den jungen Mann sehr unanständig ist, zuzuziehen; so wie auch die derben Zurechtweisungen Mursinnas, Rausch's, u. a. Wir schließen diese Anzeige mit dem Wunsche, daß diese Schrift möge von vielen, zumal ältern Aerzten, gelesen werden. Hat der Verf. einst mehrere Erfahrung gesammelt, bestrebt er sich, deutlicher, kürzer, gemeinverständlicher zu schreiben, Wiederholungen zu vermeiden: so bekommen wir gewiß noch vorzügliche Schriften von ihm. Möge der Verf. Bacos Ausspruch, den er S. 417. anführt, beherzigen: Non fingendum, aut excogitandum, sed *videndum*, quid *natura* ferat vel faciat!

Mz.

Leitfaden zum Unterrichte in der Anthropologie, und in der Kunst, das menschliche Leben zu verlängern; für Schulen entworfen von F. G. H. Fleiß dem jüngern. Lübben, bey Gotsch. 1802. 166 Seiten 8. 16 gr.

Dieser Leitfaden ist nicht für gelehrte Schulen; sondern mehr für eigentliche gemeine Bürgerschulen bestimmt, und der Verfasser versichert, nach demselben selbst eine zeitlang in einer öffentlichen Anstalt Unterricht gegeben zu haben, wozu er auch abgefaßt worden. In kurzem soll auch noch ein Kommentar über dieses kleine Lehrbuch für die Lehrer erscheinen. Das Ganze bestehet aus zwey Abschnitten: der erste handelt vom menschlichen Körper und Seele; und im zweyten wird Anweisung zur Erhaltung der Gesundheit, und zur Verlängerung des Lebens gegeben. Den menschlichen Körper und die Seele lehrt hier der Verfasser die Layen physiologisch kennen; und zur Erhaltung der Gesundheit werden die nöthigen diätetischen Regeln gegeben, worauf zuletzt die vorzüglichsten Hausmittel angeführt werden, nebst der Art und Weise, wie solche gegen mancherley Krankheiten anzuwenden. Von allem diesen hat in diesen wenigen Bogen, wie es auch der Endzweck des Buches ist, nur ganz kurz gehandelt werden können.

Zo.

Alphonse le Roy, Lehre von den Blutflüssen während der Schwangerschaft, bey und nach der Entbindung. Herausgegeben von dem Bürger Lobstein, Mitglied der medicinischen Gesellschaft zu Paris, u. s. w. Aus dem Französischen übersetzt von D. A. Zadig, ausübendem Arzte in Breßlau. Daselbst, bey Korn dem ältern. 1802. 65 Seiten 8. 6 gr.

Was sich über den unmäßigen Monatsfluß und Mutter-Blutsturz der unverheyratheten Mädchen, über die Blutflüsse nach der Schwängerung, in den ersten und folgenden Monaten, während und nach der Geburt, sagen läßt, ist in dieser kleinen Schrift kurz, und bündig vorgetragen. Außerdem sind einige Abschnitte von der Muskular-Struktur der Gebärmutter, von deren Wirkung und Abhängigkeit von den Nerven, beygefügt; die eben dadurch, daß sie nur am Ende sichtbar werden sollen, noch unter die anatomischen Probleme zu gehören scheinen. Bekanntlich sind dieselben von Metzger, Walter u. a. bestritten, die, auf Augenschein und Versuche gegründeten Zweifel aber, noch nicht hinlänglich widerlegt worden.

At.

Sammlung kleiner Abhandlungen und Beobachtungen über die Rose der neugebornen Kinder, und die Verhärtung des Zellgewebes. Herausgegeben von D. J. C. L. Reddelien, praktischem Arzte zu Weimar. Lübeck, bey Bohn. 1802. 127 S. 8. 12 gr.

Diese kleine Schrift hat, als Monographie der beyden angegebenen Krankheiten, ihren relativen Werth. Sie enthält einige dahin gehörige Beobachtungen von dem Verf., von Bromfield, Garthore und Walham, imgleichen von Andry, mit einigen Anmerkungen; aber auf Vollständigkeit kann sie keine Ansprüche machen, vielleicht auch nicht auf

Zu-

Zuverlässigkeit aller aufgestellten Sätze. Auch hier ist noch Manches zu berichtigen.

Sm.

Das Büchlein von der Gicht. Oder gründliche Anweisung, wie man sich vor Flüsse, Gicht und Podagra verwahren, wie weit man sie ohne Arzt selbst behandeln, und fast ohne Arzneyen heilen könne. Ein Hausbüchlein für Jedermann, für Kranke und Gesunde. Nach den Grundsätzen der neuern, verbesserten Arzneykunst bearbeitet von J. H. Sternberg, Arzt in Goslar. Daselbst, bey Kircher. 1802. 210 Seiten 8. 20 gr.

Der Verfasser schrieb einen Volksarzt, und in demselben auch Etwas von der Gicht; er besann sich, (Vorrede S.) daß nicht alle andere Menschen, außer Goslar, diese populäre Schrift erhalten und lesen könnten; er glaubte, daß wir überhaupt von dieser Art über die Gicht noch nichts Besseres haben, und so kam das Werkchen, als besondere Schrift, zum Zweytenmal in Umlauf. Um dem Dinge einen guten Anstrich zu geben, mußte der Aushängeschild, nach den Grundsätzen der neuern, verbesserten Arzneykunst, bearbeitet, nicht vergessen werden. Dadurch ist den Lesern am leichtesten Sand in die Augen gestreuet! — Wir wollen den Verf. nicht in seinem Wahne stöhren; aber, zur Steuer der Wahrheit, sey es gesagt: „es giebt bessere, wenigstens mehr durchdachte, und gründlichere Bücher über die Gicht;“ und das angebliche Neue aus Brown, daß diese Krankheit von Schwäche der festen Theile entstehe, ist allenfalls Niemanden neu, als den Brownianern, die außer Brown, Röschlaub, Weickard, Frank, u. a. nichts lesen, und in der Praxis nichts weiter, als Inzitation gegen die allenthalben spukende Schwäche, anzugeben wissen. Dieses abgerechnet: so ist das Materiale bekannte Medicinalwaare, zum Nutzen und Frommen der Gichtkranken, die sich, auch ohne Arzt, helfen wollen!

In

In 18 Kapiteln behandelt der Verf. die Kennzeichen der Gicht, deren drey Grade, Formen, Verwandtschaften, Ursachen, Palliativ- und Radikalkur, mit und ohne Arzneymittel; aber ganz, wie die ältern Praktiker, nur als Solidiste, mit einigen Restriktionen, die ebenfalls bey guten Aerzten längst kurrent waren. Das Neue, das sich der Verf. auf dem Titelblatte zueignet, ist ohngefähr folgendes: Zeichen der Gicht sind Säure, und Verderbniß der Galle, (das ist ja gastrisch!) Friesel- und Nesselausschlag, scharfe Eierchen und Pudden, Absatz von Weinstein an die Zähne, (das schmeckt nach Gichtmacherey, und gehört zur krassen Humoral-Pathologie;) die drey Grade sind in der Natur nicht immer so getrennt, wie in Büchern, (das sagt jeder Empiriker;) Rheumatismus und Gicht ist einerley, (auch das steht in ältern Büchern und demonstrirenden Probeschriften der jungen Ichheiten und transcendentalen Weisen;) Gicht ist verwandt mit Hypochondrie und Hysterie, Goldadern, Skrofeln, Abmagerung und Wohlbeleibtheit, (es kann seyn; aber bekannt;) das Zurücktreten ist nicht nur eine Umformung der Gicht, (mag passiren, wenn man sich nur recht verständigt;) Gichtmaterie giebt es nicht, (Alles nach Frank und Konsorten;) Gicht ist Schwäche, (kann seyn: aber historisch falsch ist es, „vor Brown war Schwäche Schwäche, Stärken war Stärken";) alle Ursachen sind schwächend, (folgt aus dem Vordersatze;) Gicht ist keine Erbkrankheit; aber eine Anlage in dem Grundbaue des Körpers, (so, so! Wer kennt den Grundbau, die Organisation, den Organismus, worüber jetzt so viel gefaselt wird?) die Gicht ist nicht ansteckend, (wie man es nimmt! Der Streit betrifft nur die Worte;) der Gelenkschmerz ist nichts weiter, als Entzündung aus Schwäche, der Sitz in den Häuten der Gelenke, (bekannt:) das Umherwandern der Gicht ein unstäter Krampf in den Gefäßen, (ist Hypothese, wie jenes;) das ganze Heilverfahren ist Palliativ- und Radikalkur, (folgt aus der Natur und dem Gange der Gicht;) bey jener hilft Chamillenthee, Pfeffermünz-Küchelchen, Hofmannischer Liquor, und Hirschhorn-Spiritus, Fußbad, Reiben, stärkende Diät, gegen die einzelnen Zufälle der symptomatischen Methode, bey dieser ist zweckmäßiges Lebensverhalten besser, als viele Arzney; und die Hauptregel: „pflege deinen Körper, thue ihm gütlich, wo du nur kannst; aber in allen Dingen vermeide das Uebel;" (altes gutes Rath, wer

Brown und seinen Zunftgenossen!) man trinke alle Wochen Wein, nur nicht alle Tage, (so handelte Brown nicht;) iß viel Fleisch, (so glaubt Hufeland und seine Schule nicht;) lebe manchmal knapp, (wenn die alte Gewohnheit nicht das Gegentheil setzt und diktirt;) lese Bücher, nur keine Cramersche Romane, (Giebt es keine solidere Bücher zur Kur der leidenden Solidität der festen Theile?) mache sich Bewegung, genieße die eheliche Liebe, vermeide Erkältung und erzwungene Ausleerung, suche reine Luft, schlafe nicht lange, brauche als Palliativ in der geringen Gicht, Reiben, Räuchern, Wärme, Blasenpflaster, Einreibungen, Kräutersäckchen, Wachstaffent, Elektricität, und gute Diät; zur Radikalkur der heftigen Gicht, einen Pomeranzen-Aufguß, reife Wacholderbeere in Pulver, wirksamen (?) Eichelkaffee, Kleins Visceral-Elixir, Bischoff, Wermuthwein, Reiben und Diät, wie vorher; endlich — einen geschickten Arzt. (Das ist wohl das Beste!) Ob das Alles neu ist, darüber mögen die Leser entscheiden. Uns scheint es nicht!

H.

Theater.

Regulus, eine Tragödie in fünf Aufzügen, von Collin. Berlin, bey Unger. 1802. 12 Bogen gr. 8. Velinpapier 1 Rg. 12 gl. Druckpapier 16 gl.

Der römische Konsul Metell hat, durch einen in Sicilien erfochtenen Sieg, Karthago seiner besten Truppen beraubt, und ihm die Fortsetzung des Krieges beynah unmöglich gemacht. In dieser Verlegenheit sendet der Feind den gefangenen Regulus nach Rom, um entweder einen förmlichen Frieden zu bewirken, oder das Volk zu vermögen, daß es für ihn, den Einzigen, die Heere von Karthaginensern, die es gefangen nahm, frey gebe. Gelingt keins von beyden: so ist er, durch den Eyd, den man ihm abgenommen hat, verpflichtet, wieder nach Karthago zurückzukehren. Regulus kömmt eben in Rom an, als sein ältester Sohn, der Volkstribun Publius, von seiner Mutter Attilia aufgefodert, sich bey den

Bür-

Bürgern für die Freyheit des geliebten Gatten und Vaters verwendet, und wird nicht wenig erschüttert, und in seinem Entwurfe irre gemacht, als dieser mit echt römischen Muthe erklärt, er werde nie zugeben, daß der Preis seiner Freyheit ein unvortheilhafter Friede, oder die Verstärkung Karthages durch Tausende von Kriegern sey. Metell veranstaltet in dem Tempel Bellonens eine Rathsversammlung. Bodostor, der karthaginensische Gesandte, eröffnet dem Senator die Vorschläge seines Vaterlandes, und Regulus, der mit ihm zugleich eingeführt worden ist, bietet seine ganze Beredsamkeit auf, um die Bürger zu bestimmen, ihn seinem Schicksale zu überlassen, und den Bedingungen des Friedens kein Gehör zu geben. Nach langen und vielfachen Anstrengungen erreicht er seine Absicht, und der Rathschluß wird, wie er wünscht, zu seinem Verderben abgefaßt, als Publius, kraft der ihm als Tribun gebührenden Einsprache, Alles durch sein Veto vernichtet, und die Entscheidung an die Volksversammlung verweiset. Jetzt bestürmen Bodostor, von dessen Seite der, für seinen Gefangenen sich erklärende, Regulus nie weicht, in ihm zuerst den Menschen, darauf Atilla den Gatten, zuletzt ihre beyden jüngern Söhne, Serranus und Mutius, den Vater; aber der Römer siegt über alle Angriffe, und weckt sogar in der verzweifelnden Gemahlinn die Pflicht, für ihre Kinder zu leben. Einen ähnlichen, aber nicht so angreifenden und gefahrvollen Kampf hat der Konsul und Vaterlandsfreund Metell in Privat-Unterredungen gegen mehrere Senatoren, die Regulus Erhaltung wünschen, und gegen den Tribun Publius zu kämpfen, und besteht ihn mit gleichem Glücke. Endlich naht die entscheidende Stunde. Das Volk hat sich im Marsfelde versammelt, und Publius gewinnt durch seine bewegliche Rede alle Herzen für seinen Vater. Aber jetzt tritt dieser selbst auf. Die mächtigen Gründe, die er den Bürgern vorhält, das Feuer, mit dem er spricht, und die Festigkeit, mit der er erklärt, er könne, von Schande bedeckt, in Rom nicht leben, beherrschen alle Gemüther. Niemand wagt es, für Regulus Zurückhaltung zu stimmen, und Metell ergreift das Wort, und sagt:

„So zieh' er dann mit unserm Dank aus Rom!
Ihm wird noch einst die späte Nachwelt danken.
Quiriten, hört, was mir das Herz bewegt.
Wo sich ein Gott in Menschenhülle zeigt,

Wer darf da noch mit eitler Größe prunken?
Liktoren fort! Ihm tretet vor! Erhebt
Die Fasces hoch dem Vater Roms! Er ist
Nun Konsul, er — ich bin es nicht! Quiriten,
Als euer Konsul zieh', er weg aus Rom!

Volk.

Als Konsul, ja! Heil dir, Metell! Als Konsul!

Regulus.

Quiriten! Ist es Ahndung? Schließt den Geist
Ein guter Gott mir auf am Grabesrande?
Beym Jupiter! mein Blut fließt nicht umsonst!
Wie herrlich hebt sich Rom! Wie sinkt beschämt
Der Feinde Trotz! Ihr kämpfet, siegt und siegt!
Karthago fällt! Die Welt ist unterthan!
Die hohe Roma herrscht! Triumph! Triumph!

Volk.

Io Triumph! Triumph! Io Triumph!

Regulus.

Empfanget nun mein letztes Lebewohl!

Metell.

Liktoren vor!

Regulus (zu Metell).

Dir hab ich schon gedankt.

Metell (abgewendet).

Zieh hin!

Liktor.

Quiriten, Platz dem Regulus!

Publius (zu des Vaters Füßen).

O Vater! scheide nicht in Groll von mir.

Regulus (schon unten).

Du hast mir nicht das Wort an's Volk versagt,
Der Tod kennt keinen Groll; ich segne dich!

Das Schiff, das den Regulus und Bodostor zurück nach Karthago bringen soll, liegt bereits fertig. Man sieht sie vom Septum aus einsteigen, und das Stück schließt mit dem Ausrufe: Karthago falle!

Schon

Schon dieser kurze Auszug und die ihm eingewebte Probe werden unsere Leser überzeugen, daß der Dichter des Regulus kein gewöhnlicher Kopf ist, und durch den ersten tragischen Versuch, den er ausstellt, zu nicht geringen Erwartungen berechtiget. Er kennt und ehrt die Regeln der Kunst, er versteht einen Plan zu entwerfen und durchzuführen; er legt es nicht darauf an, das Herz zu zerreißen, sondern zu rühren; er hat endlich den Reichthum seiner Sprache durchforscht, und weiß sie zu brauchen; — lauter Eigenschaften, die den jungen Tragiker, und vorzüglich in unsern Tagen, so selten auszeichnen.

Bey dem Allen können wir dem schätzbaren Verf. nicht verbergen, daß, so sehr auch einzelne Theile aus seinem Werke hervortreten, und einzelne Schönheiten zur Bewunderung auffodern, das Ganze dennoch die lebendige Theilnahme nicht in uns hervorgebracht hat, die der beste Beweis für die Vortrefflichkeit eines Kunstwerks zu seyn pflegt. — Ein gewisser erkältender rhetorischer Geist weht in der That in dem Ganzen, und offenbart sich vorzüglich in dem dritten und vierten Akte. In mehrern langen Scenen (man vergl. unter andern die zwischen Regulus und Bodostor) erscheint überall nur der reflektirende Dichter, nicht der von seinem Gegenstande durchdrungene und erwärmte. Es sind nicht die leidenden, gerührten, erschütterten Personen, die man zu hören glaubt, es sind oft nichts, als feine Dialektiker, die hier ihre Künste entfalten, und sich in schlauen Wendungen gegen einander versuchen. Freylich gilt das auch von vielen Dialogen des Euripides, die nur dialektische Uebungen sind; aber die Manier dieses Dichters ist auch wahrlich nicht die empfehlungswerthe, und kann am wenigsten unter uns, die wir nicht, wie die Athenienser, in der Ekklesia und auf der Agora leben, ihr Glück machen.

Vielleicht wäre es überhaupt jetzt mehr, als jemals, der Untersuchung unserer Kritiker werth, welchen Einfluß der Gebrauch der gebundenen und ungebundenen Rede auf die Darstellung des tragischen Dichters habe. Vielleicht würde sich am Ende zeigen, daß, wenn die letztere ihn zuweilen verleitet, der Würde, die er behaupten soll, Etwas zu vergeben, die erstere ihn dafür der Gefahr aussetze, weniger in den Charakter der Sprechenden einzudringen, und poetische Dar-

stellung mit wahrer Darstellung zu verwechseln. Daß glückliche Genien diese Klippe vermeiden können, leidet keinen Zweifel; indeß lehren doch selbst die Arbeiten eines unserer trefflichsten Dichter, daß dieß Vermeiden nicht leicht, und gerade eine so ausgezeichnete und überwältigende Individualität, wie die seinige ist, nöthig sey, um den Leser oder Zuschauer vergessen zu machen, daß er auf dem Schauplatze mehr, als er sollte, von dem Dichter zu sehen bekomme!

V.

Don Karlos, Infant von Spanien, von Friedrich Schiller. Erster Theil, zweyter Theil. Mit zwey Kupfern. Leipzig, bey Göschen. 1801. 480 Seiten kl. 8. 1 Rthl. 8 gr.

Don Karlos gehört unstreitig zu den vorzüglichsten Erzeugnissen unserer dramatischen Litteratur. Obwohl er bey seinem ersten Ausfluge in die Welt mit dem Götheschen Meisterwerke, Iphigenia in Tauris, fast zu gleicher Zeit erschien, war dennoch der Eindruck, den er hervorbrachte, allgemein eben so ehrenvoll für den Verfasser. Besonders gewährt dieß Stück dem Kunstverständigen einen überraschenden Genuß. Wenn der Dichter der Räuber, des Fiesko, und des Schauspiels, Kabale und Liebe, bey allen unverkennbaren Talenten für die dramatische Dichtkunst, von einer allzu zügellosen Phantasie, und einem, wenn Rec. so sagen darf, falschen Shakspearianismus geleitet, doch mehr Wesen seiner dichterischen, als der wirklichen Welt aufstellte, und in seinen Charakteren mehr Zerrbilder, als wahre Naturkopieen malte; wenn der Entwurf zu seinen Schauspielen mehr ein buntes Gewirr von sich durchkreuzender Vorfälle und Begebenheiten, als ein wohlgeordnetes, mit sich selbst übereinstimmendes Ganzes war; wenn sein Darstellungs-Talent sich mehr in der Vortrefflichkeit einzelner Situationen, als in der Behandlung des gesammten Stoffes bewieß; wenn Schwulst, Prunk, und grotesker Bilderkram oft die Sprache der Natur und Empfindung vertraten: so zeigte sich im Don Karlos die Phantasie des Dichters auf einmal mäßig und gezügelt; so enthüllte sich, statt des fal-

[illegible] Shakspearomanie, ächtes Studium des unsterblichen Britten; so erschienen in ihm Wesen aus der wirklichen Welt, Charaktere, geschaffen nach Menschenblute; so entsprach das Ganze einem durchdachten, gereiften Plane; so glänzte das dramatische Talent des Dichters nicht bloß in einzelnen Situationen, sondern auch in der ganzen Anordnung des Stoffs; so sprachen die vorgeführten Personen größtentheils im Geist und Sinn ihrer Charaktere, der Leidenschaft, und der Natur. Ein so rasches, hohes Fortrücken des Schillerschen Talents in den Mysterien der schönsten poetischen Kunst mußte den Kenner eben so sehr erfreuen, als es ihn überraschte, und es war wohl nichts natürlicher, als daß der Dichter so einem Werke seine ganze Aufmerksamkeit schenkte, es nach allen Forderungen der Kritik prüfte, und, nach dieser Prüfung, seine Fehler, wie seine Schönheiten, des Künstlers würdig, zergliederte.

Der innere Gehalt dieser dramatischen Dichtung mag den Rec. entschuldigen, wenn er — obgleich sie nun schon drey Lustra erlebt hat — die veränderte Gestalt, in der sie hier erscheint, rügt, auch einmal dabey zu verweilen, und Zweifel und Beyfall zu erkennen zu geben, wie er sie für und über dieselbe in sich rege fühlt.

Kein Wort indeß von der Oekonomie des Stücks. Mit ihr hat sich die Kritik bereits hinlänglich beschäfftiget. Die Charaktere sind es, die hier zum Gegenstand einer nähern Prüfung dienen sollen, und unter diesen vorzüglich, Philipp, Posa, Elisabeth und Karlos.

Zuerst von dem vollendetesten, Philipp. Wie ein Charakter historisch treu, und doch, nach den Zwecken der theatralischen Kunst modificirt, dargestellt; wie eine Art Ungeheuer in der Geschichte, durch die Umgebungen, in denen es der Dichter erscheinen läßt, durch die Grundsätze, die ihm durch Erziehung gleichsam aufgezwungen worden; durch die diese Grundsätze nährenden und befestigenden Gesellschafter, die er ihm giebt; durch den die ihm eigenthümlichen Leidenschaften und Neigungen mächtig bewegenden Geist der Zeit seiner Ungeheuerheit entkleidet, der Menschheit näher gebracht, und so dramatisch gebildet werden müsse, darüber giebt der Schillersche Philipp den vollständigsten und belehrendsten Unterricht, die schwindelnde Höhe von Herrscher-

 macht,

macht und Gewalt, auf der er, als „der reichste Mann in der getauften Welt", als der Fürst steht, „in dessen Staaten die Sonne nicht untergeht"; die Geistes und Charakterbildung, die er durch einen Großinquisitor erhalten, die falschen Begriffe von Religion und Rechtgläubigkeit, die verächtlichen Vorstellungen von Menschenwerth und Menschenbestimmung, die dieser ihm eingeflößt hat; die Alba und Domingo, die seinem Throne die nächsten sind, die ebenfalls Zöglinge dieses Blut- und Unterjochungsgeistes, nun einmal diese Lehren und Vorstellung in ihm aufrecht erhalten, sie bis zur Charaktereigenthümlichkeit erheben, und dann durch sich selbst begründen; der Geist des finstern Aberglaubens, der ihn trotz allen übrigen Zügen von selbstständiger Herrschergröße, trotz so manchen Aufrufs einer besseren Natur, drückt, und einengt; und dann wieder der Geist des Rechtes und der Vernunft, der sich gegen diese empörende Unterjochung der Menschheit auflehnt, und Völker und Länder seinem despotischen Zepter zu entreissen droht; der selbst in dem Erben seiner Krone mächtig emporstrebt, und ihn als einen Beschützer und Beförderer dieses seine Fesseln zerbrechenden Wahrheit und Vernunfteifers ankündigt, wie natürlich und menschlich machen sie ihn, diesen Philipp, zu dem eisernen, durch keinen Laut der Menschheit in und um sich zu erschütternden Despoten, so lang er die Menschen um sich her wirklich nur als „Zahlen" sieht, so lange „ihre zahmen Laster, beherrscht vom Zaume, nur seinen Zwecken dienen"; so lange er glaubt, daß, wie ein Mensch, fühlen, „der Welt seines gleichen zugestehen" heißt; so lange jedes Streben der Menschheit um ihn her, Rechte zu behaupten, die seinen Vorstellungen von der menschlichen Natur widersprechen, ihm entweder, als Schwindelgeist, oder als eine wahnsinnige Verirrung aus dem angewiesenen Geleise, als ein Hochverrath an seiner Krone, als eine Empörung gegen die Heiligkeit seiner göttlichen Salbung vorgespiegelt werden! Dazu kömmt, daß er, so sehr er auch der Menschheit und ihren Gefühlen entronnen zu seyn wähnt, doch in Verhältnissen sich angegriffen sieht, in denen er sich einen sterblichen Menschen empfindet, in seinen Verhältnissen, als Gemahl und Vater. Mehr, als jemals, müssen jetzt Argwohn und Mißtrauen in seinem Charakter herrschende Züge werden, mehr als jemals, seine Zweifel an ächte Menschheit, und seinen Unglauben an menschliche Tugend regen und begründen. Die einzige Tugend, an

die

die er Glauben hatte, seines Weibes Tugend, erscheint ihm zweydeutig; seinen eigenen Sohn hat er in dem Verdacht einer blutschänderischen Liebe. Von solchen Furien gefoltert, wie begreiflich wird da sein Handeln in diesem Glauben, und jeder schauderhafte Ausbruch seiner empörenden Leidenschaft! Und, wenn diese Furien sich vollends, Gewißheit täuschend, an sein Herz werfen, wie menschlich wird dann selbst die gräßliche Verirrung seiner menschlichen Natur, die ihm sagen läßt:

> — — — — Es fließe Blut!
> — — — — Ich kenne
> Mich selbst nicht mehr, ich ehre keine Sitte,
> Und keine Stimme der Natur, und keinen
> Vertrag der Nationen mehr!

Argwohn, Mißtrauen, Furcht und Eifersucht machen ihn zum Tyrannen. Empörungen gegen seine Krone, die Kirche und den Staat, Verrath an seinen heiligsten Rechten, als Gemahl und Vater, erfüllen seine Seele mit Blutgedanken; die Verächtlichkeit der Menschen um ihn her entfremden ihn von der bessern, menschlichern Natur in ihm. Dennoch entmenscht ihn dieß alles nie ganz, auch mitten in den wildesten Ausschweifungen seines vom Sturm der Leidenschaft ergriffenen Geistes, erblicken wir manchen Rückfall in die Menschheit, von der er sich aus, durch schlimme Erfahrung befestigten Grundsätzen, so gern losmachen möchte; sehen ihn mehr, als einmal, in dem drückenden Gefühl, allein zu seyn auf einem Throne, das Bedürfniß enthüllen, einen Menschen um sich zu haben, ihn schmerzlich ringen nach einem sich ihm anschließenden Herzen. Und, als nun in Posa der Mann vor ihn tritt, in dem er zum erstenmal die Würde der menschlichen Natur erblickt, der furchtlos, frey und kühn; aber bescheiden, und rein aus der Fülle seines Herzens und seiner Ueberzeugung, ihm die Nichtigkeit seiner Regierungsmaximen, die Unstatthaftigkeit seiner Vorstellungen von den Menschen und ihrer Bestimmung entwickelt; ihm, nicht achtend, was er dabey wagt, ohne alle Rücksicht auf Gewinn und Vortheil, und des Despoten besserer Natur vertrauend, warm und feurig in dem hellen Spiegel der Wahrheit das Bild eines größern, erhabnern Fürsten vorhält, als er bisher gewesen; ihn, als den Genius der leidenden Menschheit, dieser größere Fürst zu seyn, auffordert, und durch diese men-

schenscheulose Enthüllung seines eigenmächtigen Selbst, muß und für Wahrheit denkenden, redenden und handelnden Charakters jeden Zweifel, jedes Mißtrauen in ihm lösen; aber erwärmt fühlt er sich auf einmal von diesem tugendhaften Schwärmer, in dem er, allen seinen Zweifel zum Trotz, in dem langen Laufe seiner Regierung dem ersten wahren Menschen begegnet, und das Bedürfniß seines sehnenden Herzens befriedigt sieht! Mit einem Vertrauen, das ihm bis jetzt ganz fremd war, mit einer Herzlichkeit, die er nie empfand, giebt er sich diesem anerkannten Menschen hin, überläßt sich sogar seiner Leitung, und fühlt zum Erstenmale auf seinem Throne sich nicht allein. Von nun an kommt ein milderer menschlicherer Geist über ihn, der nur durch die fürchterlichen, Wahrheit ähnlichen Entdeckungen über seine häuslichen Verhältnisse wieder aus seinen Gränzen gedrängt wird. Und doch, auch in diesem erschütternden Aufruhr seiner Leidenschaften, bedarf es nur des Anblicks dieses Menschen, und die Stürme seines Busens legen sich, sein Herz öffnet sich wieder der Stimme der Menschlichkeit, und sein Glaube an menschliche Tugend kehrt zurück; er hält sich seines Glückes, seiner Ruhe wieder sicher, sobald der Einzige ihm wieder nah ist, der ihm den Menschen von seiner ehrenvollen Seite kennen gelernt hat. Wie viel ihm dieser Mensch gewesen, enthüllt er in den ersten Ausbrüchen seiner Reue über den von dem edlen Schwärmer selbst herbeygeführten Mord, in den ersten Ergießungen des Schmerzes über den Verlust, des sich selbst; aber nicht für ihn opfernden großen Todten. Er vergißt in diesen ersten Gefühlen seines unersetzlichen Verlustes den Verrath des Gemordeten an seinem Herzen, seinem Vertrauen, und nur der eine Gedanke, daß er nicht mehr ist, ergreift sein wieder verarmtes, verwaistes Herz. Der einzige Mensch, dem er sich vertrauend aufschloß, den er achtete und liebte, der „seine erste Liebe, ihm theuer, wie ein Sohn, war, in dem ihm ein schöner neuer Morgen aufgieng," ist gestorben, ohne Glauben an ihn, hat ihn verworfen für einen andern. Aber eben dieser unbarmherzige Verrath an seiner ersten Liebe, dieser heillose Betrug seines Herzens, verwandelt auch bald seinen Schmerz in Bitterkeit. Dieser Schwärmer, fühlt er, liebte nur die Menschheit, nicht ihn, nicht Karlos; nur aus Liebe für die Menschheit opfert er den alten Mann dem Jünglinge. „Des Vaters untergehende Sonne lohnte das neue Tagewerk nicht mehr, dem

„nahen

„nahen Aufgange des Sohnes ward es verspart." Diese Betrachtung verkehrt auf einmal seine Liebe in Haß, seinen Schmerz in Rache; seine alte Erbitterung gegen die Menschen kehrt zurück. Die Menschheit, der der Schwärmer ihn zum Opfer brachte, mag nun für ihn büßen! Durch die bitterste aller Kränkungen empört, werden nun seine Gedanken nur Blut und Verwüstung, Vernichtung der schönen Träume von Menschenglück, für die Posa starb. Wie ein Thor soll er gestorben seyn, und mit ihm jede Hoffnung, die auf seinen nahen Hintritt gegründet war. Noch lebt er, sein Leben soll Tod werden für den **Helden** jener Hoffnungen. So entsteht der gräßliche Entschluß zu Karlos Ermordung in Philipps Seele aus hoch empörter Leidenschaft, aus tief gereizter Bitterkeit des Herzens, und wird zur That durch immer höhere Reizungen von innen und außen. Seiner alten argwöhnischen, den Menschen mißtrauenden Natur, der alten Oberherrschaft, der alten Vormundschaft seiner Religionsmachthaber zurückgegeben, wieder klein und unterwürfig der Glaubensdespotie, entfremdet er sich auch wieder von seinem bessern Geiste; unterdrückt er die lautmahnende Stimme der Menschlichkeit vor den Aufforderungen des Ketzer- und Blutgerichtes, und sanktionirt den schrecklichen Mord des Sohnes; aber, ohne uns als ein entmenschtes, unserer Natur völlig fremdes Ungeheuer, zu erscheinen; sondern, trotz seiner Ausartung, **menschlich** gedrängt, statt Abscheu, uns sogar **Mitleiden** einflößend, uns psychologisch unterrichtend, und, nach Aristoteles Forderung, die Sitten reinigend.

Rec. erinnert sich nicht, ob die frühern Beurtheiler des Schillerschen Trauerspiels über das Echtdramatische dieses Charakters und die höchst vollendete Darstellung desselben mit ihm einerley Meinung waren; aber das erinnert er sich mit Vergnügen, daß die Darstellung dieses Charakters auf der **Bühne**, durch Deutschlands größten Schauspieler, Schröder, seine Meinung vollkommen bestätigte; daß dieser von der Ausübung seiner Kunst, leider! zu früh geschiedene Künstler ihn völlig aus dem Gesichtspunkte gab, aus dem der gegenwärtige Beurtheiler die Züge desselben auffaßte, und hier entwickelt hat. Man halte es nicht für eine Bemerkung am unrechten Orte, wenn Rec. dieser Schröderschen Darstellung hier nicht nur als eines der höchsten Triumphe seiner Kunst;

son-

sondern auch der Schauspielkunst überhaupt erwähnt; man nehme es vielmehr, als Gerechtigkeitspflicht gegen einen Schauspieler, dessen unerreichtes Darstellungstalent, in Rücksicht der Versinnlichung der entgegengesetztesten Charaktere, ohne auch die kleinste Einmischung seiner individuellen Natur, über manche neue Götzen des Tages nicht so bald in Vergessenheit gerathen seyn würde, wenn die wahre, echte Kunst nicht für den größten Theil unseres, das Theater besuchenden, Publikums eine terra incognita wäre, zu der seine bloß schaulustigen Augen sich nie erheben.

Philipp gegenüber steht Marquis Posa, der Lieblingsheld des Dichters in diesem Drama, und mit großem Glücke von ihm gegen die Einwürfe seiner frühern Beurtheiler gerechtfertiget. Rec. hat diesen Charakter nie für ein idealisches, über die menschliche Natur zu sehr erhabenes Wesen halten können. Mehr, als eine Menschlichkeit, zeigt ihn der menschlichen Natur verwandt, und selbst seine Größe ist eine menschliche, nicht zum Erstenmale auf Erden erscheinende. Solche Meinungen, Gesinnungen und Gefühle haben schon mehrere edle Enthusiasten beseelt, schon öfter haben für sie ausgezeichnete Menschen sich aufgeopfert. Eben so wenig schien Rec. dieser Charakter, als Charakter in Philipps Zeitalter, fremd und unwahr. Wären die Gesinnungen, Meinungen und Gefühle so gebildet, so klar entwickelt, so lichtvoll überzeugend, so besonnen zur That strebend, wie sie Posa äußert, unter mehreren Personen seines Drama vertheilt; wäre dieser Geist des freyen Denkens und Handelns, wie er sich in Posa verlebendiget, als öfter verbreitet, als weit um sich greifend, aufgestellt: so möchte es allerdings dem Zeitalter, in dem, und dem Orte, an denen sich enthält, widerstreiten, da weder in dem einen, noch an dem andern diese Ideen so ausgebildet und vollendet im Umlaufe seyn konnten. Aber, daß ein einzelner Mensch, und ein so außerordentlicher Mensch sie hat, und in Thätigkeit setzt, ist nicht nur nicht unnatürlich; sondern sogar sehr natürlich. Regte sich denn dieser Geist des Aufstandes gegen weltliche und geistliche Unterdrückung nicht dunkel, dem Gefühle nach, in Tausenden, und trieb sie sogar zur thätigen Auflehnung dagegen? Warum sollte sich denn nun dieser Geist nicht in Einem Menschen vollendet ausgebildet, zum hellen, Verstand und Herz gleich erwärmenden Lichte, zum

zum planvollen Thateneifer, zur, die Rettung des unterdrückten Menschengeschlechts schleunig fordernden Wirksamkeit haben entwickeln können? Warum sollte es unter den tausend zur Freyheit Erwachenden nicht Einen Menschen gegeben haben, der mit hervorstechender Kraft ausgerüstet, mit überlegenen Talenten, mit gereifterem Verstande, und ergreifenderer Wärme, als seine übrigen Zeitgenossen, sich geboren gefühlt hätte, der seufzenden Menschheit ein neuer Heyland zu werden, besonders, wenn er durch seine äußere Unabhängigkeit, durch die Vergewisserung, daß der Wille, der Wunsch von Tausenden ihn kräftig unterstützen werde, auch die Mittel zur Ausführung in seiner Macht fühlte? Ein solcher aber ist Posa. In der Lage, in die ihn der Dichter setzt, konnte er nicht nur werden, was er wird, er mußte es sogar. Alle Köpfe um ihn gähren, Vernunft und Vorurtheile sind im heftigen Kampfe mit einander, die Meinungen schwanken, die Wahrheit erwacht, ein dämmernder Morgen! Da steht er zwischen Licht und Finsterniß, Zeuge der allgemeinen Gährung, des heftigen Kampfes, des den Tag ankündenden Dämmerlichtes. Einem Geiste, wie dieser, kann ein solcher Mittelzustand zwischen Erkenntniß und Irrthum nicht genügen, er tritt beyden näher, ergründet den Irrthum, begründet die Erkenntniß; nun wird er Mitkämpfer, besiegt das Vorurtheil, heiligt sich der Vernunft. Durch sie verwandelt er sich die schwankende Meinung in Ueberzeugung, ihre Anarchie in Herrschaft der anerkannten Wahrheit; und, je wohlthätiger die gefundenen Güter sind, je erquickender das Licht, das ihn nun anstrahlt, je erhebender die Kraft ist, die er sich gewonnen hat, und je mehr er in dieser Kraft isolirt da stehet: desto theurer werden ihm diese Güter, desto lebendiger liebt er dieses Licht, desto feuriger übt er diese Kraft, desto mehr fühlt er das Bedürfniß, durch sie zu wirken, zu schaffen, zu retten, und zu beseeligen! Gerade das finstere Zeitalter also mußte in einem Menschen dieser Lage, mit diesen Gaben, solche Kräfte vorzüglich wecken und entwickeln; gerade das Elend der Sklaverey und des Aberglaubens um ihn her ihn zu solchen Entschlüssen und Thaten treiben. Aus diesem Thaten- und Feuereifer für Wahrheit, Licht und Recht wird es denn auch natürlich, daß er mehr ein Freund der gesammten Menschheit, als eines einzelnen Menschen, daß die Liebe für seinen Freund der der Liebe für das Menschengeschlecht untergeordnet ist. Er

liebt ja seinen Freund nur um jener Liebe willen, um der Hoffnung willen, die er von ihm hat, daß er diese Liebe mit ihm theilen, und von der Höhe, auf der er steht, durch das Vermögen, das seine künftige Bestimmung ihm dazu in die Hand giebt, für Realisirung seines Menschenparadieses wirken werde. Um eben dieser Liebe willen, nährt er sogar die Leidenschaft des Sohnes für die Mutter; sie soll ihm, da er den tugendhaften, Welt- und Bürgerglück warm sehnenden Charakter der Königinn kennt, ein Zunder der edleren Liebe für die Menschheit werden, durch die er seinen Freund zum Schöpfer einer neuen Erde machen will. Um dieser Liebe willen giebt er sogar, da er sich in seinen Hoffnungen, Karlos Leidenschaft zu einer edleren hinzuleiten, betrogen sieht, seinen Freund eine Zeitlang auf, und schließt sich an den ihm vertrauenden, von seinen Ideen erwärmten Philipp, weil in dem Augenblicke der Begeisterung, in den der so unerwartet der Menschheit näher tretende Despot ihn versetzt, dieser ihm für die Beschleunigung seines Menschenparadieses empfänglicher scheint. Er wird dem Freunde untreu, weil er der Sache der Menschheit noch getreuer ist, und dieser durch Philipp nun zu werden hofft, was er ihr durch Karlos, von seiner verderblichen Leidenschaft entnervt, nun so bald nicht werden kann. Nur dürfte es mit der sonstigen Offenheit seines Charakters streiten, daß er dem verlassenen Freunde so ganz und gar keinen Wink von dieser seiner Untreue und den Gründen derselben giebt; daß er ihn auch nicht den kleinsten Blick in seinen Plan mit dem Despoten thun läßt; daß er sogar sein vertrautes Verhältniß mit dem Könige läugnet, falscher Winkelzüge sich bedient, des Freundes so gerechter Forschgier zu entgehen; ja, was noch mehr ist, durch die Abtrotzung gefährlicher Papiere, zu der er nur sehr laue, unstatthafte Gründe angiebt, den Freund seiner Jugend an sich irre macht, daß er trotz der tödtlichen Unruhe, von der er den ehmaligen Helden seiner Träume gefoltert sieht, nicht das Mindeste thut, ihn zu beruhigen. Hier ist eine Inkonsequenz in dem gegebenen Charakter, die sich durchaus nicht lösen läßt. Warum spielt Posa diese so zweydeutige Rolle? Würde eine offenherzige Darstellung des Vorgangs mit dem Könige, und des daraus entstandenen Verhältnisses mit ihm, seinem edlen Charakter nicht weit geziemender, und seiner ehemaligen Freundschaft für Karlos würdiger gewesen seyn, ohne daß er dadurch der ihn begeisternden Sache der Mensch-

heit untreu geworden wäre? — Posas Benehmen in seiner ersten Scene mit Philipp hat, wenn Rec. nicht irrt, gleichfalls einigen frühern Beobachtern dieses Schauspiels fremd, und nicht natürlich geschienen; indeß ist es doch genau auf Posa's Menschenkenntniß, und noch mehr auf die Kenntniß von Philipps individuellen Charakter gegründet. Es war von einem Posa zu erwarten, daß er diese weder erwartete, noch gewünschte Zusammenkunft mit Europens größtem Despoten nicht, als eine gewöhnliche, zwecklose Königsaudienz, daß er sie, auf irgend eine Weise, seiner freyen Denkart, und seines großen Zweckes gemäß, behandeln würde. Wollte er das aber, sollte durch sie auch nur „eine Feuerflocke Wahrheit in des Despoten Seele geworfen werden," fruchtbar und wirkend: so mußte er ihn den Menschen in einer Gestalt kennen lernen, wie er ihn unter dem Bilde seines Alba's und Domingo nicht kennen lernen konnte; so mußte seinem lauernden Argwohn Offenheit, seinem Herscherstolze Selbstgefühl, seinem an Sklaverey und knechtische Demuth gewöhnten Geiste Freymüthigkeit entgegengesetzt werden; so mußte er sich ihm, als den Mann zeigen, der Könige entbehren konnte. So erscheint Posa dann in seinem ersten Zusammentreffen mit Philipp völlig in seinem Charakter, völlig seinem Plane und der Person, mit der er unterhandeln will, zuständig. Etwas zu repräsentirend giebt er sich indeß doch im Anfange; trägt sich ein wenig mehr zur Schau, als es dem wahrhaft großen Manne geziemt. Stolz dem Stolz entgegensetzen, und den von den Menschen so klein denkenden Despoten die Würde des echten Menschen mit Nachdruck fühlen lassen, war zweckmäßig und seines eigenen Charakters würdig; aber das Wie? entspricht nicht ganz der reinen Größe seines Selbstes; der Stolz artet etwas in Hoffarth aus. Doch späterhin, als seine Freymüthigkeit den königlichen Schüler ergreift, als er durch seine Ideen von Freyheit und Menschenglück das verbildete Herz desselben erwärmt, und größere Hoffnungen für seinen erhabenen Zweck, als er sie ahnete, in diesem nicht ganz entmenschten Völkerbeherrscher aufleben sieht, wird die Hoffarth auch wieder zum wahren Stolze, wird auch sein Betragen reiner edel, und seines Charakters würdiger. Wenn nun dieser unerwartete, glänzende Erfolg seiner Freymüthigkeit, den seinen Plan so schwärmerisch umfassenden Redner für die Rechte der Menschheit so begeistert, daß er in dem für diesen Augenblick von der Wahr-

heit

heit getroffenen Despoten einen Proselyten gemacht zu haben glaubt, und in diesem Glauben durch ihn zu fördern hofft, was er erst durch Karlos zu bewirken suchte: so ist auch dies wieder ganz der Natur seines, von Weltbeglückung schwärmerisch ergriffenen Feuereifers getreu. In dieser Begeisterung pflanzt sich seine Liebe für das Menschengeschlecht auch auf Philipp über. Er handelt für ihn, weil er in ihm auch für die Menschheit zu handeln glaubt; handelt aber, wie ein Begeisterter, rasch, unbesonnen, übereilt; und spielt zuletzt ein Spiel, das er verlieren muß. Jetzt erwacht er, und Philipp sinkt wieder in seinen entblendeten Augen. Er giebt ihn auf, denn er fühlt, er kann ihm nichts seyn. „In diesem starren Boden blühen keine seiner Rosen. Nur in dem edlern Freunde reift Europens Verhängniß.“ Und daß es durch ihn reife, übergiebt er ihn dem Herzen der Königinn, daß sie ihn liebe, aus Liebe zu den Menschen, zu dieser Liebe auch ihn wieder entflamme, ihn, den zu retten, und für diesen Zweck zu retten, er sein Leben opfert. Dieser Opfertod würde die ihm gemachten Vorwürfe von Gewaltsamkeit und Unnatur verdienen, wenn er das Resultat der Ueberlegung, eines kalten Entschlusses wäre; aber er ist das Erzeugniß einer bedrängten Situation, die sein zu rascher Enthusiasmus herbeygeführt hat, einer höchst gespannten Stimmung seines Geistes und Herzens, in der es ihm, als das einzige und letzte Mittel zur Rettung seines Weltparadieses und des Freundes, der es schaffen soll, erscheint; die Geburt eines schwärmerischen Heroismus; also wohl außerordentlich und romantisch; aber nicht gegen Natur und Wahrheit streitend.

Die Königinn könnte man einen weiblichen Posa nennen. Auch ihr ist die Sache der Menschheit Alles, der Liebe für sie hat sie der sterblicheren Liebe für den geliebten Jüngling geopfert, wenigstens gestrebt, dieses Opfer ihr zu bringen. Durch sie allein vermag sie es, bey diesem großen Verluste ihres Herzens noch glücklich zu seyn. Nur um dieser Liebe willen liebt sie noch, und erschrickt nicht für dieser heiligen Liebe ihres Herzens. Diese Liebe ist es, die zu Karlos spricht, als sie zu einer Zusammenkunft mit ihm gedrängt und überrascht wird; diese Liebe weiset seine verwegene Leidenschaft würdenvoll und siegend in die Gränzen der Pflicht; diese Liebe ist das große Thema ihrer Unterhaltung

mit

mit ihm; mit dieser Liebe überwältigt sie sein Herz zu dem Heldenentschlusse, zu siegen über sich selbst, zu der edlern Anhänglichkeit an ihr, Schöpfer eines Menschenglücks zu werden, das sie nur wollen, nicht schaffen kann. So ist sie, was Posa ist; aber in dem Geiste ihrer sanftern weiblichen Natur, nicht mit dem flammenden, unaufhaltsam fortreißenden Feuereifer des enthusiastischen Jünglings; weiblich zart die Mittel wählend, keines ergreifend, als das ihr nicht ganz so rein scheint, als die große Sache, für die sie sie wählt; auch zu dem edelsten Zwecke jeden Schleichweg ihrer und ihres Plans unwürdig achtend; frey von jeder Proselytensucht, und darum auch dem Freunde, wie ihrer Sache, immer treu; lebendig erwärmt; aber ohne Posas Schwärmerey, und deßwegen auch für die schnelle Begeisterung des Augenblicks sicher; kein Mittel zur Ausführung ihrer Lieblingsidee nur darum ergreifend, weil es ihr in einer raschen Täuschung das nächste, das beschleunigendste zu seyn scheint; auch in der Fülle ihres ergriffenen Herzens noch ruhig prüfend. Sie scheut selbst die gewaltsamsten Mittel, wenn sie nothwendig sind, nicht, nur müssen auch diese lauter, wie ihr Zweck, offen, von jeder Zweydeutigkeit frey seyn; keine Person muß dabey zum blinden Werkzeuge dienen, kein Vertrauen dabey gemißbraucht, kein Mensch durch falsche Vorspiegelungen zur Mitwirkung betrogen werden. Daher bebt ihr reiner Sinn vor Posas ihr nicht ganz lauter scheinendem Benehmen gegen Philipp zurück; sie erklärt es geradezu für unredlich, und faßt nicht, wie sein sonst so edler Stolz sich zu diesem Amte borgen kann. Nur, da Posa ihre Zweifel zum Schweigen bringt; da er ihr sagt, daß der König nicht betrogen werden, daß ihm redlicher gedient werden soll, als sein Auftrag an sie gebietet, faßt sie wieder Vertrauen zu ihm, und dem Plane, den er ihr vorlegt. Dieser Geist einer durchaus offenen und truglosen Seele, einer durchaus reinen Weiblichkeit enthüllt sie selbst in dem Geständnisse, daß sie dem König über ihr Verhältniß mit Karlos, und seine Neigung für ihn, ablegt. Ohne Schuld zeigt sie sich, ohne Rückhalt, wahr und freymüthig. So verharrt sie bis ans Ende; wirkend für Posas und ihre Sache, aber im Geiste ihres zarten Rechts- und Sittlichkeitsgefühls.

Zwar hat Rec. einmal — er weiß nicht mehr, ob schriftlich oder mündlich? — Elisabeths letzte Zusammenkunftsscene

seine mit Don Karlos, als unschicklich, als ihrem reinen Tugendcharakter, und ihrem weiblichen Zartgefühle widersprechend, tadeln hören; aber ihm dünkt, mit Unrecht. Was veranlaßt dann diese Zusammenkunft? Nicht die Erfüllung des Vermächtnisses, das der große Todte in ihre Hände gelegt hat? und erscheint sie nicht in dieser Zusammenkunft ganz dieses heiligen Vermächtnisses würdig? Ist ihr erstes Wort nicht Mahnung an den grossen Zweck, für den Posa starb? Selbst das freie, offene Geständniß ihrer Liebe, ist es nicht ganz des grossen Namens der Tugend würdig, durch den Posa diese Liebe heiligte? Enthüllt diese Liebe sich nicht ganz der höhern Liebe für die Menschheit untergeordnet, die sinnlichern Aufwallungen opfernd? Wenn sich späterhin bey Karlos heroischer Verzichtleistung auf jene Hoffnung einer andern Liebe, als der für die Menschheit, eine unwillkührliche Trauer ihres Herzens bemächtiget: so ist diese Trauer eben so menschlich, als gerecht. Zu groß ist der Verlust, den ihr [illegible]walßtes Herz so ganz und durchaus leiden soll: die Thränen, die sie ihm weint, sind die gerechtesten, die je ein liebendes Weib vergossen hat. Aber bald erhebt sich ihr Geist über ihren Verlust, da er für die Menschheit zum Gewinn wird; da diese Entsetzung den jungen Helden ihr gegenüber nur um so mehr für den höhern Zweck ihrer Zusammenkunft befeuert, und der Retter des Jahrhunderts und der Menschheit um so glorreicher vor ihr dastehe, je reiner seine Liebe der Menschheit von jedem Vorwurfe der richtenden Nachwelt ist.

Karlos ist zwar, dem Titel nach, der Held des Drama; aber nicht in der That. Daß er es nach dem ursprünglichen Plane des Dichters werden sollte, sieht man aus den ersten Akten. Diesen nach war ihm die männlichere Rolle, des selbst durch seine Liebe für Elisabeth zum Heile seines Vaterlandes und seines Volkes thätigen Heroen zugedacht. Dem schon auf der hohen Schule zu Alcala beschwornen Bunde treu, sollte Spanien wieder die Rechte der ältern Liebe erhalten, und sein Jahrhundert in die Schranken fordernd, Handeln sein Lebenslauf seyn. Aber auf einmal weicht des Dichters Herz von seinem bisherigen Lieblinge. Posa gewinnt seine Liebe, und von diesem Augenblicke an läßt er seinen alten Helden fallen; er wird bloß das Spiel einer blinden, die ganze Welt vergessenden, und nur in seiner Liebe lebenden Leidenschaft. Ein liebliches Wesen erschlafft

jede

jede andere Thätigkeit in ihm; er winselt, wo er handeln soll, wird, statt eines wirkenden, bloß ein leidender Held. Ihm bleibt von der Größe seines Charakters, die er uns in den ersten Akten, selbst in den Verirrungen seiner Leidenschaft entwickelt, nichts als der hohe Glaube an die Treue und Tugend seines Freundes, so zweydeutig ihm auch beyde erscheinen. Aber selbst diese Größe schimmert mehr, als sie leuchtet; denn auch sie ist, zum Theil, nur das Resultat seiner verweichlichten, erschlafften Natur. Er hat nur Thränen für männliche Thatkraft. Posas Opfertod, der Tod für ihn und die Sache der Menschheit, giebt ihm seine wahre Heldenkraft wieder. Itzt erst fühlt er, wie sehr er sich selbst durch seine verderbliche Leidenschaft verloren gegangen. Nun erst erwacht die höhere Liebe in ihm; nun erst ergiebt er sich ihr; denn sie allein kann ihn für den unersetzlichen Verlust entschädigen, den er durch diesen Opfertod leidet. Nun liebt er nur sein bedrängtes Volk, hat keine Begier, als dieses von Tyrannenhand zu retten. Aber so ist seine Größe auch hier nur Posas Werk; so bedurfte es dieses gewaltsamen Stoßes, ihn wieder zum Manne zu machen, und Posa allein bleibt der wahre Held des Dramas.

Noch von einer Erinnerung muß Rec. sein Herz frey machen, ehe er diesen Charakter verläßt: sie betrifft die Scenen mit dem Pagen der Königinn; und die darauf folgende mit der Fürstin Eboli. Unstreitig gehören beyde von der einen Seite zu den Vorzüglichsten des ganzen Werkes. Das Entzücken erhörter und erwartender Liebe, die bittere Empfindung der betrogenen Hoffnung, und die marternde Verlegenheit, in die ihn sein Irrthum stürzt, sind ungemein wahr und treffend geschildert. Aber von der andern Seite verliert dieses schöne Gemälde leidenschaftlicher Empfindungen die Hälfte seiner Wahrheit, wenn man auf die Veranlassungen Rücksicht nimmt, durch die es hervorgebracht wird. Nach dem Verhältnisse, in dem Karlos mit der Königinn steht; nach den Erfahrungen, die er erst kurz vorher von der Würde ihrer Tugend, der Reinheit ihres Charakters, der Stärke ihrer Grundsätze gemacht hat, kann er es auch nicht auf die entfernteste Weise wahrscheinlich finden, daß solch eine Geliebte einen Brief dieses Inhaltes schreiben könne. Es ist wahr, die Liebe macht Riesenschritte; aber bey einer Elisabeth macht sie sie nicht. Sie, die, so wenig auch ihr Herz

Theil an dem Bunde mit Philipp hat, so treu [illegible] als Gattinn und Königinn sich ihm gezeigt, die, so [illegible] auch für den Unglücklichen noch eine Stimme in [illegible] spricht, es doch auch nicht durch den kleinsten [illegible] ihn im Gegentheile mit aller Würde und Kraft [illegible] Tugend zu seiner Pflicht, als Sohn, mit so vieler [illegible] Erhabenheit ihn von der Liebe zu ihr, zu der Liebe seines [illegible]kes, seines Landes, und der unterdrückten Menschheit [illegible] gewiesen hat; so eine reine, große weibliche Seele kann [illegible]möglich so auf einmal und so gewaltsam aus ihrer erkann[illegible] Pflicht; so ganz gegen alle Zartheit eines schönen [illegible], einer strafbaren Liebe entgegen kommen, noch weniger [illegible] zweydeutig von Lohn und Erhörung sprechen. Ja, sogar, wenn sie dieser tiefen Entadlung ihrer Selbst fähig wäre, [illegible] sie doch, umgeben von dem lauernden Argwohn ihres Gemahls, dem boshaft spähenden Blicke der Höflinge, unmöglich so ganz gegen alle Regeln der Klugheit und Vorsicht, [illegible] Kinde, wie der Page, ihre Liebe, ein solches Billet, und so zuversichtlich anvertrauen. Und dennoch glaubt Karlos an diese Unmöglichkeit, an die unwahrscheinlichste aller Unwahrscheinlichkeiten, bloß, weil sie seinen Hoffnungen [illegible] läßt solche Hoffnungen in sich aufkommen, und spannt sie bis zu dieser schwindelnden Höhe?

So liegt auch in der sonst so meisterhaften Scene mit der Fürstinn Etwas, das nicht ganz mit der Natur seiner Situation und seines Charakters stimmt. So wahr der Dichter die Verlegenheit, Verwirrung und Zerstreuung, die drückende Angst geschildert hat, von denen sich der Unglückliche bey diesem, seinen Wünschen, seinen Erwartungen so ganz entgegengesetzten Zusammentreffen ergriffen fühlt: so widerspricht doch eben dieser Verlegenheit, Zerstreuung und Verwirrung, dieser drückenden Angst Karlos langes Aushalten in diesem peinlichen Zustande. Unmöglich kann ihn diese [illegible] leidenschaftliche Stimmung, das ihn so heftig treibende Sehnen und Streben zu einem ganz andern Ziele so lange eine so gewaltsame Situation aushalten lassen; und um so unmöglicher, je mehr er sich durch das, was die Prinzessinn von seinen Zerstreuungen in den Zimmern der Königinn erzählt, verrathen, je mehr er sich in Gefahr glauben muß, selbst zu verrathen, welche Hoffnungen ihn eigentlich in dieß Kabinet führten? Je mehr es ihm zu Muthe ist: [illegible]

ter

ter ihm die Welt in Flammen auf." — Eilen muß er ins Freye, nicht es bloß sagen. Er kann in dieser bedrängten, sein ganzes Herz zusammenpressenden Lage keine Augen haben für der Prinzessinn Schönheit, keine Ohren für ihre schimmernden Tiraden, keine Zeit und keinen Sinn, ihr Galanterieen zu sagen. Fliehen, muß sein einziger Gedanke, sich losreißen, sein einziges Gefühl seyn. Das springt schon dem Leser in die Augen; aber noch mehr dem Zuschauer. Diese Scene auf die Bühne gebracht, enthüllt die Widernatürlichkeit von Karlos langem Ausharren in seinem drangvollen Zustande, bis zur Unwiderlegbarkeit. Rec. hat sie vortrefflich spielen sehen; aber dennoch vermochte alle Kunst der Schauspieler nicht, ihn zum Glauben an ihre Wahrheit zu täuschen. Er fühlte unwiderstehlich, Karlos handle hier nicht, wie Natur und Wahrheit ihm geböten; sondern, wie der Dichter ihn handeln zu lassen für gut gefunden habe.

Die Charaktere des Großinquisitors, der Eboli, des Herzogs Alba, und des Domingo, verdienen auch noch einer besondern Erwähnung. Der Großinquisitor ragt hier am meisten hervor. Furchtbar ruht auf ihm der Geist seines Ordens, des Blut- und Ketzergerichtes, dessen Oberhaupt er ist. Eine schauderhafte Feyerlichkeit giebt ihm sein hohes Alter und die Dichtung, daß das Licht seiner Augen erloschen ist. Sein schon erstarrtes Herz hat nun noch einen Zugang weniger für das Gefühl der Menschlichkeit, und eiserner sind dadurch seine die Menschheit empörenden Grundsätze geworden. So grau und blind geworden in den Blutmaximen seines Mordgerichtes ist er, so sehr er uns zurückschreckt, doch nur, was er werden mußte. Der Charakter der Eboli würde mehr Wahrheit haben, wenn ihn der Dichter nicht einem so jungen, noch im ersten Lenze des Lebens blühenden Mädchen gegeben hätte; ihm scheinen die Künste der verschlagendsten Koketterie, die des weiblichen Zartgefühls so sehr beraubte Sinnlichkeit, der gänzliche Mangel an Schaam, mit dem sie sich Karlos schriftlich, und bey ihrer Zusammenkunft mit ihm auch mündlich anträgt, so deutlich und unverhüllt zu einer Schäferstunde auffodert, gar zu fremdartig, und selbst die Rache, die zu befriedigen, sie ihre Jugend und Schönheit einem grauen Wollüstling aufopfert, allzu unnatürlich. Nur einer geübten, aus dem Frühlinge des Lebens schon geschiedenen, in diesen verderblichen Künsten gereiften

Buhlerinn kühnen Geständnisse, kann eine Spröde möglich seyn, wie wir sie in der eilften Scene des zweyten Aktes un[illegible] Domingo aus Ebolis Munde hören. Frühe Jugend ist dieser vollen Entartung von aller Sitt- und Schicklichkeit unfähig, wenigstens ist diese Entfremdung zu selten, um ihr Glauben daran zu geben. Nur eine unnatürliche Erziehung zu einem so entehrenden Berufe — von der aber auch nicht der kleinste Wink gegeben wird — könnte in einem für jugendlichen Charakter eine solche Entäußerung von aller Zucht, Schaam und Sitte, eine solche raffinirte, sich so tief entehrende Rache wahrscheinlich machen. Und wohl dem Dichter, daß wir so fühlen. Mit mehr Glauben an diese Ausartung müßte seine Eboli jedes rechtliche Herz empören, und mit Widerwillen von einem Geschöpf abwenden, das in den Jahren der Unschuld und Unbefangenheit schon einer solchen Verworfenheit fähig wäre. — In Albas Darstellung erblicken wir zwar manchen sprechenden Zug seines Geschichtscharakters, seines Stolzes, seiner Herrschsucht, seines Neides und Blutdurstes; aber vollendeter, lebendiger, und, wie von dem Tode wieder erstanden, hat ihn Göthens Meisterhand in seinem Grafen Egmont aus der Geschichte hervorgerufen. — Domingo endlich ist, vom Scheitel bis zur Verse, Dominikanermönch, spricht und handelt in seinem Charakter, und verläugnet auch nicht in dem kleinsten Zuge den pfäffischen Geist seines Zeitalters und seines Ordens.

Was die Veränderungen in der gegenwärtigen Ausgabe dieses Dramas betrifft: so beziehen sie sich größtentheils auf den Dialog, der merklich, und mit großer Weisheit verkürzt worden ist. Eine Menge bloß deklamatorischer Stellen sind ganz verschwunden, und mehrere zu ausgesponnene, den Charakter mehr beschreibende, als entwickelnde Reflexionen und Schilderungen zusammengezogen. Kurz, des Dichters Werk hat so viele Verbesserungen erhalten, als in der Gestalt, die es einmal hat, nöthig, zweckmäßig, und möglich waren.

Rf.

Ver-

Vermischte Schriften.

1) Vermächtnisse eines Einsamen. Gesammelt von W. G. K. Erste Lieferung. Hamburg, bey Hoffmann. 1802. 6 Bogen 8. 6 gr.

2) Ueber Paradoxie und Originalität. — Zwey philosophische Versuche von Ferdinand Heinrich Lachmann, der Phil. Mag. Zittau und Leipzig, bey Schöps. 1801. XII und 124 S. 8. 12 gr.

3) Neuer Kalender für das Jahr 1802. Oder Handbuch für den Bürger und Landmann, herausgegeben von Johann Ludwig Ewald. Zehnter Jahrgang. Hannover, bey den Gebr. Hahn. 1802. (Außer dem Kalender) 198 Seiten 8. 9 gr.

4) Gemälde nach der Natur, von C. W. Frölich. Berlin, bey Unger. 1802. 136 Seiten 8.

Nr. 1. enthält sieben, theils prosaische, theils poetische Aufsätze, die, laut der Vorrede des Herausgebers, von einem Manne herrühren sollen, der in Rußland lebte, und unter Paul dem Ersten weg, man weiß noch jetzt nicht, wohin geführet wurde. Es mag seyn! denn wer mag die Wahrheit oder Unwahrheit dieser Angabe entscheiden? Auf den Werth der Aufsätze selbst hat jener Umstand keinen Einfluß. Sie enthalten leichte Waare, hier und da einen witzigen oder sentimentalen Gedanken. Es würde leicht seyn, aus dem Schreibepulte vieler Menschen dergleichen Vermächtnisse hervorzulangen, wenn Alles, was geschrieben ward, auch gedruckt werden müßte. Gewöhnlich aber verlangt das Publikum nach dergleichen Vermächtnissen gar nicht, und tritt die Erbschaft nicht anders, als cum beneficio inventarii an; was ihm auch, da es so oft schon geprellt wurde, kein billig denkender Mensch übel nehmen kann.

Tief eindringend sind die Versuche des Vfs. [illegible] haben nicht, geschweige daß sie ihren Gegenstand erschöpfen sollen. Man weiß, wie Garve dergleichen philosophische Discussionen behandelte, und macht daher schon höhere Forderungen an Schriftsteller dieser Art. Wer indessen genügsamer ist, und sich mit einer Zusammenstellung verschiedener Ansichten der genannten Gegenstände befriedigen läßt, für den wird auch diese kleine Schrift Interesse genug haben. Er findet wenigstens hier, was er selbst an mehreren Orten sich zusammensuchen mußte, an einander gereihet.

Das Ideal eines Handbuches für den Bürger und Landmann, das Hr. E. in der Vorrede zu Nr. 3. aufstellt, würde realisirt, ein ganz gutes Buch werden, das gewiß Nutzen stiften könnte, wenn man nur Mittel hätte, es dem Bürger und Landmanne zum wirklichen Handbuche zu machen; aber es fehlt viel, daß dieser Jahrgang jenes Ideal erreichet. Hr. E. scheint dieses auch selbst gefürchtet zu haben, und verspricht künftig etwas Vollkommneres zu liefern. Wir wollen dieses erwarten, und bis dahin mit dem Gelieferten uns begnügen. Die Einrichtung dieses Buches ist aus frühern Jahrgängen schon bekannt. Es bedarf also nur der Anzeige, daß die Fortsetzung da ist.

Im Jahre 1792. gab der Verfasser von Nr. 4., wie er selbst in der Vorrede sagt, eine Schrift heraus, unter dem Titel: Ueber den Menschen und seine Verhältnisse, und legte dem Publikum seine Ideen über Menschenbildung im Allgemeinen vor; die vorliegende Schrift wünscht er als eine Fortsetzung jener früheren Arbeit angesehen zu haben, weil er hier den Menschen größtentheils unter bestimmten Verhältnissen gedacht habe. Jene frühere Schrift hat Rec. nicht gelesen. Diese sogenannten Gemälde nach der Natur, die aus einer Sammlung verschiedenartiger Aufsätze über den Menschen und Menschenbildung, über Gesellschaft und gesellschaftliche Verhältnisse, u. dgl. bestehen, enthalten manche gute Idee, häufig mit Witz und Laune, oft mit Satyre gewürzt. Hier und da schadet es, daß man den Verf. nach Witz und Laune jagen und haschen sieht.

Naturwunder und Länder-Merkwürdigkeiten. Ein Beytrag zur Verdrängung unnützer und schädlicher Romane. Von Samuel Christoph Wagener. Dritter Theil. Berlin, bey Maßdorff. 1803. 1 Alph. 8. 1 Rg. 8 gl.

Der Kollektaneen, die unter dem Namen der Naturwunder und Ländermerkwürdigkeiten, in dieser Fortsetzung aufgetischt werden, sind 98, wovon wir, statt der Anzeige, die vornehmsten angeben wollen. Fuller, ein Kopfrechner unter den Negern. Mädchenverkauf bey den Babyloniern. Die Schlangengrotte (in Neapel.) Paul Mocchia, ein Florentiner, ist 30 Pfund leichter, als eine eben so große Wassermenge. Steine im Darmkanal eines Müllerpferdes in Ulm. Wildam, der Bienenzähmer, der 1774 Bienen kommandiren konnte, wie er wollte, ohne gestochen zu werden. Auch in Schlesien regnet's Steine — ein Nachtrag zu dem von Lichtenberg erzählten Steinregen bey Siena. Die gebundenen Schwimmer. Der Zackenfall (ein Wasserfall) in Schlesien. Der Tower in London. Die Tropfsteinhöhle in Schottland. Nordamerikas Menschenschinderey. (Die aus Reisebeschreibungen durch N. A. genommene Beschreibung der grausamen Prüfungen eines künftigen Indianer-Hauptmanns, und der unmenschlichen Behandlung der Kriegsgefangenen.) Die Aeolus-Harfe. Entdeckung eines Elephanten-Skelets zu Teschen. Capellis aß nie gekochtes Fleisch, und wurde 104 Jahre alt. Der Johannisberg, und der Niederwald im Rheingau. Das Drachenloch des Vogelgebirges. Parre († 1635.) lebte unter neun englischen Königen. Das Tulpenfest in Konstantinopel. Gänseeyer-Ausbrütung im Mutterleibe. (Soll 1800. in Schlesien geschehen seyn.) Potosia, in Südamerika. Das gelehrte Kind. (Heinecke) Pflanzenerzeugung durch Elektricität. Colas, der Fisch in Menschengestalt (Der bekannte Sicilianische Wassertaucher — wozu so wunderliche Ueberschriften!) Die Polypen. Unterirdische Schiffahrt bey Schweidnitz (Durch einen Stollen eines Steinkohlen-Bergwerks). Salignat, die Blinde (Die als Kind durch Taubenblut, das man ihr der Blattern wegen auf die Augen gelegt, ihr Gesicht verloren; aber doch Karten spielen und Briefe schreiben konnte). Die Höh-

Höhlen im goldnen Stollen bey Glatz. Die gutmüthigen Wilden an der Magellanischen Meerenge. Das Gänseey mit 14 Dottern. Das Erdbeben auf Jamaika 1692. Die eiserne Brücke zu Waarmuth. Aegyptens Knochen-Höhlen. Das Karneval zu Rom. Fruchtbare Begattung eines Hühnereyes mit einer Ente. Einfahrt in den Krater des Vesuvs. Das Wampum der Wilden. Reaumurs Art, die Eyer ohne Hühner auszubrüten. Das Beinhaus bey Murten in der Schweiz. Das Kalumet der Wilden. Die Tarque in Frankreich — ein Spiel für Seeleute im südlichen Frankreich. — Sechsfingrige Zwillingsbrüder (geb. 1801 in [illegible]). Die Eishöhle bey Szeliczé — am Fuße der Karpathen. Das Zeltfeuer der Juden in der Türkey. Der Rhein zwischen Mainz und Koblenz — eine malerische Reise. Die Orgelpappen, in Karlskrona. Draakenberg, ein Däne, wird [illegible] 130 Jahre alt, Körbe. Das Schifferstechen in Frankreich. Schnecken „Ergänzungs“ Fähigkeit. Riesen an Körperkraft — Bouflers, Barsabas, Schapelow. Klima in Italien zu Vespasians Zeiten — längere Lebensdauer. Der Posilippo-Grotte bey Neapel. Zwey Zwerge. Die Hexenhöhle in den Sevennen. Die Eldenhöhle bey Kasleton. Genich, wird bey beständigem Genuß der Kastanien 111 Jahre alt. Wallfahrt nach Loretto. Bright, der Dickste unter den Dicken. Der Huhn mit menschlichem Angesicht bey Pesen. Der Mann ohne Arme. Pferderennen und Halsgericht der Wenden. Das Kloster auf dem St. Bernhard in der Schweiz. Die Entbindung nach 13jähriger Schwangerschaft. Außerordentliche Körperkraft der Orloff. Gaukler — die ihre Kräfte gegen den Marschall von Sachsen versuchen. Ein Hecht bemächtigt sich eines Kalbes. Batavia. Das Fest des Kameels in Persien. Habichte morden den Mörder ihrer Jungen. Mittelstedt heyrathet im 110ten Jahre. — Aberglaube stürzt die Aegyptier in Schwärmerey. Der Malstrohm. Der Schlangendienst bey den Whidah-Schwarzen. Fruchtbare Begattung eines Wolfs mit einer Hündinn. Die Hundshöhle bey Neapel. Berühmte Taucher. Der Wasserfall des Niagara. Die ungelehrten Regenten von Matelica (im Kirchenstaat), deren Regierung nach den Statuten aus vier Männern besteht, die weder schreiben noch lesen können. Die Nachtlampe (ein käferartiges leuchtendes Insekt) auf St. Domingo. Die Aqua Toffana. Das Federfeld. Der Dalkauer Berggarten (in Schlesien, eine anziehende Be-

schreib

schreibung). Der Handel mit Schnee. Jenkins wird 169 Jahre alt. Die Eselswiese bey Querfurth. Mumien des Bleykellers in Bremen. Das Lamm mit dem Maulwurfs-Rüssel. Die Bäder in Konstantinopel. Kahls unnatürliche Freßsucht. Pecking. Menschen von außerordentlichem Gedächtnisse. Hohes Alter bey Grütze und Buttermilch. Lippenputz der Abiponier. Ohrenputz und Verschönerungssucht der Abiponier. Die eiserne Maske — über die man seitdem mehr Aufklärung erhalten hat. Effingham, der Mäßige, wird 144 Jahre alt. Saunderson, der blinde Mathematiker. Aus dieser abgeschriebenen Inhaltsanzeige, die der Leser nicht mißbilligen wird, kann man ersehen, daß die Wahl in diesem dritten Theile beynahe glücklicher ausgefallen ist, als in den vorhergehenden.

Gl.

Das rothe Buch, oder Unterhaltungen für Knaben und Mädchen. Ein Lesebuch, mit Rücksicht auf das Alter der Leser bearbeitet, von Jakob Glatz. Drittes Bändchen, für Kinder von 10 bis 12 Jahren. 288 Seiten. Viertes und letztes Bändchen, für erwachsene Leser. 264 Seiten 8. Altenburg und Erfurt, bey Rink und Schnuphase, 1801. 1 Rh. 8 M.

Mit Bezugnahme auf die Anzeige des ersten und zweyten Bändchens bemerkt Rec. nur, daß Alles, was dort zum Lobe und Tadel der beyden ersten Bändchen angemerkt wurde, auch völlig vom vorliegenden dritten und vierten Bändchen gilt. Auch hier sieht man dem Ganzen die Eile an, mit der es hastig in die Welt gefördert wurde. Im dritten Bändchen kommen zwey Erzählungen vor, die, sehr dürftige Abweichungen abgerechnet, füglich für eine und dieselbe gelten könnten. In der ersten ist Rumford; und in der zweyten, als Sprüchwort bearbeiteten, Arnold der Held der Geschichte. Beyde sind gleich rechtschaffen, vortrefflich, geliebte Räthe und Minister ihres Landesfürsten; die Neider und Feinde von beyden sind gleich boshaft, sind dichte daran, den Einen

aufs

aufs Schafot, den Andern in den glühenden Ofen eines Ziegelbrenners zu bringen; die Unschuld aber triumphirt; die Boshaften kommen übel weg, wie das in Erzählungen nicht mehr als billig ist; und die Landesfürsten handeln in beyden Erzählungen gleich jämmerlich. Im vierten Bändchen gehören die mehresten Aufsätze andern Schriftstellern und deren Druckschriften an, z. B. Starke'n, Wagener'n, Sintenis, die jedoch der Verfasser selbst nennt. — Hanns von Haldungen — zeichnet sich in dieser guten Gesellschaft sehr zu seinem Nachtheile aus.

Pm.

Geschichten für Kinder, zur Besserung und Beförderung eines rechtschaffenen Lebenswandels. Bayreuth, bey Lübecks Erben, 1802. 168 Seiten 8. 12 gr.

Den Erzählungen liegen durchgehends Thatsachen zum Grunde, die mit geringer Ausnahme aus der Beckerschen deutschen und Nationalzeitung genommen sind. Man kann den Verf. nicht tadeln, daß er aus so gelesenen Schriften, wie die Beckerschen sind, den Stoff für seinen Zweck bearbeitete, und besonders drucken ließ; denn eben weil es Thatsachen sind, die hier als Beyspiel zur Nachahmung oder zur Warnung aufgestellt werden, muß man ihre möglichste Verbreitung wünschen. Hier bleibt dem zum Guten Trägen nicht die oft gehörte Ausflucht: ja! der hat gut schwatzen! und Beyspiele aufstellen! denken läßt sich das wohl, und schreiben und lesen auch; aber thun? schwache von Natur verderbte Menschen, wie wir alle sind, können das nicht, u. s. w. — Hier sind es Menschen von allerley Erziehung, und aus allerley Ständen, die handeln, und oft sehr edel handeln. Hier hilft also auch keine, dem Trägen so behagliche, von der menschlichen Schwachheit hergenommene Ausflucht; hier darf man doch geradezu sagen: Gehe hin, und thue desgleichen!

Auffallen könnte es, daß, mit weniger Ausnahme, lauter Menschen aus den niedern und ärmern Ständen dem Herausgeber praktische Beyspiele zu edlen Handlungen geliefert

fest haben. Rec. enthält sich, um nicht vorzugreifen, aller Folgerungen, die man hieraus ziehen könnte.

Uebrigens verhindert das Uebergewicht der Beyspiele aus den niedrigeren Ständen auch noch die Einrede: „dazu bin ich zu gering; dazu bin ich zu arm.“

Bedauern wird der Leser, daß er hier nicht erfährt, was aus dem edlen Müllerknecht, Johann Rehkater, geworden, der aus Dankbarkeit seinem Meister den einzigen Sohn erhielt. Jetzt, nach allgemein hergestelltem Frieden, müßte man es ja erfahren können, ob ein mörderisches Schlachtgetümmel, oder irgend ein anderer Zufall, der in dem unseligen französischen Kriege dem Tode so reiche Beuten zuführte, den Guten wegraffte, oder ob die Müllerfamilie noch Gelegenheit fand, den Forderungen ihrer, von Dankgefühlen gepreßten Herzen ein Genüge zu thun. Die Ueberschriften der gewöhnlich gut gefaßten und interessanten Erzählungen dieses Buchs sind:

Freue dich, aber mit Vorsicht. Ehrlichkeit bringt Segen. Selbstbeherrschung. Leopold von Braunschweig, und Chodowieki, der Leopolds edlen Tod in Kupfer stach, und die dafür eingegangenen siebenzehnhundert und fünf Thaler, an Arme, nach Frankfurt, Küstrin und Schwedt sandte. Edelmuth im niedern Stande. Wer ist mein Nächster? Dankbegierde und Großmuth. Reichthum allein macht nicht glücklich. Tollkühnheit. Der Leichtsinnige ist auf schlimmen Wege. Das Rosenfest. Frohsinn im Wohlthun. Gott verläßt nicht. Wer Andern wohlthut, bereitet sich selbst das schönste Fest. Gerechtigkeit und Billigkeit. Dankbarkeit eines Bedienten. Die gute Tochter. Andern Wohlthun, ist der beste Dank gegen Gott, und die süßeste Freude. Das Sterbebette eines Kindes. Die Schatzgräber. Vergebung ist vernünftiger und edler als Rache. Nicht das Wissen; sondern das Thun ist die Hauptsache in der Religion. Hohe Tugend in niedern Hütten. Güte Gottes, auch im Unglück. Mache dir nicht entbehrliche Dinge zum Bedürfniß. Nicht die Größe der Gabe; sondern das Herz macht den Wohlthäter. Menschenliebe gewinnt dankbare Herzen. Die Furcht läßt oft falsch sehen. Strafe der Näscherey. Edle Fürsprache.

Fast zu gleicher Zeit mit diesen 20 Geschichten für Kinder erschienen zu gleichem Zwecke, bey [illegible] zu [illegible] Moralische Anekdoten, die für einen allgemeinen [illegible], für Kinder und Erwachsene berechnet, und [illegible] ger sind: bloß der erste Theil dieser Anekdoten zählt [illegible] auserlesene Thatsachen.

Lesebuch für Bürger- und Landschulen. Von [illegible] Villaume; als nothwendiges Nebenstück der [illegible] ten Auflage seines Handbuchs. Hamburg, bey Villaume. 1801. 332 Seiten 8. 18 gr.

Auch unter dem Titel:

Lesebuch für Bürger-, Land- und Soldatenschulen, rc.

Die zahlreichen Stücke sind nach Maßgabe ihrer [illegible] keit in fünf verschiedene Jahrs-Lektüren abgetheilt: [illegible] das Alter der Kinder, für die jede derselben bestimmt [illegible], ist nicht angegeben. Das Ganze betrifft 144 Nummern und Ueberschriften. Viele Nummern hätten ein Beträchtliches kürzer gefaßt, manche ganz weg bleiben, und so der Umfang des Buches um ein Bedeutendes eingeschränkt werden können. Daß Tag und Nacht in 24 Stunden eingetheilt wird; wenn es am Tage 12 schlägt, die Schule aus ist, zu Mittage gegessen wird, und es alsdann 1. 2. 3. u. s. w. schlägt — daß die Woche sieben Tage hat, wovon der erste Sonntag, der zweyte Montag, u. s. w. heißet; wenn es Schnee und Eis giebt, und wir schlittern können, die Jahrszeit Winter heißt, rc. mit dergleichen Sächelchen sollte weder Papier verdorben, noch der Preis eines Buches unnöthig erhöhet werden, dessen ökonomisches Hauptrequisit so, wie dieß bey dem musterhaften Rochowschen brandenburgischen Kinderfreunde, der Fall ist, Wohlfeilheit seyn sollte. Auch in einem für die Jugend ganz eigentlich zum Selbstlesen bestimmten Buche, würde Rec. obige Bagatelle noch für überflüssig halten. Hier aber wird ausdrücklich ein Lehrer vorausgesetzt; denn ein Schulmeister unterhält über den Winter, und die Jahreszeiten überhaupt, einen Knaben. Wie? einem Lehrer —

oder

[illegible] (um dieß Wort zu gebrauchen) einem Schulmei-
ster? und wäre er am Geiste noch so ärmlich, müßte man
es noch auf mehreren Seiten eines Buches zeigen, wie er
[illegible] habe, um seiner Jugend beyzubringen, wie
der Tag in 24 Stunden, die Woche in 7 Tage, das Jahr
in 4 Jahrszeiten, u. dgl. eingetheilet werden? Soll denn der
Lehrer durchaus gar nichts mehr denken? soll er seinen gan-
zen Unterricht lebenslang wörtlich nur aus Büchern ent-
[illegible] Nun, dann bedarf er, der Alphabete gedruckter
[illegible] und wenn er [illegible]
[illegible] auch daran nicht genug haben.

Nro. 46. Reinlichkeit. „Die Frau (Frau) Andreas
„Zimmermann war eine saubere Hausfrau; wenn sie Essen
„auf den Tisch brachte, konnte man, ohne lange zu suchen,
„[illegible] einige Raupen, auch Fliegen oder Schne-
„cken darin finden; ehe man sichs versah, fischte man hier
„ein Päckchen (?) Haare, dort einen Waschlappen (?)
„einen Strumpf (?) vom Kinde, und dergleichen [illegible]
[illegible] mehr," u. s. w. Fast zwey volle Seiten [illegible]
[illegible] der Verfasser mit diesem ekelhaften höchst übertriebenen
[illegible], zum Theil in Zügen, die noch mehr widerstehen, als
die hier angeführten; und dann erst folgt eine eben so [illegible]
[illegible] Nutzanwendung. Rec. hält Uebertreibungen [illegible]
[illegible] schädlich. Denn, kann man nicht sehr schlecht
seyn, und sich gegen solche übertriebene Schilderungen
[illegible], sehr gut finden? Am besten gefallen die Num-
mern 85. 119. 140. 143 und 144.

[illegible] ist das Bruchstück einer Brandenburgischen Ge-
schichte angehängt, welches mit dem Zeitpunkte des dreyßig-
jährigen Krieges anhebt.

Von der Schlacht bey Fehrbellin sagt der Verf. Seite
[illegible], die Brandenburgische Kavallerie (des Kurfürsten)
[illegible] trieb die brave schwedische Infanterie in die
Flucht, [illegible] 3000 Mann auf dem Platz." — Wer ließ
3000 Mann auf dem Platz? —

Pm.

Kleine

Kleine Briefe, zur Unterhaltung, Belehrung und Uebung im Lesen und Schreiben für Kinder. Herausgegeben von Johann Siegmund Klinger. Hof, bey Grau. 1802. 8. 12 gr.

Mit einigen Ausnahmen entspricht Ton und Inhalt dem Zwecke, welchen der Titel dieser größtentheils in Briefform eingekleideten Kinderlektüre angiebt.

Pm.

Volkskalender auf das Jahr 1802. von J. C. Fröbing. Hannover, bey Helwig. 8. 12 gr.

Mit Bezugnahme auf die frühern Urtheile unserer N. A. D. Bibl., die frühern Jahre dieses Kalenders betreffend, bleibt nichts übrig hinzuzufügen, als daß der gegenwärtige in dem Tadelswürdigen wie in dem Rühmlichen, seinen ältern Brüdern vollkommen ähnlich ist.

Pm.

Jugend-Unterhaltungen. Zur nützlichen Selbstbeschäfftigung und Belehrung. Quedlinburg, bey Ernst. 1803. 14 Bogen 8. 12 gr.

Eine Sammlung von funfzig kurzen Erzählungen aus dem Gebiete der Naturgeschichte, und des Menschenlebens; mit mittelmäßigen Liederchen untermischt. Einige Mordgeschichten abgerechnet, ist Alles zweckmäßig für die Jugend, und lehrreich, oder doch unschädlich unterhaltend.

Pm.

Eines alten Mannes Morgenträume über Wucher, Umlauf der Münze, Brodtpreis, Schul- und Erziehungswesen. Nebst einem Anhang über Lehrsystem. Leipzig, bey Joachim. 1803. 116 Seit. 8. 10 gl.

Den Aufsatz über die Zulässigkeit des Geldwuchers, mit Seitenblicken auf neue Mittel zu Beförderung des Münzumlaufs, will der ungenannte Verf., ein österreichischer Unterthan, und nicht müßiger Staatsbürger, schon im Jahre 1789 an die Behörde abgegeben haben. Damals nämlich war in Wien, und das höhern Orts, dieser Gegenstand zur Preisaufgabe gewählt, und was die Mittel gegen den Wucher betraf, die Abhandlung des Dr. Günther, jetzt Rathsherrn zu Hamburg, in der Folge bekanntlich gekrönt worden. Leider! aber sieht das Publikum der weitern Entwickelung einer für's Gemeinbeste so wichtigen Materie aus der Feder des scharfsinnigen Mannes noch immer vergeblich entgegen. Von dem Aufsatze des Ungenannten ward, wie es scheint, gar kein Gebrauch gemacht; und er selbst versichert, ihn ganz in seiner ursprünglichen Gestalt hier vorzulegen. Daß mithin auf später erschienene Schriften, und den so gewaltig veränderten Gang der Dinge, in Süddeutschland besonders, gar keine Rücksicht genommen ist, versteht sich unerinnert. In Geld- und Finanzoperationen aber bleibt das alte: minima circumstantia variat rem, doch wahrlich mehr als irgendwo zu beherzigen; und mit unsern obersten alles erschöpfen sollenden Principien, hinkt es bey der Anwendung so arg als je.

Trotz der Zulässigkeit, die der Ungenannte dem Wucher anfänglich einzuräumen scheint, fällt dieser durch mancherley Gegenanstalten am Ende dennoch zu kurz; und das zwischen Borgenden und Leihenden hochnöthige Mißtrauen, wird auch ohne Strafgesetze hier noch aufrecht erhalten. Wucher ist ihm jede Bevortheilung im Kauf und Verkauf, im Leihen und Borgen. Nur das Verhältniß der Wagschaft, (Gefahr) zum Gewinn soll die Billigkeit der Zinse bestimmen helfen. Pfänder von bleibendem Werth (wofür jedoch keine Obligationen, und am wenigsten Staasobligatio-

nun heut zu Tage mehr gelten können) sollen nur vier Pro-
cent Zinse geben; Pfänder von veränderlichem Werth, und
verschreibens, sichere Einkünfte deren bis acht, [illegible]-
gen oder höchstens zwölf. Sehr wahr, daß die römische
Gesetzgebung ebenfalls 12 vom Hundert (in gewissen Fällen)
zu nehmen gestattete; nur hätte hierbey eine andre Autorität
als Tome XIII. des Code de l'Humanité angeführt wer-
den sollen. Um dem so überhandgenommenen Unterschleife
vorausbezahlter Interessen, angeblichen Summenempfangs, ge-
ringhaltigerer Münzsorten, älterer Schuldbriefe, u. dergl.
vorzubeugen, wird die Errichtung eines allgemeinen Zahl-
amts empfohlen; wo der Darleiher die Summe niederzu-
legen hat, und dafür einen Stempelbogen erhält, auf wel-
chem Summe und Interessenklasse bemerkt, und die Nummer
des Zahlamtprotokolls befindlich ist. Auf diesen Stempelbo-
gen wird der Schuldbrief geschrieben, den, wie natürlich,
der Darleiher für sich behält, die [illegible] hingegen
abschneidet, und sie dem Borgenden zustellt, um bey der
Kasse das Geld in Empfang zu nehmen. Bey dieser einfa-
chen Manipulation, meint unser alter Mann, blieben je-
de Kontrahenten der sie schützenden Staatsaufsicht [illegible]
unbekannt. Das Muster eines solchen Stempelbogens und
des zur Geldbehebung nöthigen Koupon's findet sich beyge-
fügt; auch eine für die 4 Pfänderklassen eingerichtete Tabelle,
wie die Verhältnisse der Wagschaft zum Gewinn, und die
nach zu bestimmender Zinsen während eines Zeitraums von
zehn Jahren zu berechnen, und im Ueberblick zu bekommen
wären. — (Freylich könnten wohl jetziger Zeit Umstände
eintreten, wo die Gläubiger gegen ein solches allgemeines
öffentliches Zahlamt Etwas einzuwenden hätten.)

Plötzliche Vermehrung der klingenden Münze sey frey-
lich ein noch wirksameres Mittel, den Wucher in Verzweiflung
zu setzen, und auch hierzu weiß der alte Mann in seinen
Träumen Rath. Ein Stempel zu drey Kreuzern auf je-
des verarbeitete, und über ein Loth wiegende Stück Silber,
und zu neun Kreuzern auf jedes Stück Gold vom Werth
eines Dukaten, müßte, wie er meint, wenigstens sechs
Millionen Gulden abwerfen; wobey die Besitzer gar nichts
verlören; weil ihr Gold und Silber nunmehr ganz genau
eben so viel Kreuzer mehr gelten würde. Zu diesem Stem-
pelertrage, der allein schon zur Grundlage einer neuen Hülfs-
bank

bank dienen könne, fügt er sodann den Vorschlag, eine Zeit lang dem Schlagschatze zu entsagen, und mit dem bloßen Abzuge der Prägekosten das im Publiko todt liegende Gold und Silber in Münze zu verwandeln. Von dieser Operation verspricht er schon in den ersten Jahren, bis nämlich der Liebhaber sich mehr fänden, nicht weniger als vier Millionen. Sein drittes ist die Verkäuflichkeit gewisser Aemter und Bedienungen, wovon er fünf Millionen erwartet. Zwar würde dieß den Vorrath klingender Münze nicht vermehren; wohl aber ihren Umlauf, und überhaupt den öffentlichen Kredit, als der doch auch nur ein imaginäres Kapital wäre, mächtig befördern. Wie der Morgenträumer das Alles motiviren, einschränken, und mit Bürgschaften belegen soll; mag bey ihm selbst nachgesehen werden; denn da er nur selten von der Klinge abweicht, blieb für den Rec., der sonst Alles abschreiben müßte, nichts weiter als die trockne Anzeige übrig, durch was für Mittel hier der Wucher unschädlicher gemacht, und sein Erbfeind, die vermehrte Geldmasse, — wenigstens im Traume — kräftig unterstützt werden soll. — In dem **Nachtrage: Ueber die Möglichkeit eines immer gleichen Brodtpreises**, ist von Benutzung der durch obige Projekte gewonnenen 15 Millionen nicht weiter die Rede; sondern der Brodthandel wird durch Ankauf aller Mühlen und Bäckereyen zum landesherrlichen Regal erhoben; und wie ersprießlich für's Gemeinwesen schon das Salz- und Bergwerksregal geworden, sey keine Frage mehr; (Rec. möchte hinzusetzen, auch zeige die berüchtigte Annona im Kirchenstaate, wie ersprießlich fürs Gemeinwesen ein solches landesherrliches Monopol mit den ersten Bedürfnissen zu werden pflege.) Mit einer Provinz mäßigen Umfangs, und einem Getraidevorrath für etwa halbjährigen Bedarf soll der Anfang gemacht werden. Jeder Landmann liefert seine Erzeugnisse an Getraide in die landesfürstlichen Mühlen und Speicher; den Preis bestimmt die Regierung nach dem Mittelwerthe, so viel als möglich gleichbleibend, und ohne Rücksicht auf magere oder reiche Aerndten. Was von dem in Privatmühlen und Bäckereyen vorwaltenden Mißbrauch und Betrug hier erzählt wird, hat leider! überall statt; wie aber die dem Staat überlaßne Verwaltung auf immer dagegen zu sichern, und der Erwerbfleiß doch auch nicht zu hemmen sey? davon hat der alte Mann nichts geträumt. Daß es bey so be-

meldten Umständen keine Kornwucherer mehr geben würde, versteht sich von selbst; denn wie läßt sich denken, daß der Landesfürst wuchern könnte!

Im hierauf folgenden, 40 Seiten füllenden Aufsatze über Schul- und Erziehungswesen verläßt der österreichische Patriot zwar oft genug noch die gewöhnliche Heerstraße; wagt sich aber nicht mehr in das so gefährliche Dickicht, wo es Korn- und Geldwucherer zu bestreiten gab. Eine seiner Hauptmaximen ist: das väterliche Haus soll erziehen; die Schule unterrichten. Bey unsrer jetzigen Sittenstimmung mag es ihm so gut als unnütz geschienen haben, über Jenes sich umständlicher zu erklären; zum zweckmäßigen Entwurf eines zusammenhängenden Unterrichts aber, sey schlechterdings ein Nationalkonvent der besten Köpfe nöthig, die ihre Ideen wider solchen mitzutheilen hätten, dessen die Darstellungsgabe zu Gebot stünde. Nicht auf Neuheit und Originalität auszugehen; sondern sich an's Nützliche zu halten, und die Stände ja nicht zu früh von einander abzusondern, sind ein paar seiner dringendsten und ersten Bitten an dieses Schulkollegium; denen er auch den gehörigen Nachdruck zu geben weiß. Gar nicht gewogen ist er den Schulprämien; und eben so wenig solchen Erziehungshäusern, wo nicht nur für die körperliche Nahrung; sondern auch für Erholung des Schülers oben ein gesorgt wird; als welches Letztere ihm durchaus nur im väterlichen Hause rathsam und antreffbar scheint. Wie er die vom 8ten oder 9ten Jahr an bis ins 14te oder 16te zu besuchende Gemeinschule in 3 Klassen theile, und was für Gegenstände des Unterrichts diese bis zum Zeitpunkt enthalten, wo der Lehrling sich für irgend einen Stand zu erklären hat, ist wiederum keines Auszugs empfänglich, ohne deßhalb weniger lesenswerth zu seyn. Ob die Schulen vom Staat unterhalten, oder nur privilegirten Lehrern überlassen werden sollen; diese und mehr dergleichen Fragen betreffend, gesteht er seine Unentschiedenheit; hält aber doch den Unterricht für ein so edles Geschenk, daß man die Freude, solches zu ertheilen, dem königlichen Herzen der Väter des Vaterlands nicht entziehen müsse. Aus dem Schlusse des Aufsatzes läßt sich abnehmen, daß der Verf., glaublich ein Mann vom Stande, öffentlichen Erziehungsanstalten selbst vorgestanden; aus der ganzen Abhandlung aber, daß er diese Aufsicht mit gar nicht alltäglicher Welt-

und

und Sachkenntniß geführt habe." Katholik und Oesterreicher zu seyn, schließt seine Verdienste um's überall Anwendbare ebenfalls nicht aus. Mit einem Worte: ungemein viel Beherzigungswerthes enthält die kleine Diatribe.

Die letzten anderthalb Bogen liefern den Versuch, das so verschrieene Lehnsystem in einen vortheilhaftern Gesichtspunkt zu rücken. Hier werden die stehenden Heere, und der ungeheure Troß von Staatsbeamten, als ein paar fremde, den übrigen 4 eigentlichen Ständen (Bauern, Regenten mit ihren Vasallen, Gelehrten oder den Besitzungen der Kirche, gewerbtreibenden Bürgern) aufgedrungen, und sehr zur Last fallend dargestellt; daher auch mit guter Art zu beseitigen gesucht. Bedingungen der Möglichkeit hierzu sind ihm: „ein Hof, der von den Krongütern so prächtig lebt, „als es die Kräfte zulassen; weder borgt, noch zum Sporn „für künftige Eroberer einen beträchtlichen Kronschatz hinter„läßt; ein Adel, der seinen Lehnspflichten treu adelich das „Vaterland vertheidigt, und adelich lebt; ein Klerus (Ge„lehrtenstand), der Kirche, Staat und Wissenschaften red„lich und uneigennützig verwaltet; (denn auch das Recht soll „dieser sprechen.) Fluch über dem Grabe des Mannes," laut S. 96, „der zuerst Recht und Religion absonderte, ei„nes von dem andern getrennt uns denken lehrte! Je in„niger Religion und Recht mit einander verbunden sind, desto „einfacher und edler werden beyde verwaltet, jeder Religions„lehrer zum Richter, jeder Richter zum Religionslehrer ge„eignet seyn, u. s. w." (Also werden in katholischen Ländern besonders auch die Mönche, die Domherren, die feisten Prälaten, und die Erzbischöfe, die mit Sechsen fahren, künftig das Recht verwalten!) „ein Bauern- und Bürgerstand end„lich, die sich, wie es billig ist, besteuern lassen, um mit „Sicherheit die Früchte ihres Fleißes zu genießen; denen „man aber auch nicht mehr abfordert, als ihre Kräfte tra„gen." — Dieß mag auch zur Probe dienen, wie dieser Freund eines besser als bisher organisirten, und der patriarchalischen Verfassung sich nähernden Lehnwesens sich ausdruckt. Daß übrigens der Traum auch schon vor 1789 geträumt worden, sieht man sogleich ihm an; an lichten Blicken in's Reich des Wünschenswerthen, und Verbesserungsfähigen, fehlt es indeß eben so wenig, wie in den andern uns von ihm erzählten. Doch wäre es vielleicht dem alten Manne

 besser,

besser, wenn er sich früher wecken ließe, um nicht Morgens so Vielerley zu träumen; wenigstens könnten solche Träume wohl ungedruckt bleiben. Noch eins! In Sachsen scheint das Buch nicht gedruckt zu seyn. Auch einen, besonders in lateinischen und ausländischen Wörtern, sehr unwissenden, oder nachlässigen Corrector hat es leider! gehabt.

NI.

I. Aufschluß für alle Schulfreunde und alle Aeltern, die ihre Kinder wahrhaft lieben, warum das Primär-Schulwesen nicht besser ist, und durch welche Mittel ihm aufgeholfen werden kann. Crefeld, bey Schüler. 1802. VIII und 34 Seit. 8. 5 M.

II. Gedanken über das Verbot des Branntweinbrennens, mit besonderer Rücksicht auf die vier neuen Rhein-Departements. Crefeld, bey Schüler. 1803. 48 Seit. 8. 6 M.

Beyde, dem französischen Antheile Deutschlands gewidmete Staatsschriften, haben, in Beziehung auf den Zustand der Volksglückseligkeit in den vier Departementen des linken Rheinufers, einerley Zweck, wenn auch die Materien, über die so viel geschrieben und gedruckt worden, merklich verschieden sind. Wir wollen sie daher einzeln betrachten.

Nr. I. fordert alle Aeltern und Kommunen auf, dem äußerst gesunkenen niedern Stadt- und Landschulwesen aus allen Kräften fordersamst aufzuhelfen, und sonach die gegenwärtige und künftige Generation gegen Unwissenheit und Barbarismus zu schützen. Der ungenannte Verf., der Ton und Vortrag an die mittlere und niedere Volksklasse richtet, theilt daher diese Bogen in zwey Abschnitte ein, und frägt zuvörderst: warum das Primär-Schulwesen (so werden in Frankreich die niedern Volksschulen genannt) noch zur Zeit im schlechtesten Zustande in den 4 Departementen sey. Diese Frage wird theils durch die geringe Besoldung, und theils

theils durch die schlechte Anordnung der Schullehrer, so wie drittens durch das unregelmäßige Anhalten der Kinder zur Schule beantwortet. Der zweyte Abschnitt enthält einen Grundriß zur Verbesserung des Schulwesens selbst. Dieser besteht darin: 1) Jede Gemeine soll dem Schullehrer eine gesunde Wohnung anweisen, worin er sowohl mit seiner eigenen Familie wohnt, als die junge Familie des Staats, die er unterrichten und bilden soll, nach Geist und Körper gesund erhalten werde. 2) Ihm einen ordentlichen Gehalt in baarem Gelde auswerfen, wovon er mit den Seinigen anständig leben könne, und nicht nöthig habe, zu andern Erwerbszweigen, (wie häufig der Fall ist,) seine Zuflucht zu nehmen. 3) Soll die Gemeine bey der Wahl des Schullehrers, auf die Fähigkeiten der Subjekte sehen, welche zuvor durch die Kundigsten in der Kommune, geprüft werden sollen, bevor sie dem öffentlichen Examen, welches der Staat übernimmt, präsentirt werden. Alle diese Vorschläge und patriotischen Absichten, sind recht gut; aber so lange der Staat darunter nicht thätig mitwirkt, und die guten Absichten der Bürger unterstützt, ist und bleibt alles Reden, und jede Schreiberey der Art, so redlich es die Verfasser auch immer damit meinen, tauben Ohren geprediget, und verschlossenen Augen zum Sehen vorgelegt, fruchtlos. Die beste und freudige Hoffnung S. VI. fg. und S. 33 fg., daß der Zeitpunkt nahe sey, in welchem eine weise Regierung, sich des Schulwesens vollkommen annehmen würde; dürfte leicht scheitern, da im innern Frankreich bisher noch nicht daran gedacht wird; eine Hoffnung zu realisiren, wornach wenigstens 5 Millionen Hausväter sich mehrere Jahre vergebens gesehnet. Das ist auch kein Wunder; denn so lange der Regierer Vergrößerungsplane schmiedet, kann ihn ein Gegenstand, wie der gegenwärtige Aufschluß, wenig oder gar nicht interessiren.

Nr. II. ist eine trefflich ausgearbeitete Abhandlung, deren Zweck einzig und allein dahin geht, dem Ausfuhrhandel des linken Rheinufers, weniger Druck, wie bis jetzt durch die Douanen-Einrichtung geschiehet, durch weise Maaßregeln einen erweiterten Wirkungskreis zu verschaffen, wozu dem Verf. das neulich (im Januar 1803) wieder geschärfte Arrete vom 23. Floreal 10 J. (12. Mai 1802) Veranlassung darbot. — Er nimmt daher Gelegenheit, über Verbote,

bote, welche die Produktion und Fabrikation einer Sache zum Gegenstande haben, Untersuchungen anzustellen, die dem Zwecke, der zum Grunde liegt, und der allenthalben sichtbar wird, ganz gemäß sind. Ferner wird erwogen, welches die Absicht der Regierung eigentlich seyn könne, dergleichen Verbote zu geben? Die Gründe, welche zu der Maaßregel, das Branntweinbrennen in den neuen Rheindepartements zu verbieten, verleitet haben können, werden, wie die Zweifel dagegen, mit Bescheidenheit und Sinn für Wahrheit untersucht, und nur ein einziger Fall ausgehoben, wo das Verbot des Branntweinbrennens, als eine augenblickliche Maaßregel, durch die Noth gerechtfertigt werden könne. Hierbey liegen politische Berechnungen zum Grunde, die als Beweis gelten, daß diese Maaßregel, indem sie etwa dem gegenwärtigen Mangel abhilft, zu gleicher Zeit aufs neue einen bevorstehenden Mangel vorbereitet. Den Vorschlag S. 44 — 48, wie bey der Furcht vor Getraidemangel, das Branntweinbrennen zwar eingeschränkt; aber auch andre wirksame Mittel zur Ersparung des Korns, angewandt werden können, unterschreiben wir jedoch zum Theil, weil sich Manches dagegen erinnern läßt.

A.

D. G. W. Beckers, ausübenden Arztes und Geburtshelfers in Leipzig, wohlgemeinter Rath an ehefähige Mädchen, neuverheyrathete Gattinnen, Schwangere und Wöchnerinnen. Für Deutschlands Töchter und Weiber, die frohe Gattinnen und gesunde Mütter werden wollen. Leipzig, bey Supprian. 1803. 286 S. 8. 1 Rg.

Unstreitig haben den Verf. bey Fertigung seines Werks, sehr edle und gemeinnützige Absichten geleitet; und es kann daher mit allem Rechte ein wohlgemeinter Rath an das andere Geschlecht genannt werden. Allein in der Ausführung, Verarbeitung und Darstellung seines Stoffs, hat dieses Buch allerley Gebrechen, die dem gerechten Tadel der Kritik nicht entwischen können, und die wohl vorzüglich darin ihren

Grund

Grund haben mögen, daß der Verf. die weibliche Welt zu sehr nach vorgefaßten Meinungen beurtheilt; es in einzelnen Parthien seiner Natur wenig gekannt, und nicht immer mit der gehörigen Decenz und Schonung des weiblichen Zartgefühls raisonnirt hat, wie es sich für ein rathgebendes Buch junger Frauenzimmer wohl geschickt hätte. — Gleich Anfangs heißt es: „das Weib darf sich nicht in den Arm des „Mannes werfen, ohne sich vorher gefragt zu haben: bin „auch ich, — ist auch er zu dem Zwecke tauglich, für dessen „Erreichung der Schöpfer jene brennenden Triebe in meine „Brust verpflanzte? Bin auch ich im Stande, seinen Wün„schen Genüge zu leisten? Ist auch er im Stande, meine zu „erfüllen?“ Allein diese Fragen wird das schamhafte und ehrbare Mädchen, wenn sie dieß im ganzen Sinne des Worts ist und seyn soll, nicht in sich aufkommen lassen, und überhaupt gar nicht in dem Innern ihrer züchtigen Seele berühren können, weil dieß schon eine genauere Kenntniß der physischen Liebe und Begattung voraussetzt, deren Unkunde uns an dem andern Geschlechte so sehr schätzbar ist. Eben so heißt es doch auch wohl zu viel gefordert, wenn das unschuldige Mädchen sich selbst von der innern Beschaffenheit ihrer Zeugungsorgane unterrichten soll, ob sie auch zur Ehe wirklich geschickt sey oder nicht — da doch selbst hier der Arzt nicht immer mit Gewißheit entscheiden kann. Herr Becker erscheint hier mehreremale mit der schamlosen Zudringlichkeit des Geburtshelfers, der bey jungen Mädchen Begriffe voraussetzt, die sie nicht haben können, und mit ihnen wie mit Hebammen spricht. Dieß ist zwar die Sprache seiner Fakultät; aber eine Sprache, die wohl an erfahrne Mütter, nicht an unschuldige Mädchen gerichtet werden dürfte; denn nur mit solchen hat er doch hoffentlich reden wollen. Die im Folgenden vorkommende Ausmessungstheorie, nach welcher das junge Mädchen die Verengerung und Lage des weiblichen Beckens und anderer Theile zur weiblichen Geburtsfähigkeit gleichsam mit geometrischer Schärfe untersuchen soll, hat, nach des Verf. eigener Meinung selbst, manche Schwierigkeit und Ungewißheit, und möchte selbst von dem kundigsten weiblichen Genie in diesen Fällen — sehr schief gebraucht werden. Eben so unthunlich finden wir es, daß wiederum das Mädchen selbst genau nachforschen soll: — ob ihr Liebhaber vorher ein ausschweifendes Leben geführt, — ob er Onanie!! getrieben, oder möglicher Weise an einer Erbkrank-

heit sterben könne? So weit der an sich sachreiche — nur unrecht addressirte erste Abschnitt dieses Buchs für Ehefähige, unrecht addressirt nennen wir ihn nur so fern, weil da denn doch die jungen Mädchen auch wohl den folgenden für sie wirklich zu faßlichen und verführerischen Abschnitt für Neuverheyrathete lesen werden. In diesem durfte der Verf. allerdings freyer reden und urtheilen; denn hier hatte er es mit Eingeweiheten der physischen Liebe zu thun; aber eben darum, weil diesen nichts mehr verborgen war, hätte Herr Becker eine Menge grobsinnlicher Phrasen, z. B. „von „verborgenen weiblichen Reizen, die gierigen Blicken und „Händen überlassen werden, von fast in einander verschlun„genen Schenkeln und Armen, von dem bis auf den Boden „ausgeleerten Becher der Wollust, von verstohlnen Genüssen — und andere zu grelle und ekelhafte Deutlichmachungen des Beyschlafs ausstreichen sollen, wenn ihn die Grazien [illegible]len nicht ganz verlassen hätten, und er mehr Herr und Meister seiner Sprache gewesen wäre. Die S. 60 aufgestellte Regel: daß das Weib im Genusse der Liebe mäßig seyn müsse, ist an sich diätetisch wahr; da sie aber mit dem falschen Glauben an eine heiße Sinnlichkeit des Weibes [den der Verf. in seinem Buche über die Lebenskraft sogar, obgleich flach genug zu beweisen sucht] verbunden wird: so kann sie dem verständigen und schamhaften Weibe nicht anders als unnütz und überflüssig erscheinen. Denn offenbar sucht nur vornehmlich der Mann als der Stärkere und Affektvollere den Sinnengenuß, und das Weib darf ihm nicht widerstehen, wenn sie ihm auch in seinen Begierden befehlen wollte, ohne unangenehme Folgen für sich zu veranlassen. Dagegen scheint zur Anrathung des gemeinschaftlichen Ehebetts folgende Stelle S. 88 bemerkungswerth. „Die Ausdünstung ist während „des Beyschlafs ungleich stärker, als außer demselben. Vor„züglich pflegt dieses von Seiten des Weibes zu seyn, deren „lockeres Zellgewebe der Haut jenen Andrang der Säfte vor„züglich begünstigt. Indessen ist sie es nicht auch in so ganz „unbedeutender Menge beym Manne; die wechselseitige Mit„theilung dieser hier in feinen Dunst entgehenden Theile „scheint einen nicht ganz unbedeutenden Ersatz für die im „Beyschlafe unmittelbar entgehenden Säfte, und zwar in „um so höhern Grade zu geben, je gesünder beyde Theile „sind. Daß getrennte Lagerstädten diesen Vortheil vernich„ten, ist augenscheinlich.“ — In den beyden letzten Ab-

schnitte

[illegible] für Schwangere und Wöchnerinnen scheint mir dem Verf. ganz an seiner Stelle, und von da enthält dieß Buch eine Menge der wichtigsten diätetischen Maximen und Vorschriften, welche hier immer noch einmal repetirt zu werden verdienen; obgleich ähnliche Schriften über dieselben Gegenstände haufenweise vorhanden sind. Das Neue aber, welches hier und da der Verf., ohne es jedoch selbst zu specificiren, — gewiß vorgetragen haben will, und wovon er in der Vorrede und Nachrede spricht, haben wir nicht auffinden können; nicht zu gedenken, daß nur ein hoher Grad von Anmaaßung — einem angehenden Schriftsteller diesen prunkenden Ton einflößen kann. Auch der Vortrag des Ganzen ist nichts weniger, als sehr anziehend; sondern vernachlässigt und stockend, bisweilen hebt er sich mühsam zu einer Art von Eleganz empor; allein dieß sind nur einzelne Blumen an einer ziemlich unebenen Straße.

Br.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der Kapellmeister Herr F. A. Hoffmeister in Wien, hat für drey, dem Kaiser von Rußland übersandte Violin-Quartetten, einen kostbaren brillantenen Ring zum Geschenk erhalten.

Herr Professor Schaub in Kassel, ist zum Mitgliede des dortigen Collegii medici ernannt worden.

Der Herr Professor Wrede am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin, hat von der batavischen Societät der Wissenschaften zu Harlem, für eine astronomische Abhandlung, die silberne Preismedaille bekommen.

Chronik deutscher Universitäten.

Wittenberg. 1802.

Fortsetzung vom LXXVIII. Bande 1. St. S. 202.

Gegen das Ende des Junius erschien aus der Feder des Herrn Prof. Henrici, ordentl. Lehrers der Beredsamkeit, und wurde bald darauf an alle deutsche Universitäten versandt:

facit: Academiae Vitebergensis Sacra secularis tertia, solenni ritu festisque caerimoniis celebranda, in diem 18. Mensis Octobris hujus anni 1802, fautoribus ejus cujuscumque ordinis et dignitatis rite indicit, eosque ad hujus laetitiae publicae societatem invitat *Jo. Jac. Ebert*, ejusdem Academiae h. t. Rector cum Senatu; 2½ Bog. gr. 4.

Am 3ten Julius vertheidigte Herr Siegmund August Wolfgang von Herder, aus Weimar, Magister der Philosophie, verschiedener gelehrten Gesellschaften Mitglied, der Metallurgie und der Rechte Beflissener, ein Sohn des berühmten Herrn Vicepräsidenten von Herder, unter dem Vorsitze des Herrn Dr. und Prof. Klügel, seine Abhandlung: de jure Quadraturae metallicae, vom Rechte der Vierung, welche auf 182 Seiten 4. gedruckt worden, und mit zwey Kupfertafeln begleitet ist, die er selbst gezeichnet hat. Es ist die erste genaue und vollständige Behandlung dieses Gegenstandes.

Um gleiche Zeit trat Herr Dr. Burkard Wilhelm Seiler, ein Sohn des berühmten Theologen zu Erlangen, Mitglied der Königl. Gesellschaft der schönen Wissenschaften daselbst, und der mineralogischen Societät zu Jena, das Amt eines Prosektors auf dem anatomischen Theater, durch folgendes Programma von 28 Seiten 4. an: Commentatio primas lineas praelectionum Anatomiae chirurgicae complectens.

Am 2ten August feyerte der Senior der medicinischen Fakultät, und der ganzen Universität, Herr Dr. Georg Rudolph Böhmer, das funfzigjährige Jubiläum seines öffentlichen Lehramtes. Wir haben davon bereits an einer andern Stelle dieser Bibliothek Nachricht gegeben.

Am 24sten August erwarb sich Herr Johann Christian Isaac, aus Zwickau, die medicinische Doktorwürde, nachdem er unter dem Vorsitze des Herrn Hofraths Böhmers, seine Disputat. de Abortu, variis ejus causae momentis, atque curatione, principiis Brownianis fundata, auf 20 Seiten 4. Das dazu gehörige Programma des Dekanus, Herrn Dr. und Prof. Vogt beträgt 8 Seiten 4. folgenden Inhalts: Terrorem pergravem abortus caussam esse, nupero exemplo probatur.

Demonstretur unice e libris sacris Christianorum: quibusnam in rebus cernatur discrimen, quod inter doctrinam ejusque tradendi modum ab ipso Jesu Christo adhibitum, et eum, ac ejus explicandae modum ab ejus Apostolis usurpatum?

ausgesetzten Preise, sind, der erste an Herrn M. Morgenbesser, und der zweyte an Herrn J. E. D. Sch[illegible], beyde aus Schlesien, vertheilt worden.

Die Preisaufgabe für dieses halbe Jahr ist dahin bestimmt:

Quaeritur, tum, quomodo Christus ejusque primi discipuli, quorum docendi ratio e N. T. cognoscitur, in jungendis morum praeceptis cum caeteris capitibus doctrinae christianae versati fuerint; tum an haec illorum formula docendi ad nostrae quoque aetatis usum aptari et possit et debeat.

[illegible]

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Drey und achtzigsten Bandes Erstes Stück.

Drittes Heft.

Mathematik.

Vollständige, nach dem Decimalmaaß berechnete Tabellen, zur Bestimmung des kubischen Inhalts, sowohl des runden, als des beschlagenen Holzes; nebst einer Tabelle über Bauholz, über die Bestimmung der Größe des aus einem Baume zu hauenden Blocks, und über die Schwere eines Kubikfußes verschiedener deutscher Holzarten, wie auch eine doppelte Preistabelle nach Marien- und guten Groschen. Zum Gebrauch für Forst- und Baubediente, Zimmerleute u. Holzhändler. Mit einer Anleitung. Hannover, bey Hellwing. 1801. 28 Bog. 8. 1 Rl. 12 gr.

Daß der Verf. eben nicht die Gabe besitzt, kurz und bündig zu schreiben, wird man aus dem Ellenlangen Titel ersehen, welchen Rec. mit Fleiß so genau ansetzte. Diese Vermuthung wird auch gar nicht getäuscht; denn in der ganzen Anleitung herrscht ein altfränkischer Styl, der durch die große Redseligkeit, mit welcher die leichtesten Sachen bis zum Ekel wiederholt werden, noch ungenießbarer wird.

Der Verf. scheint ein ehrlicher Forstmann zu seyn, der den Beruf in sich fühlte, auch sein Scherflein als Schriftsteller beyzutragen, ohne zu untersuchen, ob sein Beutel zureichte. Billig hätte er es sollen bey dem guten Willen bewen-

den lassen. Genug, wir haben auch ein Buch geschrieben. Der Inhalt dieser Schrift überhebt sich in keinem Betrachte über das Mittelmäßige, und hätte füglich ungedruckt bleiben können. An Tabellen dieser Art fehlt es nicht, in den Schriften eines Nau, v. Burgsdorf, Reimers, ꝛc. findet man Mehrere, mit welchen gegenwärtige in gar keine Vergleichung kommen. Der Verf. meint zwar, er habe zuerst das Decimalmaaß gebraucht; allein hierinnen irrt er gar sehr: so wie in der Meinung, als bedürfe man der höhern Rechenkunst, um den kubischen Inhalt eines Cylinders oder Kegels zu berechnen. So sehr er auch die Decimalbrüche empfiehlt, so wenig befolgt er doch selbst seine Regel, und berechnet alles in seiner Anleitung mit gemeinen Brüchen, nach der weitläuftigsten Methode. Dabey beobachtet er alle die alten fehlerhaften Förster-Regeln zur Berechnung der Stämme. Z. B. den Inhalt eines abgekürzten Kegels lehrt er so zu berechnen, daß man zu dem untern und obern Durchmesser die arithmetische Mittelproportionalzahl sucht, und diese als den Hohendurchmesser eines Cylinders betrachtet, der mit dem abgekürzten Kegel gleiche Länge hat. Der Inhalt dieses Cylinders soll dann dem des Kegels gleich seyn. Dieses ist aber grundfalsch, und giebt zu beträchtlichen Irrthümern Anlaß. Denn wenn der untere Durchmesser $= a$, der obere $= c$ und die Höhe des abgekürzten Kegels $= b$, das Verhältniß des Durchmessers zum Umkreis $= 1 : \pi$, : so lehrt die gemeine Geometrie, daß der ganze Inhalt dieses Kegels sey $= \frac{b\pi(a^3 - c^3)}{12(a - c)}$, nach des Verf. Regel ist er $\frac{b\pi(a + c)^2}{16}$, daher wird der Unterschied, um welchem man nach dieser Anleit. fehlt $\frac{b\pi(a^3 - c^3)}{12(a - c)} - \frac{b\pi(a + c)^2}{16} = \frac{b\pi}{48}(a - c)^2$. Dieser Fehler wird immer beträchtlicher, jemehr c kleiner als a ist. Ueberhaupt werden öfters bey dem Aequiren der Durchmesser, Irrthümer begangen, wenn man bey runden Stämmen bloß beyde Durchmesser addirt, und die halbirte Summe für die richtige Aequirung annimmt. Weit sicherer geht man, wenn mehrere Durchmesser genommen werden, und aus diesen die Mittelproportion gesucht wird. Bey Berechnung der Pyramiden, der Cylinder und Kegel mit Durchmessern, die aus Ganzen und Brüchen bestehen, ꝛc. findet man ebenfalls manche Mängel, die sämmtlich einen Beweis von geringer Gründlichkeit in den ersten Kenntnissen der Geometrie abgeben. Die

Holz-

Holztabellen selbst sind die ganz gewöhnlichen, und enthalten gar nichts Neues. Weit nützlicher würden sie seyn, wenn sie auch auf solche Körper ausgedehnt würden, deren Inhalt mühsamer, und wirklich durch höhere Rechenkunst zu finden ist, z. B. Konoiden, Afterpyramiden, rc. dieses thut bey Berechnung des Nutz- und Schiffsbauholzes treffliche Dienste. Nach der jetzigen Probe aber, ein Solches von dem Verf. zu erwarten, scheint etwas zu viel gefordert zu seyn. Die angehängte Tabelle für den Betrag in Marien- und guten Groschen ist weiter nichts, als ein Rechenknecht, wie er in jedem Kalender steht. Der Gebrauch solcher Hülfsmittel ist öfters viel mühsamer, als die ordentliche Ausrechnung; denn ehe man aufsucht, daß 78 Kubikfuß à 4 Pfennige, 1 Thl. 2 Gr. betragen, rc. hat man es längst im Kopfe berechnet; höchstens für ganz unwissende Jägerbursche kann sie brauchbar seyn. Die Angabe des Gewichts verschiedener Holzarten, ist eigentlich das Beste im ganzen Buche; dieses hat man aber nicht dem Verf., sondern dem Hrn. Forstmeister Hartig zu verdanken, welcher solche zuerst in dem Neujahrsgeschenke für Jagd- und Forstliebhaber auf das Jahr 1794 einrücken ließ.

Sollte ja der Verf. auf den Gedanken kommen, uns wiederum mit Etwas zu beschenken: so wollen wir ihn ernstlich ersuchen, eine bessere Wahl zu treffen, um mit seiner Arbeit nicht abermals Undank zu verdienen.

Neue Eigenschaften der Vielecke, von Carnot, Mitglied des National-Instituts und Kriegsminister. Mit einer Kupfertafel. Frey aus dem Französischen übersetzt, und mit einem erläuternden Anhange für angehende Mathematiker versehen, von Karl Friedrich Schellig, Primierlieutenant und öffentlichem Lehrer der Mathematik im Kursächs. Ingenieurkorps. Dresden, bey Gerlach. 1802. IV und 34 Seit. 4. 8 gr.

Der Zweck des schon aus mehreren Werken so rühmlichst bekannten Verf. ist dieser. Die Seiten eines Vielecks, die man gewöhnlich durch die trigonometrischen Funktionen des

Sinus ihrer Winkel zu vergleichen pflegt, werden hier ohne Anwendung dieser Formeln, bloß durch das reine Verhältniß der Seiten, ohne auf die Winkel Rücksicht zu nehmen, in Gleichungen gebracht. Zu diesem Behuf werden die Seiten des Vielecks verlängert, so erhält man ähnliche Dreyecke, durch welche auch, so wie durch die entstandenen Segmente die Vergleichung geschieht. Hierbey ist aber Rec. ein Fehler aufgestoßen, der vermuthlich dem Uebersetzer zur Last fällt. Es wird nämlich gesagt, daß, wenn die Anzahl der Seiten des Vielecks $= n$ ist, so sey die Anzahl der Aequationen $= \frac{n(n-2)(n-3)(n-4)}{1 \cdot 2 \cdot 3 \cdot 4}$. Allein es muß $\frac{n(n-1)(n-2)(n-3)}{1 \cdot 2 \cdot 3 \cdot 4} \cdot 3 = \frac{n(n-1)(n-2)(n-3)}{2 \cdot 4}$ heißen. Denn es soll die Anzahl der Verbindungen zu Vier (Quaternionen) 3mal genommen werden.

Das Ganze hat Rec. übrigens mit vielem Vergnügen gelesen, auch zeugt der Anhang von der Fertigkeit des Hrn. Sch. im Gebrauche analytischer Formeln. Aber besser Papier hätte der Verleger wohl wählen können.

Dm.

Naturlehre und Naturgeschichte.

Herrn de la Cepede's Naturgeschichte der Amphibien, oder der eyerlegenden vierfüßigen Thiere und der Schlangen. Eine Fortsetzung von Büffon's Naturgeschichte. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen, von Johann Matthäus Bechstein. Vierter Band, mit Kupf. 298 S. Fünfter Band, mit Kupf. 200 S. Weimar, im Verlage des Industrie-Komptoirs. 1802. 8. 6 Rh. 6 gr.

Im vierten Bande werden die noch übrigen Natterarten von Nr. 84 — 143 beschrieben. Dann folgt im Anhange noch die Beschreibung von 119 Arten, deren Gronov, Laurenti, Klein, Seba, Scopoli und Andere gedenken; die aber bey

dem

dem Verfasser selbst nicht vollkommen, und von denen zum Theil wohl noch nicht entschieden ist, ob sie besondere Arten oder Spielarten von andern ausmachen. Der Abbildungen sind 101. Im fünften Bande kommen die Schlinger, Klapperer, Blindschleichen, Ringler, Schlüpfer, Langaha und Wärzler vor. Den Beschluß macht ein Anhang von den monströsen Schlangen. Der Kupfertafeln sind hier 117, deren jede aber mehrere Abbildungen enthält. Ein Register wäre bey diesem Werke durchaus nothwendig.

Naturgeschichte der Frösche des mittlern Deutschlandes, von *A. J. Rösel von Rosenhof.* Neue *verbesserte Auflage. Drittes Heft.* Tab. IX — XII. Bogen. G. H. I. Nürnberg, in der Steinischen Buchhandl. 1801. gr. Fol. 5 Rthlr. 12 gr.

Diese Bogen und dazugehörigen Kupfertafeln enthalten die Geschichte des Laubfrosches. Zusätze und Verbesserungen findet man nicht, außer daß im Anfange einige der neuern Schriftsteller mit angeführt sind.

Am.

Naturlehre, vom Dr. *Redig.* Leipzig, bey Breitkopf und Härtel. 1801. 196 Seit. 8. 12 gr.

Man mache (sagt der Verf.) in der Naturlehre einen Unterschied zwischen chemischer und mechanischer Mischung, da doch mechanische Zusammenfügung die einzige Vorstellung hiebey statt finden könne, und es bloß leere Worte seyen, wenn Gren und Andere die chemische Auflösung eine Durchdringung der Materie, eine vollendete Theilung ins Unendliche nennen. Eine solche Theilung, gesetzt, daß sie auch ins Unendliche gienge, sey dennoch nichts als Aufhebung der bloßen Zusammenfügung, und man vergesse Wolfs nie aus den Augen zu verlierende Bemerkung, daß in der Natur alles mechanisch zugehe, und sich aus der Figur, Größe, und Bewegung erklären lasse. Man spreche ohne weitere Erklärung in der Naturlehre von Affinitäten, Kapacitäten, sogar von Attraktio-

Reactionen, u. dergl. und hindert dadurch die deutlichen Vorstellungen. Aus diesen und mehr andern Aeußerungen des Verf. erräth man leicht, zu welcher Naturphilosophie er sich bekennt. Aber gesetzt, daß wir auch in dieser Rücksicht nichts an ihm zu tadeln fänden: so ist doch das ganze Buch so voll von willkührlichen, unerwiesenen, und schief beurtheilten Sachen, daß man es wirklich mit einigem Unwillen aus der Hand legt. Er fängt mit der Lehre von den einfachen oder Grundstoffen an, und bemüht sich zu beweisen, daß alle Körper aus Oxygen, Hydrogen, Wärmestoff und Licht zusammengesetzt seyen, oder vielmehr dieß nur die einzigen einfachen Stoffe seyen; woraus wir nach unsern gegenwärtigen Kenntnissen die Naturkörper zusammengesetzt annehmen dürften, ein Gedanke, den auch schon Girtanner geäußert, aber nicht weiter verfolgt habe. Eine sehr irrige Vorstellung mache man sich aber, wenn man die unzählbare Menge der sich in ihren Eigenschaften so sehr verschieden zeigenden Körper bloß in dem mehr oder weniger, also in dem quantitativen Verhältnisse des Oxygens und Hydrogens (denn Wärme- und Lichtmaterie brächten eigentlich in den Verbindungen der Körper keine wesentliche Veränderung selbst hervor) suchen wolle, da es hiebey vielmehr auf die Art der Verbindung oder Zusammenfügung jener Bestandtheile ankomme. (Der Verf. wird also wohl hiebey wie Cartesius, und andere mechanische Naturphilosophen zu Werke gehen müssen. Wie dieß dem Verstande genüge, lassen wir hier unentschieden). Das Ammoniak bestehe auf diese Art aus Hydrogene und Azote; letzteres sey aber für sich wieder aus Oxygen und Hydrogen auf eine eigenthümliche Weise zusammengefügt. Die Metalle bestünden in ihrem reinsten Zustande nur in einem äußerst verdichteten Hydrogen, welches zugleich das Uebergewicht über einen vielleicht nicht unbeträchtlichen Antheil von Oxygen zeige. Was er sich von dem Diamant, der Kohle, dem Phosphor, dem Schwefel, den Erden, u. s. w. für eine Vorstellung macht, und wie diese Körper bald ein größeres oder geringeres Uebergewicht von Oxygen oder Hydrogen haben möchten, muß man in dem Buche selbst lesen; man wird aber auch sehr bald bemerken, daß die Analogieen, worauf der Vf. seine Schlüsse baut, auf sehr seichten Gründen bestehen. Indessen ist ja der Verf. doch auch bescheiden genug, selbst alles nur für wahrscheinlich auszugeben. In der Lehre vom Wärme- und Lichtstoffe wird man ebenfalls, ohne gerade für ein beson-

besonderes System eingenommen zu seyn, Manches zu tadeln finden. Z. B. „Ein Körper, welcher möglichst wenig Licht„materie, so auf seine Oberfläche zuströmt, in sich aufnimmt, „aber zugleich den ganzen auffallenden Strom derselben, wie „er auf ihn trifft, alle in einer (?) Richtung zurückwirft, „heißt ein Spiegel." Der Verf. hat bey dieser Erklärung doch wohl nur an den ebenen Spiegel gedacht, und da hätte er sich nicht einmal ganz richtig ausgedrückt. Die Erklärung der Durchsichtigkeit, S. 131 und der Entstehungsart der Farben S. 133, ist ebenfalls sehr vag und unverständlich vorgetragen. Die Sonne hält der Verf. noch für einen brennenden oder glühenden Körper. „Newtons gelehrte Ausrech„nungen (?) der Brechung des Lichtstrahles und der Lage der „Farben des Prisma zeigten (zeugten) bey weitem mehr von „dessen mathematischen, als von seinen Kenntnissen in der „Naturlehre. Er habe überhaupt nichts weniger als eine „Theorie, ein System des Lichts geliefert; sondern bloß ein„zelne Bemerkungen." (!!) Eine kurze Naturgeschichte der Erde macht den Beschluß.

Von eben diesem Verf. zeigen wir zugleich folgende, mit seiner Naturlehre in Verbindung stehende Schrift an.

Lebende Natur, vom Dokt. *Rodig*. Leipzig, bey Breitkopf und Härtel. 1801. 126 S. 8. 12 gr.

Es ist lustig zu lesen, wie der Verf. in dieser Schrift aus den unorganischen Stoffen, bloß auf eine mechanische Weise, Pflanzen und Thiere hervorgehen läßt, und wie er sich die Stufenleiter von einer Gattung zur andern gedenkt. Irritabilität, Lebenskraft, Reizbarkeit, Reiz, Incitabilität, Sensibilität, Empfindungskraft, Bewegungskraft, Kontraktilität, Reproduktionskraft, Erregbarkeit, Receptivität, Lebensprincip, Nervengeist, Seelenorgan, Lebensgeist, u. s. w. sind ihm hiebey lauter Hirngespinste. Nur eine Wirkungsart der Materie sey uns bekannt, die mechanische, und alle übrigen ließen sich darauf zurückführen — — (??) Was uns doch mit solchen physischen Romanen wohl gedient ist!

Pw.

Volta's neueste Versuche über Galvanismus, Beschreibung eines neuen Galvanometers, und andere kleine Abhandlungen über diesen Gegenstand. Mit 2 Kupfern. Wien, bey Camesina. 1802. 130 Seiten 8. 12 gr.

Enthält Uebersetzungen von den Berichten an das National-Institut über Volta's Theorie des Galvanismus, Volta's neuester Abhandlung über den Galvanismus, Pepey's Beschreibung eines Galvanometers, und andern kleinen Aufsätzen. Die Uebersetzung ist genau und gut. Die Abhandlungen selbst sind aus Zeitschriften auch unter uns bekannt genug.

Rk.

Beyträge zur nähern Kenntniss des Galvanismus. Herausgegeben von *J. W. Ritter*. Jena, bey Frommann. *Erster Band*. 284 Seiten. 1801. *Zweyter Band*. 1802. 172 S. 8. 3 Rt. 8 gr.

Eine nöthige Warnung muß Rec. allen den Physikern und Chemikern geben, welche den jetzigen Zustand der Philosophie nicht genau kennen, und sich durch einige gute Versuche verleiten lassen, manchen theoretischen Behauptungen des Herausgebers dieser periodischen Schrift ihren Beyfall zu geben. Herr Ritter ist ein Schellingianer. Seine Behauptungen stehen mit dem allerneuesten Idealismus in einem genauen Zusammenhange. Wenn jene Physiker und Chemisten dieses System genau kennten: so würden sie wahrlich erschrecken, daß sie die Theorieen unsers Verf. auch nur wahrscheinlich fanden. Dahin gehört die von ihm oft wiederholte Behauptung, das Wasser sey ein einfacher Körper. Nach dem neuesten Schellingischen philosophischen System ist nämlich Wasser depotenzirtes Eisen. Was Potenziren heißt, muß Rec. wohl erklären. Wenn nämlich die Schellingische Intelligenz nicht aus noch ein weiß, und sich in Widersprüche verstrickt hat: so schafft sie aus Desperation mancherley Sachen; endlich aber reißt sie sich aus ihren Verirrungen los, und bewachtet ihre Späße, d. h. sie potenzirt solche. Es ist

Scha-

Schade, daß die Nebel der Philosophie unsere besten jugendlichen Köpfe trüben, und der Erfolg ist, daß uns die Ausländer in Erfahrungswissenschaften, öfter, als geschehen sollte, zuvorkommen. Was hätte nicht Hr. Ritter bey seinem Scharfsinn, seiner Genauigkeit und Beharrlichkeit im Experimentiren, bey der Koncentration seiner Geisteskräfte auf einen Gegenstand, den Galvanismus, leisten können! Was hätte er nicht leisten müssen, wenn sein Geist eine weniger schiefe Richtung gehabt hätte! Doch Rec. hofft in der Folge noch mehr von dem Verf., wenn er einen höhern Gesichtspunkt fassen wird, als den sogenannten höchsten einer beschränkten Sophisterey. Der erste Band enthält: 1) Bericht an die Klasse der mathematischen und physischen Wissenschaften des National-Instituts über die ersten Versuche, welche die für die Untersuchung und Festsetzung der Erscheinungen des Galvanismus ernannte Kommission im Floreal und Praireal des Jahrs V angestellt hat. 2) Beweis, daß die Galvanische Aktion, oder der Galvanismus auch in der Anorgischen Natur möglich und wirklich sey, vom Herausgeber. Von S. 111—284. Ash bemerkte zuerst die Wirkung des Galvanismus auf unorganische Körper; ihm gebührt diese Ehre, der Verf. bestätigt sie durch einige Versuche. Wenn man beweisen kann, daß eine Aktion wirklich ist: so braucht man doch wohl nicht darzuthun, daß sie möglich sey. Wie der Titel, so strotzt die ganze Abhandlung von Galimathias. Jetzt ist sie überflüssig. Das dritte und vierte Stück enthält: 1) Volta's neuere Untersuchungen über den Galvanismus. In Briefen an Gren. 2) Bemerkungen über den Galvanismus im Thierreiche, vom Herausgeber. Zusätze zu seinem (spaßhaften) Beweise, daß ein beständiger Galvanismus den Lebensproceß im Thierreiche begleite. Ein Pröbchen aus der Nachricht: „Wenn kein Galvanismus ohne „Wasser möglich ist; so bedeutet das eben nur, daß ohne „Sonnenerdindifferenz keiner möglich sey, und wenn Wasser „allein keinen bringt, so bedeutet das wieder nur, daß auch „Erdmondindifferenz dazu nöthig sey, und wenn ferner (dem „Grade nach) verschiedene letzterer Art ebenfalls dazu gehören: so bedeutet das abermals nur, daß die Gegenwart aller „übrigen Erd***indifferenzen dabey bedingt seyn muß." 3) Von der Galvanischen Batterie, nebst Versuchen und Bemerkungen den Galvanismus überhaupt be-

 tref-

treffend, vom Herausgeber. Enthält zuerst Volta's Brief an Banks über die Batterie; dann werden merkwürdige Versuche vom Herausg. mit dem H. von Schlotheim über die Leitungsfähigkeit verschiedener Substanzen angestellt, und zuletzt Bemerkungen über die Stärke des Schlages aus der Batterie. Der zweyte Band enthält: 1) Ueber die chemischen Erscheinungen des Wassers, vom Herausgeb. Cruikshank trennte zuerst das Hydrogengas von dem Oxygengas, welches der Galvanismus aus dem Wasser entwickelte. Der Verf. bewirkte die Trennung der Wassersäulen vollständiger auf eine sinnreiche Art durch einen in Schwefelsäure getauchten Goldrat, wie eine seiner besten Abhandlungen in Voigt's Magazin lehrt. Fourcroy hatte behauptet, das Hydrogen gehe von dem einen mit der Voltaischen Säule verbundenen Drate zum entgegengesetzten, und versucht dieses durch das Schwärzen des Silberoxyds, welches sich in der Kette zwischen den Dräten befindet, zu beweisen. Ritter zeigt nun hier durch viele Versuche, daß dieses Oxyd nur dann geschwärzt werde, wenn es der Hydrogendrat berührt, daß es ganz unverändert bleibt, wenn es von dem Drate entfernt wird, daß folglich diese Versuche nichts für den Uebergang des Hydrogens von einer Seite zur andern beweisen. Dieses ist alles sehr richtig; auch wäre es schon sehr unwahrscheinlich, in dem ersten Ritterschen Versuche anzunehmen, das Hydrogen dringe durch den Drat. Aber auf eine so isolirte Erscheinung ein neues System zu gründen, und zu behaupten, das Wasser sey eine einfache Substanz, ist höchst unphilosophisch, und nur in Verbindung mit dem Schellingischen Idealismus erlaubt. Es sind noch manche andere Erklärungen übrig. Schon Monge behauptete, das Wasser könne suroxydirt und surhydrogenisirt werden; eine Meinung, welche der Verf. sehr oberflächlich abfertigt. Kann nicht das übrigbleibende Gas auch zum aer porositatis werden? Uebrigens endigt sich die Abhandlung wie gewöhnlich, mit einem Deraisonnement. Der Verf. kann nicht begreifen, wie ein ponderables Kontinuum, einem andern ponderabeln Kontinuum den Durchgang verstatten könne. Freylich, aber woher weiß denn der Verf., daß irgend ein Körper, auch eine Flüssigkeit, ein Kontinuum sey? Die Wasserzerlegung möge in der Chemie immerhin gelten, meint er, nur der eigentliche Theoretiker brauche die Einfachheit des Wassers anzunehmen. Also der Adept. Da haben wir schon eine exoterische

sche und esoterische Chemie ägyptischer Priester. 2) Vom Chemischen des Magnetismus in seinen Beziehungen zum Galvanismus, vom Herausgeber. Durch viele Versuche fand er, daß der Südpol oxydirbarer sey, als der Nordpol. Da aber der Nordpol auch oxydirt wurde, da der Unterschied oft gering war: so haben die Resultate noch nicht das Entscheidende, was man verlangen kann, um ein neues Naturgesetz darauf zu gründen. Folgende Stelle charakterisirt die Schreibart des Verf.: „Und indem ich ihn schon „näher weiß," (einen, den er für die Sache zu gewinnen denkt; aber nicht nennt) „der mit mir seyn wird, eile ich, „Erde, gütige Mutter, mit kindlicher Sehnsucht, deinem „Heiligthum zu. Da ist gut seyn, da sind die Erzählungen „schön, denn der schaffende Vater hört nicht auf, und des lä„chelnden Säuglings erster Anblick ist ewig erquickender." Gott des Bombasts, dem Alterthum unbekannt, unter den Gothen gezeugt, von Lohenstein und verwandten Geistern gepflegt, vom neuesten Idealismus in den Olymp versetzt, wehe ihm mit deinen Fittigen Kühlung zu, und schlage gleich einer Eule, das Licht aus, was er in der Hand hält! 3) Kurze Notiz. Volta's neueste Untersuchungen über den Galvanismus betreffend. Aus andern Zeitschriften ausführlicher bekannt. Erst dann, wenn sich der Konflikt in dem Kopfe des Verf. gelegt hat, wenn die Duplicität zwischen Physik und Hyperphysik der Identität mit dem gesunden Menschenverstande Platz gemacht hat, kann Rec. unserm Vaterlande zu diesem Physiker Glück wünschen.

Om.

Die Geognosie nach chemischen Grundsätzen dargestellt, von Dr. *C. Schmieder*. Leipzig, bey Crusius. 1802. 368 Seiten 8. 1 Rthl. 12 gr.

Diese Schrift ist eigentlich eine Geogonie, oder ein Versuch, die Schichtung der Gebirgsarten aus ihrem Ursprunge zu erklären. Der Kern der Erde besteht nach dem Verfasser aus brennbaren Körpern und Metallen, und es ist wahrscheinlich, daß er ursprünglich glühend, vielleicht wie Buffon meint, durch den Stoß eines Kometen von der Sonne abgesondert wurde. Diesen Kern umgab die chaotische Fluth, worin sich die

die Kieselerde und Thonerde in Natron, die Kalkerde und Talkerde für sich aufgelößt befanden. Das innere Bette der brennbaren Materien war manchen Gährungen ausgesetzt, welche durch den Sauerstoff der Atmosphäre verursacht wurden. Die hier entwickelte Kohlensäure schlug die Kieselerde und Thonerde aus der Verbindung mit Natron nieder, diese führten auch andere Erden mit sich, und so entstanden die Urgebirge. Später wurde auch die Kalkerde durch Kohlensäure niedergeschlagen, und die hohen Kalkalpen gebildet, wobey der Verf. den Kalkstein, welcher als Lager in Gneuß, u. s. w. vorkommt, mit dem Kalkstein verwechselt, woraus die Alpen größtentheils bestehen. Der letztere ist nicht körnig, krystallinisch, und hält Versteinerungen. Spätere Ausbrüche des innern Gährungsbettes erhoben Berge, brachten die Spalten hervor, welche man Gänge nennt, erzeugten Säuren, bildeten Flußspath, u. s. w. Die Flötzgebirge sind durch Zerstörungen der Urgebirge entstanden. Die oberste Lage wurde zum Theil in die Spalten geführt, zum Theil machte sie die Grundlage der andern Flötze. Hierauf kam die Reihe an den Urkalk, woraus der Flötzkalk wurde, dann an die thonigen Fossilien, und aus der untern Lage, worin Quarz vorkommt, bildete sich der Sandstein. Die Lagen der Flötzgebirge folgen also in einer umgekehrten Ordnung, als die Urgebirge. Das letzte widerspricht der Erfahrung, da Flötzkalk oft den ältern Sandstein deckt. Uebrigens hat der Verf. seine Behauptungen mit vieler Belesenheit unterstützt. Freunde von Geogonieen, wozu Rec. nicht gehört, werden aus dieser kurzen Anzeige schon vermuthen können, was sie zu erwarten haben.

Gr.

Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

Tabellen zur chronologischen Uebersicht der Hauptveränderungen von Rußland. Aus dem Russischen übersetzt, mit einem kritischen Vorbericht. Göttingen, bey Schröder. 1802. VIII und 61 Seit. kl. 8. 8 gr.

Das

Das russische Original kam 1798 auf Kosten, und durch den Fleiß — wie es auf dem russischen Titel heißt — Elias Jakontins zu St. Petersburg heraus, und war zum Gebrauch in den russischen öffentlichen Lehranstalten bestimmt. Der Uebersetzer hat die Vorgeschichte, welche die Ueberschrift hatte: Zustand der Länder des jetzigen russischen Reichs von alten Zeiten an, bis zur Gründung der russischen Monarchie — als völlig unbrauchbar weggeschnitten; aber, wenn nicht den Uebersetzer die Absicht, „dem deutschen Publikum die„se wenige Bogen, als einen Beweis, wie Inländer von „ihrer Landesgeschichte sprechen, und als eine kurze Uebersicht „der merkwürdigsten Revolutionen und Begebenheiten des „russischen Reichs vorzulegen," — entschuldigte: so wäre es besser gewesen, diese Uebersetzung ganz zu unterlassen. Denn die Gebrechen derselben sind zu groß, als daß diese Tabellen einem der russischen Geschichte Unkundigen in die Hände gegeben werden könnten. Diese Gebrechen giebt der Uebersetzer selbst in dem Vorbericht gewissenhaft an. Der Verf. kennt nur seine Landeschroniken; aber weiß keinen Unterschied zwischen ächten und interpolirten, alten und jungen Chroniken. Unzählige wichtige und erwiesene Fakta fehlen ganz, und ein mißverstandener Patriotismus verleitet ihn, eine Menge Fakta zu verschweigen. Oft trägt der Verf. nur Specialgeschichten vor, und mit der ausländischen Geschichte ist er völlig unbekannt; daher so viele Unrichtigkeiten, z. B. S. 48: „1713 „Friedrichsstadt in Pommern wurde erobert." Der Verf. kann hier nichts anders meinen, als daß die Russen 1713 durch das Bombardement vom 11—19ten Sept. die Festung Stettin zur Uebergabe an die Preußen zwangen. Wie er aber auf den Namen Friedrichsstadt kommt, ist nicht leicht einzusehen, der Vf. möchte sie etwa nach dem ihm nur bekannten Friedrich dem Einzigen genannt haben, weil sie den Preußen übergeben wurde, und er geglaubt hätte, Friedrich der Zweyte hätte schon damals regiert.

Ci.

Neue Anekdoten von Peter dem Großen, gesammlet durch Johann Golikow. Nach dem Russischen Original bearbeitet. Riga, bey Müller, 1802. VIII u. 438 S. kl. 8. 1 Rg. 8 gr.

Der

Der größte Theil dieser Anekdoten ist aus den Geschichtsbüchern genommen, welche Hr. Golikow über Peter den Ersten gesammlet hat; doch erscheinen hier manche Züge zum erstenmal, die in dem Golikowschen Werke fehlen, und andere haben eine verbesserte Gestalt bekommen. Diese Anekdotensammlung veranstaltete Hr. Golikow, weil das große Werk über Peter den Großen, das sehr viele Bände einnimmt, durchzulesen, mehrere Leser sich scheuen dürften, um sich mit dem Leben dieses erhabenen Regenten genauer bekannt zu machen. Die Traditionsquellen, welche der Verfasser dieser Anekdoten von Peter dem Großen benutzt hat, sind unter jeder Anekdote besonders angezeigt. Man findet hier fast lauter neue Gegenstände bearbeitet, die weder Stählin in seiner Anekdotensammlung, noch ein anderer Verfasser benutzt hatte. Die Uebersetzung ist mehr als Auszug zu betrachten; einige wenige Anekdoten, die für die deutsche Lesewelt nicht anziehend seyn konnten, sind unübersetzt geblieben, und die übrigen so sehr abgekürzt, daß die Uebersetzung nur die Hälfte des Originals ausmacht. Diese Anekdotensammlung ist wichtig und interessant, und verdient diese zweckmäßige Bearbeitung für die deutsche Lesewelt.

Mn.

Geschichte der Deutschen, mit besonderer Rücksicht auf die Preußischen Staaten. Tabellarisch bearbeitet für Schulen von Fr. Straß, Profess. am Königlichen Kadettenkorps in Berlin. (Jetzt Direktor der Schule zu Kloster Bergen.) Berlin, bey Lagarde. 1802. 117 S. 8. 8 gr.

Der Verf. zeigt mit wenigen Worten in der Vorrede, daß eine tabellarische Uebersicht der Begebenheiten in chronologischer Ordnung, für den Schüler der brauchbarste Leitfaden sey, und daß dem Lehrer die Auswahl derselben; so wie die Verbindung und Einkleidung überlassen werden müsse. Hierin stimmt Rec. aus eigener Erfahrung ein. Die vorliegenden Tabellen über die Geschichte der Deutschen, sind ihrer Bestimmung völlig entsprechend. Es ist kein Hauptereigniß darin übergangen, und die bezeichneten Fakta sind kurz und deutlich darge-

dargestellt worden. Nach einer sorgfältigen Vergleichung ergab es sich, daß die chronologischen Data mit vieler Genauigkeit, Sorgfalt und Richtigkeit bemerkt sind. Auch ist es ein Vorzug der Schrift, daß bey den wichtigsten Begebenheiten, besonders in der neuern und neuesten Geschichte, zugleich, außer der Jahrzahl, auch der Tag angezeigt worden ist.

Kurz, diese Tabellen können beym Vortrage der deutschen und brandenburgischen Geschichte, von unbezweifeltem Nutzen seyn, wenn sie in Gymnasien und Schulen zum Grunde gelegt werden. Natürlich liegt dem Lehrer, nach Maaßgabe der Erkenntniß seiner Schüler, eine kluge Auswahl des wirklich sehr reichhaltigen Inhalts ob. Wo diese Tabellen nicht in Schulen eingeführt werden können, da wird der Lehrer doch sehr wohl thun, wenn er daraus den Schülern in die Feder diktirt. Er versplittert damit keine Zeit unnütz, und der Lehrling behält denn immer einen sichern Faden, woran er sich halten kann. Wo das Pensum der Geschichte zu Hause ausgearbeitet werden muß, wie es in wohl organisirten Schulen der Fall ist, da kömmt der chronologische Abriß zu Hülfe. Rec. empfiehlt diese Schrift besonders den Lehrern, um sie beym historischen Unterricht zu benutzen, und dieselbe ihren Schülern entweder gedruckt in die Hände zu liefern, oder daraus jedesmal am Anfange der Lehrstunde das, was den Bedürfnissen der Zuhörer angemessen ist, zu diktiren.

Of.

Entwurf zur Preußisch-Brandenburgischen Geschichte. Nebst einem Abriß der Geographie, verbunden mit einigen statistischen Bemerkungen der Preußisch-Brandenburgischen Länder. Zum Gebrauch für Schulen. Berlin, bey Schöne. 1802. 366 S. 8. 1 Rk. 4 gr.

Diese Schrift behandelt, wie schon der Titel angiebt, zwey Gegenstände, die Geschichte und Geographie des preußischen Staats. Sie soll ein Lese- und Lehrbuch für die Jugend seyn, wie der Verf. angiebt. Wir haben daran in der That keinen Mangel, wie die Vorarbeiten von Hartung, Crinnitz,

Stein,

Stein; u. a. m. beweisen. In dem vorliegenden Buche sind viele Begebenheiten enthalten; die man aber in den Schriften der genannten Männer, die zu gleichem Zwecke geschrieben haben, größtentheils vorfindet. Eine auf 36 Seiten gedruckte Einleitung handelt von dem Angenehmen und Nützlichen der Geschichte überhaupt, und der vaterländischen besonders. Diese Bemerkungen, so richtig sie an und für sich seyn mögen, passen nicht für die Jugend, welche dieselben gewiß überschlägt. Sie scheinen auch nicht einmal für das jugendliche Alter aufgesetzt worden zu seyn, wie aus der Sprache und dem Inhalt hervorgeht; aber dann sind sie hier ganz am unrechten Orte; denn für die Lehrer ist das Buch ja nicht bestimmt. Nach der chronologischen Uebersicht der Nationen, die in der Mark Brandenburg gewohnt haben, und der Regenten des brandenburgischen Hauses, wird die Geschichte selbst abgehandelt. Der Verf. hat dieselbe in vier Zeiträume getheilt. Er beschreibt zuerst die Geschichte der Regenten des Stammlandes, und schaltet alsdann Nachrichten von den hinzugekommenen Ländern ein, sobald dieselben zuerst der Mark Brandenburg einverleibt wurden. Der erste Zeitraum enthält die älteste, und der zweyte die mittlere Geschichte der Mark. Jener geht bis auf Albrecht den Bären, dieser bis auf den Anfang der hohenzollerschen Regenten. Der dritte Zeitraum behandelt die neuere Geschichte der hohenzollerschen Kurfürsten von 1415 bis 1701, und der vierte die Regierung der preußischen Könige, oder die neueste Geschichte.

Das Ganze ist eine Kompilation, die mit Unrichtigkeiten so verwebt ist, daß wir sie unmöglich der Jugend empfehlen können. Hierzu gesellt sich noch eine Schaar von Druckfehlern; so daß die Lehrlinge dadurch irre geleitet werden. Unser Urtheil zu begründen, führen wir Folgendes an. S. 40 in der chronologischen Uebersicht heißt es vom vierten Zeitraum: „Er enthält die neueste Geschichte, „die Regierung der Könige von Preußen, von der Regie„rung König Friedrichs I. bis auf unsere Zeiten.“ Hier kann es im Allgemeinen nicht heißen: „Könige von Preu„ßen;“ denn Friedrich I. und sein Nachfolger schrieben sich Könige in Preußen. Erst seit der Besitznahme von Westpreußen und dem Netzdistrikt 1772, nannte sich Friedrich II. König von Preußen, wie auch der Verf. S. 263 richtig

bemerkt

bemerkt hat. In der Behandlung der Geschichte selbst, liegt die bekannte Schrift von Gallus zum Grunde, die, im Ganzen genommen, eine gute Führerinn genannt werden kann. Das Gute und Richtige, das sich in dieser Schrift vorfand, nahm unser Verf. auch auf; aber eben so ließ er das stehen, was noch nicht als Thatsache völlig erwiesen ist. Hierzu gehört S. 50: „Vorzüglich berühmt war bey den Wilzen die „Stadt Wineta, u. s. w." Das ehemalige Daseyn dieses angeblichen Orts, wird nach der von Zöllner in seiner Reise nach Pommern angestellten Untersuchung, durchaus bezweifelt. S. 56. Siegfried, Gr. von Ringelheim, gehört nicht in die Reihe der Markgrafen der Nordmark, und hätte daher hier ganz wegfallen können. S. 79. Der gefangene Markgr. Otto III. mußte dem Bischof Ludolph von Halberstadt nicht 6000 Mark Silber für seine Freyheit zahlen; sondern nur 1600. Eben so viel zahlte auch nur der nachher gefangene Bischof Ludolph an Markgr. Johann I. (Garzaeus de rebus gestis marchionum p. 82. A. C. MCCXXXVIII. Otto intercipitur ab equitibus Ludolphi — et captus servatur in arce Langenstein numerando MDC Marcas argenti et tradendo oppidum Alvensleben.) S. 83 ist die bekannte Erzählung von Markgr. Otto IV. wiederholt worden, der sich mit 4000 Mark Silber, die ihm sein Minister Johann von Buch in einem Schatz zu Angermünde nachwies, aus der Gefangenschaft befreyete. — Ein Gercken, dieser große brandenburgische Geschichtsforscher hat, wie uns dünkt, mit Recht die Aechtheit dieser Erzählung mit dem Schatz im Kirchenstock zu Angermünde bezweifelt, die ihre Quelle im chronic. Magdeb. apud Meibom. hat. In dieser Chronik sind mehrere Legenden und Mönchsmährchen, wozu wir auch dieß seynsollende Faktum rechnen. In den neuesten Zeiten hat man es beleuchtet, ob die Rede von Angermünde in der Ukermark, oder von Tangermünde in der Altmark sey. In der Kirche zu Angermünde zeigt man einen 7 Fuß langen Kasten, darin Herzog Hans Lösegeld gelegen haben soll. (dieß ist aber nicht Markgraf Otto.) Wahrscheinlich hat daher der Probst Vogel die Entdeckung des Schatzes nach Angermünde verlegt. (Man vergl. Mörschels Gesch. der Mark Brandenburg B. 1. Th. 2. Vorr.) Hr. Mörschel behauptet zwar, daß Hr. Vogel diese Begebenheit in Rücksicht mancher Zweifler, außer Zweifel gesetzt habe. Aber womit und wodurch? da fehlen die Beweise. Tangermünde

ist nur 7 Meilen von Magdeburg entfernt, wird in den ältern Zeiten auch Angermünde genannt; (vergl. Iselins histor. geogr. allg. Lexikon) daher eher diese altmärkische Stadt bey der noch unbewiesenen Tradition gemeint seyn kann. Was nicht sicher als wahr bewiesen ist, sollte man nicht in ein Geschichtbuch aufnehmen. — S. 210 ist abermals die Rede vom grossen Schimmel, auf dem Kurfürst Friedr. Wilh. in der Schlacht bey Fehrbellin geritten, und den Froben bestiegen habe, weil die Schweden nach demselben gezielt hätten. Neuere Untersuchungen, besonders des Ordenraths König in Berlin, (Jahrbücher der preuß. Mon.) haben dargethan, daß die Erzählung vom Schimmel eine Ausschmückung sey, und nicht bewiesen werden könne; wenn es gleich unbezweifelt ist, daß Froben nicht weit vom Kurfürsten in der Schlacht getödtet wurde.

Der geographische Theil ist unbedeutend. Er besteht aus Druckfehlern, die die Jugend zu lauter Irrthümern verleiten. Da liegt Stendal an der Acht, Salzwedel an der Jerze. Man lieset von der Herrschaft Pritz, der Herrschaft Devenburg, dem Johann Sivero, den Städten Hanno (Hamm) und Schwalm (Schwelm). S. 328 heißt das Herzogthum Kleve eine Grafschaft. Auf die Art giebt es mehr idealische Benennungen. Soll man auf Schulen ein so fehlerhaftes Buch einführen, da man schon bessere und planmäßigere Schriften der Art hat? Hoc Deus avertat!

Ww.

Klassische, griech. u. lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Iuliani imperatoris in Constantii laudem oratio. Graece et latine. Cum animadversionibus *Dan. Wyttenbachii.* Accedit eiusdem epistola critica ad *Dav. Ruhnkenium.* Graeca recensuit, notationem criticam indicesque adiecit *G. H. Schaefer.* In usum studiosae iuventutis. Leipzig, bey Köhler. 1802. XXIV und 296 Seiten gr. 8. 1 Rt. 8 gl.

Die

Die Freunde gründlicher philologischer Gelehrsamkeit und Kritik werden sich über den glücklichen Gedanken des Mag. Schäfer in Leipzig freuen, Wyttenbachs Anmerkungen über den Julian, die theils in dessen Sendschreiben an Ruhnkenius, theils in der Bibliotheca critica zerstreut sind, in einem Bändchen zu vereinigen. Es ist theils aus dem genannten Sendschreiben, theils aus Wyttenbachs Vorrede zu seinen Eclogis historicis und aus seiner vita Ruhnkenii p. 148 sq. bekannt, daß sich dieser berühmte Philolog schon als Jüngling in Deutschland ernstlich mit einer neuen Bearbeitung der Werke des Julian beschäfftigte; daß er in Göttingen seine epistola critica super nonnullis locis Juliani imperatoris. Accedunt animadversiones in Eunapium et Aristaenetum, die an Ruhnkenius gerichtet war, herausgab; daß sie ihm Ruhnkenius Achtung und Freundschaft erwarb, und ihm den Weg zu seiner nachmaligen Beförderung in Holland bahnte. Als ihn in der Folge seine Beschäfftigungen mit wichtigern Schriftstellern, vornehmlich dem Plutarch, vom Julian abzogen; gab er wenigstens seine gesammelten Anmerkungen zu Julians erster Rede, dem Encomium auf den Kaiser Konstantius, in seine kritische Bibliothek. Dieses Werk sowohl, als die kritische Epistel, ist nicht in den Händen aller, in deren Händen sie seyn sollten. Es ist also verdienstlich, daß sie zusammengedruckt wurden. Denn, wenn gleich Wyttenbach in den Anmerkungen zur ersten Rede S. 206 Hoffnung zu einer neuen vermehrten Ausgabe der Ep. critica macht: so hat es doch nicht den Anschein, daß diese sobald in Erfüllung gehen werde.

Doch, der neue Herausgeber ließ es nicht bey dem Wyttenbachschen Apparat bewenden; er dehnte die Nutzbarkeit desselben dadurch aus, daß er den Text der Rede auf den Konstantius nach einer von ihm selbst an vielen Stellen glücklich verbesserten Recension abdrucken, und mit Petav's Uebersetzung begleiten ließ; daß er seine in dem Text gewagten Aenderungen durch schätzbare kritische und Sprachbemerkungen von S. IV – XXIV, in welchen auch zuweilen Wyttenbach bestritten wird, unterstützte, und endlich auch nützliche Register beyfügte.

Da Wyttenbach einmal den Plan, den Julian selbst herauszugeben, aufgegeben hatte: so darf man seine Anmer-

rungen auch nicht als einen fortlaufenden und vollständigen Kommentar ansehen. Non perpetuas animadversiones conscribo, sagt er, ubi mihi necesse sit priorum interpretum copiis uti; sed eos tantum locos tracto, quos priorum diligentia aut praetermisit, aut ita affecit, ut aliquid relinqueretur in orationis vel integritate restituenda, vel bonitate vindicanda, vel exemplis antiquorum, ad quae imitando conformata est, notandis et ostendendis. Alle historische Erläuterungen, deren der Julian so viele nöthig hat, blieben ganz weg, und konnten nach seinem Plane füglich wegbleiben. Aber nicht so nach dem Plane des Leipziger Herausgebers. Dieser veranstaltete die Ausgabe in usum studiosae iuventutis. Für diese bedurfte es eines ausreichenden Kommentars, und vornehmlich historischer Erläuterungen. Kann man voraussetzen, daß die Jugend den Spanheimischen Kommentar zur Hand haben wird, und, wenn sie ihn auch hat, wird sie sich aus dem verworrenen gelehrten Chaos, das Wyttenbach sehr treffend charakterisirt hat, herausfinden? Welchen Zuwachs von Verdienst würde sich daher der Herausg. erworben haben, wenn er nur das Nöthigste und Brauchbarste aus den vorigen Kommentarien ausgezogen, und dieser Ausgabe beygefügt hätte!

Eine Kritik der Wyttenbachschen Anmerkungen käme jetzt zu spät. Ueber ihren Werth ist nur Eine Stimme unter den Philologen. Die schöne Verbesserung Orat. 2. p. 64 D. in der Ep. crit. p. 230 sq., wo für οὐδὲ αὐτοῦ παντελῶς ὄντος ὑπὸ τῆς ὕλης gelesen wird: οὐδὲ αὐτοῦ αὔου — τῆς ὕλης hat wohl den Sprachgebrauch nicht gegen sich. Denn αὖος wird wirklich bey den Griechen von der Erde gebraucht, wie beym Hesiodus Tage und Werke V. 458.

Θεοφράστου ἠθικοὶ χαρακτῆρες. In usum studiosae iuventutis scholasticae et academicae cum interpretatione latina secundum edidit et notis illustravit *L. Sahl.* Kopenhagen, bey Proft. 1802. 212 S. 8. 16 gr.

Es ist uns nicht bekannt, daß der Herausg. den Theophrast schon einmal bearbeitet hat, wie doch aus dem secundum edidit auf dem Titel folgt. Wäre die gegenwärtige Ausgabe aber

aber etwa ein bloßer Abdruck einer frühern von ihm: so wäre es zwar nicht zu rechtfertigen; aber doch eher zu erklären, wie sogar keine Spur von den neuesten Bearbeitungen der Charaktere durch Schneider, Coray, Nast, Hottinger, Siebenkees, u. a. noch von den in der Vaticana gefundenen zwey Kapiteln und übrigen Zusätzen hier wahrzunehmen sey. Der Verf. scheint nur Nedham, Gale, Casaubon, Schwartz und Fischer zu kennen. Sonderbar, daß er doch einmal S. 103 der Götzischen Ausgabe des Theophrast erwähnt; aber gewiß nicht aus eigener Ansicht; denn die Bekanntschaft mit der Siebenkees-Götzischen Ausgabe müßte ja der seinigen eine ganz andere Gestalt gegeben haben. Was der Verf. gethan hat, besteht darin: er gab zum Druck ein Exemplar des Nedhamschen Textes, den er mit Zuziehung der von ihm benutzten wenigen Ausgaben, und nach eigenem Gefühl verbesserte. Dann fügte er einen ziemlich ausführlichen Kommentar für die Jugend bey, wobey Casaubon und andere Ausleger benutzt sind; der aber, vorzüglich in Ansehung der Erklärung des Wortverstandes, viel Gutes enthält. Die kritischen Verbesserungen des Herausg. dürften nicht von besondern Werth erfunden werden, z. B. Kap. 14. S. 162, wo er liest: ἡδύ γε τῶν ἄστρων νομίζω, ὅν δὴ καὶ οἱ ἄλλοι λέγουσι, τὸ πλάσης (für τὴν πλάσιν), d. h. suavem quidem ego, quicquid demum dicant alii, illam astrorum piscem judico. Man vergleiche die Schneidersche Verbesserung und Anmerkung.

Um doch Etwas von der Vorstellung des Herausgebers über die Charaktere, über welche die neuesten Hypothesen von Schneider, u. a. bekannt sind, beyzufügen, setzen wir das in der Vorrede darüber Vorkommende her: Fuerunt, qui, quos illi tribuimus, praesentes Characteres ingenio tanti viri vix dignos existimarunt; nec mihi quidem horum satis absoluta videtur aut perfecta descriptio et pro tanti viri industria. Sed in his ipsis etiam quas exhibet animorum humanorum imagines, harum, credo, prima tantum primas descripsit lineas, ut eas plenis coloribus depicturus in posterum esset. Quare tanto magis mirandum est ingenium viri: quod, si quidem tam excellet in primis lineamentis, quorum certe pulcherrima conformatio est, in perfectis imaginibus quid putas futurum fuisse? Exemplorum certe, quibus illustrat mores, tanta est evidentia, ut,

ut, quas duxit primas lineas, in illis iam satis expressa sit et emineat animorum indoles, ut illorum quasi quaedam discerni facies possit. Vergl. eine Anmerkung zu dem Proömium S. 87: Quam forte nonnemo hic expectaret, recensio variarum causarum diversitatis morum et ingeniorum, quarum aliae sunt obviae et in promtu positae, aliae in humanae naturae penetralibus abditae, ea non sequitur, quod utique non mirabimur, neque vituperabimus adeo, si philosophum nostrum statuamus morte praeventum, non tam praefationem, quam eius tantum primum conceptum, neque perfectas et absolutas, sed primis tantum lineis descriptas et medio descriptionis in opere abruptas, morum imagines reliquisse.

Sen.

Justus Lipsius, von der Standhaftigkeit im Unglücke. Aus dem Lateinischen mit vielen Anmerkungen, von M. F. W. J. Dillenius, Pfarrer zu Baltmannsweiler (im Würtembergschen). Leipzig, bey Heinsius. 1802. gr. 8. 16 gr.

So auffallend Einem auch Anfangs eine deutsche Uebersetzung der im Jahr 1572 von Justus Lipsius geschriebenen Abhandlung de constantia in publicis malis seyn mag: so wird man doch bald, wenn man die Vorrede des Herrn Pf. Dillenius, der durch mehrere philologische und moralische Schriften dem gelehrten Publikum bekannt ist, liest, für die Absicht und Arbeit desselben gewonnen. Hr. D. mußte mit seinem ganzen Dorfe 1796, und in den folgenden Jahren durch französische Einquartirung und Plünderung ungemein viele Leiden und Mühseligkeiten ertragen, und während dieser traurigen Zeit fiel ihm nun zu seinem Troste jene Schrift des Lipsius in die Hände. Er las sie mit dem größten Vergnügen, und als er sie darauf auch in Reinhards System der Moral empfohlen fand: so faßte er den Entschluß, sie ins Deutsche zu übersetzen. Er geht daher von der Voraussetzung aus, daß die Schrift sowohl der Materie, als der Form nach, einen großen Werth habe, und daher auch noch in unsern Zeiten sehr lesenswerth sey; daß aber der Styl des Lipsius zu dunkel, unschmackhaft und antiquarisch sey, als daß das

Origi-

Deutschland heutiges Tages viel werde gelesen werden. Diese Behauptung ist im Ganzen gegründet. Die Abhandlung ist reich an schönen, edlen Ideen und Grundsätzen, und enthält auch selbst manche angenehme Schilderungen. Läugnen läßt sich aber nicht, daß sie doch auch die Farbe eines Zeitalters trägt, das hinter dem unsrigen in ästhetischer und philosophischer Bildung zurück ist. Ueberdem ist sie eine der frühesten Schriften des Lipsius; er schrieb sie nämlich in seinem 25sten Lebensjahre. Hin und wieder ist die Einkleidung etwas langweilig, (Das Ganze ist ein Gespräch zwischen Lipsius und dem ehrwürdigen Kanonikus Karl Lang in Lüttich,) und einige Ausführungen, z. B. die von den verschiedenen Gattungen des Schicksals, dem mathematischen, natürlichen, gewaltsamen und wahren Sch. im 18ten und 19ten Kap. des ersten Buchs, — haben jetzt wenig Interesse. Indessen glauben wir doch, daß Mancher die Schrift in diesem deutschen Gewande mit Vergnügen und Nutzen lesen werde. — Die Uebersetzung haben wir, so weit wir sie mit dem lateinischen Original verglichen haben, mit Treue und Sorgfalt verfertigt gefunden. Der Text, welchem Hr. D. gefolgt ist, weicht aber von dem im vierten Theil der zu Wesel 1675 erschienenen, von uns verglichenen, Ausgabe der Operum omnium des Lipsius zuweilen etwas ab. So z. B. hat Hr. D. S. 8: „Die Trompeten (also tubae) und das Geräusch der „Waffen stört mich;" unser Text hat *turbae* interpellant et strepitus armorum. In den vom Herrn D. S. XXVII ausgezeichneten schwierigen Stellen hat er, wie wir glauben, den Sinn recht gut getroffen. Die Quelle der Stelle vom Demochares (B. 2. Kap. 18.) vermögen auch wir nicht anzugeben. Wir glaubren darüber etwas im Bayle zu finden; fanden aber nichts. In den der Uebersetzung beygefügten Anmerkungen hat Hr. D. die erforderlichen antiquarischen und anderweitigen Erläuterungen beygebracht, auch die vom Lipsius in den Text verwebten Stellen der Klassiker gehörig nachgewiesen. Hin und wieder ist ihm eine solche Stelle entgangen; so z. B. hätte S. 32 die vom Lipsius dem griechischen Texte nach angeführte Stelle des Pindar. — Nemeis. Oden I, 83 ff. citirt werden können. — Vor der Abhandlung steht eine zweckmäßige Notiz von dem Leben des Justus Lipsius, vorzüglich nach dem Miräus. Die Herzenserleichterungen des Hrn. D. in der Vorrede über die Tadler und Feinde des Predigerstandes, und über einige Schwächen der

Kantischen Philosophie haben wir nicht [illegible] möglich wie sie hier nicht erwarten.

Ns.

Erziehungsschriften.

1. Neue Unterhaltungen für Deutschlands Jugend. Erstes, zweytes, drittes Bändchen. Leipzig, bey Dyck. 1802. Viertes Bändchen. 1803.

2. Alwin und Theodor, ein Lesebuch für Kinder. Leipzig, bey Dyck. 1802. 127 Seiten.

3. Scenen und Erzählungen aus der nahen Menschenwelt. Ein unterhaltendes Lesebuch für Kinder von zwölf bis vierzehn Jahren. Von Rudolf Magenau. Stuttgard, bey Löflund. 1802. 152 Seiten.

4. Der Abendfreund. Zur Unterhaltung der wißbegierigen Jugend. Hamburg, bey Hoffmann. 1802. 280 Seiten.

5. Neue Mannichfaltigkeiten zu einer nützlichen Unterhaltung für die Jugend. Zwey Theile. Leipzig, bey Fleischer dem Jüngern. 1801. 234 und 196 Seiten.

6. Neue Hesperiden. Ein unterhaltendes und belehrendes Lesebuch für Kinder von acht bis zwölf Jahren. Von H. Gardthausen. Erster Theil. Mit einem Kupfer und Musik. Hamburg, bey Kratzsch. 1802. 205 Seiten.

7. Lesebuch zur lehrreichen Unterhaltung. Göttingen, bey Wiederholt. 1802. 94 Seiten in ganz kleinem Kalenderformat.

Vor

Vor einem halben Jahrhundert wären Jugendschriften wie diese — die zum Theil Nachahmungen Campischer, Weißischer, rc. und mehr oder minder gut gerathen sind — als die ersten ihrer Art, ein überaus verdienstliches Werk gewesen: itzt können sie sich unter der Menge verlieren, ohne daß sie sonderlich vermißt würden. Wir wollen indessen hier anzeigen, was uns lobens- und tadelnswürdig an ihnen scheint.

Nr. 1. enthält eine Reise von Berlin nach Vorpommern, und der Insel Rügen; eine Beschreibung Schnepfenthals und der umliegenden Gegend (beyde sind auch unter diesen Titeln besonders zu haben); eine Reise durch den Harz; Bemerkungen auf einer Reise von Dresden nach Leipzig; eine Reise von Leipzig nach Gotha; und endlich Selbstregierung, ein Schauspiel in einem Akt. Dieß letzte ist eine mißrathene Nachbildung einer schönen Erzählung in Campens Kinderbibliothek. Die Reisen sind dem Vf., nach Inhalt und Vortrag, besser gelungen. Auch beschreibt er nicht bloß die Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst, die ihm unterwegs aufstießen, erzählt nicht bloß die Vorfälle, die ihm begegneten; sondern thut auch Streifereyen in das historische Gebiet, giebt z. B. die Geschichte der Posten, der Buchdruckerkunst, des Handels in Deutschland; giebt Auskunft über Dinge, deren Namen in Jedermanns Munde sind, und wovon nur die Geweiheten bestimmte Begriffe haben, als Lehne, Reichslehne; erklärt und erläutert überhaupt alles, wovon er voraussetzen kann, daß es der Jugend und selbst vielen von ihren Lehrern dunkel ist; und sorgt auch für das Herz durch gute Regeln, Wünsche, Betrachtungen, die er gelegentlich einfließen läßt: so daß es diesem Werke weder an Unterhaltung noch Belehrung fehlt.

Nr. 2. zeichnet sich durch den gutgewählten Inhalt, durch den musterhaften Vortrag, und durch sein Aeußeres — es ist auf Schreibpapier gedruckt, und hat ein paar niedliche Kupfer — vor vielen seiner Brüder vortheilhaft aus.

Nr. 3. steht ihm, besonders was den Vortrag betrifft, weit nach; dieser ist, in einigen Aufsätzen mitunter gar zu platt. Der Verf. bestellte, laut der Vorrede, seinen Tisch für verschiedene Gaumen; aber das deucht uns in Kinderschriften nicht wohlgethan; und wenn auch, so müßte man doch auf Gaumen keine Rücksicht nehmen, die so etwas mögen,

wie Folgendes S. 49: „alle waren des [illegible] zufrieden, „nur Bader Schweppermann, der Kraft seines Handwerks „die Nase in Alles steckte, was dem Nebenmenschen „wehe that," u. s. w. Und es giebt noch schlimmere Stellen, als diese. Man kann aus der nahen Menschenwelt, und für dieselbe erzählen, denke ich, ohne ins Niedrige zu fallen; und verstände man unter der nahen Menschenwelt auch den sogenannten gemeinen Mann: so müßte man selbst für diesen nicht gemein schreiben, wenn man ihm nützlich werden wollte, wie doch Hr. M. gewiß will.

Untadelhaft ist in dieser Hinsicht der Abenderzähler Nr. 4. Dieser liefert einen Auszug aus den besten Zeitschriften, oder, um des Sammlers Worte genau zu wiederholen, einige Proben eines solchen Auszugs, und wählte dazu nur Aufsätze, die seiner Familie von sechs muntern wißbegierigen Kindern Unterhaltung gewährten. Die Wahl ist auf nichts Verwerfliches gefallen, wenn gleich hin und wieder ein Verschen mitunterläuft, das besser seyn könnte, und auch in einigen prosaischen Stücken vielleicht dieß und jenes zu ändern. So würden wir z. B. aus dem Aufsatz S. 113: wann urtheilen wir richtig? die Lehre wegstreichen, und bloß das Beyspiel S. 114 ff. geben; denn so wahr die Lehre ist: so wenig Reiz und Verständlichkeit hat sie für Kinder. Man höre: „Wann urtheilen wir denn richtig? Antwort: Wann „wir die Dinge in ihrer gehörigen Verbindung oder Beziehung unter und auf einander betrachten. Außer dieser Verbindung oder Beziehung können wir von Sachen, Personen „und ihren Handlungen nur sagen, daß sie da sind, oder in „unserer Wahrnehmung gekommen sind; über ihre anderweitige Beschaffenheit können wir nichts hinzufügen; sobald „wir aber jene Gegenstände in irgend einer Beziehung unter „einander erblicken: so bilden wir auch unser Urtheil darüber „dieser Beziehung gemäß. Da nun die Dinge in einer sehr „mannichfaltigen Verbindung und Beziehung auf einander „erscheinen können: so folgt, daß wir auch sehr verschiedene, „ja oft ganz entgegengesetzte Urtheile darüber fällen können, die „dennoch alle in ihrer Art richtig sind, sobald sie mit der „wahrgenommenen Beziehung übereinstimmen." Eine solche Sprache ist Kindern, so wie Allen, die des abstrakten Denkens ungewohnt sind, durchaus fremd; hingegen leuchtet die Lehre, daß man nicht übereilt urtheilen müsse, so deutlich aus

dem

dem gegebenen Fall hervor, daß sie jedes Kind von gesundem Verstande selbst findet. Sollte man nicht überhaupt die Lehren hinter oder vor den Fabeln und Erzählungen unterdrücken, und sie die Kinder selbst finden lassen? sie suchen sie gar zu gern, und finden sie auch gewiß, wenn nur die Fabel, ꝛc. darnach eingerichtet ist; wie denn das eine gute Fabel, ꝛc. seyn muß, und andere sollte man weder Kindern, noch sonst Jemand zur Belehrung vorlegen.

S. 88 — 111 finden sich einige sinnverwandte deutsche Wörter, die keine unbedeutende Mitgabe dieses Buchs sind, ob wir gleich nicht überall mit dem Verf. einstimmig sind, z. B. S. 101: „die Fähigkeit zu empfinden heißt Gefühl.“ Aber wie soll denn nun die Fähigkeit zu fühlen heißen? etwa Empfindung? und was gewönnen wir bey diesem Umkehren? Beyde Ausdrücke werden von dem innern, wie von dem äußern Sinn gebraucht; auch werden sie oft mit einander verwechselt, wie alle sinnverwandte Wörter; und sie werden, nach unserm Ohr wenigstens, in folgenden zwey Beyspielen nicht so unterschieden, wie der Verf. sie unterscheidet: 1) „man fühlt Nässe und Wärme, und empfindet Kälte und Hitze.“ Man fühlt auch Kälte und Hitze, ob man gleich sagt, eine empfindliche Kälte, und nicht eine fühlbare (die Wärme nennt man weder fühlbar noch empfindlich). 2) „Nach einem schlechten Wege fühlt der „Reisende das Wohlthätige einer Chaussee“ (die empfindet er auch), „und empfindet darüber Freude“ (die fühlt er auch); — wenn fühlen mit empfinden sinnverwandt ist, so bezeichnet es, wie dieses, einen Zustand, wo man sich leidend verhält; aber es bedeutet außerdem auch ein Thun, besonders der Hand, z. B. er fühlte mit der Hand umher, und in diesem Sinne ist es nicht verwandt mit empfinden. Daran dachte der Verf. nicht, als er folgenden Satz niederschrieb: „Ich fühle Jemanden an seine Wunde, und er „empfindet darob Schmerzen.“

S. 105. „Das Vermögen zu erkennen, zu begreifen, „zu unterscheiden, Begriffe zu vergleichen, zu schließen, u. s. „w. an und vor sich betrachtet, heißt Vernunft. Ist sie „als Kraft und Vermögen bey einem lebenden Geschöpfe be„findlich, so heißt sie Verstand.“ — Dieß blieb uns bey wiederholtem Lesen unverständlich, bis wir das Folgende dazu nahmen:

nahmen: „Verstand ist die Aeusserung oder Anwendung „der Vernunft." „Nun sahen wir, daß Vernunft die bloße Anlage zum Verstande, oder schulmäßig zu reden, das menschliche Denkvermögen potentialiter genommen, seyn soll; Verstand hingegen dieses nämliche Vermögen als Aeusserung, oder in seiner Wirksamkeit (nicht Anordnung, dieß Wort scheint uns ganz unpaßlich) genommen; so wie v. Rochow sagt: Gott gab uns die Vernunft, damit wir verständig würden. Das weiter Folgende bestätigt dieß: „Durch die „Vernunft unterscheidet sich jeder Mensch von dem Thier, „durch den Verstand unterscheiden sich die Menschen von „einander. Karl hat mehr Verstand als Anton, aber „nicht mehr Vernunft, die letztere ist bey beyden gleich; „aber nicht die Aeusserung, der Gebrauch derselben." Dieß Alles ist nun an sich ganz verständlich, es bedarf dessen, was uns dunkel war, gar nicht; und so wünschten wir, der Verf. hätte es weggelassen, oder auch anders gefaßt. — Nun bleibt freylich noch die Frage, ob mehr Verstand nicht auch mehr Vernunft, d. i. mehr Anlage verständig zu werden, vermuthen lasse, und ob man also unbedingt sagen könne: Karl hat mehr Verstand, aber nicht mehr Vernunft, als Anton. — Folgende Bemerkung, die das Ganze betrifft, legen wir dem pädagogischen Sinne des Verf. zur Prüfung vor. Abgezogene Sätze sind nicht für Kinder; wäre es daher nicht besser, ihnen den Unterschied sinnverwandter Wörter in Beyspielen zu zeigen? Der Weg vom Einzelnen (concretum) zum Allgemeinen (abstractum) bleibt doch immer der untrüglichste; er gewährt zugleich den Vortheil, daß die Kinder selbst das Allgemeine aus dem Besondern abziehen, mit andern Worten, Begriffe bilden lernen. Die Vorzüge dieser Lehrart sind groß; aber zu bekannt, als daß wir sie hier aufzuzählen und zu beschreiben brauchten. — Daß folgende Charade S. 119 in mehr als einer Hinsicht nicht für Kinder ist, wird den Sammler wohl itzt schon seine eigene Erfahrung gelehrt haben:

Die erste Sylbe kommt aus der Fabrik
Der kleinen Republik,
Die einst Virgil so meisterhaft besungen,
Die zweyte wächst in jedem Hain:
Ein furchtbar Stück, um kleinen Jungen
Das A B C methodisch einzubläun.
Das ganze Wort wird oft zum heilgen Christ gegeben.
Es giebt dem Dinge Feu'r und Leben,

Auf

Auf das sich Männer nur verstehn,
Und wehrt ihm mächtig auszugehn.

wie die drey letzten Zeilen auf einen Wachsstock (das Wort des Räthsels) passen, sehen wir nicht ein.

Nun zu Nr. 5. Auch dieser Sammler hat eine gute Auswahl getroffen; ob aber nicht Manches schon in andern Sammlungen stehen mag? Wir haben diese nicht alle gelesen, und der Gelesenen erinnern wir uns nur dunkel; ein neuer Sammler aber sollte billig den Inhalt von allen wissen, um nichts zu geben, was schon da gewesen ist. Die meisten Aufsätze sind in Prosa, und jeder Theil hat einen kleinen Anhang von Gedichten, nämlich von Fabeln und Erzählungen in Versen. Unter denen in Prosa sind die größern folgende. Im ersten Theil: a) Reise des Herrn de Luc auf den Gletscher Buet in Savoyen. b) Auszug aus William Bligh's Bericht von dem Aufruhr am Bord des Schiffes Bounty, und von seiner hierauf erfolgten Reise von Tofoa nach Timor. c) Falkonbridges Nachricht vom Sklavenhandel. Dann folgt die Naturgeschichte (warum nicht lieber Beschreibung?) der Fledermaus, des Goldadlers, des edlen Falken, des Raben. Dann Bergsturz, d. i. von dem Einstürzen zweyer Berge, und den traurigen Folgen desselben. (Ein Theil des Rigiberges riß sich den 15ten Jul. 1795 los, wodurch das Dorf Weggis, in der Landvogtey Weggis, eine Meile von Luzern, bis auf vier kleine Hütten ohne Fenster zerstört ward. Im Nachsommer 1618 gieng auf eine ähnliche Weise eine der schönsten Schweizerstädte damaliger Zeit, Plurs in Graubünden, das Rhätische Tyrus genannt, durch Einstürzen des Berges Conto zu Grunde.) Den Beschluß machen ein paar Schatzgräbergeschichten, und ein paar Fabeln, das mißvergnügte Eichhörnchen, und (Lessings) Geschichte des alten Wolfs. Im zweyten Theile: a) Des Herrn von Saussüre Reise auf den Montblanc. b) Ueber die Verbrennlichkeit des Diamanten (vom Herrn Macquer, aus dessen chemischem Wörterbuche). Dann die Naturgeschichte der Eulen, des Uhus, der Katze; die übrigen Stücke sind vermischten Inhalts, als Tobias Witt, (von Engel, und das schon, wenn ich nicht irre, in Campens Kinderbibliothek steht) Solon und Krösus, Anekdoten. — Die Artikel aus der Naturbeschreibung sind zum Theil sehr ausführlich und lehrreich; überhaupt ist das Buch eins der besten in seiner Art.

Wie

Wie Nr. 6. zu dem Titel neue Hesperiden komme, hätten wir nicht wissen können, wenn es der Verf. nicht in der Vorrede sagte. In Schnepfenthal kam ein Magazin für jugendliche Unterhaltung unter dem Titel: Hesperiden, (wovon uns nichts bekannt geworden) heraus; um sein Buch von diesem zu unterscheiden, nannte es der Verf. neue Hesperiden. Aber warum denn überall Hesperiden? „Wahrscheinlich, sagt der Verf. S. XVIII fg. ist dies Wort vielen Kindern unverständlich. Ich behielt es aber doch bey, weil es sehr gut das bezeichnet, was ich sagen wollte, (also darum!) und Aeltern und Lehrer diese kleine Dunkelheit so leicht durch eine kurze Erklärung entfernen können. Es würde genug seyn, wenn sie ihnen ungefähr sagten: Die Hesperiden waren Nymphen, d. h. fabelhafte Personen, die man sich als junge Frauenzimmer dachte. Sie wohnten am entferntesten Ufer des Oceans, wo sie schöne Gärten hatten, in denen lauter goldene Aepfel wuchsen, die man für das Allerkostbarste und Unerreichbarste hielt. Nur dem muthigen und starken Herkules, der keine Mühe scheute, gelang es, sich der goldenen Früchte zu bemächtigen. — So auch können die Menschen nur durch Anstrengung und Arbeit sich wahre Freuden verschaffen. Das ist der Sinn dieser schönen Fabel. Eure Abende dürft ihr dann mit unschuldigen Spielen und andern Ergötzlichkeiten hinbringen, wenn ihr den Tag über fleißig und gut gewesen seyd, und euch beym Lernen brav angestrengt habt." Diese Deutung ist von der Art, wie man sie in der typischen Theologie findet, weit hergeholt und windschief. Die goldenen Aepfel, nicht die Hesperiden wurden Herkules zur Beute. Sonach müßte der Titel des Buchs lauten: goldene Aepfel; oder vielmehr, weil der Deutsche sich dabey nichts Bestimmtes denkt, geradezu: Pomeranzen. Aber das wäre eben so unschicklich, als Hesperiden untreffend ist. Wir übergehen das übrige Typisch-artige, um zu dem Inhalte des Buchs zu kommen.

Die ersten 182 Seiten füllt Uriah, oder das kleine Reisespiel. Natürlich erschrickt man vor der Länge dieses Spiels, 182 Seiten kleines Drucks! Das scheint mir noch länger, wie Schillers Don Karlos, der für Erwachsene schon zu lang ist; und das giebt der Verf. S. XV als eine Probe, wie das Reisespiel von seinen Kindern gespielt worden!

Er

Er sagt freylich: „Daß sie es nicht so ausführlich und wört„lich vorgetragen haben, wie es von mir mitgetheilt worden „ist, wird Jeder leicht begreifen können." Er setzt hinzu: „Es muß und kann dieses auch beym wirklichen Spielen nicht „geschehen." Gut; aber warum gab ers uns denn nicht so, wie es wirklich gespielt werden muß? Er wollte, S. XVI daß Urians Reise eine angenehme und belehrende Lektüre für Kinder werden sollte, darum knüpfte er, außer den nothwendigen geographischen Erinnerungen, noch eine Menge — man merke wohl, eine Menge anderer moralischer, naturhistorischer, &c. Bemerkungen daran. Da giengs ihm denn, wie einem der zwey Fliegen, die zu weit auseinander sitzen, auf einmal schlagen will, und natürlicherweise keine trifft. Urians Reise hörte auf ein Spiel zu seyn, und ward nichts weniger, als eine angenehme und belehrende Lektüre für Kinder. Konnte es gar nicht werden; denn wenn ich einen zum Spiel einlade, und gebe ihm statt dessen eine Lehrstunde: so ärgert er sich, und dann haftet keine Lehre: das ist bey Kindern nicht anders, als bey Erwachsenen. Daher mußte der Verf. aus dem, was nicht zu dem Spiel gehörte, ein besonderes Buch machen (ob dieses gleich, nach unserer Ansicht, unter die entbehrlichen gehört hätte, da es sich weder den Sachen noch der Darstellung nach, durch irgend etwas zu seinem Vortheil ausgezeichnet haben würde); dann hätte aus dem Urian ein gutes Spiel für Leser, wie für Zuhörer, und für die Spieler selbst werden können.

Nr. 7. hat ein halbes Dutzend erträglicher Kupferchen, und so nach advenant Alles in eben; Sprüchwörter, Charaden, Räthsel sind nicht vergessen. Ganz unvermuthet stößt man hier auf die Ringe aus Lessings Nathan; wer den aber nicht gelesen hat, wird schwerlich wissen, was er mit den Ringen machen soll, trotz der Schlußermahnung: Wer Ohren hat zu hören, der höre!

20. K. S. Zachariä, Professor des Lehnrechtes auf der Universität Wittenberg. Ueber die Erziehung des Menschengeschlechts durch den Staat. Leipzig, bey Fleischer dem Jüng. 1802. 310 S.

2. Er-

2. Erziehungslehre, von Fr. H. Chr. Schwarz, Pfarrer zu Münster im Hessen-Darmstädtischen. Die Bestimmung des Menschen. In Briefen an erziehende Frauen. Erster Band. Leipzig, bey Göschen. 1802. 384 S.

3. Versuch eines Lehrgebäudes der Erziehungskunde. Erster Band. Von Kajetan Weiller. München, bey Lindauer. 1802. 215 S.

4. Von der Erziehung der Kinder. Aus den besten Schriftstellern zusammengetragen. Leipzig, bey Kummer (in Kommission). 1802. 209 S.

Hr. Prof. Zachariä geht von dem Satz aus: „Der Staat kann und soll als ein Mittel betrachtet und behandelt werden, den Menschen zu einem sittlichen Wesen zu bilden. Nach dieser Moralpolitik, wie er sie treffend nennt, giebt es also eine Staatserziehungskunst; die aber (S. 190) von der Erziehungskunst überhaupt eigentlich in keinem Punkte verschieden ist, wenn man nicht die besondern Unterrichtsanstalten, die der Staatswissenschaften wegen zu errichten seyn möchten, als eine solche Verschiedenheit in Anschlag bringen will." Nach diesem System entwirft nun der Verf. S. 191 ff. die Hauptzüge eines öffentlichen Erziehungsplanes, der im Wesentlichen ganz zweckmäßig ist. Er will aber nicht, daß ein Zwangsgesetz die Aeltern binden soll, ihre Kinder in diese öffentlichen Erziehungsanstalten oder Schulen zu bringen; doch meint er, wenn diese nur ihrem Zwecke vollkommen entsprechen: so würde der Staat auch ohne Zwang alle die Vortheile ärndten, die eine gemeinsame Bildung der Jugend für ihn habe. Da steckt nun aber der Knoten. So lange die Staaten nicht nach der Moralpolitik handeln, fehlt es ihnen an dem guten Willen, die [illegible] zweckmäßig, in dem Sinn unsers Verfassers, einzurichten. Und gesetzt, sie wollten es: so würden sie mit ihren Einrichtungen kein Vertrauen finden; denn Alles, was von oben kommt, ist des Eigennutzes verdächtig. Ferner müssen wir ja nicht vergessen, wie Alles, was von Staats wegen geschieht, betrieben wird, und der Natur der Sache nach nicht

nicht anders betrieben werden kann. Gesetzt, der Minister der Volksaufklärung (es giebt itzt, wie man weiß, einen solchen in einem bekannten großen Staat) erhalte Befehl, die Pestalozzische Lehrart in die sämmtlichen Schulen eines Landes einzuführen, und wolle diesen Befehl mit Liebe zur Sache vollziehen; was kann er thun? Er kann sich durch Lesen und durch Anhörung von Augenzeugen mit dieser Lehrart bekannt machen; er kann sie den Schulmännern und ihren Vorgesetzten ernstlich anbefehlen, und wenn ihm das nöthige Geld dazu bewilligt wird, kann er auch den armen Schulleuten — deren Zahl freylich Legion ist — die Pestalozzischen Lehrbücher schenken, ja wohl gar hin und wieder ein Lehrerseminar anlegen. In Ländern, wie z. B. Frankreich und Rußland, wo der Wille der O[illegible] unbedingt und auf der Stelle muß vollzogen werden, [illegible]es, daß so die neue Lehrart im Hui überall im Lande eingeführt sey. Aber es ist bloßer Schein, keine neue Lehrart kann so leicht Wurzel schlagen. Wird man vollends gezwungen, sie anzunehmen: so hält man sich an den Theil ihres Buchstabens, dem man den Geist der alten Lehrart am bequemsten unterlegen kann. Dieß ist bey der Pestalozzischen der Ausdruck mecaniser l'éducation; der so leicht Anlaß geben kann, daß man den alten Mechanism, der keine Anschauung im Hintergrunde hat, mit einigen Pestalozzischen Federn geschmückt, dem des wackern Schweizers unterschiebt. Wie viel geht fast achtzehnhundert Jahren auf Rechnung der Schöpfer guter Lehren und Lehrarten, woran sie nie dachten! Und daß Pestalozzis Lehrart so leicht nicht zu fassen und auszuüben sey, sieht man daraus, daß dieses selbst den Männern schwer ward, die Pestalozzi unmittelbar selbst darin unterrichtete. Einer von diesen, Buß, sagt (wie Gertrud ihre Kinder lehrt S. 120): „Ich verstand ihn Monate nicht, und „wußte Monate nicht, was mit den Anfangslinien, die er „mir vormalte, für seinen Zweck zu machen sey, bis ich endlich spürte, daß ich weniger wissen sollte, als ich wirklich „wußte, oder wenigstens mein Wissen für einmal gleichsam aus mir selbst wegwerfen müßte, um auf die einfachen Punkte herabzusteigen, von denen ich itzt wohl sah, „daß sie seine Kraft waren, ob ich ihr gleich noch nicht folgen „konnte. Es ward mir schwer." Wie sollte es nun Andern nicht schwer werden, die P. nicht selbst unterrichtet, und die den Erfolg seiner Lehrart nicht täglich vor Augen sehn, wie

Buß. — Es mag also ein streng-herrischer Staat seine ganze noch so große militärische und hierarchische Gewalt aufbieten; er kann damit keine Lehrart — und darauf kömmt doch bey einer Schulverbesserung, wie Hr. Prof. Z. sie wünscht, nicht weniger als Alles an — einführen; sondern bloß den Namen derselben. Ja, wenn eine Lehrart ein Mantel wäre, wie die Schulleute in Frankreich itzt tragen müssen!

In solchen Staaten, wo Vorstellungen gegen die Befehle der Obern erlaubt sind, kömmt es nicht einmal zu dem Schein einer solchen Einführung; denn für die Nichteinführung interessiren sich gar zu lebhaft Alle, welchen die Einführung Mühe und Geld kosten würde.

Verbesserung der [illegible]le, wie der Kirche, gelang von jeher nur, wenn Männ[illegible] welche die Natur dazu ausgerüstet hat, aus eigenem Triebe sie unternahmen. Man denke nur, um nicht weiter zurück zu gehen, und um nur einige der rüstigsten zu nennen, an Luther, Franke, von Rochow, Basedow, Pestalozzi. Der Staat sah ihnen durch die Finger, und das ist Alles, was man billigerweise von ihm erwarten darf, sobald man die Natur, das Wesen eines Staats recht ins Auge gefaßt hat; nicht eines Staats in abstracto; sondern eines, wie sie von jeher waren, und immer seyn werden. Sonach sind vollkommene und zwangsfreye Staatsschulen, wie Hr. Prof. Z. sie sich denkt, etwas Unmögliches, eine contradictio in adiecto, und verdienen nicht den Fleiß, den er darauf verwandt hat. — Ein großer König legte neulich vertrauenvoll — so stand in öffentlichen Blättern — die Verwaltung des Armenwesens nach Voghtischen Grundsätzen in seiner Residenz, in die Hände der Bewohner dieser Stadt. Ein solches Vertrauen würde solchen Schulen, als unser Verf. sie wünscht, auch nicht übel bekommen, da das Schulwesen in der Hand der Macht, die so oft nichts als Hand ist, und seyn kann, eben so wenig gedeihen will, als das Armenwesen, und noch ein drittes pium corpus, das Kirchenwesen.

Nr. 2. Man lasse sich durch das Wort Lehre nicht verführen, hier ein trocknes Gerippe, oder zwar eine ausführliche, aber wässerige oder auch hochtrabende Darstellung von Erziehungsregeln zu erwarten: nichts weniger! Man findet hier das anziehendste Kapitel aus der Naturbeschreibung,

bung, den Menschen, und diesen mit eben so wahren als lebhaften Farben geschildert; nicht mehr mit den Säugthieren in einer Reihe stehend (S. 146), was auch Linneus sagen mag; aber darum nicht minder ein Naturwesen nach Leib und Seele, ohne daß die Ketzermacher Anlaß fänden, unsern Vf. deßwegen einen Materialisten zu schelten. Es ist Zeit, daß dem Menschen sein eigenes Reich in der Natur angewiesen werde, wenn die Wissenschaft nicht hinter der Weisheit zurückbleiben soll: darf sich in Ländern, wo man den Leibzoll Beschnittener, die Leibeigenheit getaufter Weißen, die Sklaverey ungetaufter, wie unbeschnittener schwarzen Menschen abgeschafft hat oder abschaffen will; darf sich da eine Naturbeschreibung sehen lassen, die das Geschlecht Adams an die Spitze der Thiergeschlechter stellt? Und wie unwissenschaftlich ist das! Schon der Leib des Menschen ist offenbar, wie unser Verf. es S. 157 treffend ausdrückt, die Erscheinung, das Aeussere eines Geistes, d. i. einer überthierischen Kraft, eines Θειον; und sind wir nicht dadurch, daß wir aus Gründen, und somit aus Einsicht und Wahl, mit einem Wort, aus Kunstsinn thun können, was die Thiere bloß aus blindem Kunsttriebe thun, sind wir dadurch nicht augenscheinlich so weit über sie erhaben, als sie durch ihre Sinne über die sinnlosen Pflanzen erhaben sind? Das Thier kann nicht schreiben lernen: wie fiel es dem naturbeschreibenden Menschen mit der Feder in der Hand nicht ein, daß er durch das Zubrauchenwissen dieses Werkzeugs allein schon berechtigt sey, sich mit demselben sein eigenes Reich auf Erden, trotz seiner Zähne, zu stiften. Linneus war mit dem Menschen verlegen, das sieht man wohl: erst widmet er ihm einen besondern Introitus; in dem unmittelbar darauf folgenden imperium naturae, wo Gott an der Spitze steht, gedenkt er wiederum seiner und sagt: omnipotentia divina nobilitat terras in vegetabilia, vegetabilia in animalia, haec demum in hominem. Hier setzt er offenbar den Menschen so hoch über das Thier, als dieses über die Pflanze; aber dessen ungeachtet läßt er jenen nachher als das erste unter den Thieren auftreten. Bonus dormitat Homerus! Wir müssen vier Naturreiche zählen. Was die Naturbeschreibung dabey gewinnt, kömmt auch der Erziehungskunst zu Gute: stellt jene kein Menschthier mehr auf: so giebt diese keine Regeln mehr, wie ein solches zu behandeln sey; sondern wird, wie unser Verf. es S. 192 treffend ausdrückt, Lehre des wahren,

ren, d. i. überthierischen oder menschlichen Lebens; und ist die Lehre einmal rein: so muß das auch nach und nach guten Einfluß auf die Anwendung derselben, und zwar nicht bloß bey Erziehung der Kinder; sondern auch bey Behandlung der Erwachsenen, als Soldaten, Züchtlinge, Gesinde, u. s. w. haben, die man leider! ihre Menschthierheit nur gar zu sehr, und noch dazu gesetzmäßig fühlen läßt. Der Anfang dieser Verbesserung läßt sich füglich damit machen, daß man einige mit der Menschthierheit schwangere Redensarten, als: den Kerl ins Hundeloch stecken, außer Kours zu setzen sucht. — Auf der andern Seite ist es eben so wichtig, daß der Mensch bey seinem Recht, ein Naturwesen zu seyn, geschützt werde, damit nicht die Uebernatürlichen und Uebersinnlichen ihm mit ihrer unverdaulichen Kost den Magen verderben. Daß beydes geschehe, daß also der Mensch auf seinem rechten Platz zu stehen komme, und da die Menschheit in ihm nach Vermögen gepflegt werde, dazu trägt unser Verf. das Seinige mit eben so viel Einsicht als Wärme bey. Sein Buch soll, dem Titel nach, für Frauen seyn; aber Männern, und selbst wissenschaftlich gebildeten Männern, ist es eben so brauchbar und — nöthig; denn auch sie pflegen die Erziehungskunst gewöhnlich zu vernachlässigen. Kein Wunder, sie sehen sie als eine positive Wissenschaft an, welche zu handhaben nur den Konsistorien in Gemäßheit von landesherrlichen Verordnungen obliege; der Theolog sieht also ein Erziehungsbuch wie ein Corpus Juris, der Jurist sieht es wie eine Dogmatik an, beyde als Etwas, das ihre Aufmerksamkeit nicht verdient. Hier erscheint die Erziehungslehre nun als das, was sie in der That ist, als ein Theil der Naturlehre, erscheint obenein in einem reizenden Gewande; so daß sich die Möglichkeit denken läßt, sie werde von Naturfreunden, denen sie in die Hände fällt, nicht ungelesen bleiben. Wir hatten uns manchen Kernspruch angemerkt, den wir dem Leser mittheilen wollten; aber wir müssen des Raums schonen. Also nur einen S. 144: „Was ist die Schamhaftigkeit anders, als die Besorgniß, unsere Verwandtschaft mit den Thieren zu verrathen? — Sie „in unsern Kindern hegen und pflegen, heißt, diesen zum „Siege des Geistigen helfen."

Nr. 3. Der Verf. dieses Lehrgebäudes ist aus seinen frühern Schriften als achtungswürdiger Erziehungslehrer zu bekannt, als daß man diese neue Schrift von ihm nicht mit

der

der besten Erwartung — die auch keinesweges getäuscht wird — in die Hand nehmen sollte. Dieser erste Theil enthält, außer einer Einleitung in das Ganze, die Elementarerziehungskunde im weitern Sinn, oder System der Urgrundsätze und Urregeln der Erziehung im weitern Sinn. Diese zerfällt in zwey Abtheilungen, wovon die erste Kritik aller Erziehungskunde überhaupt heißt, und eine Prüfung aller vorhandenen Urgrundsätze und Urtheile der Erziehung im weitern Sinn enthält. Hier findet man, außer der Einleitung, in sechs Abschnitten: 1) Prüfung der Erziehungen ohne deutlich gedachten Zweck. 2) Prüfung der Erziehungen zur Glückseligkeit. 3) Prüfung der Erziehungen zur Vollkommenheit. 4) Prüfung der Erziehungen zur Sittlichkeit. 5) Prüfung der Erziehungen zur Brauchbarkeit der Kräfte. 6) Prüfung des gegenwärtigen Zustandes der Erziehung überhaupt. Das Resultat dieser Prüfungen ist S. 113: „Es „gab auch bisher sehr viele und vortreffliche Erziehungsfertig„keiten, Regeln und Grundsätze. Aber eine ganze, alle Thei„le in strenger und wahrer Ordnung umfassende Erziehung, „und eine vollständige, alle Hauptbedürfnisse des hieher gehö„rigen Wissens und Handelns befriedigende Erziehungskunde „gab es nicht. Es gab eine große Anzahl glücklicher Sätze „über das Erziehungswesen. Aber eine ganze sichere Wissen„schaft darüber gab es nicht. Es gab der brauchbarsten Ma„terialien genug, und auch schon einige daraus zusammenge„setzte Theile des Gebäudes. Aber das ganze im Wesentli„chen vollendete Gebäude selbst, gab es noch nicht." In der zweyten Abtheilung, welche die Grundlegung zur einzig wahren Erziehungskunde enthält, drückt der Verf. dieses noch bestimmter S. 114 so aus: „Keine der bisherigen Er„ziehungskunden sagt ganz genugthuend, wie man anfan„gen soll, um richtig enden zu können." Diesen ersten Punkt, aus welchem das Ganze hervorkömmt (ein treffender Ausdruck des Verf. in der Vorrede S. 10), findet der Verf. S. 121 in dem ersten Werden des Menschen (im Mutterleibe), oder in seinen Anlagen zum Leben, und also ist ihm die erste Aufgabe der Erziehung: zu bewirken, daß die zerstreuten, eines vereinigten Lebens bloß fähigen Bestandtheile zum wirklichen und vollständigen Leben in einem durch sie entstehenden selbstständigen Einzelwesen gelangen. Er gesteht S. 122: „daß Erzie„hung auf diese Art freylich sehr ausgedehnt genommen werde.

 „Allein,

„Allein," setzt er hinzu, „ist sie in einer andern, als in der, „hier angezeigten Ausdehnung vollständig?" Wir fragen dagegen: heißt es nicht dem Worte erziehen Gewalt thun, wenn man auch das Ziehen oder Erzielen der Kinder mit dazu rechnet? Erziehen kann man, nach dem Sprachgebrauch, nur ein schon vorhandenes Kind. Uebrigens leidet es keinen Zweifel, daß man auf das beste Ziehen oder Erzielen der Kinder sowohl, als der Erzeugnisse der übrigen Naturreiche bedacht seyn könne und dürfe, um auch so, wo möglich, das Geschlecht Adams zu veredeln. Aber das ist eine Sache für sich, und braucht nicht zu einer Aufgabe der Erziehungskunst gemacht zu werden, als welche ihr Amt nicht füglich eher, als mit der Geburt des Kindes antreten kann, wenn sie nicht willkührlich über die Gränze ihres Gebiets hinausgehen will. — Was nun innerhalb dieses Gebiets liegt, das Erziehen im eigentlichen, nach dem Vf. im engern Sinn, oder durch die Menschen, „ist (S. 144) „nur ein Veranlassen des Selbsterziehens." Dieß nennt der Verf. den obersten Grundsatz, und in diesem, sagt er, befinde sich jener wichtige Punkt, an welchem man sich bey allem pädagogischen Wissen mit Sicherheit orientiren könne. Wenn er mit diesem Punkte den aus der Vorrede oben angeführten meint: so haben wir, der Rec., uns geirrt, indem wir denselben von dem Anfang der Erziehung verstanden. Aber dann können wir uns der Frage nicht erwehren: Was ist denn das, womit ich das Veranlassen des Selbsterziehens beginnen muß? Denn dieses erkennen wir noch nicht daraus, daß wir, mit dem Verf., das Erziehen für weiter nichts, als ein Veranlassen des Selbsterziehens halten. Diese Urwahrheit, wie der Verf. sie mit Recht nennt, gründet sich darauf, daß ein Kind ein menschliches Wesen ist; sie läßt sich also auch so ausdrücken: pflege in dem Kinde den Menschen; und so ausgedrückt bietet sie drey Begriffe dar, pflegen, Kind, Mensch, die wir nur zu entwickeln brauchen, um sichere Regeln für unser Verhalten als Erzieher zu finden. Kind ist das Embryon eines Menschen, und pflegen deutet auf die Hülfe, deren der im Kinde liegende embryonische Mensch zu seiner Vollendung bedarf. Es scheint uns natürlicher, zu sagen: das Kind bedarf Hülfe, um, seiner Naturbestimmung gemäß, ein Mensch zu werden, als zu sagen: es bedarf Veranlassung sich selbst zu erziehen. Es sey der Prüfung des Verf. überlassen, ob wir Recht

haben.

haben. Auch möchten wir wissen, ob er nicht itzt vielleicht schon selbst finde, daß er, wie es uns vorkömmt, seinen metaphysisch-pädagogischen Faden für das Bedürfniß der meisten Leser, und auch wohl der Sache an sich, hin und wieder zu fein gesponnen.

Nr. 4. Hier fiel beym N. S. 96 zuerst ins Auge: „Das „Vornehmste und Nöthigste in der Erziehung nach Christi „Sinn ist, daß die Aeltern oder Vorgesetzten immer vor sei„nen Augen schweben, in seinem Lichte wandeln, dieses Licht „immer vor den Kindern scheinen lassen, sie mit der an ih„nen sichtbaren Gnade und Seligkeit reizen, sie mit einem „gesalbten Jesusmäßigen Wesen behandeln, fleißig mit ihm „über sie reden, und sie ihm zum Segnen vortragen, statt „an der Arbeit des heiligen Geistes in ihnen viel zu künsteln, „und sie in eine geistliche Form zu bringen zu suchen; kurz, „daß der Friede Gottes in dem Familienhause, oder in der „Erziehungsanstalt regiere, u. s. w.“

Man sieht, daß in diesem Buche eine ganz andere Sprache herrscht, als in den drey obigen, und daß sich unter den Schriftstellern, aus welchen der Verf. es zusammengetragen, auch wohl einer oder mehrere aus der Brüdergemeine finden mögen. Dieß hindert indessen nicht, daß es überaus nützlich für tausend und abermal tausend Väter, Mütter, und deren Stellvertreter sey, denen solche Bücher, wie die ersten drey, gar nicht zu Gesichte kommen, oder ganz unverständlich sind. Die Behandlung der Kinder, die hier empfohlen wird, die moralische wie die physische, ist ganz so, wie ein Vernunftmensch sie nur wünschen kann. In Ansehung der moralischen kann man schon denken, daß biblische Stellen, wie solche: ihr Väter reizet eure Kinder nicht zum Zorn, nicht unbenutzt bleiben, um den Aeltern milde Behandlung ihrer Kinder zu empfehlen. Die Aeltern, heißt es an einer Stelle, sollen sich nicht als die Herren, und die Kinder als ihre Sklaven ansehen. Auch wird vor der Heucheley gewarnt, wozu das unverständige Betragen mancher Aeltern so leicht Anlaß geben kann. Die physische Erziehung läßt der Verf. schon vor der Geburt anfangen, und giebt den Schwangern, wie den Wöchnerinnen die bekannten heilsamen Vorschriften. Dann macht er noch vier Zeiträume der Erziehung, bis ins zweyte, siebente, vierzehnte und ein und zwanzigste Jahr.

Wir denken, wir Weltmenschen erkennen dankbar das Gute an, das dieser Fromme so vielen unserer Brüder durch seine Arbeit thut: hat er doch von uns Vieles aufgenommen. Auch ist seine Sprache zwar von anderer Art; aber im Grunde nicht ungenießbarer, wie die Kantische. Hin und wieder kömmt freylich ein Ausdruck vor, bey dem wir uns nichts Bestimmtes zu denken wissen, z. B. ein gesalbter Wandel; aber mit Kants Katharktikon des gemeinen Verstandes gehts uns nicht besser. Wir wissen eben so wenig, wie wir unserm gemeinen Verstande ein Katharktikon beybringen, als wie wir unsern Wandel salben sollen. — Auch durch das Aeußere des Buchs ist für seine Brauchbarkeit gesorgt. Das Papier fällt zwar etwas ins Graue; aber die Schrift ist sehr leserlich. Nicht bloß die fünf Kapitel; sondern auch die darin enthaltenen einzelnen Paragraphen haben die Ueberschriften ihres Inhalts. Bey der weiten Verbreitung der deutschen Sprache, und der Brüdergemeine — welcher dieß Buch sehr willkommen seyn muß, wenn es auch Keiner aus ihrer Mittel, wie es doch ganz das Ansehn hat, sollte zu Tage gefördert haben — läßt sich hoffen, daß es einen großen Wirkungskreis haben werde.

Moralische Aufgaben für die Jugend, zur Uebung und Schärfung der sittlichen Urtheilskraft, nebst Grundlinien zu einer vollständigen Theorie der Kollisionsfälle für die Lehrer, von J. G. Schollmeyer. Als Anhang zur zweyten neubearbeiteten Ausgabe des Katechismus der sittlichen Vernunft. Leipzig, bey Crusius. 1802. 140 S.

Der Titel ließ Rec. hoffen, hier eine Lücke ausgefüllt zu finden, die bisher in unsern pädagogischen Schriften, und auch in dem Unterrichte der Jugend gelassen ist. So wie wir nämlich Meß- und Rechenbücher für alle im menschlichen Leben vorkommende Fälle des Messens und Rechnens haben, und der Jugend davon in die Hände geben, was für sie brauchbar ist: so könnten und müßten wir auch, denken wir, Schulbücher haben, die Aufgaben für das Rechtverhalten vorlegten, mit deren Auflösung sich die Jugend eben so fleißig, wie mit den von arithmetischen und geometrischen Aufgaben

zu

zu beschäfftigen hätte. In unsern guten Kinderschriften sucht man zwar das Gefühl von Recht und Unrecht zu wecken; aber das reicht bey weitem nicht hin. Unser Verf. sagt. S. V ff.

»So lange das Entscheiden über Recht und Unrecht bloß »Sache des Gefühls ist: so lange ist der Mensch seiner Sa»che nicht gewiß; er tappt im Finstern, greift ins Ungewisse, »und kann öfters Fehltritte und Mißgriffe thun. In mora»lischen Angelegenheiten aber, sind Mißgriffe und Fehltritte »von der größten Bedeutung. Um sie zu verhüten, können »Lehrer und Erzieher kein besseres Mittel anwenden, als dem »Schüler einen angemessenen Stoff geben, durch dessen Be»arbeitung sich die sittliche Urtheilskraft üben, schärfen und »entwickeln kann. Wissen sie die Sache gehörig einzurichten: »so kann es nicht fehlen, das Urtheil über Tugend und Laster »wird aus der dunkeln Region des bloßen Gefühls hinwegge»zogen, es wird ein Grund gelegt, auf welchem der Lehrling »das Gebäude der Sittlichkeit mit Zuversicht aufführen kann; »es wird, durch Hinführung auf die Begriffe und Grundsätze, »nach denen jede Aufgabe entschieden werden muß, ein Licht »angezündet, das über das gesammte sittliche Thun und Las»sen sich wohlthätig verbreitet: erwäge man nun noch, daß »der Mensch überhaupt, also auch der junge Mensch, an »nichts so warmen Antheil nimmt, als an der Untersuchung »und Entscheidung moralischer Aufgaben: so ist dieses ein »neuer Wink, die Gelegenheit, das moralische Urtheil zu »schärfen und zu berichtigen, nicht zu versäumen.«

Sehr wahr! und sonach sind wir mit dem Verf. über die Nothwendigkeit eines Buchs, wie das seinige, völlig einverstanden. Was nun aber dieses Buch selbst betrifft: so weicht es in wesentlichen Punkten von der Vorstellung ab, die wir von der zweckmäßigen Einrichtung eines solchen Buchs haben. Diese unsere Vorstellung müssen wir hier mittheilen, weil sie der Maaßstab ist, wonach wir urtheilen, und wonach der Verfasser und andere Sachkundige unser Urtheil prüfen müssen.

Ein solches Buch muß allgemein brauchbar für die niedrigsten Stände, wie für die höchsten, und für die untersten, wie für die obersten Klassen einer Schule seyn, da es diesen allen unentbehrlich ist. Daher ist allgemeine Faßlichkeit eine

Was wir bisher getadelt haben, konnte unter die maculas gerechnet werden, quas incuria fudit; aber unbegreiflich ist es uns, wie der Verf. die Lichtwersche Erzählung aufnehmen konnte, wo ein Vater einen Diamant demjenigen von seinen Söhnen verspricht,

Der mittelst einer edlen That
Darauf den größten Anspruch hat.

Die Söhne gehn auf Reisen, um den Diamant zu verdienen. Nach drey Monden kommen sie zurück. Der Eine erzählt: er habe ein Gut, das ihm ein fremder Mann ohne Schein anvertrauet, diesem treulich wieder gegeben. Der Andere: er habe einem Kinde, das ins Wasser gefallen, das Leben gerettet. Der Dritte: er habe seinen Feind, der am Rande eines tiefen Abgrundes fest geschlafen, zurückgezogen und geweckt. Dieser bekömmt den Diamant. Der Vater ruft aus:

Der Ring ist dein! Welch edler Muth,
Wenn man den Feinden Gutes thut!

Freylich! Aber wenn ein Diamant dabey zu gewinnen ist, werden wohl Mehrere diesen edeln Muth haben, auch wohl Kinder vom Ertrinken retten, und anvertrautes Gut ohne einzulösenden Schein zurückgeben, besonders wenn es weiter nichts bedarf, als ihrer eigenen Versicherung, daß sie dieß gethan haben. Weder Vater noch Söhne wußten was eine edle That ist, sonst hätte jener nicht einen Marktpreis darauf gesetzt, und diese nicht nach einem solchen Preise gerungen; oder wem er geboten ward, der mußte ihn als etwas Entehrendes ausschlagen. Macht denn unser Vf. nicht aufmerksam hierauf? Mit keinem Worte! Er fügt bloß die — billigende — Frage bey: »Welchem von diesen drey Söhnen wird nun der Vater den Diamant gegeben haben?« — Wie verträgt sich dieß aber mit folgender Aeußerung von ihm S. 6. VIII:

»Warum sollst du der Tugend nachstreben, und das »Laster vermeiden? Etwa um belohnt zu werden? »Oder aus Furcht vor der Strafe? Oder sollst du die »Tugend lieben, bloß um der Ruhe der Seele willen, die »dem Menschen so wohl thut? Würde in diesem Falle »deine Tugend wahre Tugend seyn, und innern Werth »haben? Oder sollst du tugendhaft seyn um der Hoheit »und innern Vortrefflichkeit der Tugend willen?«

Wie?

Wie? Man soll die Tugend nicht bloß um der Seelenruhe willen, die sie gewährt, lieben; und eine edle That soll aus Begierde nach einem Diamant entspringen können? Man soll tugendhaft seyn um der Hoheit und innern Vortrefflichkeit der Tugend willen; und der Mann, der dieß S. 6 sagt, läßt es S. 7 ungerügt hingehen, daß eine edle That für einen Diamant feil ist? — Oder wollte er etwa der Jugend und ihren Lehrern diese Rüge überlassen? Das hätte er doch wohl, wie er sonst thut, durch ein was sagt ihr dazu? oder: wie gefällt euch diese Preisaussetzung des Vaters, u. dergl. angedeutet.

Was die Regeln betrifft, die der Verf. giebt: so sind sie in der Schulsprache abgefaßt, und also nichts weniger, als allgemein brauchbar. Z. B. die zwanzigste Regel: »Kömmt eine unbedingte Pflicht mit einer oder mehreren bedingten in Kollision: so soll jederzeit die unbedingte erfüllt »werden; und es ist Sünde, um bloß bedingter Pflichten »willen, eine einzige unbedingte zu verletzen.«

Vorläufig ein paar Worte über einige Anwendungen, die der Verf. von dieser Regel macht. S. 122: »Habe ich »das Recht, einen auf Raub und Mord ausgehenden Men»schen zu tödten, wenn ich sein boshaftes Vorhaben auf kei»ne andere Weise hintertreiben kann? Antwort: Nein! »Seine Ermordung darf mir nie Zweck seyn.« — Seine Ermordung freylich nicht; aber wohl seine Tödtung; das ist offenbar zweyerley. Einen tödten, heißt weiter nichts, als ihm das Leben nehmen; einen ermorden, heißt: ihm das Leben mit Unrecht nehmen. Nun, nehme ich aber dem nicht mit Unrecht das Leben, der mir oder Andern das Leben mit Unrecht nehmen will: er will uns ermorden, wir wollen ihn bloß tödten, um so — weil es in dem angenommenen Fall, auf andere Weise nicht möglich ist — unser Recht, zu leben, gegen ihn zu behaupten.

S. 124: »Darf ich den nicht belügen, der, den Dolch »in der Hand, mich fragt, wo mein Freund ist, um ihn im »Zorn zu morden?« — Wir verneinen diese Frage so gut, wie der Verf.; aber aus einem andern Grunde. Er meint, hier gerathen zwey Pflichten in Widerstreit, nämlich die unbedingte Pflicht, nicht zu lügen, und die zwar wichtige; aber doch immer nur bedingte Pflicht, das Leben eines Freundes

zu retten. Wir erkennen mit ihm beide Pflichten an, und zwar jene als eine unbedingte; diese als eine bedingte. Auch wollen wir nicht die zweyte mit Verletzung der ersten erfüllen, wir wollen den rasenden Menschen keinesweges belügen; aber wir werden ihm ohne Scheu eine Unwahrheit sagen, sobald wir hoffen können, dadurch das Leben — nicht nur eines Freundes; sondern eines jeden Menschen, der in solcher Gefahr wäre — zu retten. Einen belügen, und einem eine Unwahrheit sagen, ist eben sowohl zweyerley, als einen tödten und einen ermorden. Eine Lüge ist eine Unwahrheit, die in der Absicht gesagt wird, dem Nächsten an Leib oder Leben, Gut oder Ehre weh zu thun. In dem vorliegenden Fall hingegen, haben wir die Absicht, dem einen Menschen das Leben zu erhalten, und dem andern ein Verbrechen zu ersparen. Auch hat dieser andere gar kein Recht, die Wahrheit von uns zu fodern; und hat er kein Recht dazu, so fällt auf meiner Seite die Pflicht, sie ihm zu sagen von selbst weg. Denn es ist ein Irrthum der kritischen Schule, daß es Pflichten gebe, welchen gegenüber keine Rechte stehen. Eine Pflicht auf der einen Seite, ohne ein Recht auf der andern, ist eben so undenkbar, als ein Recht auf der einen Seite, ohne eine Pflicht auf der andern. Recht und Pflicht stehen und fallen mit einander, wie alle Begriffe, die sich auf einander beziehen.

Der Verfass. meint S. 128: es möchten mehr die Regungen des Herzens, als die Ansprüche des Kopfs seyn, die sich bey Vielen gegen seine Entscheidung empören. Dieß ist, wie man sieht, bey uns nicht der Fall. Wir wollen der unbedingten Pflicht — d. i. der Pflicht, nicht Unrecht zu thun, neminem laedere, suum cuique tribuere — alles aufgeopfert wissen, Leib und Leben, Gut und Ehre. Aber auf der andern Seite können wir unmöglich einstimmen, wenn — aus Unkunde der Sprache — Pflichten ersonnen werden, denen keine Rechte gegenüber stehen; Pflichten, von denen schwache Seelen, wie von Gespenstern geängstigt werden, und die nicht weniger als diese, Hirngespinnste sind.

E.

Kriegswissenschaft.

Mathematisches System der angewandten Taktik oder eigentlichen Kriegswissenschaft. Zur Uebersicht und zum Gebrauch für Lehrer dieser Wissenschaft in Militairschulen. Von G. Venturini. Schleswig, bey Röhß. 1801. 168 Seiten gr. 8. 12 ℛ.

Es ist unstreitig ein sehr verdienstvolles Unternehmen, über eine der wichtigsten, bisher aber scheinbar verworrenen, und nur sehr wenig Köpfen zugänglichen Wissenschaften, Ordnung und Licht zu verbreiten. Rec. läßt daher mit Vergnügen diesem Gedanken des nunmehr verstorbenen Verfassers die volleste Gerechtigkeit wiederfahren. Nur ist ein solches Unternehmen zugleich mit den erheblichsten Schwierigkeiten verknüpft, in deren Besiegung der Vf. nach unserer individuellen Ueberzeugung, nicht durchgängig glücklich gewesen zu seyn scheint.

Schon die vorangeschickte Erklärung, möchte nicht den ungetheilten Beyfall der Sachverständigen erhalten. Nach derselben, ist die Taktik ein Theil der Kriegskunst, und die Kriegskunst ein Theil der Strategie. Man sollte indeß glauben, letzteres verhalte sich umgekehrt, und man müsse unter Strategie, einen Theil der höhern Kriegskunst verstehen. Vielleicht wäre die Eintheilung natürlicher, wenn man die Taktik, (als die Stellungs- und Bewegungskunst der Truppen, bis zu den Evolutionen der sogenannten Schulmanövers) als einen niedern Theil der Manövrirkunst; die Manövrirkunst, (welche sich mit Benutzung des Terrains, bey dem Angriff, bey der Vertheidigung, bey demonstrativen Märschen und deren Anordnung, bey der Wahl der Stellungen, und überhaupt bey der Anwendung der Lokalität im Kleinen und Großen beschäfftigt) als einen Theil der Strategie; und die Strategie, oder den Entwurf, die Abänderung und die Ausführung der Kriegs- und Operationspläne, als den höchsten Theil der Kriegskunst, welche alle diese Wissenschaft in sich begreife, betrachte. Rec. ist die Eintheilung in höhere und niedere Taktik sehr wohl bekannt; indeß glaubt derselbe, daß man diese ersparen könne.

Doch

Doch — wir wollen nicht um Benennungen streiten, obgleich diese keinesweges hier unbedeutend und gleichgültig sind. Wir wollen uns vielmehr bloß an die Sachen halten.

Der aufmerksame Leser wird demnach in dieser Schrift, manchen Gegenstand des Nachdenkens finden, und ihn mit Nutzen bearbeiten können.

Der Verf. theilt seine Schrift in 3 Hauptabtheilungen, nämlich: 1) Die Kriegskunst; 2) Die Feldherrnwissenschaft. 3) Die Kriegsdialektik, welche der Verf. als einen Theil der zweyten ansieht.

Nach Vorausschickung einiger Grundsätze, theilt der Vf. die erste Hauptabtheilung von der Kriegskunst in folgende Unterabtheilungen, als: 1) Die Stellungskunst, und zwar a) deren allgemeine Grundsätze; b) der Lagerkunst; c) der Quartierstellung. 2) Die Bewegungskunst. 3) Die Gefechtslehre. Es scheint hierbey Manches zu erinnern zu seyn, welches Rec. jedoch dem Ermessen des einsichtsvollen Lesers überlassen muß, da überhaupt die etwanigen Bemerkungen, zu spät für den Verf. eintreten würden.

Nach Rec. unmaaßgeblicher Meinung, dürfte der Anfänger nur einen mangelhaften Belehrungsstoff aus dieser Abtheilung ziehen. Sollte diese Schrift aber als Leitfaden bey dem mündlichen Vortrage eines Lehrers dienen, so würde noch manche Erklärung, ja sogar noch manche Umänderung der Ordnung statt finden müssen, worüber wir, der Kürze wegen, uns in keine Erläuterungen einlassen können.

Die zweyte Hauptabtheilung, oder die Feldherrnwissenschaft, ist nach dem Verf.: »die Anwendung der Kriegskunst »zur Erreichung des Kriegszwecks. Beschränkt sich dieselbe »bloß auf die beste Ausführung eines einzelnen Kriegsunter»nehmens zur Deckung des Landes; so entsteht die Strate»gie; entwirft sie aber eine allgemeine Kombination der »Kriegsvorfälle zur schnellsten Erreichung des Hauptkriegs»zwecks: so entsteht die Kriegsdialektik.«

Rec. ist der Meinung, daß man diesen Satz ebenfalls umkehren könne, und daß dagegen Niemand etwas einwenden werde. Denn, daß die Strategie sich lediglich mit der Deckung des Landes beschäfftige, streitet wenigstens gegen die gewöhnliche Acception dieses Begriffs. Eben so gehört die

Kriegs-

Kriegsdialektik, ohne Zweifel schon zur Strategie des Verfassers.

In den zu Anfang dieser 2ten Hauptabtheilung aufgestellten Grundsätzen, sucht der Verf. den Begriff der Strategie zwar auch auf die Offensive auszudehnen. Sobald aber die Sicherheit oder die Erhaltung der Truppen, (S. 85) der Deckung des Landes nachstehen soll: so möchte das Problem schwer zu lösen seyn, ohne dabey in das Kordonsystem zu gerathen.

Die Unterabtheilungen sind, so wie in der ersten Hauptabtheilung, folgende, als: Erstens. Von der Stellungswissenschaft. Hier sagt der Verf. 1. B. S. 90:

»I. Hauptgrundsatz.«

»Zur völligen Sicherung eines Landes muß ein zweckmäßiges Vertheidigungsgebäude angeordnet werden.«

»A. Grundsatz.«

»In diesem Vertheidigungsgebäude müssen dem feindlichen Heere alle Durchbruchswege gesperrt seyn.«

»a. Lehrsatz.«

»Man muß den Durchbruchsweg durch Befestigungen sperren.«

»b. Lehrsatz.«

»Der zu sperrende Weg muß selbst mit einer hinlänglichen Streitkraft besetzt werden, u. s. w.«

Dieß sind gutgemeinte Unmöglichkeiten, oder vielmehr ist dieß eine Vorschrift zum Kordonsystem, welcher Rec. unmöglich seinen Beyfall geben kann. Der Verfass. wendet S. 98 die Stellungswissenschaft noch besonders auf den Defensivkrieg, und S. 104 auf den Offensivkrieg an. Auch hier kann Rec. dem Verf. nicht durchgängig beypflichten.

Die zweyte Unterabtheilung der 2ten Hauptabtheilung handelt ferner: Von der Bewegungswissenschaft, und zwar S. 110 im Allgemeinen, und S. 114 u. folg., im Besondern. Da Rec. sich auf eine umständliche Zergliederung weder einlassen kann noch mag: so bemerkt derselbe bloß, daß diese Gegenstände von dem Verf. schärfer gefaßt zu seyn schei-

nen; doch hängt derselbe immer noch viel zu sehr den Begriffen vom Decken, und von überkünstelten Berechnungen an, welche in der Wirklichkeit nicht statt finden.

Die dritte Unterabtheilung, handelt von der strategischen Gefechtsanwendung. Auch hier sieht sich Rec. genöthigt, das so eben Erwähnte zu wiederholen.

Endlich kömmt die dritte Hauptabtheilung: die Kriegsdialektik. Der Vf. theilt sie in zwey Hauptstücke, nämlich: 1) Vom Operationsplan, und 2) von der Politik des Krieges. Unter einigen Einschränkungen, glaubt Recens. diesem Theil dieses Buchs, seinen Beyfall eher, als den bisher abgehandelten Gegenständen geben zu dürfen. Es ist hier mancher nützlicher Gedanke aufgezeichnet, welcher wenigstens einen sichern Stoff zum weitern Nachdenken liefert. Der Vf. scheint sogar an einigen Orten, z. B. S. 153, 154 ff. die in dem Vorigen enthaltenen Begriffe zu widerrufen. Gegen die Kriegspolitik des Verf. dürfte indeß noch Manches zu erinnern, oder doch ohne einen umständlichern Kommentar, solche nicht verständlich seyn.

Eigentlich hat uns der Verf. mehr geliefert, als der Titel verspricht; denn wir erwarteten nur ein System der Taktik, und finden am Ende ein System der Kriegspolitik, welches beydes der Verf. wohl nicht für einerley, oder letztere, für eine Unterabtheilung der erstern gehalten haben wird. Wir wollen indeß annehmen, daß zu viel, besser ist, als zu wenig.

Gern würde Rec. diesem Unternehmen des verstorbenen Verf. ein größeres Lob beylegen, wenn dieß möglich wäre. Inzwischen ist Recens. der aufrichtigen Meinung des bereits Anfangs Erwähnten, daß, obgleich die Beseitigung der damit verbundenen Schwierigkeiten, dem Verfass. nicht überall geglückt zu seyn scheint, dennoch der Gedanke: über einen so wichtigen Zweig menschlicher Erkenntnisse Licht verbreiten zu wollen, mit Dank zu erkennen ist.

Archiv für deutsche Schützengesellschaften. Erster Band. Nebst einer Abhandlung: über die aus Volksfesten, Volksbewaffnungen u. Waffenübungen

hen der Alten noch und nach entstandenen Waffenarten in Deutschland. Gesammlet und herausgegeben von Joh. Christ. Hendel, Mitglied der Hallischen Schützengesellschaft. Mit 11 Kupfern, mehreren Holzschnitten, und 2 Tabellen. Halle, bey Hendel. 1802.

Auch unter dem Titel:

Versuch einer historischen Beschreibung aller ehemaligen und jetzt üblichen Wehr- und Waffenarten. Nebst einer Abhandlung über die aus Volksfesten, u. s. w. XIV und 338 Seiten gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Diese Schrift ist Sr. Majestät dem Könige von Preußen dedicirt. In der Vorrede macht uns der Verf. eine Schilderung von der Nützlichkeit seiner Unternehmung, und von den Schützengesellschaften. Er schreibt als Dilettant, und will dem Gewehrliebhaber die verschiedenen Arten alten und neuen Geschützes beschreiben. Er holt weit aus; bricht aber kurz ab. Der Verf. hat auch einige eigene Erfindungen im Vorschlage, welche jedoch nicht viel sagen wollen.

Die Abhandlung von den Volksfesten, ꝛc. macht den Anfang, und hebt mit den Phöniciern und Syrern, den Chaldäern und Aegyptern an. Alle Völkerschaften bis auf die Römer folgen. Den Deutschen ist ein besonderer, und zwar der interessanteste Abschnitt gewidmet, in welchem der Verf. manche Nachrichten von den Waffen, den Uebungen, der Kriegsverfassung, den Kämpfen und den Kampfspielen gesammelt hat. Die neuern Zeiten sind hingegen nur kurz berührt worden, vorzüglich was die Volksfeste anbetrifft.

S. 93 folgt hierauf die »Beschreibung alter und neuer »Wehrarten, nach Klassen eingetheilt.« Diese sind: A. Schlag- und Schneidegewehre. B. Stoß- und Stangengewehre. C. Wurf- und Schnellgewehre. D. Handfeuergewehre. E. Geschütz.

Eine scientifische Würdigung dieser verschiedenen Waffenarten, ist hier nicht die Sache des Verfassers; sondern nur

eine mehrentheils kurze, und oft sehr unvollständige Beschreibung derselben, wie z. B. S. 167 und 168 der Artikel Balliste, Katapulte, u. s. w. Mitunter laufen auch unrichtige Meinungen und Urtheile, welche der Verf. theils aus ältern Schriften ausgeschrieben, theils selbst hinzugethan hat, z. B. S. 181 die Pech- und Feuersprützen (ebenfalls eine besondere Wehrart) betreffend.

Es würde zu weitläuftig seyn, wenn wir alle Artikel durchgehen wollten. Wir begnügen uns daher nur noch zu bemerken, daß besonders die neuern Feuergeschosse sehr unvollkommen abgefertigt werden. Hier hätte der Verf. einhalten, und sich höchstens auf die Jagd- und Schützengewehre beschränken sollen. Dagegen hat er aber selbst in diesem Artikel manches Unrichtige mit einfließen lassen, wie z. B. S. 236, die neuen Gewehre der preußischen Infanterie betreffend, welche völlig anders, als dort gesagt wird, beschaffen sind. Das grobe Geschütz ist vollends höchst dürftig geschildert; weßhalb man diesen Artikel völlig überschlagen kann, da es uns an Lehrbüchern über die Artillerie nicht fehlt, und der Leser, er sey Dilettant oder Soldat, sich zu diesen wird wenden müssen, wenn es ihm um richtige Vorstellungen zu thun ist. Die Schreibart des Verf. ist übrigens auch nicht sehr zu loben; sondern an mehreren Stellen fehlerhaft und rauh. Rec. kann diese Schrift daher nicht für etwas mehr halten, als für eine Kompilation, in welcher der Liebhaber allenfalls von den alten Waffenarten einige Nachrichten findet, und aus der vor der Beschreibung der letztern sich befindenden Abhandlung, derselbe einige Notizen über die ältere Kriegsverfassung unserer Voraltern, schöpfen kann.

Ml.

Vom Dienst im Felde, für Unterofficiere der Infanterie, und auch für Layen in der Kriegskunst, welche zum Schutze des Landes bey der Landwehren- und Küstenmiliz angestellt werden könnten. In Fragen und Antworten, bearbeitet von J. von Ewald, Königl. Dänischem Obristen, Chef des Schleswigschen Jägerkorps, des Schleswig-Hollsteinischen Bataillons leichter Infanterie, und Rit-

Rittern des Hessischen Ordens pour la vertu militaire. Schleswig, bey Röhß. 1802. 102 S. 8. 8 Kr.

Rec. hat mit Vergnügen diese kleine Schrift gelesen, und darf solche dem militärischen Publikum mit dem Wunsche empfehlen, daß dieselbe sich in den Händen derjenigen Klasse von Kriegsleuten befinden möge, für welche der verdienstvolle Verf. diese Ausarbeitung unternommen hat.

Gm.

Ausführliche und zuverlässige historisch - militärische Beschreibung der Schlacht bey Kunersdorf und Frankfurt, am 12ten August 1759. Mit beygefügtem genauen Situationsplane, nebst verschiedenen Nachrichten der Schicksale Frankfurts und der umliegenden Gegend in damaliger Zeit. Gesammelt und herausgegeben von *Joh. Ludw. Kriele*, Prediger zu Kunersdorf. Berlin, bey Maurer. 1801. XIV u. 172 S. gr. 8.

Der Vf. liefert im ersten Abschnitte zuförderst einige Nachrichten von den Schicksalen Frankfurts, vor der Schlacht. Im zweyten folgt darauf die Beschreibung dieses merkwürdigen Ereignisses selbst. Militärischen Lehrern muß dasselbe bereits aus der Geschichte des siebenjährigen Krieges vom Hrn. General von Tempelhoff bekannt seyn; woselbst man den Gesichtspunkt, aus welchem man diese Bataille betrachten muß, sehr richtig angegeben findet. Für diese Leser konnte also die abermalige Beschreibung derselben kein Bedürfniß mehr seyn; auch kann man diese Schrift keineswegs als einen erheblichen Beytrag für die Kriegsgeschichte ansehen. Indeß, wenn solche auch nicht das Verdienst hat, neue Aufschlüsse oder Betrachtungen zu geben: so hat sie dennoch das Verdienst, manche individuelle Nachrichten aufzubewahren, und bis auf einiges Ueberflüssige, die Foderungen einer unterhaltenden Lektüre zu erfüllen. Rec. glaubt, daß man hierin genügsam seyn, und überhaupt bey dergleichen Beyträgen, nicht sogleich hohe Din-

ge erwarten müsse. Uebrigens mag man mit dem Verfasser Nachsicht haben, da er uns freylich über manche Frage warum? keine Antwort geben kann, die wenigstens den Soldaten befriedigen könnte. Von der Tempelhofschen Beschreibung weicht der Verf. darin ab, daß derselbe behauptet, aus sichern Nachrichten und von Augenzeugen erfahren zu haben, die preußischen Truppen hätten sowohl den sogenannten Kuhgrund, als auch die Batterie des Spitzberges wirklich erstiegen gehabt. General von Tempelhof hingegen behauptet, daß die Unmöglichkeit, diese beyden Posten in Besitz zu nehmen, die Hauptursache am Verlust der Schlacht sey. Absprechen läßt sich hierüber zwar keinesweges; indeß wird es sehr wahrscheinlich, daß die beyden genannten Posten, wenigstens nur wenige Augenblicke in preußischen Händen waren, und nicht behauptet werden konnten. Dieß scheint Recens. ziemlich einleuchtend zu seyn, wenn man die verschiedenen Traditionen mit dem Ausgang vergleicht. Daß übrigens der König, wie auch unser Verf. meint, sich mit den halberrungenen Vortheilen hätte begnügen sollen, ist eine Behauptung, die der General v. Tempelhof vollständig genug widerlegt hat. Rec. scheinen die Gründe des letztern überwiegend zu seyn.

Die auf den zweyten Abschnitt und den Anfang desselben folgenden namentlichen Verzeichnisse der Gebliebenen und Verwundeten beyder streitenden Theile, welche mit dem tabellarischen Verzeichniß eben dieses gegenseitigen Verlustes, allein 75 Seiten einnehmen, sind wohl nur als Lückenbüßer zu betrachten; wenigstens was die russischen namentlichen Listen von Personen anbetrifft, welche schwerlich mit Jemand in unserm Vaterlande in Verbindung gestanden haben. Ein Auszug aus diesem Verzeichniß, wäre also, unserer Meinung nach, hinreichend gewesen.

Der dritte Abschnitt, welcher Nachrichten von den Schicksalen Frankfurts, nach der Schlacht, enthält, ist nebst dem beygefügten Anhang, für die Geschichte der genannten Stadt interessant. Die im vierten Abschnitte aufgezeichneten Nachrichten und Anekdoten aus jenem Zeitraume, lassen sich ebenfalls ganz gut lesen; doch hält Rec. es für überflüssig, dieselben umständlich durchzugeben.

Der Plan der Schlacht endlich, ist zwar zur Erläuterung ganz gut gerathen; erhebt sich jedoch zu wenig über das Mittelmäßige, als daß man ihn sonderlich loben könnte.

Dieß

Dieß ist der Eindruck, den diese kleine Schrift auf Rec. machte, von welchem Rechenschaft zu geben, letzterer sich gemüßigt gesehn hat. Dem Leser bleibe es schließlich überlassen, hieraus ein Urtheil zu fällen.

Jf.

Kurzgefaßtes Handbuch der Geometrie und Feldfortifikation, für Officiere, welche diese Wissenschaft von selbst erlernen wollen (,) und zum Gebrauch für Militairschulen der Freykorporals (,) von W. E. Freyherrn von Krohne, Königl. Preußischem Lieutenant im Füsilierbataillon von Thümen in Memel. Königsberg, gedruckt bey Degen. 1802. 152 Seiten kl. 8. Nebst den nöthigen Figuren in 9 Blättern.

Der Verf. will, laut der Vorrede, »einen Auszug der nöthigsten und anwendbarsten Theile der Geometrie, des militairischen Aufnehmens, und der Feldfortifikation entwerfen, um diejenigen nachzuhelfen, denen daran gelegen seyn sollte, einst gebraucht zu werden.« Obgleich es nun nicht an Lehrbüchern zu diesem Behuf fehlt: so ist dennoch der Endzweck des Verf. lobenswürdig, und verdient, als die nachahmungswerthe Bestrebung eines jungen Officiers, alle Aufmunterung, ja selbst eine schonende Beurtheilung. Derjenige, welcher öffentlich auftritt, ist hingegen gewissermaaßen ein öffentlicher Lehrer, und darf nichts dawider einwenden, wenn er als ein solcher beurtheilt wird. Es ist daher am rathsamsten, im Fall man dem Publikum, oder auch nur einem Theile desselben, nicht als Lehrer vorstehen kann, sich lieber auf den Nutzen zu beschränken, welchen man in seinem eingeschränkteren Wirkungskreise zu stiften vermag.

Folgendes ist der erste Paragraph des Verfassers:

»Die Geometrie selbst theilt sich in mehrere Theile, als »die (in die) ebene und körperliche Geometrie, in die ebene »und sphärische Trigonometrie, u. s. w. Von diesen »allen schränken wir uns nur auf die ebene Geometrie ein.«

Diesen § hätte der Verf. nicht schreiben sollen, weil die Trigonometrie darin als ein Theil der Geometrie genannt ist.

Eben so wenig befriedigend ist die Erklärung oder Eintheilung der geraden Linien S. 2 und 3, und der krummen, ebendaselbst, wie auch alle seine Beweise insgesammt, welche herzuzählen gar nicht einmal der Mühe lohnt. Wer soll denn aus einem solchen Aufsatze Belehrung schöpfen? Muß sie nicht noch weniger als oberflächlich gerathen, und ist denn dergleichen in der Anwendung auch nur von dem geringsten Nutzen? Wie soll denn der Officier aus einer so höchst mechanischen Kenntniß der Geometrie für sein Fach Nutzen ziehen, da dieß nur durch die größte Vertrautheit mit dem ganzen Umfange dieser Wissenschaft einigermaaßen möglich ist! — Rec., welcher aus Erfahrung spricht, wünscht, daß der Verf. und alle talentvolle junge Kriegsleute, dieser Wahrheit bey sich Eingang verschaffen mögen; denn wahrlich, die Einwirkungen des mathematischen Studiums auf das Kriegshandwerk müssen ganz aufhören, sobald der Wirkungskreis derselben durch oberflächliche Kenntnisse, noch mehr begränzt wird. Um nicht zu weitläuftig zu werden, bricht Rec. diese Gedanken mit Willen ab, obgleich sich noch Manches hinzufügen ließe, und wendet sich zu dem zweyten Heft dieser kleinen Schrift: »Ueber das militairische Aufnehmen.«

Hätten wir nur nicht über dieses Fach so manche gute Schrift, und wäre der Verf. der erste, der dasselbe bearbeitete: so würde Rec. gern nicht tadeln. So aber muß derselbe nach seiner Pflicht gestehen, daß dieser Abschnitt ihn ebenfalls ganz und gar nicht befriedigt hat. Der Verf. hätte sich keinesweges an dergleichen Materien wagen sollen. Alles ist hier durcheinander geworfen. Das Aufnehmen mit Instrumenten sowohl, als das Croquiren, welches letztere, »gleichsam eine eigene Wissenschaft« genannt wird, ist äußerst kurz abgefertigt. Bey der Höhenmessung S. 66, ist zwar ein »Erstens« vorhanden; das »Zweytens« aber vergessen worden. Zum Beweise des Vorstehenden, vergleiche man §. 18. mit §. 20, 29, 30.; ferner §. 19. mit §. 25, 26, (I) 27, 28.

Wir kommen nun zur Feldfortifikation im dritten Hefte. Auch hier gilt das Vorhingesagte, daß wir nämlich schon weit gründlichere Schriften über diesen Gedanken haben. Vom eigent-

eigentlichen Bau der Feldschanzen, findet Rec. nichts. Es ist, als ob der Verf. nur das längst Bekannte und hundertmal Gesagte, hätte so eben obenhin excerpiren wollen. Kurz, um nicht Zeit und Mühe und Raum zu verschwenden, wollen wir hier abbrechen, mit dem Wunsch, daß es dem Verfasser gefallen möge, seine an sich guten Absichten, einst durch eine bedeutendere Unternehmung zu beurkunden.

Mh.

Münzwissenschaft.

Kritische Beyträge zur Münzkunde des Mittelalters, von Joseph Mader. Prag. 1803. 205 S. 8. nebst 90 in Kupfer gestochenen Münzen. 1 Rt. 6 gr.

Der gelehrte Verf. erkennt, wie viele Schwierigkeiten sich noch in diesem Theile der Münzwissenschaft finden, wie oft es hier sehr schwer sey, etwas Bestimmtes anzunehmen, und wie man sich mehrentheils nur damit beruhigen müsse, etwas offenbar Falsches zu erkennen, und von dem wahrscheinlich Richtigern zu unterscheiden. Er prüft daher die Meinungen und Behauptungen verschiedener, in diesem Fache berühmter Schriftsteller, eines le Blanc, Muratori, Eckhardt, Hontheim, Köhler, Joachim, Voigt, u. a. m. und sagt mit Freymüthigkeit und Bescheidenheit, wo er ihnen nicht beystimmen kann, unterstützt aber auch seine Zweifel mit den gehörigen Gründen.

Die Sammlungen, woraus er die Stücken, von welchen hier die Rede ist, genommen hat, sind angeführt. Die königlich-böhmische Gesellschaft der Wissenschaften hat, auf Verlangen des Verfass., dem Hrn. Grafen Franz v. Sternberg, den Auftrag gegeben, die Treue der hier abgebildeten Münzen zu prüfen, welcher die Originale Stück für Stück mit dem Kupfer sorgfältig und wiederholt verglichen, und S. 4 ein öffentliches Zeugniß von der äußerst genauen Harmonie zwischen beyden ausstellt. Dieser Gedanke ist sehr lobenswerth, weil der Münzforscher nun in seinen Untersuchungen festen Fuß fassen kann.

Die Ordnung, nach welcher diese Materie behandelt ist, ist folgende: 1) Münzen fränkischer Könige. 2) Verschiedener römischen Kaiser und deutscher Könige. 3) Erzbischöflich mainzische. 4) Trierische. 5) Kölnische. 6) Pfälzische. 7) Vermischte Münzen.

Uebrigens kann man von dem Verf. lernen, wie Numismatik studirt werden muß, wenn sie reellen Nutzen haben soll, nämlich überall in Verbindung mit der Geschichte; und bey Beurtheilung und Entzifferung schwer zu erklärender Münzen, sieht er mit Recht auf Schrot und Korn, Größe, Form der Buchstaben, Fabrik, Schreibart des Namens, Titel, Monogramm, Prägort, u. s. w. welches besonders bey den verschiedenen Karlen nöthig war.

Nun nur noch einige Bemerkungen als einen kleinen Beweis, daß Rec. diese kritischen Beyträge zur Münzkunde aufmerksam durchgelesen hat.

Es ist wahr, daß die S. 10—12 erwähnte Münze vom sicilianischen Könige Ferdinand I. viel Aehnlichkeit mit der von Pharamund seyn sollenden Münze hat, welche, nach le Blanc's Erzählung, der Jesuit P. Carey in Händen gehabt haben soll; aber das Einzige, was man dagegen einwenden könnte, ist, daß diese sicilianische Münze zu bekannt ist; und daß also ein Kenner, wenn er auch eine solche etwas undeutliche Münze in seine Hände bekommen sollte, doch leicht das Wahre erkennen würde.

Die Nr. 7 vorgestellte, und S. 27 erklärte Münze, ist nicht mit der, welche in der Note aus Joachims Münzkabinet III. S. 196 angeführt wird, einerley. Denn Joachims Münze ist in Utrecht, und die, von welcher hier die Rede ist, zu Dürstede geschlagen. Letztere besitzt Recens. in Gold und in Silber; doch mit der kleinen Verschiedenheit, daß man sehr deutlich auf dem Avers liest: DORESTA FIT. und zwar mit einem nach Verhältniß sehr kleinen o.

Die Nr. 21 abgebildete, und S. 56 und 57 erklärte Münze besitzt Rec. auch; aber mit dem Unterschiede, daß die beyden eingedrückten Buchstaben fehlen, auch ist diese seine Münze nichts weniger, als ein Halbbrakteat; sondern ein sehr schöner und wohl erhaltener Solidus.

Da

Da auf dem Exemplare, welches Rec. von der Münze Nr. 22 S. 57 besitzt, die Prägewerkzeuge sehr deutlich vorgestellt sind: so nimmt er zwar die Meinung des Verfassers sehr gern an, daß diese Münzen vielleicht zu Auszahlungen der Münzbeamten, Münzarbeiter, u. s. w. bestimmt gewesen seyn könnten; kann aber doch die Ursache nicht einsehen, warum man diese mit andern und eigenen Münzen bezahlt haben sollte.

Von der Münze Nr. 58 S. 105, welche auf Kaiser Adolphs Krönung geschlagen wurde, hat Rec. ein Exemplar mit der besondern Verschiedenheit, daß sehr deutlich CIVITAS AQVENSIS statt: VRBS AQVENSIS darauf steht, und nichts weiter als die Figur eines halben Mondes darauf steht. Das Gebäude ist auch von ganz anderer Gestalt.

Von Nr. 67 S. 120 glaubt Rec. mit dem Verfasser lieber, daß das A über dem Wappen den Namen des Erzbischofs Adolph, als der Münzstadt Amöneburg, ausdrücken soll.

In trierischen Münzen scheint theils die Sammlung des Verf. reich zu seyn, theils scheint er aber auch Gelegenheit zu haben, andere Kabinette, in welchen sich dergleichen befinden, zu benutzen. Besitz und Gelegenheit kamen hier an den rechten Mann, und wir wünschen ihm dazu Glück.

Bey Gelegenheit der kölnischen Münze Nr. 83 S. 136, glaubte Rec. zugleich die Erklärung folgender, zwar nicht publicirten, dem Verf. aber wohl bekannten Münze zu finden. Av.: SCIFSTRVSAIPS. Ein Kopf. Rev.: SANCTA COLONIA. Ein Kreuz, in dessen vier Winkeln die vier Buchstaben: ANNO.

Das, was der H. Peter auf der Münze Nr. 89 in der rechten Hand hat, scheint nicht sowohl ein A, als vielmehr ein Monogramm zu seyn, welches die Buchstaben MA ausdrückt.

Rec. beschließt die Anzeige dieser gelehrten Schrift mit dem herzlichen Wunsche, daß der Himmel dem Herrn Verf. noch viele Jahre Gesundheit und Muse schenke, um in diesem so schweren und mühevollen Fache noch weiter fortarbeiten zu können. Die Numismatik des Mittelalters würde

dadurch

dadurch sehr viel gewinnen, und dankbar würde jeder Münzfreund seine Belehrungen annehmen.

Hn.

Staatswissenschaft.

D. Joh. Christ. Majers, Justizraths und ordentlichen Lehrers des Staats- und Lehnrechts zu Tübingen, System der Staatsregierung im Grundrisse. Hof, bey Grau. 1803. 216 Seiten gr. 8. 20 Kr.

Nachdem der Freyheitsschwindel, welcher eine Zeitlang jenseits und diesseits des Rheins die Köpfe unglaublich verdrehte, sich jetzt allmählich zu verlieren anfängt, können vernünftige Schriftsteller einmal wieder erwarten, gelesen und genutzt zu werden; anstatt daß bisher die philosophischen Querköpfe in Menge über sie herfielen, und jeder Magister in seinem Mantelloch sich nicht nur ein Votum über öffentliche Angelegenheiten anmaaßte; sondern sich sogar der einzigmöglichen Auflösung des großen Problems der besten Konstitution, Gesetzgebung und Rechtspflege bewußt zu seyn glaubte.

Der berühmte Verfasser dieses Systems hat ein nützliches Unternehmen begonnen, dessen Ausführung mit Beyfall angezeigt zu werden verdient. Das Ganze der Staatswissenschaft wird durch die Lehre von der Staatsverfassung, und von der Regierung des Staats erschöpft. Mit jener, als dem ersten Theile, hat sich der Verfasser bereits in der allgemeinen Theorie der Staatskonstitution, Hamburg 1799, und in der deutschen Staatskonstitution 1800 beschäfftigt. Hier folgt nun der andere Theil. In der Einleitung wird zuförderst sehr richtig bemerkt, daß keine Konstitution die Güte der Regierung verbürge, und die Rechte des Staats und seiner Glieder durchaus sichere. Freylich nicht durchaus. Aber auf das Mehr und Weniger kommt es hier eigentlich an. Immer besteht der Staat aus Menschen, und von Menschen wird er regiert; seine Konstitution sey übrigens, welche sie wolle. Sind die Machthaber als Menschen gut, und der Stelle, worauf sie stehen, gewachsen: so wird

es

es mit der Regierung schon gut gehen, diese mag sich in den Händen eines oder mehrerer Subjekte befinden. Taugen sie als Menschen nichts, oder fehlt es an den Einsichten und Fähigkeiten, die hier erfordert werden: so wird der Staat ewig schlecht regiert. Aber zu läugnen ist doch nicht, daß caeteris paribus eine Staatsverfassung vor der andern mehr beytragen könne, die Mißbräuche zu entfernen, wenigstens zu erschweren, und daß eben darum, weil den Machthabern als Menschen nicht immer zu trauen ist, auf gesetzmäßige Einschränkung ihrer Willkühr Bedacht zu nehmen sey. Das Beyspiel, welches der Verfasser in der Vorrede von Dänemark anführt, daß es der Konstitution nach das unumschränkteste Königreich, und doch nirgends mehr als dort die Regierung republikanisch sey; beweiset nichts weiter, und soll auch wohl, nach der Absicht des Verf., nichts weiter beweisen, als die Richtigkeit jenes allgemeinen Satzes, und daß in der absoluten Monarchie ein hoher Grad bürgerlicher Freyheit statt finden könne; so wie es nicht an Erfahrungen fehlt, daß in republikanischen Staaten ein gar arger Despotismus möglich sey. Die Konstitution kann nicht machen, daß die Regierung wirklich gut sey; aber sie kann viel beytragen, daß sie seltener und weniger anhaltend übel sey. — Die Sache selbst ist hierauf in folgender Ordnung vorgetragen. I. Von der Staatsregierung selbst. Hier 1) von der Regierung des Volks, von der Rechtsgesetzgebung und der Justizpflege, beydes a) im Civil-, und b) im Kriminalfach; 2) von der Führung des Staats, a) im Persönlichkeitsfach, b) im Sicherheitsfach, c) im Wohlfahrtsfach. II. Von dem Staatsregierungsbedarf, a) Staatsministerium, d. i. dem ganzen Inbegriff aller öffentlichen Beamten, b) organisirter Kriegsmacht, c) Finanzen. Den Unterschied zwischen der Regierung des Volks und der Führung des Staats, bringt die Sache selbst unstreitig mit sich; wiewohl man ihn nicht immer in seiner Klarheit sich gedacht hat. Jene, die Regierung des Volks, betrifft die einzelnen Mitglieder der Staatsverbindung, überhaupt alle im Staat handelnden, oder in rechtlicher Beziehung vorkommendes Subjekte, als eben so viele selbstständige Personen, denen der Staat Sicherheit für ihre Personen und Eigenthum garantirt, deren Rechte und Verbindlichkeiten er nach Rechtsgesetzen zu bestimmen und zu handhaben hat. Jeder Privatus, er sey einzelnes Individuum oder moralische Person, behauptet hier seine volle und

selbst-

selbstständige Persönlichkeit. — Die Führung des Staats hingegen hat den Staat selbst als eine moralische Person zum Gegenstande. Hier handelt der Staat als solcher im Ganzen, als ein Subjekt von Rechten und Verbindlichkeiten; die Persönlichkeit einzelner Mitglieder des Staats kommt nicht in Betrachtung, diesen ist hier keine Selbstständigkeit mehr zuzugestehen. In der Führung des Staats hat der Regent zunächst die Person des Staats in ihrer Selbstständigkeit nach allen ihren äußern Verhältnissen zu vertreten, deren Sicherheit für ihre Freyheit und Eigenthum von innen und außen her zu handhaben, und deren Wohlfahrt nach allen Theilen zu befördern. Die physische Wohlfahrt des Staats wird durch seine Bevölkerung und Bereicherung befördert, die moralische durch Belebung und Verbreitung der Religiosität unter dem Volke, durch Aufklärung des Verstandes und Kultur der Künste und Wissenschaften, durch Veredlung der Sitten und Kultur des geselligen Lebens. Die Staatsregierung, insofern sie Regierung des Volks ist, hat es zwar mit der Sicherheit jedes Einzelnen zu thun; überläßt aber die Individualwohlfahrt Jedem nach seinen besondern Verhältnissen gänzlich; als Führung des Staats hingegen, sorgt sie für die Beförderung der Wohlfahrt des Ganzen, d. i. Aller in gleichem Maaße, so daß auch theilnehmungsweise die Wohlfahrt des Einzelnen dadurch befördert wird. Hieraus ergiebt sich, daß diese Führung des Staats in Beziehung auf gemeine Wohlfahrt gerade das ist, was man hauptsächlich unter der Staatspolicey zu begreifen pflegt, wiewohl die Begriffe der Gelehrten hierüber noch sehr von einander abweichen. Mit dieser allgemeinen Anzeige verbinden wir noch die Versicherung, daß uns mehrere treffliche Bemerkungen des Verfass. über einzelne Punkte vorgekommen sind, und wir glauben, daß dieß genügen werde, auf diese Schrift die Aufmerksamkeit unserer Leser zu lenken.

Hß.

Technologie.

Beschreibung einer Maschine, worauf man sich von Höhen sicher und bequem herunter lassen kann.

Mit

Mit 1 Kupfer. Leipzig, bey Fleischer. 1802. 16 S. gr. 4. 10 gr.

Dieses Werkzeug, das hier beschrieben und abgebildet wird, ist sehr einfach, und kann sowohl bey Feuersbrünsten, um Menschen aus den obern Stockwerken herunter zu lassen, als bey dem Berg- und Brunnenbau mit Vortheil gebraucht werden. Der Hauptvortheil besteht darin, daß ein einziger Mensch solches ohne alle Beyhülfe ganz sicher regieren kann. Bey aller seiner Einfachheit, scheint es Rec. in Fällen, wo es äußerst eilfertig hergeht, als zu Rettung in Feuersgefahr, doch immer noch nicht einfach genug zu seyn; vielleicht würde die Maschine zu einer geschwinden Rettung noch geschickter, wenn anstatt des in Stricken hangenden Sitzes, bloß ein unbeweglicher Tritt angebracht würde, um stehend sich herunterlassen zu können. Durch diese Verbesserung, wobey auch die eisernen Bügel eine Abänderung zulassen würden, welche die Maschine etwas vertheuern, halten wir solche in Feuersgefahr sehr nutzbar. Durch Weglassung der eisernen Bügel ist sie mit sehr geringen Kosten anzuschaffen. Eine ähnliche Maschine sahe Rec. vor ein paar Jahren am Arsenal zu Amsterdam angebracht; eine andere, aber völlig der hier abgebildeten gleich, im Brunnenhause zu Hoch-Elten liegen, mit welcher sich der Brunnenmeister, wenn es die Umstände erfordern, in den 243 Fuß tiefen Brunnen der Abtey (die nunmehr preußisch geworden) ganz allein, und ohne die mindeste menschliche Hülfe hinabläßt, und daran sich wieder hinaufzieht. Eine ausführliche Beschreibung dieses Werkzeugs und seines Gebrauchs, kann man hier befriedigend antreffen, und die dazu gehörige Kupfertafel macht das Ganze anschaulich.

Ec.

Allgemein faßliche Anleitung, Garn, kurze baumwollene Waaren, und Hauswäsche nach den neuesten chemischen Grundsätzen zu bleichen. Mit Kupfern. Leipzig, bey Hinrichs. 1802. 1½ B. Text, u. ½ Bog. Kupfert. 12 gr.

Aus

Aus den bis jetzt angestellten chemischen Versuchen geht hervor, daß der färbende Stoff in dem Flachse und der Baumwolle ein verbrennlicher, oder, was gleichviel bedeutet, ein der Aufnahme des Sauerstoffs fähiger Körper ist, der vorzüglich aus Kohlenstoff besteht. Dieser würde sich durch Anbringung von Sauerstoff, ohne Schwierigkeiten mit demselben vereinigen, und in dieser Verbindung, mittelst des Wassers ausziehen lassen, wenn er nicht an einen andern zusammengesetzten Körper gebunden wäre, auf welchen der Sauerstoff keine unmittelbare Wirkung äussern kann. Dieser letztere Körper ist ein schleimiges und harziges Wesen, dessen Ausziehung die erste Bedingung ist, durch welche die Absonderung und Entfernung des Kohlenstoffs möglich wird. — Bey dem Bleichen aller, aus Leinen und Baumwolle bestehenden Waaren, muß man zwey, an sich verschiedene Operationen beobachten, wovon die erste in Ausziehung des schleimig-harzigen Stoffs, die andere in Verbindung des zurückbleibenden Kohlenstoffs mit Sauerstoff, und in Entfernung der hiedurch entstandenen Kohlensäure besteht. Dieses chemisch-technische Verfahren hat der ungenannte Verf. dieser kleinen Schrift kurz und deutlich beschrieben, und dabey die Anwendung der Papinianischen Maschine empfohlen. Im Grunde ist dieß ganze Verfahren, wie die S. 9 fg. gelieferte Beschreibung einer Waschmaschine zum Waschen der Hauswäsche nichts mehr und nichts weniger, als die von Chaptal und Andern erfundenen, den Annales de Chimie einverleibten, und aus dem Französischen ins Deutsche in das Magazin aller neuen Erfindungen — übertragenen Methoden, — Quellen, aus denen jede Messe eine Menge literarischer Produkte schöpft; die aber, weil sie einzeln geliefert werden, und allerley Gegenstände der Gewerbkunde betreffen, ihre Abnehmer und Leser finden. Uebrigens findet man mehrere Bleichmethoden im Magaz. aller neuen Erfind. 1r Bd. 1s St. S. 1—21; 3s St. S. 149—163; 4s St. S. 206—208; u. 5s St. S. 279—281; die Waschmaschine aber im 2ten Bde. 3s St. S. 177 u. a. O. m. beschrieben und abgebildet.

F.

Wal.

Vollständige und faßliche Beschreibung des Strumpfwirker-Stuhls und der darauf gefertigten Arbeiten. Ein Handbuch für Fabrikanten und Strumpfwirker, von Joh. Friedr. Lehmann. Mit Kupf. Dessau u. Leipz. bey Seelnacker, 1803. 110 S. gr. 8. nebst 3¾ Bog. Kupf. 1 Rt.

Die Litteratur dieses technischen Zweiges der Gewerbe ist bey weitem nicht so bearbeitet, wie er es verdiente. Jeder scheuete sich bisher, den künstlichen Weberstuhl zu beschreiben, von dem Hr. Hofr. Beckmann sagt: „Den Strumpfwirkerstuhl, ein Meisterstück der Erfindungskraft und des Witzes, das künstlichste Werkzeug aller Handwerker und Künstler, mit seinen mehr als drittehalb tausend Theilen, ohne viele und große Zeichnungen, mit wenigen Worten, verständlich beschreiben zu wollen, — das hieße, beweisen, daß man es nicht kennte u. s. w." (s. Anl. zur Technolog. 4 Ausg. Gött. 1796. S. 99. § 1.) Schon Becher brach über diese schöne Erfindung in volle Verwunderung aus, ohne den Muth und die Einsicht zu äußern, daß er sie zu beschreiben wage. (S. Polit. Discours, 2 Th. S. 1304. Frankf. 1759. 8.) Dennoch haben es nach ihm Einige unternommen, so wohl den Strumpfwirkerstuhl, als die Fabrikate desselben, und den Betrieb damit im Staate, fragmentarisch darzustellen, wie Wißhof's phys. technol. Handb. 1r. Th. S. 46 ffg. Jacobson's Schauplatz der Zeugmanufakt. 2r. Th. S. 104 ffg. u. 4r. Th. S. 615 ffg. — Moisson in der Biblioth. phys. économique, pour l'an 1786. p. 405 suiv. — Sprengels u. Hartwig's Schaupl. der Künste u. Handwerk. 11r. Th. S. 90 ffg. am ausführlichsten jedoch Bergius neuen Polic. und Kameral. Magaz. 5r. Bd. S. 350–364; dagegen minder gründlich als auf Erfahrungen gestützt, ist die Anleitung in Jung's Lehrb. d. Fabrikwissensch. S. 497–509. 2r. Ausg. Nürnb. 1794 gr. 8. — Aller dieser Mängel ungeachtet, hat es der Verf. der vorliegenden, gutgerathenen Schrift gewagt, eine Beschreibung des künstlichen Werkzeugs, wenigstens so vollständig zu liefern, daß nicht nur der Arbeiter mit dem ganzen Innern seines Stuhls nach den Haupttheilen, und so weit, als nöthig ist, um bey entstehenden Beschädigungen sich selbst helfen zu können, völlig bekannt wird; sondern daß ein jeder Fabrikant, oder Eigenthümer einer

einer Strumpf-Fabrik, die Arbeit zu beurtheilen, und den ganzen Mechanism des Werkzeugs, mit hinlänglicher Deutlichkeit einzusehen, in den Stand gesetzt wird. Die vorliegende Abhandlung zerfällt daher in zwey Theile. Im ersten wird S. 7 — 69 das Werkzeug, oder der Strumpfwirkerstuhl selbst, im zweyten S. 70 — 110 die Arbeit, welche auf demselben verfertigt wird, beschrieben. Zuförderst wird eine kurze Geschichte von Erfindung und dem ältesten Gebrauche dieser Maschine voran geschickt. Diese ist aber nicht weit her, weil sie fast wörtlich nach Beckmann a. a. O. S. 100 fg. §. 4. u. S. 102. §. 7. abgeschrieben worden; (freylich läßt sich mit Gewißheit darüber nichts angeben, — denn auch Vollbeding hat nur einige wenige Zeilen (s. Archiv der Erfind. S. 474 u. im Suppl.) kein Wort; allein man hätte doch auch seinen Führer nennen sollen, das nicht geschehen ist, und auch wenigstens aus ihm (Beckmann a. a. O. 98.) bemerken können: Die Franzosen meinten, sie hätten die Strumpfwirkerey eigentlich von den Schottländern erlernt, wozu wenigstens die den 16 Aug. 1527 bestätigte communauté des maitres bonnetiers au tricot, wodurch das Gewerke einen schottländischen Schutzheiligen gewählt, Veranlassung darbietet; mithin ist diese Kunst 34 Jahre früher, als unser Verf. wähnt, der sie in das J. 1561 bekannt festsetzt. —) Jetzt folgt die allgemeine Beschreibung des Strumpfwirkerstuhls, etwan in der Art, wie sie in Jacobson u. Sprengel vorkommt, wie wohl sie doch in manchen Theilen davon verschieden ist. Besonders ist die Erklärung der einzelnen Theile des Strumpfwirkerstuhls S. 18 — 66 äußerst brauchbar. Die Fabrikate, die man auf dieser Maschine verfertigt, werden nunmehr Gegenstand der fernern technischen Behandlung, wenn dieselben den Weberstuhl verlassen. Hier wird der Verf. recht brauchbar; denn er beschreibt die ganze Behandlungsart aller Wollen-, Seide-, Baumwollen-, u. Floretten-Fabrikate, nach ihren einzelnen Vor- und Zurichtungen, bis sie völlig als Handlungsartikel, in die Waarenläger der Kaufleute abgereichet werden können. Eine genauere Darstellung dieser Schrift, verstattet uns der Raum nicht; doch müssen wir bemerken, daß noch Manches, was die innern mechanischen Bestandtheile des Stuhls betrifft, hier nachzuholen übrig bleibt; auch hätte auf die einzelne polizeylichen Verordnungen wegen der Strumpfwirker-Gewerke, die nicht aller Orten gleich sind, Rücksicht genommen werden sollen. Man

kann

kann die österreichischen, böhmischen, sächsischen, kurhannöv. braunschw. lüneb. u. mehr andere Provinzial- und städtische Verordnungen deßhalb mit dem preuß. im Mylius vergleichen; sogar die, für die westphäl. Grafschaft Mark, v. J. 1775 in Nov. Corp. Const. March. Tom. V. Int. C. p. 67. ist von der, für die Kurmark, merklich verschieden; anderer Fälle nicht zu gedenken. Uebrigens ist Druck und das Aeußere dieser Schrift recht gut, und die Kupfer zu demselben deutlich; wiewohl die Zeichnung und der Stich, die beyde vom Verf. dieser Bogen besorgt worden, sehr mittelmäßig ausgefallen sind.

Ni.

Der vollkommene Bäcker (,) oder über das Ganze der Bäckerey — — — von einem Mitarbeiter am Magazin aller neuen Erfindungen, rc. Mit 2 Kupfern. Leipzig, bey Baumgärtner. 106 S. 4. 1 Rt. 6 K.

Der vollkommene Bäcker ist, wie der Verfasser selbst sagt, ein aus vielen Quellen — die er aber meistentheils weislich verschweigt — zusammen getragener Aufsatz; er hat deutsche, englische und französische Schriftsteller benutzt; unter den letzten ist es vorzüglich le parfait Boulanger, von Parmentier. Ob dieser Aufsatz übrigens den Grad von Vollkommenheit hat, den ihm der Herr Kompilator ertheilt zu haben meint, möchten wir nicht so entscheidend bejahen, wie er. — Hin und wieder ist der Sinn undeutsch, tautologisch, unrichtig und unverständlich. z. E. S. 10 sagt er: „oft ist es die Farbe, welche dem Mehle der Keim „giebt, welcher dem Mehle gut thut.“ S. 11, behauptet der Verfasser: das Mehl könnte auf einem hölzernen Boden am besten aufbewahret und erhalten werden. — Sollte denn der Herr Sammler keine bessere Erhaltungsmittel haben auffinden können, als dieses, wovon schon Parmentier sagt: daß sie schlecht sey! Zumal daselbst jeden Insekten und Thieren der Zugang frey steht, und wo die immerwährende Bearbeitung des Mehls nicht allein beträchtliche Kosten, sondern auch vielen Abgang veranlaßt, und eine Menge Unreinigkeiten darunter bringt. Dieses und mehreres Andere beweiset genüglich; daß der Verf. Parmen-

 tiern

ckern schlecht benutzt habe! Wie sich der Bäcker zu verhalten hat, wenn das Mehl etwas verdorben ist, davon sagt der vollkommene Bäcker auch nichts. — Grammatikalische Fehler haben sich nebenbey eingeschlichen; z. E. gegähret, statt gegohren, u. s. w.

Auch die Kupfer hat man schon von besserer Art; nicht zu gedenken, daß in einem und demselben Verlage doppelte Kompilation statt findet. Denn Tab. II ist hier 5, und eben so schon in dem Magazin aller neuen Erfindungen, in 4 Lieferung, auch Tab. als 5 befindlich. Man fängt also schon an, ein Werck, das kaum ein Jahr alt ist, wieder auszuplündern, mithin sich eine Sache mehrfach bezahlen zu lassen, so wie das Magazin selbst alle mögliche und doch sehr bekannte, auch an mehr wie an einem Orte wohlfeiler dargelegte Dinge ausschreibt, und die Zeichnungen abkopieret. Da der Verf. dieser kompilirten Broschüre Mitarbeiter am Magazine ist: so konnte er doch wohl wissen, daß Tab. 5 darin steht, und also hier wenigstens 5 in 2 habe verändern sollen und können! Unwahr ist dabey der Titel selbst: Magazin aller neuen Erfindungen. Denn es sind nicht alle Erfindungen neu; sondern es kommen gar viele alte und längst verbesserte Erfindungen — sogar aus den so allgemein bekannten Anzeigen der Leipziger Oekonomischen Societät, jedoch ohne diese Quelle zu nennen — in der unverbesserten Gestalt vor! Ist das Recht? *) Wenn das Magazin halb so stark gemacht würde, und nur neue Erfindungen — nach Titelspflicht — lieferte: dann würde es noch einmal so schätzbar und käuflicher werden; zumal da das erste Heft — m. s. unsere Bibliothek B. 69 S. 257 — 261, — so gut gemeinte Fingerzeige erhielt, welcher Rath aber nicht befolgt worden; daher hier auch kein Wort weiter, als daß auch so gar der Modetitel: das Ganze der Bäckerey, schon mehr als zu alt, wenigstens sehr abgenutzt sey! Für 14 Bogen Text und 2 Kupfer ist zugleich 1 Thlr. 6 Gr. ein starker Preis, zumal für vielerley

bekann-

*) Nach neuern Erklärungen (in öffentlichen Blättern) sollen, bey Ankündigung der 6 ersten Hefte des Magazins zur Beförderung der Industrie, die Namensunterschriften für die Sache bürgen; aber das Magazin aller neuen Erfindungen soll die Aufsätze von lauter neuen Gegenständen ohne Namensunterschrift enthalten!

bekannte Sachen, wozu auch die Platten schon genutzet waren. Das Gesagte siehet man meistens auch bey dem Magazin zur Beförderung der Industrie Platz findend. Bey dessen nun fertigen 5 Stücken ist jedoch ein civilerer Preis. Die fleißigen Finger der Herren Kompilatoren, als sogenannten Mitarbeitern, zeugen, was sie zu liefern vermögen; weßfalls man noch vieles Bekannte fernerhin zu hoffen hat.

Fo.

Versuch einer ausführlichen Anleitung zur Glasmacherkunst für Glashüttenbesitzer und Kameralisten, mit Rücksicht auf die neueren Grundsätze der Chemie (.) Nach dem Französischen des Bürgers Loysel u. eigenen Erfahrungen bearbeitet. Mit 10 Kupfertaf. Frankfurt a. M. bey Andreä 1802. XVIII u. 274 S. gr. 4. 2 Rg. 12 K.

Seitdem Anton Neri und Garzoni Europa mit der Glasmacherkunst bekannt machten, und Kunkels bekanntes Werk über diesen Gegenstand (die neueste Ausgabe, die wir davon besitzen, ist Nürnb. 1785. gr. 4. s. A. D. Bibl. 71 Bd. 1 St. S. 131.), wie die deutsche Uebersetzung von Le Vieil Glasmacherkunst rc. Nürnb. 3 Theile, 1779 u. 1780. gr. 4. (s. Allg. D. Bibl. 39 Bd. 1 St. S. 169 — 171; 44 Bd. 2 St. S. 483 fg. u. 47 Bd. 2 St. S. 433 fg.) die deutsche Literatur bereicherten, haben wir, wenigstens nach der Ueberzeugung des Rec., kein besseres Werk über diese Materie gesehen, als das vorliegende, obgleich uns andere einzelne Abhandlungen über diesen oder jenen Gegenstand der Glasmacherkunst und den damit verbundenen Theilen der schönen Künste, in mehreren europäischen Sprachen zu Gesichte gekommen sind, die eben so gut, als hier geschehen, diesen einzelnen Theil vortrugen. Ungeachtet wir das französische Original, das 1800 zu Paris nur mit einem Kupfer erschien, nie gesehen: so können wir doch aus dem ins Deutsche übergetragenen gegenwärtigen Buche, wovon sich der gelehrte und einsichtsvolle Uebersetzer nirgend genannt hat, abnehmen, daß die deutsche Ausgabe, die eine Menge Berichtigungen enthält, einen großen Vorzug vor dem Original besitze; den wir wahr-

scheinlich den eigenen Erfahrungen des deutschen Uebersetzers und Herausgebers verdanken. Hiezu kommt noch die besondere Gewandheit, mit der Letzterer Mathematik, Physik und Chemie auf diesen Gegenstand anzuwenden, und dadurch das Buch, das in der Urschrift mehr Theorie als Praxis enthalten soll, gemeinnützig zu machen versteht. Dergleichen Eigenheiten und Vorzüge lassen sich immer von einem Manne in der Anwendung erwarten, der genaue theoretische Vorkenntnisse, mit einer ziemlichen Reihe von Jahren, in der er die Ober-Aufsicht über eine ansehnliche Glasmanufaktur führte, folglich mit langen Erfahrungen zu verbinden versteht, die selbst noch durch die augenscheinlichen Besichtigungen der vornehmsten deutschen, französischen, niederländischen, italiänischen Glasfabriken bereichert worden. In der Hinsicht wollen wir den Inhalt dieses Werks in der Kürze vorlegen, und über die Berichtigungen kurze Anmerkungen machen, die dem Gegenstande und dem Werthe derselben angemessen sind.

Das Ganze zerfällt in Einleitung und neun Abschnitte. Jene enthält eine kurze Geschichte des Glases, die noch immer dürftig bleibt, ungeachtet der Uebers. sie ungemein bereichert und durch gelehrte und kritische Noten berichtiget hat. Bey der Ausführung des wissenschaftlichen u. technischen Theil des Buchs, wird von der Auswahl, Vorbereitung und dem Gebrauche der Substanzen, die zum Bau der Oefen u. Verfertigung der Häfen tauglich sind, so wie vom Gebrauche der Brennmaterialien, den Verhältnissen der Schmelzöfen, ihrer Temperatur, und den glasfähigen Materien ihrer Reinigung und dem Schmelzen der erforderlichen Substanzen gehandelt. Wie die Kompositionen zu Krystall bereitet, und so gar damit der Diamant und jede Gattung Edelgesteine nachgeahmt werden können, wird S. 244 — 261 gezeigt; dieß führt notorisch zu gefärbten Gläsern, die im IX Abschn. vorkommen. Alles wird durch eine deutliche Darstellung im Vortrage, selbst Manches durch analytische Formeln und höhere Rechenkunst anschaulich gemacht, und durch die schön gestochenen Kupfertafeln versinnlicht. Uebrigens sind die S. 270 — 274 angefürten sechs Tafeln dazu bestimmt, die Verhältnisse verschiedener Glasmaterien, der technischen Hülfsmittel, und die specifischen Schweren einiger Substanzen anzuzeigen. Druck u. Papier erheben gleichfalls den Werth eines Buchs, das in aller Hinsicht unsern Beyfall hat; und wovon wir den zweyten

ten Band vom Spiegelgiessen rc. mit Vergnügen entgegen sehen.

Ri.

Versuch einer Theorie des Fuhrwerks (,) mit Anwendung auf den Strassenbau, von C. Kränke, Prof. d. Philos., Inspektor und Wasserbaumeister in Gießen. Gießen bey Tasche und Müller. 1802. XVIII u. 286 S. 4. 2 Rh. 8 K.

Seit der frühesten Kultur der Menschen, wo diese sich zu einer Gesellschaft verbanden, hat man in der Reihe verflossener Jahrtausende, unter allen Zonen, und bey jedem, selbst nur etwas gebildeten Volke, auf die Vervielfältigung der Kraft, Sachen und Gegenstände so viel als möglich bequem zu verführen, mithin auf Erfindung der Fuhrwerke Rücksicht genommen, welche die Fortschaffung der Lasten, wozu einzelne Menschen nicht vermögend waren, bewirken konnten. Unstreitig ist diese Entdeckung, jenen Zweck zu erfüllen, eine der ältesten in der Welt; und doch scheint eben diese Erfindung, mehr ein Werk des Zufalls und der hergebrachten Gewohnheit, die man freylich nach und nach durch praktische Erfahrungen vervollkommnete, als ein durch künstliche Theorie vervollkommnetes Produkt zu seyn, welches die Menschen theils zur Bequemlichkeit, theils als Bedürfniß zur Befriedigung verschiedener Zwecke anwenden. Dem Rec. ist wenigstens aus der Geschichte der Wissenschaften, dem Gange, und ihrer Entwickelungen bey Morgen- und Abendländern, keins der frühern Völker bekannt, die ungeachtet, sie sonst in alle übrigen Theilen der Künste, gewisse Theorien verwickelten und darauf Schlüsse gründeten, welche die Erfahrungen bestätigten, auf das Fuhrwerk mathematische Lehrsätze angewandt hätten. Von Aegyptern und Asiatern wollen wir nicht einmal reden; selbst nicht einmal bey den Griechen sehen wir den Fuhrwerken eine auf Mathematik gegründete Form geben, wenigstens diese auf jene anwenden; und was bey dem lateinischen Baumeister Vitruv davon gelegentlich vorkommt, ist meist mechanische Praxis, ohne alle mathematische Theorie. Kein Wunder, daß, wenn wir in unserm Zeitalter, bey so weniger theoretisch-praktischer Vorarbeitung, ein Buch dem Publiko vor-

vorliegen sehen, das außer unserm gewöhnlichen Literaturbedürfniß, einen Gegenstand abhandelt, der bisher noch so wenig Federn beschäfftigte, unsere Aufmerksamkeit um so kräftiger gespannt werden muß, jemehr ein Produkt der Art unsere Wünsche befriediget, deren Erfüllung wir davon mit Recht erwarten. Denn das, was Ausländer (Garzoni, Couplet, Pitpin, Edgworth, Boulard, und einige Wenige); und Deutsche, vorzüglich Ellis (s. Allg. Magaz. 2r. Bd. S. 191 fg.); ein Ungenannter in den Schrift. d. patriot. Gesellsch. in Schles. 3r. Bd. 4s. Quart. S. 189 : 191. Kirchhofs Beschreib. nützl. Maschinen. Berl. 1781. 8. S. 36 ffg. Fuß, besonderes aber J. N. Müllers Versuch ꝛc. üb. das Fuhrwesen (s. A. D. Bibl. Anh. zum 53-86 Bd. 1 Abtheil. S. 581 : 587) u. Köllner (s. A. D. Bibl. 105. Bd. 1 St. S. 305.) lehren, (Der Hr. Verf. nennt nur Fuß und Müller), ist im Ganzen noch viel zu unvollständig, um nicht den sehnlichen Wunsch zu äußern, daß es doch endlich einem sachkundigen Gelehrten gefallen möge, diesen Gegenstand, mit Hinsicht auf Wege- und Straßenbau, noch einmal mit Ernst vorzunehmen, und alles das mit auszuführen, was seine Vorgänger entweder übersahen, oder irrig und höchstens oft nur halb wahr berührten. Unter sollen Umständen erfüllen wir mit wahrem Vergnügen unsere Pflicht, dem Publiko von einem Werke Nachricht zu geben, das den technischen Theil der Mathematik zu erweitern bestimmt ist, und fast in allen Hinsichten unsere Erwartungen befriediget, wohin wir auch die Bescheidenheit des Verf. rechnen.

Das Buch wird in Einleitung und drey Abtheilungen, jede derselben in mehrere Kapitel eingetheilt.

Zuförderst klagt der Verf. über die bisher zusehr vernachlässigte Theorie des Fuhrwesens, und über die allgemeine Wichtigkeit und das Bedürfniß guter Wege, woran es noch in vielen Theilen Deutschlands fehlt. Beyläufig wird S. 8 ffg. das nunmehr beynahe seit 200 Jahren überlegte, und bis hiehin noch nicht aufgegebene Projekt, die Lahn bis Marburg schiffbar zu machen, als eine Sache von großer Schwierigkeit angemerkt, welche doch an sich nicht seyn soll. (Dieß ist in Ländern kleiner Fürsten gewöhnlich der Fall: Kanäle, Schiffbarmachung unbeträchtlicher Flüsse, und größere Wasserbauwerke, wie etwan die am Rheine, zumal am Niederrheine, sind nicht eines Jeden Sache; es sey denn, daß man

[illegible] der letztern, wie Frankreich macht, das
den Wasser- und Teichbau den Kommunen, die durch den Rhein-
strom Schaden oder Vortheil haben können, ohne die ge-
ringste Unterstützung von Seiten des Staats überläßt. Das
kann aber auch nur das übermächtige Frankreich, nicht aber
ein Reichsfürst thun, dem an der Erhaltung seiner Staaten
und einzelner Theile derselben gelegen ist. Aus eben diesem
Grunde wird auch kein einziger der kleinern deutschen Fürsten,
das rechte Ufer des Niederrheins, allenfalls durch Vertau-
schung, in der Folge behaupten können, wenn er nicht seinen
eigenen Vortheil und den seiner Unterthanen, durch die er-
staunlichen Kosten, die der Teich- und Wasserbau jährlich
erfordert, und wozu der Aufwand die Kräfte eines deutschen
Fürsten vom zweyten und dritten Range übersteigt, nach und
nach untergraben, und die trefflichsten Getraide- und Wie-
senländereyen als ein langsames Opfer den gewaltsamen Rhein-
fluthen bey Eisgängen Preis geben will. Preussen, das in
der letzten Hälfte des XVIII Jahrhunderts, die westphälische
Ruhr von Langenschied bis Ruhrort durch 16 Schleusen,
und die Lippe bis unsern Hamm schiffbar machte; dabey,
außer dem Rheinwasserbau, der, wie Rec. aus ächten Quel-
len versichert, jährlich 100,000 Rth. Kur. etatsmäßig foder-
te, seit 1771, drey der wichtigsten Kanäle im Rheine, näm-
lich zu Keken u. Wimmen den sogenannten Bylandschen
Durchstich; zu Bislich, den Durchschnitt von der Rose
bis unterhalb dem sogenannten Hahn; — und den Kanal
auf der so genannten Büdericher Insel, im Angesichte
der Citadelle von Wesel, zu graben angefangen und vollen-
det hat, ist, wie wir aus Ueberzeugung hinzufügen können,
nur allein im Stande, diesem bevorstehenden Uebel, falls
die vorangeführten Fälle eintreten möchten, durch seine kluge
Staatswirthschaft und bisher gezeigte Staatskraft, Grän-
zen zu setzen. Keiner von allen übrigen vermag es nicht,
ohne die Unterthanen äußerst zu drücken, oder durch den er-
forderlichen Aufwand, seine eigenen Kräfte in mehreren Hin-
sichten zu schwächen, ohne wesentlichen Nutzen davon zu zie-
hen. Die Zeit, die alles ins Licht setzt, wird auch diese Be-
merkungen, die nicht geradezu hiehin gehören, rechtfertigen.
Doch wieder zur Sache, von der wir ausgiengen.)

Erste Abtheilung. Versuch einer Theorie des
Fuhrwerks. S. 14 — 176. Dieser Abschnitt, der in sie-

den Kapiteln besteht, ist fast ganz mathematisch, und ein wichtiger Beytrag der reinen Theorie des Fuhrwerks. Allenthalben trifft man Aufgaben, Lehr- und Zusätze, Anmerkungen und Beweise an, die auf Größe, Kraft und Richtung der Schlitten, Schleifen und Wagen, der Fuhrwerke mit ein, zwey und vier Rädern Bezug haben, woher man auf Untersuchungen über einzelne beym Fuhrwesen vorkommende Gegenstände stößt, die, wie die Bemerkungen über den Widerstand der Fuhrwerke, wenn sie in Bewegung sind, nebst der Vergleichung dieses Widerstandes, verschiedener Fuhrwerke unter sich, und die Konstruktion der Fuhrwerke insbesonders, alle Aufmerksamkeit verdienen.

Zweyte Abtheil. Von dem Maaße thierischer Kräfte. S. 177 — 196. Formeln, Aufgaben u. Untersuchungen über diesen Gegenstand, zumal in Rücksicht der, durch Pferde und Ochsen auf Fuhrwerken transportiret werden sollenden Lasten und Geschwindigkeiten, wobey der mechanische Effekt der Pferde ein Maximum angenommen wird, wechseln hier mit glücklichem Erfolge für die Wissenschaften ab. (So wichtig auch alle dergleichen mathematische Berechnungen sind: so scheint dennoch nicht allenthalben auf die Natur und Wirklichkeit durch Erfahrung Rücksicht genommen zu seyn, die oft ganz andere Resultate als der Kalkül liefert.)

Dritte Abtheilung. Anwendung der bisherigen Theorie auf den Straßenbau. S. 197 — 286. Dieser Abschnitt ist für die gemeinnützige, angewandte Lehrmethode, der reichhaltigste Theil des Buchs. Denn in drey Kapiteln wird 1) über einige, beym Chaussee-Baue vorkommende Gegenstände, 2) über die vortheilhafteste Art, wie Chaussee-Dämme aufzuführen sind, auch über die Kosten, die durch die Erbauung und Unterhaltung einer Chaussee verursacht werden, u. 3) über die Vertheilung der Chaussee-Arbeiten unter die frohnenden Aemter und Gemeinden, ausführlich und sehr gründlich gehandelt. Hier kommen eine Menge lehrreicher Gegenstände vor, die der Verf. aus seinen amtlichen Verhältnissen als Inspektor sämmtlicher Chausseen des Oberfürstenthums Hessen, praktisch kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Ganz richtig wird §. 115 aus mehreren Gründen behauptet, daß es vortheilhafter für Landstraßen und Chausseen sey, eine gegebene Last statt auf eine, auf mehrere

re Fuhrwerke zu laden, und daß eine stärkere Bespannung, als mit sechs Pferden, von der Landes-Polizey gänzlich verboten werden sollte. Rec. hat über diesen Zweig der Straßen-Polizey, oft mit Männern, die dergleichen Aemtern bey Landescollegien vorstehen, sich unterredet, und manchem Einwurf für und wider dieses Fuhrprinzip begegnet. Immer bleibt es aber wahr und durch Erfahrung bestätiget, daß so wohl der Staat, als die Landstraßen selbst, bey nicht zu schwer beladenen Fuhrwerken gewinnen. Denn da der Staat durch die zu sehr beladenen Fuhrwerke, augenscheinlich verliert; denn die Last, wenn sie durch ein zahlreiches Gespann in Bewegung gesetzt und verführt werden soll, ein Werkzeug von ungleich ausdaurenderer Stärke erfordert, als ein solches, welches nur von 3 bis 4 Pferden auf Chausseen, sie mögen eine horizontale oder schiefe Fläche haben, gezogen wird, und in solchem Falle, so wohl durch seine eigentliche Schwere, als durch die verführte Last den Wegen und Chausseen ungleich mehr schadet, als ein Fuhrwerk, das leichter ist und von wenigern Lastthieren gezogen wird; ein Schade, der auf keine Weise durch ein ordentliches Wegegeld ersetzt werden kann: so folgt von selbst, daß der Satz des Verf. nicht nur ganz richtig ist, sondern vorzüglich in solchen Ländern beherzigt zu werden verdient, wo statt Chausseen, Sand- und Grindwege sich finden, deren Basis aus Kley, Torfmoor, oder Lettich besteht. Kommt nun noch hinzu, daß dergleichen Wegedämme, statt sie dossirend, und nur an derjenigen Seite um 1½ Fuß höher als an der andern zu machen, wo sie im Winter einem Wasserüberlaufe ausgesetzt werden können, allgemein mit einem Fahrdamme von Sand und Grind überzogen werden, dessen Form eine Parabel vorstellt, welches Rec. oft mißfällig zu bemerken Gelegenheit gehabt hat: so ist der Nachtheil um so unvermeidlicher, jemehr es die Erfahrung lehrt, daß die Landfrächtner und Fuhren fast in jeder Jahreszeit die Höhe der Wege suchen, und so nach einem parabolisch geformten Grind-Damm Wagengleise beybringen, die, wenn die Landstraße sehr frequent ist, fast alle 3 Tage wieder zugeworfen werden müssen; während die Seiten der höhern Extension des Weges gar nicht berührt, vielweniger befahren, und auf die Weise hart betreten u. bevestiget werden. Richtet man aber den Wegebau, das heißt in horizontalen Ebenen und Brüchen, wo die Straßen im Winter sehr leicht vom Wasser überlaufen, und so nach die Wege oft ganz unfahrbar gemacht werden,

den, dergestalt ein, daß sie die ungefähre Form eines sphärisch — rechtwinklichten Dreyecks bekommen, wovon die Hypothenuse die Ober-Fläche des Weges, und der Scheitelwinkel desselben der höchste Punkt der Dossirung wird, so daß der Winkel an der Grundlinie, der dem rechten entgegen steht, derjenigen Seite des Weges zugekehrt ist, von welcher man in Winterszeiten zuerst das Wasser zu befürchten hat: so werden die Landfrächtner und Fuhrwerke, da sie keine bestimmte, sondern eine allmählig dossirende Höhe haben, zumal wenn im Sommer die Wegebesserungen und das Anlegen derselben geschiehet, sich anfänglich in der Niedrigung desselben aufhalten, den Grand, Kiesel und Sand feste fahren, und sonach allmählig mit der Jahreszeit bis auf den höchsten Punkt des Grind-Dammes kommen, ohne daß es, wenn es kaum ¾ Jahre befahren und sonach in allen seinen Richtungen successive befestiget worden, einer Hauptreparatur bedürfe. Wir haben diese hiehin gehörige praktische Erfahrung, die mit dem Gegenstande dieses Buches genau in Verbindung steht, im Werke selbst aber vermißt wird, um so mehr hier anbringen wollen, um dem gelehrten und scharfsinnigen Verf. zu zeigen, daß wir sowohl sein brauchbares Buch mit Aufmerksamkeit gelesen, als seine Auffoderung in der Vorrede nur zum Theil befolgt haben. Alles in seinen einzelnsten Theilen zu prüfen und darüber unsere Bemerkungen hier einzuschalten, würde die Gränze unserer Anzeige ungemein überschreiten. Es sey daher uns noch erlaubt zu bemerken, daß dieß Werk völlig Beyfallswürdig sey; weßhalb wir den Verf. zu der baldigen Herausgabe der versprochenen vollständ. Anleit. zum Brücken- und Straßenbau rc. ermuntern.

Et.

Handlungswissenschaft.

Versuch einer Handlungsgeschichte für Kaufleute, Manufakturisten und Fabrikanten. Zweyter und letzter Band. Von Phil. Jac. Karrer, Leipzig, bey Stage in Ausgb. (Ohne Jahrzahl; HbstM. 1802). 1½ Bogen Vorrede, u. 857 S. gr. 8. 3 Rthlr. 18 kr.

Auch

Auch unter dem Titel:

Historische Geographie für Kaufleute, Manufakturisten, und Fabrikanten. Zweiter u. letzt. Band. Oder: der Geograph. für Kaufleute rc. Vierter und letzter Theil.

Den nächst vorigen Band haben wir N. A. D. Bibl. 72 Bd. 2 St. S. 522 ffg. angezeigt und beurtheilt. Der gegenwärtige giebt jenem, und den beyden frühern Bänden der eigentlichen Geographie für Kaufleute — an Güte und Eigenheiten nichts nach, das heißt: er ist — einige brauchbare und gemeinnützige bearbeitete Gegenstände abgerechnet — eben so zwecklos aus- und abgeschrieben, wie jene. Daß aber der vorliegende Band besser gerathen ist, wie seine Vorgänger, können die Leser, wie der Verf. S. III selbst gesteht, unsern Bemerkungen und Zurechtweisungen in der N. A. D. Bibl. u. s. w. verdanken, welchen gegründeten Tadel der Verf. mit der ihm zur Ehre gereichenden Bescheidenheit Schonung nennt. Doch zur Sache!

Der letzte Band begreift außer Deutschland, die übrigen Länder und Staaten Europens, die man aber mühsam aufsuchen muß, weil der Verf. weder Inhalts-Anzeige, noch Kolumnen-Ueberschriften dem Buche beygefügt hat. Zuerst also S. 1 — 159. Italien mit allen seinen Reichen und Staaten, alles nach alter Geographie eingetheilt. So werden Savoyen, Piemont, Mayland, Parma, Piacenza, Toskana, Genua, Venedig, kurz um alle Staaten ihrer vorigen Herren als Provinzen und Länder beschrieben. Die deßhalb in der Vorrede angeführte Entschuldigung: daß der größte Theil der Handschrift schon unter der Presse gewesen sey, bevor der Friede mit England gekommen, und daß bey der Geographie von Holland (?) erst die (Londoner) Präliminarien hätten gebraucht, — von der Schweizerverfassung aber gar nichts berührt werden können, — befreyet den Verf. doch keinesweges von dem Vorwurfe, daß in Absicht der italiänischen Staaten, auf die geographisch-politischen Neuerungen Frankreichs, wozu die frühern Vorgänge die verschiedenen italiänischen Provinzen an das Schicksal Frankreichs ketteten, und der Friede von Lüneville als historisch — statistische Sanktionen zum Leitfaden dienten, allerdings hätte Rücksicht genom-

und wünsche daher in diesen ftrenlasen Zeiten diesem Büchlein viele Leser, Beherziger und Nachfolger.

X.

Vermischte Schriften.

Dom Juan von Braganza, ein historisches Gemälde von Hagemeister. Zweite Ausgabe. Nach Vertot. Berlin, bey Schöne. 1802. 14 Bogen gr. 8. 16 gr.

Diese freye und berichtigende Uebersetzung des französischen Originals ist gerathen, wie sie sich von Herrn Hagemeisters geübter Hand erwarten ließ; sie liest sich gut und leicht, und wird durch das unbezweifelte Interesse, das die darin erzählte Geschichte selbst hat, hinlänglich gerechtfertigt. Die Heldinn der hier beschriebenen Revolution gehört, ohne Streit, zu den merkwürdigsten weiblichen Charakteren, die jemals eine Krone getragen haben. Männliche Geistesstärke mit weiblicher Feinheit, hohe Kühnheit mit schlauer Bedachtsamkeit, heroische Thatkraft mit gereifter Wahl der zweckmäßigsten Mittel zur Ausführung, und entschiedene Herrschertalente mit der weisesten Mäßigung und dem wohlthätigsten Willen zur Beglückung des ihr unterworfenen Staates verbunden, machten sie des errungenen Thrones würdig, und werden ihr die ruhmvolle Stelle, den ihr die Geschichte unter Portugalls Regenten anwieß, immer, als verdient, erhalten. Sehr klein erscheint neben ihr, ihr Gemahl, Dom Juan von Braganza, er figurirt bloß seine Rolle, und zeigt sich auch durch keine einzige Regententugend aus eigner Kraft, des Diadems werth, das er dem fürstlichen Geist und Herzen dieser großen Frau verdankte. Die Darstellung dieses Charakters könnte daher für künftige Regenten sehr heilsam werden, und sie lehren, sich bey Zeiten in Selbstbildung, Selbstthätigkeit und Selbstbesiegung zu üben, damit sie in dem künftigen Schauspiele ihres Herrscherlebens etwas mehr als die müßige Rolle eines bloßen Statisten zu übernehmen, im Stande wären.

Rℒ.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Drey und achtzigsten Bandes Erstes Stück.

Viertes Heft.

Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

Chronologische Uebersicht der denkwürdigsten Begebenheiten und milden Stiftungen in Preußen, vorzüglich in Königsberg, im achtzehnten Jahrhundert. Von Hennig. Elbing, bey Hartmann. 1803. 179 S. 22 K.

Oft wünscht man den Tag oder das Jahr einer Begebenheit zu wissen, die dem Eingebornen wichtig ist, und die man erst durch vieles Nachforschen oder Nachschlagen erfährt. Der Verf. liefert hier in chronologischer Ordnung die merkwürdigsten Ereignisse Königsbergs, der kleinen Städte und des platten Landes, und ein Verzeichniß aller milden Stiftungen während des achtzehnten Jahrhunderts, und hat sich dadurch unstreitig das Verdienst erworben, die Einwohner Ostpreußens, worauf diese Begebenheiten vorzüglich Bezug haben, mancher kleinen Mühe überhoben zu haben. Daß es bey einer solchen Schrift nicht vorzüglich auf Schönheit des Vortrags ankomme, versteht sich von selbst. Nur wäre hin und wieder mehr Bestimmung des Ausdrucks zu wünschen. So wird z. B. der Unstudirte schwerlich errathen, was der Verf. meint, wenn er S. 74 sagt: „Bey Diskola-„ruh salutirten die Officianten der akademischen Musik." Hin und wieder kommen auch Unrichtigkeiten vor. So heißt es S. 33: „Die Armenschulen, deren jetzt 13 sind, wurden

„von D. Fr. Alb. Schulz fundirt.“ Allein den Grund dieser Schulen legte bereits der Oberholzkämmerer Gehr. D. Rogall, der sie in verschiedenen Stadttheilen anlegte, erhielt für sie 1732 königliche Bestätigung. D. Schulz vermehrte sie bis auf 25, und sie sind gegenwärtig wieder bis auf vier herabgesunken. S. 49 heißt es: „Den 1sten Decbr. 1746 sey hier die Todtenkopfloge eingeweiht worden, die doch bekanntlich erst 1767 ihren Ursprung erhielt. — Die Brauchbarkeit des Buchs würde ein Register oder mehr ein systematischer Plan, wenn der Verf. z. B. Huldigungen, Feuersbrünste, Friedensfeste, u. a. m. unter gewisse Rubriken gebracht hätte, sehr vermehrt haben.

Db.

Biographien gestürzter Günstlinge. Giesen, bey Tasche und Müller. 1802. 247 S. 8. 1 Rg.

Die Leser finden hier die Biographien vom Kardinal Wolsey, von David Rizzio, Enguerrand von Marigny und Alvaro de Luna, sämmtlich nach den bekannten Quellen erzählt, worunter indessen, was Mariens Verbindungen mit Rizzio betrifft, Whitakers gehaltreiches Werk nicht benutzt worden ist. Wir gestehen dem wackern Verf. (dem Pastor Möller in Gleina bey Zeiz, wie er sich unter der Dedikation nennt,) das Lob des Fleißes und der Belesenheit mit Vergnügen zu; nur müssen wir ihn bitten, immer mehr Sorgfalt auf Styl und Darstellung zu wenden. Eine Biographie muß ein historisches Ganzes, und keine Reihe von chronikalischen Excerpten seyn; so wie der historische Styl, Würde und Einfachheit haben, und von allen niedrigen, platten und schwülstigen Ausdrücken frey seyn muß. Unser Verf., der an einigen Stellen schon ziemlich gut geschrieben hat, wird gewiß in der Zukunft alle diese Foderungen zu befriedigen suchen; und wir werden seine Fortschritte mit Vergnügen bemerken.

Gb.

Iwan Basiliewiz, Czaar von Rußland. Eine Herrschergeschichte aus dem sechszehnten Jahrhunderte. St. Petersburg. 1802. 236 S. 8. 1 Rg.

Der

Der Verf. hat diese Lebensgeschichte in zwey Hälften getheilt; in der ersten erzählt er des Czaars Iwan frühere Lebensgeschichte, schildert seinen Charakter, seine gute und böse Eigenschaften, und beschreibt seine Kriege; in der zweyten zeigt er sehr ausführlich, wie sein Betragen zu Hause und in Friedenszeiten gegen die Seinigen war. Diese Eintheilung hat aber zu manchen Wiederholungen Anlaß gegeben. Im Ganzen folgt er Oderborns Lebensgeschichte dieses Czaars, und oft hat er zum Beweise seiner Darstellungen nicht nur in den Anmerkungen Stellen in der lateinischen Sprache aus dem Werke angeführt; sondern auch in dem Text selbst ganze Stellen übersetzt eingewebt. Des Czaars Grausamkeit hat er mit den lebhaftesten Farben dargestellt, ja oft scheint sich der Verf. recht zu gefallen, wenn er ihn in den gräßlichsten und schauerlichsten Bildern als einen Wüthrich schildert. Die Sprache ist bisweilen sehr derb, und an mehrern Stellen vermißt man auch Richtigkeit und Korrektheit der Sprache.

Mm.

Gelehrtengeschichte.

Epistolae Petri Mosellani, Casp. Borneri, Jani Cornarii, Joh. Rivii patris et filii, Georg. Wicelii, Joh. Stramburgeri, Joh. Gropperi, Viti Amerpachii, aliorumque virorum doctorum Sec. XVI, pleramque partem ad *Julium Pflugium*, ipsiusque I. P. nondum editae. In lucem protulit ac notis instruxit M. *Chr. Gottfr. Müller*, Rector Scholae Cizensis, etc. Lipsiae, apud Barthium. 1802. XII und 170 S. gr. 8. 16 gr.

Ein paar Briefe ausgenommen, die aus der Gothaischen Bibliothek mitgetheilt wurden, und ein halb Dutzend andrer, womit Herr Eberhard, Doktor der Rechte zu Leipzig, dem Herausgeber dienen konnte, fanden alle die übrigen sich in der Zeitzer Stiftsbibliothek; wo sie bisher ganz unbenutzt, und selbst denjenigen, die in ihrer Nähe gelebt, und mit der Geschichte des Julius von Pflug sich ex professo

 befaßt

besäßt gehabt, völlig unbekannt geblieben waren. Was Hr. Rektor M., der zugleich Aufseher eben dieser Bibliothek, und schon durch andre Proben seiner ihr gewidmeten Aufmerksamkeit rühmlichst bekannt ist, für jetzt aus dieser Briefsammlung zu heben für gut fand, beläuft sich an 67 Stück; und findet der Vorschmack Liebhaber, sollen die übrigen der Mittheilung noch werthen Pflugiana, so wie der gesammte Briefwechsel des Mannes, so vollständig, als sich thun lassen wird, laut der gut geschriebnen Vorrede nachfolgen.

Bekanntlich war dieser sächsische, im Jahr 1564 gestorbne Edelmann der letzte römisch-katholische Bischof zu Naumburg-Zeitz; und schon ein so kitzliches Verhältniß, mitten nämlich in bereits dem Lutherthum zugethanenen Ländern, muß seine Lage anziehend machen. Noch anziehender wird Alles durch den persönlichen Kredit, worin, trotz solcher Schwierigkeiten, die, wie natürlich, sich immer stärker häuften, er dennoch bis an sein Ende sich zu behaupten gewußt; und wenn aus den zahlreichen, ihn sowohl als seine Zeitgenossenschaft betreffenden Papieren sich noch ergiebt, daß dieser kluge Prälat auch ächter Menschenfreund, exemplarischer Vorsteher, und zeitlebens Beförderer nützlicher Anstalten gewesen; nicht allein sich selbst zum Gelehrten gebildet, sondern auch das darbende Talent, ohne Rücksicht auf Religionsverschiedenheit, unterstützt hat: in Glaubenssachen überhaupt mit einer Mäßigung und Duldsamkeit verfuhr, die in jenem Zeitraum doppelt preiswürdig waren: so kann nicht weiter die Frage seyn, ob die Geschichte eines durch Geist und Herz gleich ausgezeichneten Mannes auf genauere Darstellung, als ihr bisher zu Theil ward, Anspruch zu machen habe?

Nur aus der Literaturgeschichte schon mehr oder weniger bekannte Namen giebt das Titelblatt an. Außer diesen finden sich mehrere Briefe von Andern; hohen und niedern Geistlichen nämlich; worunter auch der erste deutsche Jesuit Kanisius erscheint, Geschäfftsmännern, Aerzten, wohlunterrichteten Edelleuten u. s. w. Auf ganz unerwartete Aufschlüsse über Punkte von Wichtigkeit stößt man freylich nur selten; für Sachsen indeß, und die in Alles damals eingreifende Religionshändel; z. B. das Interim, das Colloquium Pegaviense, die Anstallen zu einer allgemeinen Kirchenversammlung rc., fehlt es hier gar nicht an Privatnachrichten, die zu Manchem, das öffentlich verhandelt wurde,

den

den Schlüssel liefern, und dem Geschichtschreiber schon deshalb willkommen seyn müssen, weil man dadurch mit der Sinnesart solcher Leute bekannt wird, die den Ton angeben halfen. — Die 18 Briefe der beyden Rivius, wovon der Vater bekanntlich um's sächsische Schulwesen sich sehr verdient gemacht, sind zwar nicht an den Bischof gerichtet; jedoch aus demselben Zeitraume, und enthüllen manches Brauchbare für Kursachsens speciellere Gelehrten- und Schulgeschichte. Mit dem über dieses Land hinaus sich erstreckenden Briefwechsel des Prälaten, und dieß ist der zahlreichere, hat es dieselbe Bewandtniß. Wem es um den Geist jener Zeit zu thun ist, dessen Folgen ja noch immer so fühlbar sind! der wird eben so wenig die Sammlung ohne Belehrung aus der Hand legen. So schreibt Wolfgang (wer sucht in diesem entstellten Taufnamen den griechischen Evodius?) Bischof zu Passau, im Jahr 1553 noch ganz treuherzig dem Amtsbruder: Ego nos eo redactos arbitror, ut ad ecclesiae reformationem, quam *praeter officium hactenus neglexi-mus*, posthac *nullo negotio* inducamur: — worin der Ehrenmann sich aber doch sehr geirrt hat: denn leider blieb Alles bey'm Alten! und nachdem die Scheidewand zwischen Katholicism und Protestanten einmal feststand, glaubte jener um so weniger nachgeben zu dürfen; selbst über solche Punkte, die von ihm noch kurz vorher sehr waren gemäßigt worden.

Dergleichen Aeußerungen, auch wohl politische Vertraulichkeiten, die man auch nach ein paar hundert Jahren nicht ungern lies't: sind auf jedem Blatt anzutreffen; und wenn in Rücksicht auf die hier beurtheilten Begebenheiten und Männer es nicht immer ohne Leidenschaft oder Vorurtheil abläuft: so bescheidet man sich gern, daß hier Leute von der Geschichte und Tendenz ihrer Tage sprechen: ein Moment, wo reine Unbefangenheit sich leichter empfehlen, als befolgen läßt. Zur Kenntlichmachung der Briefsteller selbst, bringt übrigens Hr. M. in Anmerkungen sowohl, als vorläufigen Einleitungen das Nöthigste bey, und nur die Kürze eines Prodromus hat ihn vermuthlich gehindert, manche historische Schwierigkeit ganz zu heben. Nur in der Nähe großer Bibliotheken lassen überdieß solche Gegenstände sich erschöpfen; und was hier doch wirklich schon geleistet worden, macht der Umsicht des Herausgebers alle Ehre. — Von S.

141 an, kommt die Reihe an Papiere aus der eignen Feder des Bischofs; wo es dann Abschriften von Briefen an Erasmus, an Cochläus, Georg von Anhalt, Melanchthon, Papst Julius III, die Kardinäle Reginald Polus (Pool) und del Borgo, und eine Instruktion an seinen Geschäfftsträger in Rom zu lesen giebt. Schon die Namen dieser Männer, der Zeitraum selbst, und der Gegenstand der letztern Stücke sind zur Ansicht einladend. Ueberall erscheint die Denkungsart des wackern Landsmannes sich gleich, und äußert eine Rechtschaffenheit, die schwerlich erkünstelt seyn konnte; auch, so viel Rec. weiß, von Niemand ist bezweifelt worden. Gegen seinen Styl ist eben so wenig etwas von Belang einzuwenden; als der zwar rednerische Schminke verschmäht; dagegen aber bey der Sache bleibt, und so ruhig-korrekt fortfließt, daß er auch jetzt noch den beabsichteten Zweck nicht verfehlen wird. Ungleich schlechter deutsch klingt das angehängte Kodicill; entschädigt aber durch seinen Inhalt; denn nur von Unterstützung zum Studieren bestimmter, aber hülfsbedürftiger Jünglinge ist darin die Rede.

P.

Klassische, griech. u. lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Des *C. Crispus Sallustius* sämmtliche Werke, nach der Recension der Zweybrücker Ausgabe, mit deutschen Anmerkungen und einem erklärenden und historischen Wörterbuche versehen. Zum Gebrauch der Schulen, von *Alb. Christian Meineke*, Direkt. der Schule zu Osterode. Lemgo, im Verlage der Meyerschen Buchhandlung. 1802. 24 B.; und das Wörterbuch zum Sallustius, mit einem eignem Titel, 7 $\frac{1}{2}$ Bogen. 8. 1 Rk.

Caii Crispi Sallustii bellum Iugurthinum. Mit einer historischen Einleitung, Inhaltsanzeiger und erläu-

erläuternden Anmerkungen, zum Gebrauch der obern Klassen der Schulen und Gymnasien; von *Joh. David Büchling*. Leipzig, bey Schwickert. 1802. 1 Alph. 3½ B. 8. 1 Rg.

Herr Meineke hat bey seiner Ausgabe den Text nach der zweyten Zweybrücker Ausgabe abdrucken lassen, ohne irgendwo eine andere Lesart aufzunehmen. Die Ausgabe selbst ist, wie schon der Titel sagt, ganz nach dem Bedürfnisse junger Leute zum Schulgebrauch eingerichtet: und obgleich an Ausgaben dieser Art kein Mangel ist: so hat doch die gegenwärtige ihre eigene Vorzüge, um deren Willen man sie nicht für unnöthig oder überflüssig halten kann. Eine historische Einleitung zur allgemeinen Uebersicht des Inhalts, wie Herr Büchling seiner Ausgabe vorgesetzt hat, fehlt hier. Der Text ist in einem weg, ohne Absätze abgedruckt, und die Kapitelzahl bloß am Rand bemerkt. Der Inhalt eines jeden Kapitels ist unter dem Texte angegeben, und darauf folgen dann die Anmerkungen. In denselben wird nun wirklich nichts übergangen, was Anfängern, die sich an den Sallust wagen, einen Anstoß verursachen kann. Es werden historische und antiquarische Erläuterungen angebracht, die Konstruktion n aufgelößt, der Sinn einzelner Worte und Sätze richtig angegeben, und, wo es nöthig ist, die deutsche Uebersetzung hinzugefügt, die wir durchgehends richtig und treffend gefunden haben. Und dieses letztere rechnen wir Ausgaben klassischer Schriftsteller, die für die Jugend bestimmt sind, zum vornehmsten Verdienst an, da es bekannt ist, daß selbst oft Lehrer den Sinn und die eigentliche Absicht mancher Stellen sehr befriedigend erklären; aber sich nur auf den rechten deutschen Ausdruck nicht entsinnen können, mit dem der nämliche Gedanke, kurz und ohne Umschreibung, in deutscher Sprache würde gesagt worden seyn. Nur ist es bey diesen Anmerkungen unangenehm, daß Alles, lateinische und deutsche Worte, Worte des Textes und ihrer Erklärung, ohne einige Unterscheidung mit der nämlichen Schrift gedruckt sind, welches wirklich sehr unangenehm ins Auge fällt; wie denn überhaupt von Seiten typographischer Sauberkeit, wie gewöhnlich, diese Ausgabe der Büchlingschen weit nachsteht. Die Erklärungen sind Anfangs häufiger als in der Folge. Ueber das Zuviel und Zuwenig aber in den Anmerkungen,

kungen, worin selten Verfasser und ihre Beurtheiler über-einstimmend. Zuweilen sind wir auf eine Anmerkung gestoßen, die unnöthig oder nicht ganz richtig scheinen möchte, z. B. Cat. Cap 2. heißt es zu den Worten: multi mortales — inducti incultique vitam, sicuti peregrinantes, transegere, in der Anmerkung inculti (quoad) vitam, transegerunt (sc. aevum). Wozu dieses? Cap. 5. wird bey patiens inediae erinnert, daß man bey einer solchen Konstruktion ein ausgelassenes Substantivum, etwan negotium, im Sinn haben müsse. S. 10 wird als eine Sage angeführt, daß einer von den mehrern Söhnen des Aeneas den Grund zu Rom gelegt habe. Cap. 7. steht in den Noten, und in dem Wörterbuch die hierher gehörende Bedeutung des Wortes, conspici. Das Wörterbuch, um auch von diesem noch etwas zu sagen, kann allerdings Anfängern, da wo die Noten fehlen, nützliche und wenigstens bequeme Dienste leisten; allein da es eine vollständige, und gleichsam konkordanzmäßige Aufzählung aller Worte, und aller Stellen, wo jedes Wort vorkömmt, unmöglich zur Absicht haben kann, und auch wirklich nicht hat; so würden wir, wenn wir ein solches Wörterbuch zu verfertigen hätten, dadurch wenigstens keine Vollständigkeit affektiren, daß wir Wörter, und zwar in ihren gewöhnlichen Bedeutungen, darin aufnähmen, die die Kinder schon zu lernen pflegen, und Schüler also, die den Sallust in die Hände nehmen, ganz gewiß schon mitbringen müssen. Dieß ist wahrlich eine unnütz angewandte Vollständigkeit! Uebrigens bemerken wir nur noch, daß der historische Index, wie billig, von dem grammatischen oder erklärenden getrennt ist, obgleich in der Vorrede, vermuthlich durch einen Druckfehler versichert wird, daß er von demselben nicht getrennt sey. Auch sind dieser Ausgabe die Fragmenta Sallustiana aus der Zweybrücker Ausgabe, sammt den lateinischen Noten derselben angehängt, die, weil sie doch mit jungen Leuten nicht gelesen werden, auch wohl hätten wegbleiben können.

Hrn. Bächlings Ausgabe Jugurthinischen Kriegs, ist der zweyte Theil seiner Ausgabe des Sallusts. Die Absicht und Bestimmung derselben ist die nämliche; denn ob sie gleich dem Titel nach für die obern Klassen der Gymnasien berechnet ist: so lassen sich doch die meisten erklärenden Anmerkungen zu den Bedürfnissen der ersten Anfänger herab. Der

Verf.

Verf. versichert, daß Berichtigung des Textes sein Hauptaugenmerk sey, er hat zwar Cortens Ausgabe zum Grund gelegt, den Text aber hie und da berichtigt. Dabey verspricht er in seinen Noten ein genaues Verzeichniß der abweichenden Lesarten, und die besten und wichtigsten Anmerkungen älterer Kommentarien, sonderlich Cellers, zu liefern. Den Anfang macht eine wohlgeschriebene, zwey Bogen lange, historische Einleitung, oder Geschichte des Kriegs mit dem Jugurtha J. R. 642 — 647. Der Text ist nach der gewöhnlichen Kapitelabtheilung, so weit wir gelesen haben, korrekt abgedruckt, ganz so, wie Meineke denselben nach der Zweybrücker Ausgabe geliefert hat. Die Inhaltsanzeigen eines jeden Kapitels sind, unsers Bedünkens, nicht so rund und zusammenhängend abgefaßt, als bey diesem; die Anmerkungen aber mit zahlreicher, größtentheils von Soldus, Corte und Cellarii entlehnt, und mit den eignen Anmerkungen des Herausg. vermehrt, die ersten lateinisch, die letzten deutsch, mit eingestreuten Uebersetzungsproben von Göz und Weinzierl. Alle sind nach Zahlen abgesetzt, und folglich zum Gebrauch bequemer. Die eignen Noten des Verf. enthalten häufig, nach Art der Minellischen, umständliche Erklärungen einzelner Worte, nach ihren ursprünglichen und mehrern Bedeutungen, auch viele antiquarische Exkursus und aufgelöste Konstruktionen. Auch von diesen Erklärungen wollen wir einige Proben geben. Gleich zu Anfang lautet die Anmerkung zu den Worten: Falso queritur *de natura sua* genus humanum, ganz unschicklich: de natura sua, seiner natürlichen Anlage nach. Cap. 2. animus — rector humani generis, *agit*, das erklärt B.: spielt eine Rolle; M. aber: regiert. Cap. 5. quo ad cognoscendum omnia *illustria* magis sunt. Da in der Folge Bedeutungen von so vielen Worten angegeben werden: so hätte der Anfänger auch wohl hier eine Anmerkung über das Wort illustris erwarten können. Allein es ist ganz mit Stillschweigen übergangen, und auch in Meinekens Sallustischem Wörterbuch fehlt es. — Hannibal, *post magnitudinem nominis Romani*, Italiae opes maxime detriuerant. Hier weichen beyde Ausleger von einander ab. M. übersetzt die bezeichneten Worte: als die Römer schon von ihrer Größe herabgekommen waren. Wir zweifeln, ob diese Erklärung die richtige ist, theils weil es historisch unrichtig ist, daß die Römer zu Anfang des zweyten punischen Krieges, schon von ihrer Größe

gesunken wären, theils weil es gegen die Absicht des Geschichtschreibers war, zu sagen: daß Hannibal erst nach gesunkener Größe, die Römer geschlagen habe. Hr. B. nimmt also Cortens Erklärung an: postquam Romani magni facti sunt. Vielleicht aber könnte man noch eine dritte Erklärung geben, wenn man beydes: *magnitudinem* nominis romani, und *opes* Italiae auf detriverat zöge, daß Hannibal, nach Vernichtung des Traums, von ihrer unbesiegbaren Größe, auch die Macht der Römer aufgerieben habe. Cap. 39. Cons. Albinus — ex *copia rerum* statuit, nihil sibi agitandum. Dieß erklärt Hr. B.: pro statu et conditione rerum, in dieser Lage der Umstände; er scheint hier dem Worte copia eine Bedeutung zu geben, die es nicht haben kann; es ist aber auch nicht nöthig; es kann gegeben werden: bey dieser Menge zusammenkommender unglücklicher Umstände. Von beyden Herausgebern sind bey weitem nicht alle Hülfsmittel, an neuern Ausgaben und Uebersetzungen, die ihnen zu Gebote standen, gebraucht worden. Noch erwähnen wir, daß Hr. B. die seinige nicht mit einem Register versehen hat.

Gf.

Ueber Sitten und Lebensart der Römer in verschiedenen Zeiten der Republik, von Joh. Heinr. Ludw. Meierotto. Zweyte verbesserte, mit Zusätzen aus den Papieren des Verfassers und einem Register vermehrte Ausgabe. Berlin, bey Mylius. 1802. Erster Theil. 228 S. Zweyter Theil. 260 S. 8. 1 Rthl. 12 Gr.

Es würde uns um unsere Leser herzlich Leid thun, wenn sie dieses Buch nicht schon aus der frühern Ausgabe kennen sollten. Schade bleibt es immer, daß weder der verstorbene Verf., der durch seinen langen Umgang mit den römischen Klassikern, vor Mehrern sich dazu schickte, noch nach seinem Tode ein Anderer sich der förmlich mühseligen Arbeit unterzog, das Ganze nach einem erweiterten Plane zu bearbeiten. Die Zusätze, die hier geliefert sind, betreffen bloß Data und Belege zu den im Buche gezogenen Resultaten. Das Publikum würde es Hrn. Buttmann und Hrn. Spalding, den

jetzigen

jetzigen Herausgebern, herzlich gedankt haben, wenn sie mehr Zeit und Aufmerksamkeit auf die Vervollkommnung dieses, auch in seiner jetzigen Gestalt, immer sehr nützlichen Buches, hätten verwenden wollen oder können. Die Citata: Appian. Sallust. u. dgl. sind doch gar zu sehr à la françaiſe. Auffallend ist es, daß auch in dieser Ausgabe der tiers etat in Rom schlechtweg der Pöbel heißt. Die beste Seite des Buches ist die kritische Absonderung der verschiedenen Perioden, und die gewissenhafte Untersuchung der Quellen und ihrer Glaubwürdigkeit. Man erlangt auf diesem Wege über verschiedene Dinge des römischen Alterthums Ansichten, die von den ehemals üblichen abweichen. Der Inhalt des ersten Theils ist: 1) Beschreibung des letzten Standes (des Pöbels) in Rom, von dem Tode des Sulla, bis zur Regierung des Augustus. Was man unter dem Namen des römischen Pöbels zu verstehen habe — wie dieser Pöbel sich nährte — in wie weit dieser große Haufen an den Geschichten des Staats Theil genommen habe — gutes und freyes Betragen desselben — feines Betragen desselben — Ausbildung des Volks durch Verbindung mit den Großen durch seine Vergnügungen — Schauspiele. 2) Simplicität der Römer überhaupt vom 2ten punischen Kriege. Der 2te Theil handelt 1) von der Neigung der Römer zum Pomp von den punischen Kriegen, bis zum Verlust der Freyheit. 2) Feines in der Lebensart der vornehmen Römer. 3) Geschichte des Luxus. 4) Plinius und Regulus, ein Dialog. Betrachtungen über den Luxus der Privatpersonen, unter den Kaisern des ersten Jahrhunderts.

W.

Recueil de quelques antiquités trouvées ſur les bords de la Mer noire, appartenans à l'Empire de Ruſſie, deſſinées d'après les originaux en 1797 et 1798. avec une carte geographique ancienne du pays, où ces antiquités furent decouvertes, par *Leon de Waxel*, conſeiller de cour au ſervice de S. M. I. de toutes les Ruſſies etc. A Berlin, chez Schüppel. 1803. 30 S. gr. 4. 3 Rſ.

Es

Es ist ausgemacht, daß in ältern Zeiten griechische Kolonien die Küsten des schwarzen Meeres, und die Ufer der Flüsse, welche sich in dasselbe ergießen, bewohnten. Mehrere Ueberbleibsel, die den Zerstöhrungen der Zeit entgangen sind, bestätigen das, was die Geschichte hierüber sagt, und setzen uns in den Stand, zu beurtheilen, wie bedeutend diese Colonien waren. Der Verf. ließ daher die Gelegenheit, einige dieser Denkmähler zu sehen, welche eine Reise durch jene Gegenden in den Jahren 1797 und 1798 ihm darbot, nicht vorbeygehen, um alles, was ihm für Liebhaber des Alterthums merkwürdig schien, zu sammeln. Er hat es nicht versucht, die Inschrift eines jeden Steins zu erklären; sondern oft bloß den Ort angezeigt, wo sie gefunden worden, oder ähnliche Nachrichten darüber mitgetheilt. Die Hauptabsicht bey Bekanntmachung der hier vorgestellten Alterthümer war, andere Alterthumsforscher zu reizen, die bis jetzt noch immer so dunkle ältere Geschichte jener Gegenden mehr aufzuklären, und über manche der Aufmerksamkeit aller Liebhaber des Alterthums würdige Gegenstände mehr Licht zu verbreiten.

Diese Alterthümer bestehen mehrentheils aus Inskriptionen an bloßen Steinen oder unter Figuren, aus Reliefs, Götzen und Münzen.

Unter den gewiß nicht unwichtigen griechischen Inskriptionen, die wohl eine Erläuterung verdienten, befinden sich auch einige genuesische Inschriften aus dem vierzehnten Jahrhundert, die wegen der gothischen Schriftzüge merkwürdig sind, deren sich die Genueser zur Zeit ihrer Niederlassung in der Krimm bedienten. Die Reliefs scheinen aus Tempeln zu seyn, und das Andenken verdienstvoller Personen erhalten zu sollen. Die Götzen sind von der Art, wie man schon mehrere aus antiquarischen Werken unter dem Namen Tatarischer Idole kennt. Die Münzen sind mehrentheils, und vielleicht alle, keine andern, als solche, die in jenen Gegenden zu Hause sind. Man kann sie immer als einen guten Beytrag zur Numismatik betrachten, weil sie theils manche Abweichung von ähnlichen, schon bekannten Münzen darstellen, theils auch, weil einige darunter noch gar nicht publicirt zu seyn scheinen. Die beyden Münzen, Nro. 59 und 61 von Sauromates, sind unter denen, von welchen sich bestimmt angeben läßt, was sie sind, ohnstreitig die merkwürdigsten; denn sie verändern auf einmal die bisher angenom-

mene

neue Folge der bosporischen Könige, indem die Inschrift beweist, daß der hier vorgestellte Sauromates zwischen Rhescuporis (nicht Rhescuporides) IV und Tigranes regierte, so, daß der bisher als Sauromates IV. angenommene König, jetzt Sauromates V. heißen muß. Es giebt also nun sieben Könige dieses Namens in der bekannten Regentenfolge dieser Könige, da man bisher nur sechse kannte. — Die noch ganz unbekannten Münzen, welche hier abgebildet worden sind, und nicht von griechischer, sondern von barbarischer Fabrik zu seyn scheinen, verdienen von Münzkennern genau untersucht, und die Resultate davon bekannt gemacht zu werden.

Das Aeußere dieses Werkchens ist sehr empfehlend. Druck, Papier und Kupfer sind gleich schön. Der Text ist französisch und deutsch, und enthält, so wie die Kupfer, außer dem, was auf dem Titel angegeben worden ist, noch einen Anhang von Alterthümern, die in, oder seit dem Jahre 1798 daselbst entdeckt worden sind. Dieser Anhang hat zwar einen besondern Titel; läuft aber in der Seitenzahl fort, und macht also mit dem Vordern ein Ganzes aus. Die Kupfer enthalten 66 Figuren auf 19 Tafeln, und außerdem befindet sich noch vorn ein schönes Titelkupfer, von Koslofsky in Petersburg gezeichnet, und von Fr. Jügel in Berlin gestochen. Das Landchärtchen, welches die Titelvignette macht, stellt die Gegend vor, von welcher hier die Rede ist.

Antwort auf die Einwürfe gegen die Untersuchung über den Sard, den Onyx, und den Sardonyx der Alten. Leipzig, bey Baumgärtner. 1802. 221 S. kl. 8. 18 gr.

Den vom Hrn. Leibmedikus Brückmann gemachten Einwendungen gegen des Herrn von Köhler Untersuchung über den Sard, den Onyx und den Sardonyx der Alten, verdanken wir hier eine gründlichere Bearbeitung, und eine weitläuftigere Auseinandersetzung dieser Materie, als wir in seiner Untersuchung selbst fanden. Hier drückt sich Hr. v. K. durchgängig bestimmter und faßlicher aus, und die Sache hat offenbar an Bestimmtheit und Klarheit gewonnen; obgleich zu wünschen gewesen wäre, daß es mit weniger Bitterkeit hätte geschehen können. Aber bey aller dieser Be-

stimmte

stimmtheit und Klarheit muß man doch immer noch sagen, daß es nicht möglich ist, sich in dieser Materie vollkommen deutlich und faßlich auszudrücken. Denn wer ist im Stande, die Farben, das Feuer, den Glanz, die Durchsichtigkeit der Steine ganz deutlich zu beschreiben? Hierzu gehört das Auge. So ist z. B. hier die Beschreibung und Eintheilung des Sardes, des Onyx und des Sardonyx (S. 186 u. f.) so deutlich vorgetragen, als man es nur wünschen kann; und doch kann einer, der diesen oder jenen Stein besitzt, nach dieser Anleitung immer noch nicht mit vollkommner Gewißheit, und ganz untrüglich sagen, zu welcher Gattung er gehöre; das darüber urtheilen wollende Auge muß mehrere, oder doch wenigstens einen von jeder hier beschriebenen Gattung vor sich haben. Uebrigens läßt sich auch noch behaupten, daß in den größten Sammlungen keine Gemme oder Camée aus Sard, Onyx und Sardonyx der andern vollkommen gleiche, zu welcher Behauptung den Rec. ohnlängst die Betrachtung der in dem Dresdner grünen Gewölbe befindlichen fünf Sardonyxriesen veranlaßte, die, so sehr ähnlich sie auch einander zu seyn scheinen, doch in Farbe und Feuer nicht ganz vollkommen mit einander übereinkommen.

Aus Allem, was Rec. hier bemerkt hat, folgt nun so viel, daß wenn Hr. v. K. und Hr. L. M. Brückmann sich über diese Sache hätten mündlich besprechen, und beyde durch Hülfe ihrer Augen über würkliche Gegenstände urtheilen können, sie gewiß einander verständigt haben, und leicht mit einander einstimmig geworden seyn würden, wodurch alle bittere Aeußerungen weggefallen wären; aber freylich hätte dann das Publikum die hier angezeigte schöne, deutliche und faßliche Auseinandersetzung entbehren müssen.

Rh.

Versuch über Gebräuche, Kleidung und Waffen der ältesten Völker bis auf Konstantin den Großen, nebst einigen Anmerkungen über die Schaubühne, von Johann Christian Mannlich. Mit 32 Kupfertafeln. München, auf Kosten des Verfassers, und in Kommission bey Seidel. 1802. 116 S. 4. 4 Rl.

Werke

Werke dieser Art sind gewöhnlich mehr für Alterthumsforscher, als für Künstler geschrieben, oft zu weitläuftig, oft auch, wegen schöner Kupfer, zu theuer, als daß nicht vermögende Künstler sich dieselben anschaffen könnten. Um nun jungen Künstlern und Vorstehern von Schaubühnen, auf die einfachste Art, und ohne weitläuftiges Nachsuchen, eine sichere Richtschnur anzulegen, an welche sie sich bey ihren Gemälden, oder bey Darstellung großer Schauspiele und Opern, wovon die Vorstellung uns oft in die ältesten Zeiten zurücksetzt, halten können, hat der Verf. ohne allen unnützen Aufwand, die nöthigsten Kupfer bloß im Umrisse verfertigen lassen, um einstweilen der Wahrheit und Richtigkeit entgegen zu gehen. Wird dieser Versuch mit Beyfall aufgenommen: so wird er in der Folge auch die Trachten der nähern Jahrhunderte liefern.

Ehe der Verf. zur eigentlichen Behandlung seiner Materie fortgeht, schickt er erst einige Bemerkungen über die Bühne überhaupt, und über Beleuchtung und Dekorationen, voraus, unter welchen der Vorschlag zu einer zweckmäßigen Beleuchtung sich besonders auszeichnet; die Ausführung davon muß, wo sie geschehen kann, einen herrlichen Effekt machen. So wie wir gewöhnlich unsere Bühnen beleuchten, findet sich nur Schatten und Licht in den gemalten Dekorationen, oder in dem Grunde des Gemäldes; der Schauspieler selbst aber, der von unten und von allen Seiten beleuchtet ist, erscheint bloß als Umriß, und ist folglich ein Widerspruch mit dem Ganzen. Da man aber in einem gut ausgeführten Schauspiele eine jede Scene mit einem Gemälde vergleichen kann, und die Beobachtung der Kunstregeln, welche nichts anders als Beobachtung der schönen Natur voraussetzen, in einem Gemälde so unumgänglich nöthig ist, und so Vieles zur Wirkung, zum Reize, zur Täuschung und zum Ausdrucke beyträgt: warum sollten diese anerkannten Vortheile in dem vollkommnern, beweglichen, redenden Gemälde der Bühne unbenutzt bleiben, und der Unwissenheit, welcher nicht Licht und Schatten, sondern nur Hellung behagt, länger geschonet werden? Auch der bestzusammengesetzten Grouppe in unsern Auftritten fehlt es an Effekt; denn jede Figur bleibt deswegen isolirt, weil sie nicht durch Licht und Schatten mit den übrigen verbunden wird. — Der Vorschlag zu einer zweckmäßigern Beleuchtung ist nun folgender: Man nehme einen Theil der Beleuchtung von der vordern

Seite

Seite der Bühne, und vermindere sie nach und nach zur Linken des Schauspielers; man vermindere zu gleicher Zeit die Beleuchtung der Koulissen auf eben dieser Seite; oder besser, man verdopple sie an den Koulissen zur Rechten, und versehe diese oben mit starken Scheinwerfern (Reverberen), damit das Licht von oben herab herrschend, und mit dem der Dekorationen einklingend werde. Auf diese Art werden die spielenden Personen Schatten und Licht erhalten; die Gruppen werden durch zwar schwache, aber doch merkliche Schlagschatten verbunden und zusammenhängend erscheinen; von weiter entfernten sich absondern, durch den Schatten auf der Erde, den ein jeder Körper in der Natur erzeugt, wird ihre Entfernung deutlicher und effektvoller werden, und man wird bey Scenen, wo viele handelnde Personen zu gleicher Zeit auftreten, Massen von Schatten und Licht erhalten, welche ihnen bey jetziger Beleuchtung fehlen, so, daß sie nur als Umrisse, die sich bloß durch die verschiedene Form und Farbe ihrer Kleidung unterscheiden, und effektlos durcheinander bewegen, angesehen werden können. — Was die Dekorationen betrifft; so wird Jedermann bemerkt haben, daß, wenn der Grund einfach, edel, reich ohne Ueberfluß, und besonders ohne bunte Färbung war, der Schauspieler dabey gewonnen habe, daß seine Person in dem Bilde hervorstechender, und seine reiche Kleidung prächtiger erschiene. — Die bunten, stark mit Vergoldungen, mit Transparents und verschiedenen Edelgesteinen, mit Kränzen von Blumen rc. versehenen Dekorationen müssen also zu Feenmährchen, Zauberreyen, und für die elisäischen Felder aufbewahret werden, wo das Uebernatürliche der Sache angemessen, und zur Täuschung nothwendig ist.

Nun geht der Verf. zu dem Kostume der ältesten Völker fort, und handelt natürlich zuerst von dem Kostume der Aegyptier. Man mag hier aufs Theater, oder auf bildende Künstler Rücksicht nehmen: so hätte man eine Abtheilung nach den verschiedenen Zeiten machen, und ihre Denkmähler genau von einander unterscheiden sollen. Denn spricht man von eigentlichen ägyptischen Denkmählern: so kann nur von alten ächten ägyptischen Werken aus denjenigen Zeiten die Rede seyn, da ein ägyptischer Staat wär, und ägyptische Könige regierten, welches ein Zeitraum von vielen Jahrhunderten ist, der bis in das höchste Alterthum zurück geht. Man

kommt

kommt die Vermischung mit Ausländern, mit den Griechen. Unter den persischen Statthaltern findet man ägyptisch-persische Kunstwerke; unter den Ptolemäern griechische Kunst und griechische Sitten; unter den Römern römische Kunst und römische Sitten; unter dem Kaiser Hadrian, griechischen Styl in ägyptischem Geschmack. Doch der Verf. scheint sich hier bloß auf eigentliche alte ägyptische Denkmähler einzuschränken.

Die Kupfer sind zwar aus guten antiquarischen Werken genommen; aber es ist nicht überall angegeben, aus welchen Werken sie genommen sind, welches wohl nöthig gewesen wäre: theils um diesem Buche mehr Zuverlässigkeit zu geben, und mehr Zutrauen zu verschaffen; theils auch um Künstler und Direktoren von Schaubühnen, welche Gelegenheit haben, die größten und besten antiquarischen Werke zu sehen und zu benutzen, darauf aufmerksam zu machen. Denn so nützlich dieses Buch für diejenigen seyn kann und wird, die weder Zeit noch Gelegenheit haben, andere größere Werke dieser Art kennen zu lernen; so ein lehrreicher Führer würde es auf diese Art für diejenigen seyn, die Lust, Muße und Gelegenheit haben, sich anderweit umzusehen.

Daß Iosephi Antiquitates Iudaicae, Diodorus Siculus, Herodotus, Appianus, u. s. w. citirt sind, scheint etwas Ueberflüssiges zu seyn, weil diejenigen, denen diese Arbeit gewidmet ist, sich nicht leicht mit den alten Schriftstellern zu beschäfftigen pflegen. Da man aber von allen diesen Autoren deutsche Uebersetzungen hat: so können sie auch für den Unkundigen der alten Sprachen eine Quelle nützlicher Untersuchungen werden.

Die Namen der Völker hätten in den Rubriken durch den Druck besser ausgezeichnet werden sollen. Die Lettern bey den Namen der Völker sind zwar etwas größer; zeichnen sich aber doch zu wenig von denen aus, die man zu den Ueberschriften von den Unterabtheilungen genommen hat.

Die Völker, über welche sich dieses Werkchen verbreitet, sind, außer den Aegyptiern, die Aethiopier, Phönizier und Karthaginenser, die Numidier, Mauritanier, Saracenen, Araber, Babylonier, Chaldäer, Syrer, Juden, Phrygier und Trojaner, Armenier, Parther, Thracier (nicht Tracier), Chalybier, Cilicier, Amazonen, Perser, Cissienser, Hyrcanier, Bactrianer, Meder, Indianer, Sacer,

Massageten, Skythen, Dacier, Sarmaten, Germanier, Helvetier, Gallier, Britten, Spanier, Sardinier, Hetrusker, Samniter und Volsker, Griechen und Römer.

Rec. lobt die zweckmäßige Bearbeitung dieses Buchs; wünscht aber noch, daß es dem Verf. gefallen haben möchte, entweder ein vollständiges Register dazu zu liefern, um jede Kleinigkeit sogleich finden zu können, oder wenigstens durch ein vorausgeschicktes Inhaltsverzeigniß die Uebersicht zu erleichtern. Die Stelle des letztern, hätte die angehängte Anzeige der in diesen Werke enthaltenen Kupfertafeln, und der darauf vorkommenden Vorstellungen, vertreten können, wenn bey Anzeige jeder Figur auch die Seitenzahl des Textes bemerkt worden wäre.

Ha.

Haushaltungswissenschaft.

Versuch einer gründlichen Anleitung zur richtigen Verpflegung der Bienen in allerhand Behältnißarten (,) für gute und schlechte Gegenden. Von Joh. Gottf. Lukas, Schulmeister in Nischwitz bey Wurzen, der Kurfürstl. Sächs. ökonom. Gesellschaft, wie auch der Oberlausitzer Bienengesellschaft Ehrenmitgliede. Mit einem Kupfer. Leipzig, bey Fleischer. 1802. 326 S. 8. 1 Rg.

Nach der Vorrede, Inhaltsanzeige, Erklärung des Kupfers und Einleitung zur Bienenzucht, handelt der Verf. von derselben in drey Abschnitten. Sein Gang darinnen ist folgender.

Erster Abschnitt. Von der Einrichtung einer Bienenzucht, S. 7—97; und zwar 1) von den Behältnissen; 2) dem Beschneiden; 3) dem Füttern; 4) der Vermehrung; 5) dem Verlegen und Vereinigen; 6) von der Anweisung, wie die verschiedenen Trachten alljährlich mit den Bienen zweckmäßig zu benutzen sind.

Zwey-

Zweyter Abschnitt. Von den Kenntnissen der Bienenzucht, S. 98 — 289. A) Theoretischen Inhalts: 1) Von den Bienen überhaupt, in Ansehung ihrer Geschlechtsarten, der Verschiedenheit ihrer Brut und ihrer Erzeugung; 2) Von den Eigenschaften der Bienen überhaupt, und der verschiedenen Geschlechter insbesondere. B) Praktische Kenntnisse. a) Von der natürlichen und künstlichen Vermehrung; b) Von den Behältnissen; c) Von der Kunst, Bienen zu beschneiden und Honig abzunehmen; d) Von den nöthigen Kenntnissen zu den verschiedenen Fütterungsarten; e) Von den Kränklichkeiten der Bienen und besondern Zufällen.

Dritter Abschnitt. Von der Anweisung zur praktischen Bienenzucht, S. 290 — 319. (Deutlicher wäre es, wenn der Verf. einen praktischen Bienenkalender zu liefern, versprochen hätte; denn nichts als eine Anweisung, was man in jedem Monate des Jahres zu beobachten hat, findet man allhier.) In einem Nachtrage, S. 320 — 326, verwirft der Verf. das Füttern mit Zucker im Frühjahre, welches er S. 287 gebilliget, und damit auch recht gethan hatte. Denn daß, und warum er es mißbilligte, zeigt, daß er Fehler begangen habe, zumal Andre es doch jetzt (wenigstens mit ordinärem, nicht feinstem Zucker, wie der Verf. will, noch besser mit Thomas- oder Farinzucker) eben so gut, wie im Herbste füttern. Man muß nur die süßeste Sorte Farin mit ½ so viel Wasser, (d. i. 2 Pfund Zucker mit 1 Pfund Wasser) gelind aufsieden, gut abschäumen, und so fortfahren, bis kein Schaum mehr oben erscheint. Dieß Kochen und Abschäumen verbessert schon schlechten Honig, und so auch den Zucker. Davon wird weiter unten gehörigen Orts mehr folgen.

Diese von dem Verf. bis hieher erwählte Ordnung hat nicht ganz den Beyfall des Rec., welcher den ersten Abschnitt mit den praktischen Kenntnissen im zweyten, zur Bequemlichkeit des Lesers, würde verbunden haben. Vieles, was der Verf. an diesem Orte sagt, könnte gar füglich auch an jenem stehen, und so umgekehrt. Indessen wollen wir den Verf. bey seinem Ideengange lassen, und nicht so wohl auf die äußere Form seiner Schrift, als vielmehr auf den innern Gehalt derselben sehen, auch hier-

nach diese seine Schrift unpartheyisch, aber weil er zu den guten Autoren gehört, zu seiner immer mehrern Besserung auch streng beurtheilen.

Die von ihm beschriebene praktische Behandlung der Bienen ist so beschaffen, daß man mit ihm größtentheils zufrieden seyn kann, und wir zählen ihn hierin mit Rechte zu unsern geschickten und einsichtsvollen Bienenwirthen. Wir sagen bedächtlich: größtentheils, also nicht in Allem mit ihm einverstanden zu seyn, daher will Rec. Eines und das Andere ausheben, und dem Verf. zur nähern Prüfung überlassen.

Nach S. 50 verwirft er das zeitliche Beschneiden im Frühjahre, und will, man sollte dieses bey guten Stöcken in der Baumblüthe, und bey schlechten noch später unternehmen. Wird aber dieses so gut wie früher zur Wegschaffung schwarzer Wachstafeln, und auch jetzt gehörig, ohne Verletzung der Brut, geschehen können. Der Verf. sagt: Kann man dieselbe nicht füglich schonen; so soll man den Stock unbeschnitten lassen. Allein dieses kann zu vielen Uebeln, worunter hauptsächlich auch die Faulbrut, die bey ihm — wohl eben daher — so sehr eingekehrt war, gehört, Anlaß geben. Alles dieses muß nur fein mit Maaß und Ziele geschehen, je nachdem der Frühling früher oder später einfällt, d. i. entweder im Anfang oder in der Mitte des Aprils, seltener am Ende des März. Jetzt darf man aber nie zu vielen, eher zu wenigen Honig ausschneiden, so wie solches noch erst neulich ein bewährter Schriftsteller in der beliebten Landwirthschafts-Zeitung 1803. S. 113, mit vieler Wärme empfohlen hat. Das späte Beschneiden, nach so eben genanntem Maaßstabe, verhindert wirklich die öftere Bevölkerung des Stockes, und der Verf. irrt sich, wenn er behauptet, daß ein beschnittener Stock in den ersten vier Wochen so viele Bienen nicht erzeugen könnte, als wenn man ihn unbeschnitten ließ. Denn hat man nur die Brut jetzt geschont, und durch die Verkleinerung des Stocks den Bienen eine mehrere und gehörige Wärme verschaffet: so werden sie ihr Gebäude (das aber, wie der Verf. sich ausdrückt, kein Schwalbennest seyn darf,) bedecken, bey Honigvorrath neue Wachstafeln bauen, und gewiß eben so viele junge Bienen, ja noch mehrere erzeugen können, als wenn man ihnen ein zu

weit-

weitläuftiges Gebäude läßt, das ihrer Volksmenge nun nicht angemessen ist. — Das Beschneiden der Magazinstöcke im Herbste will der Verf. S. 59 auch nicht billigen. Rec. ist zwar bis hierher kein großer Freund vom Beschneiden der Magazine zur jetzigen Zeit gewesen, und hat die Bienen im Herbste lieber in Ruhe gelassen; doch hat er bey einigen Stöcken diese Methode befolgt, und sie nicht für so schädlich befunden, als der Verf. meint; ja er kennet Bienenwirthe unter den Landleuten, die nicht die besten Kenntnisse besitzen, und nichts von der Magazinzucht wissen; dennach aber jährlich, nach vollendeter Honigtracht, ihre Bienen beschneiden, und seit vielen Jahren ohne Nachtheil dieses gethan haben: wenn man nur den Raum blendet, d. i. durch Breteinsätze in großen Kästen und Klotzbeuten, dagegen in großen runden Körben mit Einschiebedeckeln verkleinert. Ist diese Verkleinerung nicht bey den sogenannten Magazinen (d. i. theilbaren Wohnungen) noch weit bequemer und leichter, folglich auch nützlicher? Der Verf. muß daher nicht durchaus theilbare und verkleinerte Körbe oder Kästen besitzen, wenn er diese Reduktion hierbey schädlich gefunden hat; wenigstens muß er die großen Körbe nach dem Beschneiden nicht gehörig geblendet haben. In jeder Sache muß man erst mit Maaß und Ziel handeln, bevor man so anmaaßend entscheiden will, und Andere dadurch auf üble Wege führet.

Verliert ein Schwarm — um auch davon zu reden — bey seinem Auszuge seine Königinn: so begiebt er sich gemeiniglich wieder zum Mutterstocke, und zieht nicht leicht weiter fort. Die Schwärme, die man nach S. 185 hin und wieder mutterlos antrifft, sind dieses ohne Zweifel auf ihrem Zuge geworden. Der ausgeseimte Honig soll, nach S. 251, den Nutzen bey der Fütterung nicht haben, welchen der Scheibenhonig hat, weil die Bienen jenen so gern auf die Brut verwendeten, und wenigstens den vierten Theil durch Unmäßigkeit verschwendeten. — Rec. hat solches, nebst vielen Andern nie bemerkt, und er kann den Grund nicht davon einsehen, welchen der Verf. schuldig geblieben ist. Auch bey untergesetzten Honigscheiben erfolgt alles das, was bey dem ausgeseimten Honige geschiehet; und das noch mehr, wenn die Honigscheiben hin und

wieder körnigten Honig enthalten, den sie nicht geniessen können; sondern vor unsern Augen herumtragen. Wenn der Verf. die Bienen hierbey der Unmäßigkeit und Verschwendung beschuldiget: so hat er sich sehr vergessen. — Zum Besten der Anfänger hätte er, S. 258, bey der Bereitung des Zuckerwassers auch anmerken können, daß ein Pfund Zucker, und etwas weniger als ein halb Pfund Wasser, das richtigste Verhältniß ist, und so viel als ein Pfund Honig beträgt. Der Verf. will aber, daß 3 Pfund Zucker — des feinsten — so viel sey, wie eine Kanne Honig, die doch nur 2½ Pfund wieget. Von der pulverisirten ganz feinen Zuckersorte, worauf der Verf. vieles hält, hat Rec. noch nie ernstlich einen Gebrauch gemacht, weil er diese Fütterung zu theuer und unökonomisch fand, auch alles dieses, und noch besser, der Farinzucker verrichtet. Doch will er es ihm, und denen, die gern mit Spielereyen zu thun haben, überlassen. Ungefähr vor 7 Jahren, als Rec. des Verf. ersten Unterricht der Bienenzucht las, und daselbst S. 73 diese Fütterung angeführt fand; machte er einige Versuche, die aber seiner Erwartung nicht entsprachen. So viel er sich noch entsinnet, schien ihm diese Fütterungsart auch mühsam und nur im Kleinen anwendbar zu seyn, denn es kostete viele Mühe, den Zucker so fein zu pulverisiren, daß er von den Bienen konnte genossen werden. Besser fand er und Mehrere, den von größern Stücken befreyeten Farin-Zucker, da dieser etwas feuchter, wie der weiße Zucker ist; und wenn dieß nicht seyn sollte, nur mit etwas Honigwasser angefeuchtet werden darf: doch verzehreten sie ihm auch ganze Stücke Farin, wenn solche ihnen unter oder mitten in ihr Nest gesteckt wurden, weil solche daselbst von ihrer Ausdünstung genießbarer wurden. Der Verf. will noch, daß die Bienen vom Zuckerfutter im Frühjahre nicht am Gewichte zunehmen. Es ist wohl wahr; aber er dachte wohl nicht daran, daß jetzt die Bienen in vier Wochen schon am Honig mehr bedürfen, und so am Gewichte auch daher mehr abnehmen, als sie den ganzen Winter verzehren; denn zur Frühjahrszeit bedürfen sie vielen Vorrath zur Brut, die jetzt zunimmt, im Herbste aber bekanntlich immer weniger wird. — Daß der Malzsyrup im Frühjahre bey rauher Witterung, nach S. 258, die Bienen leicht bauchsiech machen soll, hat Rec. mit Andern noch nie bemerkt, so sehr vielen wir auch schon davon

gefüt-

gefüttert haben. In der Fortsetzung summarischer Anzeige der Oberlausitzer Bienengesellschaft, wovon er Mitglied ist, kann er die nützliche Fütterung des Malzsyrups bestätigt finden. Bey dem Verf. müssen daher andere Umstände, besonders unreine Gefäße bey der Bereitung, zu seinem Nachtheile behülflich gewesen seyn. Das, nach S. 260, Näscher an einzelne, von der Tracht kommende, und schwer beladene Bienen vor dem Flugloche sich machen, sie aufzuhalten wissen, und von ihnen sich füttern lassen, sodann mit ihrer Beute sich fortstehlen, ist eine neue Entdeckung; wir zweifeln aber sehr an ihrer Richtigkeit, denn wir fanden vielmehr, daß oft irrgewordene, oder vom Winde an andre Stöcke verschlagene Bienen, am Eingange aufgehalten und gezerret wurden, bis sie ihren vom Felde mitgebrachten Honig abgaben; da erst dann ihr Fortstehlen zugelassen würde. Noch sagt der Verf. daselbst: „solche (angefallene) „Stöcke könnten dann nie recht zu Kräften kommen." Wir würden hier berichtigen: daß auch Stöcke, wozu solche Näscher gehören, nie von großem Gewichte werden können, wenn sie nur von diesem Naschen würden zunehmen müssen! — Zur Erbrütung einer Königinn oder Mutterbiene verlangt der Verf. S. 272 bedeckelte Brut nebst Maden und Eyern; allein die bedeckelte Brut ist überflüssig, es wäre denn, daß er baldere Volksverstärkung bedürfte. Daß man, nach S. 276, die Motten durch Rauch aus einem Stocke vertreiben solle, ist nicht anzurathen; sondern man muß andere und wirksamere Mittel vorher ergreifen, z. B. Ausschneiden der damit besetzten Wachstafeln. S. 280 redet der Verf. davon, daß ein Feind einem Andern Raubbienen an seinem Stand anlocken könne. Er handelt löblich, daß er dieses als Geheimniß nicht öffentlich beschreibt. Daher ist es schändlich, daß man im Kalender von Stolpen bey Dresden v. J. 1793, unter dem Blatte vom September, noch so ein Mittel vorfindet. Es ist dieß Mittel in der Absicht angeführt, daß man Raubbienen tödten solle: allein man lockt eine Menge anderer guten Bienen an, und macht sie so zu wirklichen Raubbienen. Man höre nur, wie es da heißt: „Stopfe des „Abends die Löcher zu, und schmiere Honig um „die Fluglöcher; des andern Tages früh gegen 8 „Uhr kommen sie häufig und holen das aufge„strichene Honig; da schlage alsdann alles

P 4 todt,

„todt, was du von Raubbienen todtschlagen kannst.“ Werden nun nicht die besten Bienen ganzer Städte und Dörfer herzu gelockt und verheeret werden? Schon wegen dieser einzigen Irrlehre, verdiente dieser Kalender die Konfiskation! Nach S. 325 läßt der Verf. die Zuckerfütterung nur im Herbste zu; im Frühjahre aber soll sie schädlich seyn, weil die Bienen der Kälte wegen den Zucker nicht in Honig verwandeln können; welches aber wider alle Erfahrung und öfters nur umgewandt gültig ist. Das Mehrere darüber haben wir schon oben dargeleget.

Zu bewundern ist noch im Oekonomischen, daß der Verf. seine Kugelstöcke neuerdings im Kupferstiche aufgestellet und nicht lieber weggelassen hat, da sie doch nicht so gut zur Oekonomie im Großen, wie die theilbaren, oder sogenannten Halbkörbe dienen: zumal man letztere bequemer zu ganzen Kolonien, und in allen Fällen, sogar die mit Honige abgenommenen zum leichtern und ganz unschädlichen Füttern der honigarmen Stöcke anwenden, und diesen zusetzen kann. Bekanntlich hat der Verf. nur zum Spielen im Kleinen etliche Kugelstöcke: so was darf man daher nicht zur Anwendung im Großen anpreisen, und der Kupferkosten Andre mehrmals bezahlen lassen. (Eine Schwalbe macht nicht den Frühling.)

Um nicht bloß zu tadeln, möchte Rec. auch gern einige von den vielen und zweckmäßigen Bemerkungen des Verf. anführen; allein die Beschränktheit des Raums erlaubt ihm solches nicht; daher er hierüber nur noch bezeugt, daß außer den angeführten Stellen ihm alles Uebrige gefalle. So viel ist dabey gewiß; daß der Verf. selbst denkt, und nicht zu dem Heere der heutigen Kompilatoren gehört. Kurz, sein Praktisches ist beynahe durchaus so gut, wie wir von der ersten Auflage seines Bienenunterrichtes schon im 17ten Bd. unsrer Neuen Biblioth. S. 359, zu sagen Ursache hatten.

Was aber das Theoretisch-Physikalische seiner Bienenlehre betrifft: so kann ihm Rec. nach seiner Ueberzeugung gar nicht beystimmen. Von S. 99 bis 156 vertheidigt er sein bekanntes System, das schon längst gründlich widerlegt worden ist; daher wir uns auch jetzt weiter nicht damit befassen wollen. Was er am angeführten Orte

sagt,

fügt, ist auch zu sehr mit philosophischen Kunstwörtern verbrämt, und es kann Rec. nicht daraus errathen, zu was für einer Schule er gehört? Ohne Zweifel zu keiner; denn verschiedene seiner Phrasen sind so beschaffen, daß man glauben muß, er hat sie selbst nicht verstanden, von Andern nur so nach Herzenslust aufgefangen, oder, er will eine neue Terminologie einführen! Das a priori, S. 129, steht ganz am unrechten Orte; denn da Keiner bey einem geraden schlichten Menschenverstande dem Verf. zumuthen wird, die rechten Zeugungsglieder der Bienen a priori zu beweisen: so kann er auch von anders Denkenden dieses nicht verlangen!! Solche Verstöße wider die Logik, giebt es noch mehrere, und wir rathen wohlmeinend dem Verf. an, ins Künftige nichts weiter scheinen zu wollen, als er wirklich ist. — Er erreicht gewiß nicht seine Absicht, wenn er einen Gelehrten machen und tief schöpfen will. Er bleibe daher ja bey der ehrwürdigen Gesellschaft der Bienenväter, und mische sich nicht mehr unter die Philosophen; denn diese erlauben nur Eingeweiheten und nicht Dilettanten den Zutritt zu dem Orte ihrer Versammlungen, der die abschreckende Aufschrift führt: ne sutor ultra crepidam! — Vermöge dem Titelblatte sollte diese Anleitung doch nur von Verpflegung der Bienen handeln; mithin hat das Theoretische nicht hieher, sondern so wie bey der ersten Auflage, in einen zweyten physikalischen Theil gehört. Hr. Lukas wird überdieß noch sehr wohl thun, reines Deutsch zu schreiben, weil sich der wahre Gelehrte darin nunmehr am meisten unterscheidet. Da man nun in dieser seiner neuern Schrift findet, daß er doch oft seine nur für Gelehrte dienende Ausdrücke so schön (z. B. S. 122 f. den Bildungstrieb mit Nisus formativus, in Bezug auf Blumenbach und Reil, obgleich alles nicht für Bienenfreunde gehört; und das meiste Physikalische solchen allzugelehrt und unverständlich, mithin entbehrlich ist,) erklärt, jedoch beynahe nur S. 71 die bayartmäßige, in mehr als einem Sinne zu verstehende Fütterung, unerklärt gelassen hat; so wird er für die Zukunft durch reines Deutsch, oder wenigstens wenn er das unreine Deutsch mehr erklärt, sich die Leser überhaupt, und die gemeinen Bienenväter insbesondere, sehr verbinden. — Schrieb er doch in seinen ältern Schriften nicht so unreines Deutsch; nur jetzt erst ahmt er darin manchen unserer Neulingen zu sehr nach, die

eine Größe darin suchen, die richtigste Muttersprache zu verwirren, womit sie sich aber selbst beschimpfen, und in der That zeigen, daß sie die Wortmenge ihrer Sprache weder genüglich kennen, noch schätzen. Wir hörten viele Bienenfreunde seufzen: ach hätte doch Lukas manche seiner ausgestellten Ausdrücke nur den Aerzten vorgetragen, z. B. Erregungstheorie, Sensibilität, Irritabilität, welche er die beyden Faktoren der Erregbarkeit nennt! Außer Irrationalzahl findet man ja in keinem guten Lexikon die Wörter Irritabilität, Sensibilität, u. s. w. Was geht dieses auch die Bienenväter, nebst der organischen Wahlanziehungstheorie, bis zur thierischen Krystallisation, an? Wunder, da der Verf. so Vieles von gelehrten Schriften, vielleicht auch bey mündlichen Unterredungen solcher Sprachverwirrer aufschnappt, daß hierbey nicht auch Sthenie und Asthenie vorkommt? Hüte er sich ja, dergleichen zu thun, obgleich sich schon auf so eine Art ein neuer gelehrter Bienendoktor vorgefunden hat, dem er wohl den Rang in richtiger deutscher Darstellung von Bienenkrankheiten und ihrer Heilung abgewinnen kann; aber ihm nicht mit undeutschen Wörtern nachahmen sollte! Endlich so hätten wirklich die Stellen S. 99 — 156 in eine Dissertation (gelehrte Rede oder Abhandlung) eher, als in einen Versuch einer gründlichen Anleitung zur richtigen Verpflegung der Bienen, gehört; zumal alles dieses ganz entbehrlich ist, und bey Schwachköpfen nur Verwirrung erregt. Was soll auch S. 123 Phantom und Metamorphose; S. 129 dialektischer Schein, und so noch vielfältig Anderes, was sicher nicht in einem Bienenbuche, am wenigsten in einem solchen, von einem nicht richtig genug seyenden philosophischen Schulmeister schicklich ist. Sicherer aber sollte man vom Verf. erwarten dürfen, daß er sich bey seinen neueren Schriften in der Sprache eher zu verbessern als zu verschlimmern trachten möchte.

Was hilft übrigens der bescheidene Titel: Versuch; wenn der Verf. im Werke selbst desto anmaaßender ist? Und nun nichts weiter, als daß außer den am Ende angeführten Druckfehlern noch folgende von uns für wichtig bemerkt worden: S. 8. Z. 2 von unten: Bienenständen für Bienenstöcken; S. 9. Z. 1 v. ob. soll ein, wohl zwey bis drey Männchen heißen? S. 5[illegible]. Z. 9 ist haben aus-

zu-

ausstreichen; und in Z. 10 nach Baue zu setzen? S. 57. Z. 1 steht vor anstatt für; S. 273. Z. 5 ist ohne Rauch vermuthlich auch ein Druckfehler, vielleicht für ohne Verzug, oder mit Rauch zu vertauschen?

Fo.

I. Abbildung und Beschreibung eines rauchverzehrenden Sparofens, u. s. w. Eine Erfindung des berühmten D. Franklin. Vervollkommnet und gezeichnet von Voreux, Archit. und Ingenieur. Mit Kupfern. Leipzig, bey Hinrichs. 1803. 2 Bog. gr. 4. 6 gr.

II. Abbildung und Beschreibung neu erfundener rauchverzehrender Oefen, Phloskopen genannt, u. s. w. Erfunden vom Hrn. Thilorier; gezeichnet, vervollkommnet und bekannt gemacht von Voreux, Archit. ꝛc. Mit Kupfern. Leipzig, bey Ebend. 1803. 2 Bog. gr. 4. 9 gr.

Der ökonomisch-technischen Erfindungen geben es in unsern Tagen so viele, daß man nicht weiß, welchen unter gleichartigen man trauen soll, da man unmöglich mit allen Versuche anstellen, und sich von der Brauchbarkeit oder Vorzüglichkeit überzeugen kann. Denn wer kennt nicht den Luftpumpenden Ofen des D. Franklin, die Thermolampe des Lebon, die philosophische Lampe, den pneumatisch-chemisch-distillatorischen Apparat, und Gott weiß, was alle für Oefen, theils zur Ersparung des Holzes und anderer Brennmaterialien, theils die Verzehrung oder Verminderung des Rauchs erfunden worden sind. Jetzt hat man ein immerwährendes Feuer ohne alle Kosten zu unterhalten, erfunden. Dieses Feuer ist in

Nr. I., in einem daselbst beschriebenen und abgebildeten Ofen verschlossenen, der von Backsteinen oder Ziegeln, oder von gehämmerten, oder gegossenen Eisen erbauet ist. Man macht das Feuer nur einmal des Tages an. Uebrigens erfordert dieser Ofen, wie der Verf. dieser Schrift behauptet, eben keine mühsame noch kleinliche Sorgfalt; sondern nur ein wenig Einsicht und Geschicklichkeit. Auch soll der Ofen vollkom-

men

men bey Tag und Nacht heizen, ohne deßwegen neuen Aufwand zu gebrauchen. Die Gluth soll man mäßigen und gänzlich dämpfen können, ohne daß es die geringste Unbequemlichkeit veranlasse. Da dieser Ofen unaufhörlich die Luft anpumpe: so habe derselbe, wie der Franklinsche das Verdienst, auf die Gesundheit des Menschen zu wirken, die ein Zimmer bewohnen, welches mit einem Ofen der Art geheizt würde. Man soll auch vermittelst einer besondern Vorrichtung, mit einem einzigen Ofen, zu gleicher Zeit und unaufhörlich, eine ganze Reihe von 4, 6 bis 8 korrespondirenden Zimmern heizen, auch fast die ganze Hitze in eins derselben leiten, oder sie in jedem in verschiedenen Graden der Temperatur erhalten können, so daß in der einen Stube gemäßigte Wärme, in der andern große Hitze seyn kann. Der Erfinder, oder Verbesserer dieser Entdeckung (Boxeux) versichert, daß wenn dieser Ofen von Eisen verfertigt würde, derselbe von der übeln Eigenschaft befreyet sey, die Luft zu verderben, und sie ihres Sauerstoffs zu berauben, die Hitze möge übrigens so stark seyn, wie sie wolle. Diese besondere Art Vorrichtung, welche dieß verhindert, soll auch auf andere Eisenöfen anwendbar seyn. Das Hauptverdienst des neuen Ofens soll in der vollkommensten Oekonomie bestehen. Denn da seine Anlage nicht kostbar, und nur etwan das Duplum eines gewöhnlichen Ofens von gleicher Größe betrage, welcher Aufwand, durch die ansehnlichen Ersparnisse und Vortheile vielfach überwogen werde: so sey derselbe in jeder ökonomischen Hinsicht zu empfehlen. (Dieß läßt sich auch wohl denken, wenn der Ofen so eingerichtet wird, daß er das Holz oder harten Torf in reine Kohle verwandelt, — und, welches nach der Beschreibung zu vermuthen ist, einige chemische Operationen verrichtet, die sich vielleicht recht gut bezahlen dürften. Und darin mag auch, wie ebenfalls der Uebersetzer vermuthet, das ganze Geheimniß bestehen.) Uebrigens ist, nach der Abbildung zu urtheilen, sowohl dieser, als der in

Nro. II. beschriebene und abgebildete Ofen, ganz dazu eingerichtet, die Wohnzimmer zu verzieren, und nach dem neuesten Geschmacke, Ameublissements der Art zu verschönern. Ob aber nach den Beschreibungen, jeder Baumeister diese Oefen verfertigen könne, ist eine andere Frage, die wir nicht gerne bejahen möchten.

X. Die

Die in der Mark Brandenburg und andern deutschen Provinzen mögliche und nützliche Einführung der englischen Wechselwirthschaft, mit Hinblick auf die Unrichtigkeit der, in dem praktischen Handbuche des Herrn P. von Blankensee aufgestellten ökonomischen Erfahrungen. Nebst einem Anhange über die zweckmäßigste Ablohnung der Schäferknechte; dargestellt von August Karbe, Königl. Amtsassistenten auf dem Domainenamte Chorin, und Pächter von Weselitz in der Ukermark. Auf Kosten des Verfassers. Prenzlau. 1802. Im Verlage der Langenschen Buchhandl. in Berlin. 302 S. gr. 8. 1 Rh. 8 Gr.

Daß die Dreyfelderwirthschaft nicht an allen Orten die beste und einträglichste Wirthschaft sey, ist unter allen verständigen Landwirthen schon längst ausgemacht. Viele haben auch um deßwillen dieselbe schon ganz verlassen, und eine bessere Wirthschaftsart eingeführt, wo nämlich der Boden, die ganze Lage und Beschaffenheit des Ackers und alle übrigen Umstände des Orts diese oder jene Wirthschaftsart begünstigte. Glücklich waren solche Landwirthe, wenn sie nach einer solchen totalen Veränderung ihrer Wirthschaft fanden, daß sie sich in der Beurtheilung ihrer Lage nicht geirrt hatten; daß die Erfahrung ihrer Theorie zustimmte, und sie durch einen reichern Ertrag ihrer Wirthschaft belohnt wurden. So mancher junge rüstige Wirth hat schon oft gleich bey der Uebernahme einer Landwirthschaft frisch darauf los geändert, das Unterste zu Oberst gekehrt, und in stolzem Eigendünkel seine Feldnachbarn, über ihre vermeinte Einfalt verlacht. Allein man hat auch schon leider! oft genug gesehen, daß solche, sich gar zu weise dünkende Wirthe bald zu Grunde giengen, und froh waren, wenn der Schade, den sie durch ihre voreiligen Neuerungen angerichtet hatten, nicht gar zu groß war, so daß es ihnen möglich blieb, zu ihrer vorigen Wirthschaft wieder zurückzukehren. Es ist daher einem ältern gesetzteren Wirthe, der sein Wohl lieb hat, nicht zu verargen, wenn er bey allen solchen neuen Vorschlägen, von einer Veränderung der Wirthschaftsart, die in's Große gehen soll, sehr vorsich-

kann er sie von Niemanden andern haben, als von Jemanden, der die Rechnungen des Hrn. v. Blankensee selber gesehen hat; und dieser wird es dem Verf. schlechten Dank wissen, daß er die Nachricht drucken läßt, die er ihm nur sub rosa mitgetheilt hat; aber auch der Verf. handelt nicht als ein humaner Schriftsteller, daß er den Hrn. von Blankensee, als solcher Zuverlässigkeit einer Unwahrheit öffentlich beschuldiget. — Der Verf. hat es (S. 15) der Dreyfelderwirthschaft als einen großen Fehler angerechnet, daß der Klee bey derselben nur in die zweyte Tracht gesäet werde, daß daher der Klee schlecht geräth, und der Acker verwildert; und nach S. 24 säete er nach seiner verbesserten Wirthschaft den Klee auch in die zweyte Tracht, mähete ihn im folgenden Jahre, und nutzte ihn sogar noch ein Jahr zur Weide bis Johannis. Bey dieser Bewirthschaftung mußte denn der Acker wohl noch mehr verwildern, da bekanntlich im zweyten Jahre der Klee schon zurückbleibt, und die Graswurzel Luft erhält. — Doch in der Folge hat der Verf. das selbst eingesehen, was er doch bey der Dreyfelderwirthschaft wollte gelernt haben. — Nun nutzte er den Klee nicht mehr zur Stallfütterung, sondern ganz zur Hütung zwey Jahre nach einander, und machte Forthammel. Ob dadurch die Quecken nicht noch besser würden gewachsen, und der Acker nicht noch fester werde getreten seyn, lassen wir dahin gestellet seyn. Aber nun änderte der Verf. die ganze Fruchtfolge, und fieng die englische Wechselwirthschaft an, die ihm Hr. Thaer empfohlen hatte. Diese bestand nun darin: 1) daß er die Stoppeln einer Frucht gleich nach der Aerndte umpflügen ließ, ohne sie viel zu behüten. Wo mag also wohl die Zeit in der Aerndte hergekommen seyn; 2) daß er ohne mäßige Brache durch die Abwechselung mit behackten Früchten den Acker in der zweckmäßigsten Kultur aus der schönsten Tragbarkeit zu erhalten suchte; 3) daß er Runkelrüben und Kartoffeln zum Viehfutter bauete, wobey der Hr. v. Blankensee wieder Lügen gestraft wird, daß er so viel Runkelrüben auf einem Morgen, ohne Mist will gebauet haben, da er, der Verf., mit Mist nicht so viel gebauet hat; 4) daß er Wicken säete, und sie in der Blüthe zu Heu machte, und selbst im Sandboden (?) auf einem Morgen mehr als ein Fuder Wickenheu zu 1000 Pf. gewann; 5) daß er auch edlere Grasarten, als Timothygras, französisches Raygras und Knaulgras, jedoch nur im Kleinen säete, weil Hr. Thaer dieß empfohlen hat; 6) er fieng

wieder

wieder an, rothen Klee zu säen; aber nicht wie bisher in der zweyten, sondern in der ersten Tracht, im Wintergetraide, welches ihm wohlgefiel. 7) Die Bearbeitung der behakten Früchte ließ er nicht durch Dienstleute, auch nicht für Tagerlohn; sondern im Verding verrichten, welches er sehr vortheilhaft findet; wenn anders die Arbeit dabey nur nicht schlechter verrichtet wird, um Viel zu gewinnen. 8) Daß er seinen Mist durch den Anbau dieser Früchte sehr vermehrte und verbesserte. 9) Daß er unter diesen Umständen auch seine Viehracen verbessern und veredeln konnte. 10) Daß er die Wasserrüben, die in die Stoppel des frühen Flachses und des Roggens gesäet wurden, über Winter stehen ließ, welche nicht erfroren. 11) Dieß alles hat er nun zwar noch nicht in dem völligen Betriebe einer völlig eingerichteten Wechselwirthschaft gethan; sondern in Chorin bey der Dreyfelderwirthschaft, und in Wefelitz bey der Siebenfelderwirthschaft. Aber er wird nun nach diesen Grundsätzen die völlige englische Wirthschaft einführen, und will uns jetzt schon in diesem Buche zeigen, daß sie überhaupt in der Mark möglich und nützlich sey. Ob dieß nicht etwas zu früh ist, da der Verf. nach seinem Geständnisse noch keine völlig eingerichtete Wechselwirthschaft geführt hat, das wollen wir den Oekonomen zu bedenken geben.

Im zweyten Abschnitte folgen nun die eigentlichen wahren Grundsätze der Wechselwirthschaft. Der erste Grundsatz ist die gänzliche Abschaffung der Brache. Diese hält nun Hr. v. Blankensee in seinem Handbuche für unmöglich, oder doch für schädlich zum Getraidebau. Hier geht es also erst recht über den Hrn. v. Blankensee her: Dieses ganze Gefecht gegen den Hrn. von Blankensee, hätte der Verf. aus seinem Buche ganz weglassen sollen. Wollte er das Handbuch desselben widerlegen: so konnte er dieß mit Bescheidenheit und Gründlichkeit thun, wenn er sich dazu tüchtig fühlte. Aber in einem Buche, worin er uns über die Möglichkeit und Nützlichkeit der Wechselwirthschaft unterrichten will, ist es widerlich, den Verf. sich beständig mit dem Hrn. v. Blankensee herumtummeln zu sehen; und noch dazu oft mit einer Manier, die unter gebildeten Leuten nicht für anständig genug gehalten wird. Man hat ja für und wider die Abschaffung der Brache so viel Gutes und Schlechtes in Schriften gesetzt. Hätte nun der Verf. neue Gründe für die Abschaf-

fung derselben, die er aus seiner Erfahrung abstrahirt hatte; so konnte er sie ja uns kurz sagen, ohne erst ganze Seiten aus Hrn. von Blankensee abzuschreiben, und sie dann weitläuftig zu widerlegen. Dadurch hat sein Buch gewiß viel verloren, welches hie und da viel Gutes, obgleich nicht eben viel Neues enthält, was erfahrnen Wirthen nicht schon bekannt wäre. Wir können dem Verf. wegen des eingeschränkten Raums unsrer Bibliothek durch sein ganzes Buch nicht folgen; wir können aber unsere Leser versichern, daß sie, außer dem unedlen Streite mit dem Hrn. von Blankensee, viel Selbstgedachtes und zu einer guten Landwirthschaft Brauchbares in demselben finden werden. Wir wollen auch den Verf. hierdurch aufmuntern, uns noch fernerhin die Resultate seines Nachdenkens und seiner Erfahrung mitzutheilen. Nur möge er in seinen künftigen ökonomischen Schriften nicht so überaus weitschweifig seyn, als in dieser Schrift, und das Streiten gegen Andre ganz unterlassen; wenn er will, daß gelehrte und erfahrne Landwirthe auf ihn merken sollen. — Der Hauptgrundsatz der Wechselwirthschaft ist: daß nur die Hälfte des ganzen Flächeninhalts eines Gutes mit Halmfrüchten besäet werde, weil sie wegen des reifen Saamens den Acker sehr auszehren. Daß man aber die andere Hälfte mit Futtergewächsen anbaue, und dabey eine solche Fruchtfolge erwähle, daß nie zwey Halmfrüchte hintereinander auf einem Acker kommen, sondern ein Futtergewächs dazwischen gebauet werde.

Dritter Abschnitt. Fruchtfolge in der Wechselwirthschaft, und insbesondere auf gutem Boden. Der Verf. hält die neunjährige Fruchtfolge für die Mark am zuträglichsten, weil der Uebergang von drey zu neun Feldern leicht ist. Und darin hat der Verf. Recht, wenn anders die ganze Wechselwirthschaft bey den Landwirthen in der Mark Beyfall findet. Die Lokalität muß übrigens nach seinem Urtheile die Eintheilung des Feldes bestimmen.

Vierter Abschnitt. Vorerinnerungen, welche die Einrichtung einer solchen Wirthschaft betreffen. Dahin gehört eine sehr bestimmte Ausmittelung der Bestandtheile des Bodens in der Gegend der Ukermark, wo der Verf. wohnet, Bestimmung der Aussaat auf demselben, Körner- und Strohgewinn, Fütterungsmethode &c. S. 91 vermischt der Verf., und wie Rec. glaubt, mit Recht, die Meinung des Herrn

Thaer,

Thaer, daß man auf guten Boden dünne, und auf magern Boden stark säen müsse, weil auf dem erstern das Unkraut in den Zwischenräumen geschwinder wächst, und den Kornpflanzen schadet, ehe sie sich ausbreiten können. S. 103, wo von der Zeit die Rede ist, in welcher ein Feld umgepflügt werden kann, und wo die Berechnung des Hrn. von Blankensee darüber vorkommt, sagt der Verf.: „Hr. von Blankensee „macht nun seinen Lesern den Spaß, alles dieses nach Ta„bellen zu berechnen." Was ist dieß doch für ein unwürdiger, man möchte sagen, muthwilliger Ton, um einen andern Gelehrten zu widerlegen. S. 112 wird dem Hrn. v. Blankensee sogar vorgeworfen, daß er grobe Unwahrheiten sage. Rec. kennet weder den Hrn. von Blankensee, noch den Verf.; allein diese Behandlung eines Andern in einer öffentlichen Schrift, ist einem gebildeten Manne völlig unanständig. Durch diese und dergleichen Uebereilungen, hat der Verf. das Gute sehr verdunkelt, was auch sonst hie und da in seinem Buche enthalten ist.

Fünfter Abschnitt. Einrichtung einer Wechselwirthschaft, auf einem Flächeninhalt von 900 Morgen. Der Verf. hat sich die Mühe gegeben, hierüber vollständige Berechnungen und Anschläge zu liefern, und bringt heraus, daß bey einer solchen Wirthschaft jährlich 2683 Rthlr. 22 Gr. an reinem Ertrage zu gewinnen sind; dagegen auf einer solchen Fläche bey der Dreyfelderwirthschaft nur 1232 Rthlr. 2 Gr. gewonnen werden können.

Sechster Abschnitt. Widerlegung einiger Einwürfe, welche gegen die Möglichkeit der Wechselwirthschaft in der Mark gemacht werden, auf deren Beurtheilung wir uns aber nicht einlassen können. Genug, der Verf. hat sehr plausibel gezeigt, daß eine Wechselwirthschaft nach vernünftigen ökonomischen Grundsätzen auch in der Mark sehr wohl möglich und nützlich sey, wenn ein ganz ungünstiges Lokale es nicht verhindert. Indessen ist es doch einem jedem Wirthe zu rathen, auf seinem Boden erst viele, nur oft widerholte, unter verschiedenen Umständen angestellte Versuche zu machen, ehe er im Ganzen seine Wirthschaft ändert, damit er erst sehe, ob auch auf seinem Felde dieselben Resultate herauskommen, die der Verf. in seinem Buche angegeben hat. Das ganze Buch ist übrigens auf schönem Papier in groß Oktav sauber gedruckt.

Siebenter Abschnitt. Ueber die zweckmäßige Größe der Landgüter, und die beste Benutzung der Menschen und des Zugviehes, zum Behuf der Wechselwirthschaft. Die hier vorgetragene Meinung, daß es für den Staat besser sey, große Landgüter zu haben, als sie in kleinere Theile zu zertheilen, ließe sich leicht widerlegen, da der Verf. in dieser Materie Manches hineingemischt hat, was eigentlich nicht dahin gehört. Die Gründe, die der Verf. für die Beybehaltung der großen Domainengüter angegeben hat, möchten auch seinen Gönner, den Hrn. v. Woß, schwerlich überzeugen, da er durch die, vom Hrn. Kammerrath Nölbechen auf seine Veranstaltung unternommene, Vertheilung einiger Amtsvorwerke im Oderbruche schon vom Gegentheil überzeugt ist. Der Verf. mag nun auf seine Gefahr, die von ihm geprießene Wechselwirthschaft in dem Amte Chorin oder in Weselitz völlig einrichten, da er Kraft und Muth dazu zu haben glaubt. Und wenn er nach einigen Jahren gefunden hat, daß er sich in seinen Berechnungen und Erwartungen nicht geirrt hat: so mag er noch einmal auftreten, und uns seine Wirthschaft recht detaillirt beschreiben; dann wollen wir ihm mit sachten Schritten behutsam nachfolgen, und ihn segnen, daß er uns die Bahn gebrochen hat.

Achter Abschnitt. Uebergang von der Dreyfelderwirthschaft zur Wechselwirthschaft. Der Verf. zeigt, daß die Wechselwirthschaft sich auf Sandboden eben so gut als auf Lehmboden schicke, und nur eine andere Fruchtfolge fordert.

Neunter Abschnitt. Wechselwirthschaft auf Sandboden. Es werden hier viele Fruchtfolgen vorgeschlagen, wovon aber unter andern die vierzehnte, wo der leichte Sandboden in der vierten Tracht reife Wicken, und hinterher noch Roggen und weißen Klee tragen soll, wohl nicht statt finden kann.

In einem Anhange wird dann noch über die Ablohnung der Schäferknechte gehandelt. Der Knecht soll beym Anzuge dem Herrn vier Procent von dem Werthe der ganzen Schäferey geben, welche er beym Abzuge wieder erhält, und dann jährlich gewisse Procente von dem Gewinne der Heerde haben, welche steigen und fallen. Hier ist der Verf. mit dem Hrn. von Blankensee weit bescheidener und höflicher umgegangen.

gangen, und so hätte er es billig in seinem ganzen Buche machen sollen.

3.

Oekonomisch - juristische Abhandlung über die Rittergüter, deren Eigenschaften, Rechte, Freyheiten und Befugnisse in Deutschland, und besonders in Kursachsen, von Fried. Benedikt Weber, ordentlichem Professor der Oekonomie und Kameralwissenschaften auf der Universität Frankfurt an der Oder, Ehrenmitglied der leipziger ökonomischen Societät. Leipzig, bey Fleischer. 1802. 334 S. 8. 1 Rh. 8 gr.

Diese Schrift ist eigentlich für Rittergutsbesitzer bestimmt, welche keine Gelegenheit gehabt haben, in der Jurisprudenz sich einige Kenntnisse zu erwerben. Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, verdient sie den Dank aller, der Rechte unkundigen Gutsbesitzer, denen daran gelegen seyn muß, von den mancherley Rechten, Freyheiten und Befugnissen ihrer Landgüter näher unterrichtet zu seyn, um selbige, besonders bey Betreibung der Landwirthschaft, in Anwendung bringen zu können, und der wichtigen Vortheile theilhaftig zu werden, die dergleichen Vorzüge und Privilegien gewähren.

Bey dem Zweck, den also der Verf. bey dieser Abhandlung hatte, darf man zwar weder neue Aufschlüsse über die Rechte der Rittergüter, noch eine gelehrte Darstellung des Lehnwesens erwarten; indessen bleibt es immer Verdienst, über diesen Gegenstand ein systematisch bearbeitet Werk zu haben, und von den so sehr verschiedenen Eigenschaften der Rittergüter nach ihrem ganzem Umfange und Wirkungen, hier in gedrängter Kürze eine deutliche Auseinandersetzung zu finden.

Von dem Inhalte dieser Schrift geben wir nur eine allgemeine Uebersicht.

Das erste Kapitel handelt von dem Begriff und Wesen eines Ritterguts.

Das zweyte Kapitel beschäfftigt sich mit den verschiedenen Arten der Rittergüter, welche unter gewisse Abtheilungen gebracht sind. Es bestehen nämlich selbige: I) in großen und kleinen Rittergütern. Zu den erstern gehören besonders Burgsitze und Schloßgüter, welche mit vielen Hoheitsrechten und mit einem geschlossenen Gerichtsbezirk versehen sind, worin sie die Gerichtsbarkeit, ohne Konkurrenz des landesherrlichen Beamten, ausüben können. Unter den kleinen Rittergütern verstehet der Verf. solche, die keine Regalien und keine geschlossenen Gerichte besitzen. II) Giebt es vollständige Rittergüter, oder solche, die mit Grund und Boden und allen Rittergutsrechten versehen sind; und unvollständige, welche bloß in einzelnen Burgen und Gerechtigkeiten, ohne weitere Zubehörungen bestehen, und unter dem Namen der Sattelhöfe bekannt sind. Hierauf folget III) der Unterschied zwischen den Allodial- und Lehngütern, mit Bemerkung der rechtlichen Verhältnisse, die sowohl auf Seiten des Lehnherrns, als des Vasallen statt finden. Rec. vermisset hier die Benutzung des Herzogl. sächsisch. gothaischen Lehnmandats von 1800, worinnen die Lehnsbefolgung; die verschiedene Qualität der Lehngüter; die Lehnsfolge, und andere hieher gehörigen Gegenstände mit vorzüglicher Deutlichkeit bestimmt worden sind. — IV) Die Eigenschaften der Stammfamilien- Fideikommiß und neu erworbenen Güter; ingleichen V) der Unterschied zwischen mittelbaren und unmittelbaren Rittergütern, werden sehr gut auseinandergesetzet, und in juristischer Hinsicht beschrieben.

Das dritte Kapitel enthält die Beantwortung der Frage: von wem ein Rittergut besessen werden könne? Es kommt hierbey vorzüglich auf den Stand, auf den Geburtsort und auf die Religion derjenigen an, welche Rittergüter akquiriren wollen. Diese dreyerley Verhältnisse werden daher in drey Abschnitten vorgetragen, und aus dem gemeinen deutschen Rechte überhaupt, und aus dem gemeinen Lehnrechte insbesondere, und dann aus der Verfassung der einzelnen deutschen Länder erörtert.

Am ausführlichsten handelt der Verf. im vierten Kapitel: von den Eigenschaften, Rechten und Freyheiten der Rittergüter, welche unter zwey Hauptabtheilungen gebracht sind. Die erstere begreift dingliche Rittergutsrechte, die, ohne Rücksicht auf den Stand des Besitzers, auf jedem Ritterguts haften, und demselben entweder von jeher zustän-

die

dig waren, oder zufällig durch besondere Verhältnisse erlangt worden sind. Zu der ersten Klasse gehören: die Steuerfreyheit; die Freyheit von Einquartierung und der der Braugerechtigkeit; das Jagdrecht; das Landsassiat; die Landstandschaft; die Zoll = und Geleitsfreyheit; die Befreyung von der Accise und andern Konsumtionsanlagen, und noch mehrere Prärogativen, die hier, mit besonderer Hinsicht auf Kursachsen, bemerkt werden. Unter die zufälligen Rechte und Befugnisse der Rittergüter, welche durch besondere Verleihung des Fürsten, oder durchs Herkommen und Verjährung 1) gegen den Staat, und dann 2) gegen die Unterthanen des Gutsbesitzers erworben werden können, rechnet der Verf. ad 1) die Patrimonialgerichtsbarkeit; das Patronatrecht; das Zoll = und Geleitsrechte; die Fahrgerechtigkeit und das Floßrecht; die Fischereygerechtigkeit; die Befugniß, Mühlen anzulegen, und das Salz = und Bergrecht. Zur 2ten Klasse, oder zu den Gerechtsamen, die von dem Besitzer gegen seine Unterthanen und deren Grundstücke, Kraft erlangter Rechtstitel, ausgeübt werden, gehören: das Frohn = Zinß = Zehend und Leibeigenthumsrecht, ingleichen die Hut = Trift = Brach = und Schäfereygerechtigkeit. Ueber alle diese Rubriken verbreitet sich der Verf. mit lobenswürdiger Ausführlichkeit, und handelt zuletzt in der zweyten Hauptabtheilung, noch die besondern oder adelichen Rittergutsrechte ab, welche vom Adel, neuerer Zeiten, in einzeln Ländern, mit Ausschluß des bürgerlichen Standes, erworben worden sind, und nun auf den adelichen Besitzer eines Ritterguts übergehen. Auch hier kommt es meistens auf Provinzialverfassung an. So kann z. B. in einigen preußischen Gegenden nur ein adelicher Besitzer die Erbgerichtsbarkeit, das Patronatrecht und die Jagdbefugniß ausüben; ein Bürgerlicher hingegen darf sich dieser Rechte nicht anmaaßen. In Sachsen ist nun der Adel landstandsfähig, und hat nur allein das Recht, gewisse öffentliche Staatsämter, mit Ausschluß der bürgerlichen Besitzer, zu bekleiden, u. s. w. Im Ganzen betrachtet, bleibet übrigens vorliegende Schrift immer eine brauchbare Kompilation, woraus sich die, der Rechte unkundigen Rittergutsbesitzer in Absicht auf den Gebrauch ihrer Vorrechte und Freyheiten, sehr leicht unterrichten können.

Jh.

Der ökonomische Sammler (,) oder Magazin vermischter Abhandlungen und Aufsätze, Nachrichten und Notizen aus dem Gebiete der gesammten Land- und Hauswirthschaft ꝛc. Herausgegeben von Fried. Bened. Weber, ordentl. Prof. der Oekonomie zu Frankfurt a. d. Oder. Zweytes, drittes, viertes u. fünftes Stück. Leipzig, bey Fleischer. 1801 u. 1802. 8. Jedes St. 18 gr.

Das erste Stück ist im 71sten Bde. d. N. Allg. D. Bibl. S. 245. von einem andern Recensenten angezeigt worden. Bey den mancherley Gegenständen, über welche sich, nach dem langen Titel, diese Zeitschrift verbreiten soll, ist es nöthig, jeden Aufsatz darin anzuzeigen, um unsre Leser genauer damit bekannt zu machen.

Zweytes Stück. 1) Ueber die Wohnzimmer eines Landwirths und deren Einrichtung zu einem landwirthschaftlichen Museo. Der Herausgeber, als Verf. dieses Aufsatzes, gesteht selbst, daß nur ein kleiner Theil der Landwirthe, nur Reiche, Gebildete und Gelehrte einen völligen Gebrauch von diesem Aufsatze würden machen können; glaubt aber Entschuldigung zu verdienen, da dieser Theil der Landwirthe sich täglich vergrößere, und für die übrigen dieß und jenes von seinen Vorschlägen anwendbar seyn könnte. 2) Einige Notizen vom Gartenrechte, von H. J. Hinze. Erstlich die Quellen; hierauf die Eigenthümlichkeiten jener Art von Grundstücken; und endlich die Befugnisse und Verpflichtungen der Besitzer. S. 32 ff. findet man aus dem preuß. allgem. Landrechte die Vorfälle und Entscheidungen angeführt, welche die Einschließungen und Scheidewände der Gärten, und die Gränzbäume selbst betreffen. 3) An die Mitglieder der Gesellschaft zur Verbesserung des sächsischen Weinbaues, von J. C. F. Müller. Der Verf. billigt mit Recht die Errichtung dieser Gesellschaft, und thut einige unbedeutende Vorschläge. 4) Ueber zwey Traubensorten, von Ebendems. Diese sind: die Malvasiertraube und der kleine Räuschlinger, der auch Ortlieber, Dürkheimer, Ortlinger, auch der faule Elsasser genannt wird. Man erkundigt sich, ob ihre Anpflan-

pflanzung in Sachsen bekannt sey. 5) Gesammelte Nachrichten von den veranstalteten und herausgegebenen Sammlungen der für die Land: Garten, und Forstwirthe interessantesten Naturgegenstände in natürlichen Exemplaren, oder in, nach der Natur verfertigten Modellen; nebst einer Anzeige der besten Saamenhandlungen, Obst- und Forst: Baumplantagen, wo ökonomische und forstwirthschaftliche Sämereyen und Pflanzen verkauft werden. Ein von dem Herausgeber mit Fleiß und Sachkenntnissen ausgearbeiteter Aufsatz, der seinem Titel völlig entspricht. 6) Beschreibung einer Maschine, worauf man sich von Höhen sicher und bequem herunterlassen kann. Mit einem Kupfer. Ist bey dem Verleger für 10 Gr. besonders abgedruckt zu haben, und wird davon in diesem oder dem nächsten Bde. d. N. Allg. D. Bibl. eine Recension erscheinen. 7) Ueber den Unterschied zwischen Schäfergerechtigkeit und Schäfereyrechte, und dem Rechte Schafe zu halten. von D. Rößig. Der Einsender versucht hierüber eine nähere Bestimmung anzugeben, und begründet die Schäfereygerechtigkeit allemal auf Belehnung, das Schafrecht hingegen auf Vertrag und Herkommen, worin ihm schwerlich die Juristen beypflichten werden. 8) Einige Worte über die Holzanpflanzung und Holzersparnisse. Zu den letztern empfiehlt der unbekannte Verf. die Papinianische Maschine, mit einer angebrachten Verbesserung, und zu der ersten, das geschwind wachsende Laubholz, Weiden, Pappeln, Erlen, Akazien, rc. das man als Klippelholz und nicht als Scheitholz brennen; hingegen das Nadelholz bloß zum Bauen gebrauchen solle. Der Verf. glaubt selbst, daß sein Vorschlag nicht neu sey, und er hat Recht: indeß da er noch nicht genug befolgt wird, verdient er alle Prüfung und mehr Ausführung. Die Verbesserung des Papinianischen Topfes ist längst geschehen; man darf sich nur in Sachsen an die gräfl. Einsiedelsche Eisenfabrik zu Lauchhammer bey Großenhayn wenden, wo man in Topfform sogar inwendig emaillirte Töpfe hat, die mit einer Versorgungsstille versehen, und so sicherer, wie die vom Verf. vorgeschlagenen Federn sind. Rec. läßt eben so, wie viele seiner Freunde, alle Knochen darin kochen, wo von selbst das zwey- u. dreymalige Kochen ihnen noch Gallerte und kräftige Brühen liefern. 9) Stunde der Muße des

Landwirths, von H. A. v. Steindel. Obgleich nicht neu, so sind diese Rhapsodien doch von einem vortrefflichen Landwirthe. 10) Ideen zu einer herbstlichen und zu einer wintergrünen Anlage in Lustpflanzungen, von D. Rößig. Man findet hier ein Verzeichniß der im Herbste und Winter grünenden Pflanzen, Sträucher und Bäume. 11) Landwirthschaftliche Notizen, vom Herausgeber. 12) Anzeige einiger der besten neuesten ökonom. Schriften. Außer Nr. 1. sind ziemlich die besten Schriften, und das recht gut, angezeigt worden.

Drittes Stück. 1) Eine ökonomisch-juristische Abhandlung über die Rittergüter und deren Eigenschaften, Rechte und Freyheiten, rc. von dem Herausg. Von dieser Abhandlung ist ein besonderer Abdruck besorgt worden. Wir sagen also hier weiter nichts davon, da sie vermuthlich eine eigene und vortheilhafte Recension erhalten wird *). 2) Versuch, durch einen algierischen Bock die Schafe zu veredeln rc. Diese Hoffnung bleibt unerfüllt. 3) Geheimnisse für die, welche Hühner haben. Man nimmt Leinhülsen, worin kein Saame mehr ist, dörret sie in einen mäßig warmen Ofen, drischt sie wie Korn, und schüttet sie in kochendes Wasser. Hernach vermischt man sie mit einer gleichen Menge Waizenkleye, die man wohl zusammenrührt, thut eben so viel Eichenmehl hinzu, gießt eine Menge Wasser darauf, und füttert die Hühner mit diesem Teige, welche hernach im Sommer und Winter Eyer, die bis 4½ Loth wiegen, legen sollen. Dieß ist schon aus andern öffentlichen Blättern bekannt. 4) Ueber den Kalkdünger auf Kleeäckern. Enthält nichts Neues; denn wir wissen längst, daß der Kalk nicht düngt und stärkt, sondern nur die im Acker befindlichen Düngtheile auflöset, wenn nämlich noch welche darin sind. 5) Besondere Art des Waizenbaues in Norfolk, rc. nach dem Englischen, von Karl Slevogt. Die Methode, nicht nur die Erbsen, sondern auch die Waizenkörner zu stecken, kennt man schon in Deutschland praktisch, und sie wird mit Nutzen ausgeübt; daher die abrathende Note des Herausg. S. 156 zu spät kommt. 6) Wahre pommersche Art und Weise, Spickgänse zu machen. Die Mecklenburger können dieß uns

*) Sie gehet dieser voran.

am besten lehren, wovon auch viele Schriftsteller längst gehandelt haben. 7) Ueber das Moos auf den Bäumen. Die Schädlichkeit desselben wird hier bestätiget. 8) Landwirthschaftliche Notizen. 1. Von einer bey Wittenberg und im Amte Koswig ausgebrochenen Viehseuche, welche durch gute Policeyanstalten, und den Oberthierarzt Reutter aus Dresden, glücklich gedämpft worden. 2. Die Wittwe des Bergr. Pörner in Freyberg (muß Meißen heißen) soll ein Arkanum von ihrem Manne erhalten haben, aus Sand die besten Bausteine zu machen. 3. In Schweden hat man jetzt flache Branntweinblasen mit großem weiten Boden, aus welchen man in 24 Stunden außerordentlich oft abziehen kann, weil dem Feuer mehr Fläche als gewöhnlich ausgesetzt ist, und folglich die Verdünstung sehr schnell geschieht. 9. Anzeigen von ökonomischen Schriften, wovon die meisten richtig beurtheilt sind.

Viertes Stück. 1) Praktische Bemerkungen über den Fruchtwechsel und über die Eintheilung der Felder in Arten. Es ist dieß eine Vorlesung, welche der Herausg. 1801 in der Versammlung der Leipziger ökonom. Societät gehalten hat. Sie ist mit vieler Sachkenntniß geschrieben, und mancher neuerungssüchtige Landwirth, wird viel daraus lernen können. 2) Zweckmäßige Anordnung und Beschreibung einer Maschine zum geschwinden Einsumpfen der Braunkohle. Ein sehr gut geschriebener und nützlicher Aufsatz, den eine beygefügte Zeichnung richtig erklärt. 3) Abbildung und Beschreibung einer sehr vortheilhaften Buttermaschine, durch welche nicht allein bewirkt wird, daß die Butter einen angenehmen Geschmack bekommt; sondern auch, daß die Arbeit des Butterns leicht und geschwind damit von statten gehet. Diese, so wie die vorige Abhandlung ist von dem Mechanikus Ernst in Merseburg, und seine sinnreichen Erfindungen machen ihm Ehre. Eine Abbildung erleichtert auch diesen Versuch. 4) Ueber das Steigen und Fallen der Preise der Landgüter. Eine ganz gute, jedoch zu weitläuftige Abhandlung, ohne Namen. 5) Ueber Einführung der Stallfütterung und Abschaffung der Viehweiden in waldigten gebirgigten Gegenden. Hier hätte der Sammler wohl abkürzen mögen, da schon so oft und so weitläuftig über diese Sache geschrieben worden ist.

ist. 6) Anfrage an Gartenfreunde. Die Erziehung der Obstbäume aus Schnittlingen betref.; und 7) Einige Worte (es sind 8 Seiten) über den Stachelbeerwein und über andere künstliche Weinarten. Gehören eigentlich für den Reichsanzeiger, wo sie am ersten würden beantwortet werden. 8) Einige Arten Weintrauben aufzubewahren. Sehr gut; hätte sich aber besser für die Schriften der sächsischen Weinbaugesellschaft geschickt. 9) Kurze landwirthschaftliche Notizen. Von keiner Bedeutung. 10) Anzeigen einiger der besten neuern ökonomischen Schriften. Dießmal nicht von neuen, sondern von längst angezeigten Büchern.

Fünftes Stück. 1) Kritische Untersuchung üb. die Wirkungs- und Anwendungsart der Salze im Pflanzen- und Thierreiche und der Landwirthschaft, von D. Laubender. Hr. D. L. ist zur Kritik noch nicht reif genug; er mag noch eine Weile schreiben, bis sein Maaß voll ist. 2) Prakt. Bemerk. ꝛc. über den Kleebau. V. d. Herausg. Von S. 68 bis Ende ganz ohne Tadel und befolgungswerth. 3) Kurze Uebersicht der Eigenschaften eines vollkommnen Landwirths. Meistens sehr gut, und vom Hrn. v. Steindel. 4) Ueber den Waldbrand ꝛc., von D. Rößig. Enthält die Mittel und Maaßregeln zur möglichen Verhütung desselben, zur Erleichterung des Löschens, und zum Behufe eines Waldgesetzes, in der That so, wie es Prüfung und Nachfolge verdient. 5) Notizen über den Weinbau in Frankreich. Von J. C. F. Müller. Gehörte wohl auch eher in die Weinbaugesellschaftsschriften, mit Gutachten von Kennern begleitet. 6) Beyträge zu wirthschaftlicher Benutzung mancherley scheinbarer Kleinigkeiten. Von K. Slevogt. Wir haben diesen Aufsatz mit Vergnügen gelesen, und empfehlen diese Kleinigkeiten Andern zu großem Nutzen. 7) Ueber Hopfensurrogate. Ohne Namen, und auch ohne Bedeutung. 8) Nachträge — — — über die Rittergüter in Deutschland. Vom Herausgeber. In Frankfurt hat der Verf. Gelegenheit erhalten, theils mangel- theils fehlerhafte und unrichtige Stellen seiner, im dritten Stück des Sammlers gelieferten ökonomischen juristischen Abhandlung, einsehen und verbessern zu lernen. Hier sind die Verbesserungen nur nach den Seiten des Sammlers angeführt, und betreffen bloß die preußischen

schen Staaten. Schade, daß der Verf. mit seinem besondern Abdruck nicht gewartet hat. 9) Kurze Notizen. 10) Kurze Anzeigen der neuesten ökonomischen Schriften. Weyhrauch.

Zw.

Bemerkungen über verschiedene, dem Oekonomen und Kameralisten interessante Gegenstände, von Adolph Freyherrn von Seckendorf. Erster Band. Leipzig, bey v. Kleefeld. 1801. 419 S. 8. 1 Rk. 8 R.

Siebenzehn Abhandlungen, sehr vermischten Inhalts und Werths, so daß wir sie nothwendig einzeln aufzählen müssen, um den Leser ein unterstütztes Urtheil über das Ganze vorzulegen.

1) Etwas für die Leser ökonomischer Schriften, besonders der oft angestellten Brachungen in Schriften. S. 10. Man müsse, um sich nicht irre führen zu lassen, wohl das Verhältniß erwägen, in welchem die angesetzten Preise des Taglohns sowohl, als die Früchte zu den Preisen des Landes stehen, in dem man selbst lebe, um den wahren Vortheil zu würdigen. — Was wäre das aber für ein Oekonom, der sich, was der Verf. hier lehrt, nicht selbst sagte?

2) Von der Aussaat der Körner. S. 17. Im Reichsanzeiger wurde die Meinung aufgestellt, daß man $\frac{4}{5}$ der gewöhnlichen Aussaat ersparen könne, weil sich berechnen lasse, daß schon $\frac{1}{5}$ so viel Ertrag an Körnern gewähre, als jetzt das Ganze, und weil also das Uebrige verloren sey. So sehr sich der Verf. selbst gegen eine zu starke Aussaat erklärt, so sehr greift er doch auch jene Behauptung an, bey welcher vorausgesetzt wird, daß alle Körner aufgehen, und alle den höchstmöglichen Ertrag haben. Der Verf. macht darauf aufmerksam, daß keineswegs alle Körner wirklich keimen, daß, nach dem Keimen, sehr viele durch schädliche Thiere und andre Unfälle vernichtet werden, und daß wiederum, nach der Reife, durch Wetter und Wind, durch die Behandlung beym Einärndten, Einscheuern und Ausdreschen, sehr

viele

ist. 6) Anfrage an Gartenfreunde. Die Erziehung der Obstbäume aus Schnittlingen betref.; und 7) Einige Worte (es sind 8 Seiten) über den Stachelbeerwein und über andere künstliche Weinarten. Gehören eigentlich für den Reichsanzeiger, wo sie am ersten würden beantwortet werden. 8) Einige Arten Weintrauben aufzubewahren. Sehr gut; hätte sich aber besser für die Schriften der sächsischen Weinbaugesellschaft geschickt. 9) Kurze landwirthschaftliche Notizen. Von keiner Bedeutung. 10) Anzeigen einiger der besten neuern ökonomischen Schriften. Dießmal nicht von neuen, sondern von längst angezeigten Büchern.

Fünftes Stück. 1) Kritische Untersuchung üb. die Wirkungs- und Anwendungsart der Salze im Pflanzen- und Thierreiche und der Landwirthschaft, von D. Laubender. Hr. D. L. ist zur Kritik noch nicht reif genug; er mag noch eine Weile schreiben, bis sein Maaß voll ist. 2) Prakt. Bemerk. ꝛc. über den Kleebau. V. d. Herausg. Von S. 68 bis Ende ganz ohne Tadel und befolgungswerth. 3) Kurze Uebersicht der Eigenschaften eines vollkommnen Landwirths. Meistens sehr gut, und vom Hrn. v. Steindel. 4) Ueber den Waldbrand ꝛc., von D. Rößig. Enthält die Mittel und Maaßregeln zur möglichen Verhütung desselben, zur Erleichterung des Löschens, und zum Behufe eines Waldgesetzes, in der That so, wie es Prüfung und Nachfolge verdient. 5) Notizen über den Weinbau in Frankreich. Von J. C. F. Müller. Gehörte wohl auch eher in die Weinbaugesellschaftsschriften, mit Gutachten von Kennern begleitet. 6) Beyträge zu wirthschaftlicher Benutzung mancherley scheinbarer Kleinigkeiten. Von K. Slevogt. Wir haben diesen Aufsatz mit Vergnügen gelesen, und empfehlen diese Kleinigkeiten Andern zu großem Nutzen. 7) Ueber Hopfensurrogate. Ohne Namen, und auch ohne Bedeutung. 8) Nachträge — — — über die Rittergüter in Deutschland. Vom Herausgeber. In Frankfurt hat der Verf. Gelegenheit erhalten, theils mangel- theils fehlerhafte und unrichtige Stellen seiner, im dritten Stück des Sammlers gelieferten ökonomischen juristischen Abhandlung, einsehen und verbessern zu lernen. Hier sind die Verbesserungen nur nach den Seiten des Sammlers angeführt, und betreffen bloß die preußi-

schen

schen Staaten. Schade, daß der Verf. mit seinem besondern Abdruck nicht gewartet hat. 9) Kurze Notizen. 10) Kurze Anzeigen der neuesten ökonomischen Schriften. Weyhrauch.

Zw.

Bemerkungen über verschiedene, dem Oekonomen und Kameralisten interessante Gegenstände, von Adolph Freyherrn von Seckendorf. Erster Band. Leipzig, bey v. Kleefeld. 1801. 419 S. 8. 1 Rh. 8 gr.

Siebenzehn Abhandlungen, sehr vermischten Inhalts und Werths, so daß wir sie nothwendig einzeln aufzählen müssen, um den Leser ein unterstütztes Urtheil über das Ganze vorzulegen.

1) Etwas für die Leser ökonomischer Schriften, besonders der oft angestellten Berechnungen in Schriften. S. 16. Man müsse, um sich nicht irre führen zu lassen, wohl das Verhältniß erwägen, in welchem die angesetzten Preise des Taglohns sowohl, als die Früchte zu den Preisen des Landes stehen, in dem man selbst lebe, um den wahren Vortheil zu würdigen. — Was wäre das aber für ein Oekonom, der sich, was der Verf. hier lehrt, nicht selbst sagte?

2) Von der Aussaat der Körner. S. 17. Im Reichsanzeiger wurde die Meinung aufgestellt, daß man $\frac{4}{5}$ der gewöhnlichen Aussaat ersparen könne, weil sich berechnen lasse, daß schon $\frac{1}{5}$ so viel Ertrag an Körnern gewähre, als jetzt das Ganze, und weil also das Uebrige verloren sey. So sehr sich der Verf. selbst gegen eine zu starke Aussaat erklärt, so sehr greift er doch auch jene Behauptung an, bey welcher vorausgesetzt wird, daß alle Körner aufgehen, und alle den höchstmöglichen Ertrag haben. Der Verf. macht darauf aufmerksam, daß keinesweges alle Körner wirklich keimen, daß, nach dem Keimen, sehr viele durch schädliche Thiere und andre Unfälle vernichtet werden, und daß wiederum, nach der Reife, durch Wetter und Wind, durch die Behandlung beym Einärndten, Einscheuern und Ausdreschen, sehr viele

viele verloren gehen, so daß, ohne den Ueberfluß der Aussaat, nicht einmal der gewöhnliche Ertrag erlangt werden würde.

3) Von Dotter oder Schmalz. S. 51. Es ist das bekannte Myagrum sativum L., von welchem der Verf. unter jenen Provinzialnamen hier spricht. Sein Anbau wird sehr empfohlen, und als ein entschiedener Vorzug desselben, vor dem Sommer Rübsaamen angeführt, daß er nicht so leicht, wie dieser, mißräth, und insbesondere nicht der Verheerung der Pfeifer so ausgesetzt ist.

4) Ueber den freyen Flug der Tauben. S. 40. Sehr umständlich sind die bekannten Klagen gegen die Tauben wiederholt, und die Landstände sogar zu gravaminibus gegen sie aufgefordert. Etwas Neues enthält der ganze Aufsatz nicht.

5) Beschreibung eines sich sehr gut rentirenden Ritterguths, und authentischen Berechnung des ehedem und des jetzt gewährenden Ertrags. S. 53. Das Rittergut des Verf., von welchem er hier spricht, ist Zingst, im Amtsbezirke Freyburg, des Kursächsischen Thüringen gelegen. Die Nachricht von desselben Ertrag ist zwar ganz interessant; indessen müßte sie, um belehrend zu seyn, viel tiefer in das Einzelne, und in die Behandlung und dessen Ertrag der besondern Wirthschaftszweige und ihr Verhältniß unter sich eindringen.

6) In wiefern sind Schäfereyen dem Staate mehr schädlich als nützlich? S. 94. — Die mehresten Schäfereyen, sagt der Verf., sind dem Landmann, und folglich auch dem Staate, weder im Ganzen, noch im Einzelnen nützlich und zuträglich. Er berechnet — auch hier zu sehr im Allgemeinen — die Nutzungen einer Schäferey gegen das, was sie koste, und was insbesondere die zur Trift liegenbleibenden Grundstücke, deren Nutzungen nur um ihrer Willen beschränkt wird, einbringen könnten, und Rec. giebt allerdings, wenn der Fall eintritt, daß die den Schäfereyen überlassenen Lehden und Triften derselben Benutzung, wie die Aecker fähig sind, — die Behauptung des Verf. als erwiesen zu! — Diese beschränkt er jedoch in der Folge selbst, und setzt mehrere Fälle fest, in welchen er die Beybehaltung der Schäfereyen als vortheilhaft zuläßt, so wie er überhaupt weniger auf die Abschaffung der Schäfereyen, als auf Einfüh-

führung der Horden- und Stallfütterung bringt, bey welcher die Brache besser benutzt, und der so nutzbare Schafdünger dennoch gewonnen würde. — Den Fall, daß manche Felder wegen ihrer Entfernung oder Lage nur durch Hordenschlag mit Vortheil gedüngt werden können, finden wir gar nicht berührt. Auch irrt der Verf., wenn er glaubt, daß er der erste Oekonom sey, der die Schäfereyen für schädlich erkläre. Er hat allerdings Vorgänger gehabt, wovon Rec. sich unter andern eines Aufsatzes im ersten Theil von Löwe's ökonomisch-kameralistischen Schriften erinnert, der auf denselben Grundsatz beruht, welchen der Verf. folgt. —

7) **Verursachet das Mißrathen der Sommer- oder der Winterfrucht theure Preise?** S. 141. Aus den Voraussetzungen, daß die Sommerfrucht auf derselben Fläche einen größern Scheffelertrag, als die Winterfrucht liefere; daß im Ganzen mehrere Sommerfrüchte gebauet werden, weil theils das Klima nicht überall Winterfrucht erlaube, theils manche Brachstücke mit Sommerfrüchten benutzt werden; daß ferner die Sommerfrucht unter mehreren Gestalten, als die Winterfrucht verzehrt werde, folgert der Verf., daß die theuren Preise mehr auf dem Mißrathen der Sommerfrucht als der Winterfrucht beruhen. Allein freylich können seine Voraussetzungen noch von manchen Seiten bestritten werden, worauf Rec. sich jedoch an diesem Orte nicht einlassen kann.

8) **Etwas von dem Uebernehmen der Inventarienstücke der Pächter von den Eigenthümern, und der Eigenthümer von den Pächtern.** S. 152. Mehr als zu wahr ist das, was hier von der Schwierigkeit und dem mißlichen Erfolg der Inventarienübergaben bey Güthverpachtungen gesagt wird — mehr als zu wahr, wenn die Taxatoren, die sich gewöhnlich bey solchen Geschäfften brauchen lassen, als die gewissenlosesten Menschen geschildert werden. Rec. hat davon selbst die auffallendsten Beyspiele erlebt, ob er gleich auch bey einigen Geschäfften dieser Art so glücklich gewesen ist, die bestgesinntesten Leute zu finden. Um so bestimmter hat er sich aus diesen einander entgegengesetzten Erfahrungen überzeugen können, wie groß der Einfluß des Charakters dieser Hülfspersonen auf den Gang der Uebergabe, und auf die Resultate derselben, zum Vortheil des einen oder des andern Theils sey. Oft ist Rec. gleichfalls auf den

Gedan-

Gedanken gerathen, den hier der Verf. aufstellt, die Inventarien bey Verpachtungen gar nicht mit zu übergeben, sondern zu versteigern, und dem Pachter zu überlassen daß er sich sein Inventarium selbst anschaffe. Allein die Realisirung dieser Idee hat die erheblichsten Bedenklichkeiten, welche der Verfasser nicht genug ins Licht gestellt hat. Rec. will nur erwähnen, wie wichtig es dem Landwirth sey, Vieh vorzufinden, welches an Weide und Wiesen gewöhnt ist — auf manchen Gütern ist dieß für den Rindviehstand von der größten Erheblichkeit — Ackergeräthe, die zu der Beschaffenheit der Länderey in richtigem Verhältniß stehen; denn der Pflug, der in der einen Flur schwer genug ist, ist vielleicht für die nächste nur halb brauchbar! — Auch sind nicht alle Geräthschaften so leicht wegzuschaffen, als der Verf. voraussetzt: ein Braubottig z. B. kann auf seinen Platze, wo er einmal steht, noch eine ganze Pachtzeit aushalten; muß er aber weg und dabey auseinandergenommen werden: so ist er vielleicht sogleich für unbrauchbar zu erklären. Dieser Fall ist Rec. selbst vorgekommen. — Wird das Gut von einem Pächter auf einen andern übertragen: so ist es sehr rathsam, die Uebergabe, ohne Zwischenkunft des Gutsherrn, unmittelbar von dem abgehenden an den antretenden Pächter leisten zu lassen. In diesem Falle sind, wie der Verf. gleichfalls bemerkt, die Schwierigkeiten verhältnißmäßig geringer, als wenn es der Gutsherr selbst mit dem abgehenden oder antretenden Pachter selbst zu thun hat.

9) Wie könnten wohl die mecklenburgischen Landwirthe ihre Einnahmen erhöhen? S. 165. — Der Verf. behauptet, das mecklenburgische Vieh, welches im Sommer die fetten Weiden genieße, werde im Winter zu hart im Stalle behandelt, und verspricht Erhöhung seiner Benutzung, wenn ihm nahrhafteres Futter gegeben würde. Zu diesem Behuf räth er den Bau der Erdäpfel, Runkelrüben u. Turnips, der Weiskohl- und Unterkohlrabi, ingleichen der Kohlrübe zu erweitern, und diese zum Futter anzuwenden. — Er tadelt ferner, daß das mecklenburgische Vieh zu wenig zu saufen bekäme: daß die Mistständen schlecht angelegt wären. Dann empfiehlt er die Veredelung der Schafzucht — die Verbesserung der Wiesen — Erzeugung der Oehlfrüchte — und macht darauf aufmerksam, ob nicht beym Abbringen der Früchte, die längere mecklenburgische Sense solcher

ver-

verwirre? und beym Ausdreschen der längere und schwerere Dreschflegel das Dreschen aufhalte, und viel Körner zerschlage? —

10. **Vergleichung der Nutzung einer Schäferey von großer Anzahl am Ende des 17ten und am Ende des 18ten Jahrhunderts.** S. 199. Die Angaben der letztern Berechnung sind gegen das, was der Verf. über den Nutzen der Schafe im sechsten Aufsatze annimmt, höchst abweichend, und er selbst erkennt dieß an. Rec. kann aber ihr Detail und das, was er zu seiner Rechtfertigung anführt, nicht verfolgen.

11. **Von den Betrügereyen der Schäfer.** S. 216 insbesondere der Lohnschäfer. Für Oekonomen, um sie aufmerksam zu machen, gewiß interessant und nützlich genug! Doch ist das Meiste nicht unbekannt, und selbst Geutebrück in seiner Abhandlung von Schäfereyen enthält schon Vieles, was hier erzählt wird.

12. **Ueber die Behandlung und Benutzung der Wiesen in Thüringen.** Vorzüglich klagt der Verf. das frühe Betreiben der an der Unstrut gelegenen, und von derselben überschwemmten Wiesen an, welches die wohlthätige Düngungen des von diesem Flusse herbeygeführten Schlammes wiederum vernichtet, und dem darauf hütenden Vieh selbst schädlich wird. — Ueberhaupt ist die Wiesenwirthschaft hier sehr vernachlässigt: nicht einmal an Abzugsgräben für das stehenbleibende Wasser wird gedacht.

13. **Versuch eines Plans zur Verfeinerung landwirthschaftlicher Produkte.** S. 256. — Verfeinerung ist nicht das rechte Wort für dasjenige, was der Verf. sagen will. Es ist vielmehr Veredelung, was er empfiehlt, und sein Plan bezieht sich vorzüglich auf Länder, die bey einem fruchtbaren Boden viele Früchte bauen, und Vieh ziehen können, ohne Gelegenheit zu haben, es unmittelbar leicht abzusetzen. — Der Aufsatz ist geringen Gehalts! Denn was helfen allgemeine Vorschläge dieser Art, bey welchen das Detail nicht verfolgt werden konnte oder sollte?

14. **In wieferne sind Frucht-Magazine in jedem Lande zu empfehlen?** S. 278. Es ist weniger die direkte Beantwortung dieser allgemeinen Frage, als die Verglei-

chung der Vortheile oder Nachtheile, einzelner, kleiner Fruchtvorräthe, gegen eigentliche größere Landesmagazine gehalten, womit sich der Verf. beschäfftigt. Die Veranlassung dazu gaben ihm einige Verhandlungen, die im Reichsanzeiger über jenen Gegenstand vor das Publikum kamen. Zuerst wurden nämlich in einem Aufsatze solche kleine Magazine empfohlen, zu welchen die Getraidebauenden Landwirthe ein mit ihrer Produktion in Verhältniß stehendes Maaß abliefern mußten. Als hierauf diese Idee von der Kurfürstl. Mainzischen Regierung zu Erfurt wirklich im Jahre 1789 geltend gemacht wurde — (eine Einrichtung, welche die Regierungen der Herzogthümer Weimar und Eisenach, Gotha und Altenburg, mit mehrern und mindern Modifikationen nachahmten,) — so beleuchtete ein Aufsatz im Reichsanzeiger jene Mainzische Verordnung, und tadelte, daß, nach der gesetzlichen Bestimmung, ohne Unterschied, ob der Kontribuent viel oder wenig Getraide baue, zwey Metzen Korn vom Acker entrichtet werden müßten; daher Viele, diesen Vorrath aufzubewahren, gezwungen wurden, die nicht soviel bauten, als sie selbst bedürften. Mit Aufzählung mehrerer Nachtheile wird hierauf die alte Methode, nach welcher der Landesherr, wie in Kursachsen und andern Ländern, dem Unterthanen das Korn abkaufe, als vorzüglicher empfohlen. — Dieses veranlaßt nun den Verf. zur Vertheidigung des Satzes, daß jene kleinen Lokalmagazine weit weniger Nachtheile hätten, als die großen Getraidevorräthe, und von diesem geht er zu der Behauptung über, daß die letztern auch zu dem Nutzen, den man von ihnen erwartet, sich nicht so verhalten, daß sie Empfehlung verdienten. — Der Verf. entwickelt die versuchten Beweise dieser Sätze so vollständig und anschaulich, daß die Wagschaale für seine Behauptungen sinkt, und wir halten in jeder Rücksicht diesen Aufsatz für den besten der ganzen Sammlung.

15. **Ein paar Worte für die Gutsbesitzer, welche ihre Pachter in Ansehung der Sömmerung einschränken.** S. 380. — Indem dem Pachter, gegen die gewöhnlichen Grundsätze der Gutsbesitzer, in Ansehung der Sömmerung lieber zu viel als zu wenig eingeräumt, indem er höchstens in dem letzten Jahre vor seinem Abgange in jener Rücksicht beschränkt wird, verspricht er nicht nur besser zubereitete und von Unkraut gereinigte Felder; sondern glaubt auch alsdann

lem gleich geahndetem Nachtheil dadurch vorzubeugen, daß stipulirt werde, der Pachter dürfe von der Fütterung und dem Stroh nichts verbrennen oder verkaufen; sondern müsse allen Ueberfluß bey seinem Abgange gänzlich und unentgeltlich zurücklassen.

16. Von der Entstehung und der Vertilgung der auf Feld und Wiesen wachsenden Unkräuter. S. 400. Nichts Neues, und auch das Alte viel zu allgemein, um erheblichen Nutzen zu gewähren.

17. Von dem Auflesen der liegen bleibenden Aehren, während der Aerndtezeit. S. 411. — Rec. stimmt dem Verf. ganz bey, der die Gestattung des Aehrenlesens für eine höchst schädliche Nachsicht und übelverstandene Barmherzigkeit erklärt. Unter die Hauptnachtheile, die es bringt, rechnet er: Verlust an Getraide; Mangel der Arbeitsleute, indem die ährenlesenden Hände der Arbeit entzogen werden; die Früchte werden nicht so reinlich zusammengebracht, weil die Aerndtearbeiter die Aehrenleser (zum Theil ihre Verwandten und Kinder) begünstigen; dieses Stoppeln dient zum Deckmantel für Felddiebstähle, u. s. w. Billig sollten die Polizeybehörden diese Erinnerungen beherzigen.

Unsre Leser werden aus dieser Darstellung des Inhalts der vor uns liegenden Sammlung nunmehr leicht das Resultat ziehen, was von ihrem Werthe zu halten sey? Neben Manchem, was belehrt und nützt, Vieles, was keinen Gehalt hat, so daß dem Verf. eine strengere Prüfung und Sichtung seiner Arbeiten mit Ernst zu empfehlen ist, wenn er nicht das Brauchbare mit dem Leeren zugleich verworfen sehen will!

M.

3.

Neu fortgesetzte Sammlung vermischter ökonomischer Schriften aufs Jahr 1802. Von Johann Riem, Kurfürstl. Sächs. Kommissionsrathe. — Leipzig, bey Joachim. 1802. Zweyte Lieferung. 222 Seit. 8. Mit Kupfern. 22 gr.

Die Einrichtung dieser Schrift ist unsern Lesern aus unsern vorigen Anzeigen hinlänglich bekannt. Wir heben nach unserer Gewohnheit hier und da Etwas aus, das uns besonders merkwürdig zu seyn scheint. Zuerst aus den gewöhnlichen Anzeigen der Leipziger Ökonomischen Societät von der Michaelis-Messe 1801. — Das Quercitronholz ist als ein gutes Farbematerial für die gelbe Farbe sehr brauchbar befunden. Es verhält sich zum Wau wie 1 zu 9. Man hat anjetzt erwiesen, daß dieses Holz, welches aus Amerika kommt, von der schwarzen Eiche (quercus nigra) genommen wird, welche auch in unserm Klima fortkommt, und deren Anbau also, wegen ihres Nutzens zum Färben, und weil sie schnell wächst, auch zu Brennholz sehr zu empfehlen ist. — Der Fruchtwechsel beym Ackerbau gewährt ein Mittel, um das schädliche Unkraut zu vertilgen. Man soll daher, nach der Vorschrift der Engländer, nur selten 2 solche Früchte nach einander bauen, die nur schwache und gerade in die Höhe stehen, als Getraide oder Halmfrüchte; sondern man soll immer mit solchen Früchten abwechseln, welche theils durch ihr, auf der Erde hinkriechendes, oder dieselbe ganz bedeckendes Wachsthum, theils durch das Behacken, Behäufeln derselben, das Unkraut schon in der Geburt ersticken. Die Engländer wählen daher folgende Fruchtreihe: 1) Im frischen Dünger, Kohl, Rübenfrüchte zum Viehfutter, Raps ꝛc. 2) Hülsenfrüchte als Erbsen, Bohnen ꝛc. 3) Hafer oder Gerste mit Klee. 4) Klee. 5) Waizen. Dieser Fruchtwechsel wird auch den deutschen Landwirthen aus manchen hier angeführten Gründen empfohlen; nur statt des Waizens muß in Deutschland Roggen, und statt des Habers kann auch Sommerroggen mit Klee gesäet werden. — Eine neue Art von Feimen oder Diemen aus dem Dessauischen, die nicht kostbar zu errichten, und doch sehr brauchbar sind. — Ein neuer Feind der Raps- und Rübsenfelder, nämlich eine kleine Made, die für die Made des messingfarbenen Glanzkäfers gehalten wird. — Sägespäne können noch als ein gutes Brennmaterial gebraucht werden, wenn sie mit Wasser vermischt, zu einem Brey geschlagen, in Ziegel gestrichen und getrocknet werden. — Bemerkungen über die Witterung und ihren Einfluß auf den Ackerbau 1800—1801, vom Herrn Herzog von Holstein Beck, welche sehr interessant sind. Es wird darin unter andern auch für sehr vortheilhaft gehalten, das Stroh im Winter nicht mehr zu verfüttern, son-

dern

[illegible] und gerade [illegible] Stroh nur zu Hech-
sel [illegible] Siede schneiden zu lassen. — Rec. hat dieß auch in sei-
ner Wirthschaft seit vielen Jahren sehr vortheilhaft gefun-
den. Es wird auch in diesen Bemerkungen für vortheilhaft
gehalten, die kleine Gerste nicht bey anhaltender trockner
Witterung zu säen, sondern den Acker völlig zur Saat zu
[illegible] und zu eggen, die Gerste aber nicht eher als bey ei-
nem zu hoffenden Regen zu säen, die Saat zu walzen, und
[illegible] nach einem Schlagregen auf etwas strengem Boden
mit der Egge zu lüften. Auch die Klapmeyerische Methode,
den Klee bey regnichter Witterung durch die Gährung im
Haufen zu trocknen, wird sehr empfohlen, und es werden
auch die nöthigsten Vorsichts-Maaßregeln dabey angegeben.
— Die in den Anzeigen von der Ostermesse 180[illegible] bekannt
gemachte Methode, Obstbäume durch ganz kurze Pfähle, die
nur 2 Zoll über die Wurzel in die Höhe reichen, in der Erde
zu befestigen, wird von Herrn Hofgärtner Seidel in dem
Falle gebilligt, wo die Bäume schon von solcher Stärke sind,
daß sie ihre Krone ohne Unterstützung tragen können. Bey
schwachen Bäumen empfiehlt er nur schwache Pfähle, weil
sie die Holzdiebe nicht reizen, und wenn sie abfaulen, leich-
ter wieder zu ersetzen sind, als die starken. — Berechnung
der Kosten von einem [illegible] breiten Tuche, welches aus den
Winter-Pferdehaaren bereitet werden, wovon die Elle nur
[illegible] Gr. [illegible] Pf. kostet. — Das beste Honig-Surrogat zum
Bienenfutter, ist ein aus Teig gewordenen Holzbirnen ge-
kochter Syrup, der auch den Bienen sehr angenehm ist. —
[illegible] Vortheile bey der Behandlung der Bienen in
[illegible], und Vorschlag zu einer bessern Einrichtung des
Bienenhauses. — Methode, den Schlamm von Alaunwer-
ken zur Bereitung einer schönen rothen Farbe anzuwenden.
Wenn man diese rothe Farbe auslaugt, kann man sie auch
zur Bereitung des Berlinerblaues anwenden, ohne die Farbe
zu schwächen. Es wird daher der Vorschlag gethan, die Ber-
linerblaufabriken mit den Alaunwerken in Verbindung zu brin-
gen. — Magnetsteine sind durch Kunst aus Eisensteinen be-
reitet worden.

Aus den besondern Aufsätzen zeichnen wir Folgendes
aus. [illegible] Bemerkt, daß Spinnen, Weben und Bleichen, lassen
[illegible] [illegible] Leinwand kaufen, welches Rec. gerne dem Verf.
zugiebt, wenn von Schlesien die Rede ist, und die angegebe-

nen

nen Preise in seinen Berechnungen richtig sind; aber in der Mark Brandenburg, und besonders in der Gegend um Berlin ist es gewiß besser, Leinwand zu kaufen, als in der Wirthschaft selbst Flachs zu bauen, spinnen, weben und bleichen zu lassen; als worüber Rec. eine Berechnung aus seiner Erfahrung mittheilen könnte, wenn es der Raum in unsrer Bibliothek erlaubte. — Ueber den Hagelschlag. Es wird für möglich gehalten, daß der Mensch sich auch davor, so wie vor dem Blitze in Sicherheit setzen könne; weil 1) der Hagel sich nur in Gewitterwolken erzeugt. 2) Die Elektricität das Wasser zur Koagulirung geneigt macht, und sie befördert. 3) Die Gewitterwolken sich weit höher aufthürmen, als die gemeinen Regenwolken, wodurch es möglich wird, daß ein kleiner, in der höhern kältern Luft zu Eis gewordener Tropfen, wenn er durch eine so hohe Dunstwolke fällt, zu einem Hagel von beträchtlicher Größe werden kann. Es können also nur hochaufgethürmte Gewitterwolken Schlossen erzeugen; aber ein Gewitter, das sich größtentheils entladen hat, kann keinen Hagel mehr geben. Der Verf. giebt nun eine Theorie von der Entstehung und dem Fortgange eines Gewitters, die alle Aufmerksamkeit verdient. Er beschreibt dann, wie in einem Gewitter, in welchem sich alle, in der Theorie beschriebenen Umstände vereinigen, sich Schlossen erzeugen können, und leitet aus diesem Allen die Möglichkeit her, den Hagelschlag zu verhüten, wenn man aus der Gewitterwolke die übergroße Menge Elektricität wegnehmen könne. Und wie diese Ableitung geschehen kann, will er in einer folgenden Abhandlung zeigen. — Umständliche Beschreibung einer kunstreichen Uhr, die von einem gewissen Nikol. Pfriem, einem bloßen Weinhäker in Wipfeld; aber einem Kunstgenie verfertiget worden. — Ueber das vermeintliche Ausarten der Kartoffeln durch Blüthenstaub, wo eben dasselbe vom Herrn Riem gegen den Herrn Prediger Stockmar bestätiget wird, was Rec. auch schon bey der Beurtheilung der Stockmarschen Schrift in dieser Bibliothek bewiesen hat, daß nur die Blüthenäpfel vom Blüthenstaube leiden; nicht aber die Wurzeln oder die Knollen; daß also die Stockmarsche Theorie gegen die Analogie der Natur anstößt. — Neue Entdeckung bey den Bienen, vom Herrn Prediger Staudtmeister in Berenstädt. Dieser hat nämlich in einer Drohne ein Ey gefunden, welches er und mehrere Verständige, deren Zeugniß beygefügt worden, für ein Ja-

seltenes

seltener halten. Herr Riem hält dieses Ey für ein Ey, welches durch eine Ichneumonsfliege in den Leib der Drohne gebracht, wie man dieses bey mehrern Raupen schon entdeckt hat. — Von Drohnenmüttern. Einige Bienen im Stocke, vielleicht nur eine einzige in jedem Stocke legt die Drohneyer, alle übrigen sind unfruchtbar und zum Eyerlegen untüchtig. Herr Riem bestätigt dieß in einer Anmerkung; bezeugt aber aus Erfahrung, daß die eyerlegenden Arbeitsbienen zugleich mit den Drohnen umgebracht werden. Man hat auch bemerkt, daß diese Drohnenmütter sich durch ihre schwarze glänzende Farbe von den übrigen Arbeitsbienen unterscheiden. — Eine wichtige Bemerkung ist es, daß, nach genauer Erfahrung, das alte Wintersaamenkorn weniger auswintere, als das neue, daß es also unter gewissen Umständen besser sey, altes als neues Winterkorn zu säen. — In einem Aufsatze über die Rindviehpest wird der Gebrauch der Schwefelsäure, in Verbindung mit andern Mitteln, besonders mit einem Dekokt von der Eichenrinde, als ein gutes Heilmittel angegeben, wodurch manches Stück Vieh geheilt worden. Auch die oxygenirte Salzsäure ist sehr nützlich dagegen befunden worden. — Noch Etwas über das Ausarten der Kartoffeln. Böse Nebel und Honigthau sind die Ursache der Kräuselkrankheit; und da die Blätter den Wurzeln aus der Luft Nahrung zuführen: so verderben dadurch auch die Kartoffeln. — Eine vermeinte neue Entdeckung einer Mißgeburt unter den Bienen, nämlich einer Drohne mit einem Stachel; die aber vom Herrn Riem für eine etwas vergrößerte ausgeartete Arbeitsbiene erklärt wird. — Außer diesen hier angeführten Bemerkungen findet man in dieser Sammlung noch mehrere wichtige Nachrichten und Belehrungen.

3.

Vermischte Schriften.

Spanische Miszellen. Herausgegeben von Christian August Fischer. Berlin, bey Unger. 1803. Erster Band. 264 Seit. 8. 1 Rg.

Der Herausgeber bietet hiermit dem Publikum eine Sammlung Miszellen an, die die Quintessenz der vorzüglichsten, in der ganzen spanischen Monarchie erscheinenden, Journale und Zeitungen enthalten soll, (und dann und wann sollen auch, aus seltenen oder neuen wichtigen Werken, passende Aufsätze u. s. w. ausgehoben werden,) und schon in diesem ersten Bande erscheinen neue, interessante, mannichfaltige, und für viele Zweige der Wissenschaften wichtige Aufsätze. Es sind deren 22 größere und 13 kleinere, wovon Rec. die wichtigsten anführen will.

Den Anfang macht S. 3 ein Fragment aus Malaspina's ungedruckter Entdeckungsreise: Die Spanier in Neu-Süd-Wales, das wahrscheinlich von dem Botaniker der Expedition, Don Luis Née, herrührt, dessen weitläuftige Exkursionen in dem gleich darauf folgenden besondern Aufsatze S. 21 u. f. erzählt werden. Herr F. hat den hierher gehörigen Bericht aus Kollins Tagebuche vorangeschickt, woraus man sieht, daß die Engländer ihre Gäste mit vieler Liberalität aufnahmen. Wirklich lassen ihnen auch die Spanier in dieser Rücksicht, so wie in Ansehung der Administration von Neu-Süd-Wales, volle Gerechtigkeit wiederfahren. Naturforscher und Geographen werden eine Menge neuer und guter Bemerkungen in diesem Fragmente finden; das aber leider! eines Auszugs nicht wohl fähig ist. S. 26. Ueber das Erdbeben von Quito im J. 1797. Einen Auszug dieses von Cavanilles herrührenden Aufsatzes erinnert sich zwar Rec. schon im Journal de Physique, und daraus in einem deutschen Journale gelesen zu haben; indessen wird es gewiß Manchem nicht unangenehm seyn, hier den vollständigen Originalbericht zu finden. S. 33 Ueber Pferde- und Maulesel zucht in Paraguay und den benachbarten Provinzen. Sehr interessant. Ein Hengst wird

in

in Buenos Ayres für 4 Piaster (2 Rthl. sächsisch) in Paraguay für 4 verkauft; eine Stute kann man für 2 Realen (3 Gr. sächsisch) haben. — S. 48 Naturgeschichte der Haustauben in Spanien, besonders in Valencia. Von Cavanilles. Ein sehr wichtiger Aufsatz, der eine ganz neue Klassifikation, nebst mehrern artigen Bemerkungen enthält, und Kennern zur Prüfung zu empfehlen ist. Dasselbe gilt von dem Aufsatze S. 65 Ueber die verschiedenen Sorten der Peruvianischen Rinde, und mehrere neue Zubereitungen aus derselben. Ein Auszug aus dem ungedruckten Werke des Directors Don Joseph Celestino Mutis in Santa Fé, von dessen Schüler Don Francisco Antonio Zea. Er enthält die Resultate eines fast vierzigjährigen Studiums der verschiedenen Species, die hier sämmtlich nach ihrer Synonymie, nach ihrem pharmaceutischen Charakter ꝛc. aufgeführt werden. Zuletzt folgen die drey neuen Zubereitungen des Chinaextrakts, des Chinaessigs und der Chinaessenz, die M. durch die Gährung davon erhält. Sehr interessant sind auch die allgemeinen Bemerkungen über die Güte und die Kennzeichen der verschiedenen Sorten. — S. 86 Bemerkungen über das Hornvieh in Paraguay und den benachbarten Provinzen, von Don Felix de Azara. Ein sehr wichtiger Beytrag zur Naturgeschichte und Oekonomie. — S. 99 Ueber sechzehn neu entdeckte Species der Salvia, von Don Luis Née. Sie sind aus Neuspanien, und verdienen allerdings Aufmerksamkeit. Dieses ganze Fragment macht auf die Erscheinung des botanischen Taschenbuchs sehr begierig, aus dem es genommen ist. Dasselbe gilt von den Bemerkungen des vielversprechenden Zea S. 119. über die Merkwürdigkeiten von Santa Fé, wovon hier nur die Beschreibung zweyer Wasserfälle und der an naturhistorischen Gegenständen unbeschreiblich reichen Gegend gegeben wird; für Botaniker besonders ein wahrer Leckerbissen, den ihnen Rec. ganz besonders empfohlen haben will. — S. 126, Ueber die Pistia Stratiotes, von Don Luis Née. Unter die vielen Pflanzen, deren genauere Untersuchung der große Linné nach frischen Exemplaren empfahl, und deren umständliche Beschreibung, selbst nach Jacquins Arbeiten, gar nicht überflüssig ist, gehört auch die Pistia Stratiotes. Linné sah sie bloß getrocknet, Jacquin bekam nie eine reife Frucht davon zu Gesicht; desto willkommner wird also deutschen Botani-

tanikern der Aufsatz eines Mannes seyn, der diese Pflanze auf seinen weitläuftigen Reisen mehrmals an Ort und Stelle, und in allen ihren Perioden, beobachtet hat. S. 152 **Beobachtungen über die Hundswuth.** Fünf äußerst merkwürdige Fälle aus den Registern des großen Hospitals zu Madrid, die deutsche Aerzte auf manche Ideen führen werden. S. 181 **Bemerkungen auf einer Reise durch die Magellanische Meerenge.** Aus einem spanischen Werke: Relacion del último viage al Estrecho de Magellanes, de la Fragata de S. M. S. Maria de la cabeza en los años de 1785—1786. En Madrid. 1788. 4. Für den Naturhistoriker eben nicht sehr interessant; desto willkommner aber werden dem Geographen die Bemerkungen über die Küsten, die Einwohner, und die angehängte Nomenklatur der spanischen, englischen und französischen Benennungen der vornehmsten Hauptpunkte auf den Charten seyn. S. 204 Eine weitläufige **Kritik über Kotzebue's Menschenhaß und Reue,** aus dem Memorial literario. Der Dichter wird im Allgemeinen sehr gelobt; doch tadeln die Redakteurs auch den Plan und die sentenziöse Sprache des Originals. S. 215 **Ueber die Abaca** (Musa silvestris) **von Don Luis Née.** Hier findet man die erste vollständige Nachricht vom Anbau und der Benutzung dieser Pflanze, die Don Née Musa textilis genannt wissen will. — S. 221 **Ueber die Poesie der Deutschen,** von dem bekannten Don Juan Andres; ist aus seiner großen Literarhistorie *) bloß der Seltenheit, oder vielmehr der Lächerlichkeit wegen, hier aufgenommen worden. Dieses gilt besonders von dem, was er S. 224 über Klopstock sagt, dessen Messiade er nichts weniger als günstig beurtheilt, und den er überhaupt als Dichter unter Geßnern setzt. — S. 234 **Einige Bemerkungen über Veracruz und den Handel von Mexico.** Sehr interessant; zum Schluß findet man eine Uebersicht von der Zunahme des Ackerbaues und der Viehzucht. In dem Decennium von 1769 bis 1779 betrug der Zehnten im Erzbißthum Mexico nicht mehr als 4,132,630 Piaster; in dem Decennium von 1779 bis 1789 war er bereits auf 7,082,879 Piaster ge-

*) Dell Origine, Progressi e Stato attuale d'ogni Letteratura, dell' Abate D. Giov. Andres, Parma 1785—89. 9 Voll. (3 ist ein Druckfehler). gr. 4.

gestiegen, was eine Differenz von 2,950,249 Piastern giebt; in dem Decennium von 1789 bis 1799 hatte er sich ebenfalls fast um anderthalb Millionen vermehrt. S. 245 Unter dem Titel: Kollektaneen, liefert uns der Verf. eine Reihe kleiner interessanter politischer, geographischer, naturhistorischer Bemerkungen aus spanischen Kolonialzeitungen u. s. w. als: 1) Ein Riese in Guatemala. 2) Spanische Eichen. 3) Don Joseph Celestino Mutis. 4) Ein neues Färbeholz. 5) Meteor in Potosi. 6) Neues Mittel gegen den giftigen Schlangenbiß. 7) Erdbeben von Mexico. 8) Genauere Bestimmung des generischen Charakters der Musa. 9) Noch ein neues, vegetabilisches Gegengift. 10) Ueber den Saflor aus Caracas in Neuspanien. 11) Notendruckerey in Madrid. 12) Theaterreformen. 13) Anekdoten von Göthe.

Man kann aus dieser Anzeige sehen, wie interessant, reichhaltig und willkommen diese Miszellen nicht nur dem Gelehrten; sondern auch dem Dilettanten, seyn werden. Dazu kommt noch, daß sie angenehm und geschmackvoll geschrieben sind., so daß man ein Original zu lesen glaubt; daß ferner der Verf. die Kunstwörter überall richtig angegeben hat, welches bey so vielen und mannichfaltigen scientifischen Gegenständen nicht wenig Sach- und Sprachkenntnisse und viele Genauigkeit erforderte. Wir können dieses Werk mit Recht empfehlen, und bitten den Verf. die Fortsetzung recht bald folgen zu lassen. Das Aeußere ist recht angenehm, wie man es von Ungerischen Verlagsartikeln erwarten kann.

Ha.

Uebersicht der Fortschritte, neuesten Erfindungen und Entdeckungen in Wissenschaften, Künsten und Handwerken, von Ostern 1801 bis Ostern 1802. Herausgegeben von G. C. B. Busch. Erfurt, bey Keyser. 1803. Siebenter Band. 1 Alph. 17 Bog. 8. mit 1 Kupfertafel. 1 Rthl. 18 gr.

Auch

Auch unter dem Titel:

Almanach der Fortschritte, neuesten Erfindungen und Entdeckungen, u. s. w.

Die Naturgeschichte, Naturlehre und Chemie von S. 1 bis 119. Die medicinischen Wissenschaften von S. 120 bis 286, worin zugleich ein Nachtrag zur Chemie, der durch ein Versehen an dem gehörigen Orte ausgelassen war, von S. 208 bis 230 sich befindet. Die Mathematik von S. 287 bis 339. Die Kriegskunst von S. 339 bis 352. Die Bergwerkskunde, Forstwissenschaft und Oekonomie von S. 353 bis 445. Die schönen Künste, mit Einschluß des Straßenbaues und der Schiffbaukunst von S. 445 bis 485. Die mechanischen Künste von S. 486 bis 514.

Die Nachrichten aus der Naturgeschichte sind größtentheils nur bloße Anzeigen; besonders von den Pflanzen, die ohne Zweifel sehr unvollständig sind. In dem Abschnitte von der Naturlehre wird eine sehr einfache Einrichtung einer Luftpumpe beschrieben, an welcher der schädliche Raum ganz vermieden ist, mittelst eines Stiftes, der von der Hinterfläche des Kolbens in die Verbindungsröhren zwischen dem Stiefel und dem Hahn tritt, wenn die Kolbenfläche sich an den Boden des Stiefels schließt. Sie ist von Herrn Gervinus in Langen-Selbold bey Hanau dem Herausgeber mitgetheilt. Es kann daran auch ein Mechanismus angebracht werden, wodurch bey dem Wechsel des Kolbenzuges der Hahn gehörig gestellt wird. Beydes ist auf einer beygelegten Kupfertafel abgebildet. — Aus dem Intelligenzblatte der Erlanger Literaturzeitung 1801. Nr. 16. sind merkwürdige Beobachtungen über das Sonnenlicht von Herrn Ritter zur Aufbewahrung eingerückt. Ein mit feuchtem Hornsilber befeuchteter weißer Papierstreifen wird neben dem farbigen Sonnenbilde, das durch ein Prisma gemacht wird, an der Seite des Violetts dunkel schwarz, und bleibt an der Seite des Roth weiß. Die Schwärzung nimmt in dem Bilde selbst von dem Violett bis an die Gränze zwischen Grün und Gelb, von welcher an keine Schwärzung mehr bemerkt wird. Herr R. giebt seine Ansicht dieser Erscheinung in mächtige Kunstwörter eingehüllt. Begeistert schließt er seine Anzeige mit

mit folgenden Worten: „Es wird das Resultat einer grös„sern faktischen Untersuchung, die Polarität der Chemie, der „Elektricität, des Galvanismus, des Magnetismus, der „Wärme u. s. w. ihren Principien nach aufzuzeigen, als ei„ne und dieselbe in allen. Dieß Eins und Alles in seiner „reinsten, freyesten Erscheinung ist das Licht; ein Satz, der „nun den Namen einer blossen Meinung nicht mehr dulden „wird. Das Licht ist die Quelle jeglicher Kraft, die Leben „schafft und Thätigkeit, der zeugende Saame alles Guten, „was die Erde trägt. Mag immerhin auf der einen Seite, „wie z. B. im Eisen, es fast sich selber verlieren: im Men„schen kehrt es doch zu sich zurück, und feyert selbst, mit al„len Farben seines Daseyns ewiges Fest." Herr Ritter wird mit den Schwachsichtigen Geduld haben, die von dem Glanze dieser Vorstellungen so geblendet werden, daß sie gar nichts zu sehen vermögen. (Scheele hat schon die Bemerkung gemacht, daß, wenn man in das farbige Sonnenbild ein mit Hornsilber bestreuetes Papier legt, das Hornsilber in der violetten Farbe weit eher schwarz wird, als in den andern Farben, woraus er schließt, daß der Silberkalk das Phlogiston von dem violetten Lichte eher als von den übrigen Farben scheidet.) In den medicinischen Artikeln, den zahlreichsten und ausführlichsten, ist diesesmal wenig Hypothese und höhere Philosophie; von der letztern nur ein paar Proben aus Schelvers Zeitschrift für organische Physik, für welche das gegenwärtige Zeitalter noch nicht reif seyn wird. Eine Krankheitsgeschichte, sagt Herr Sch., hat die Aufgabe zu lösen, wie, unter welchen Bedingungen und Entwickelungen diese oder jene jetzt herrschende Krankheit, und in welcher Stufenfolge das ganze Heer der herrschenden Krankheiten entstand. Diese Entstehung müsse sich eben sowohl wissenschaftlich konstruiren lassen, als sich diese oder jene bestimmte Krankheit konstruiren läßt. Was man sich doch mit einem einzigen Kunstworte für ein Ansehen geben kann! Von ebendemselben sind hier Ideen über die Gradation der Verdaulichkeit der Nahrungsmittel eingerückt. Das Empirische in dem Aufsatze mag recht gut seyn; die Erklärungsart aber ist nicht sehr faßlich. „Die Unverdaulichkeit und Nahrhaf„tigkeit," heißt es, „nehmen mit steigender Oxydation zu. „Wie aber die Oxydation steigt: so tritt der Kohlenstoff — „der Repräsentant der Receptivität für den Sauerstoff — „immer mehr hervor; — wie die Oxydation sinkt, zeigen

„sich

„sich immer mehr ausgebrannte Vulkane des Lebens, —
„der Stickstoff bricht ein, und geht zur nähern Receptivität
„für den positiven Einfluß des Lichtes über." Hernach wird
von positiven und negativen Incitamenten ohne nähere Erklärung Etwas beygebracht. Die positiven Incitamente sollen die Verdauung befördern, weil sie die Incitation der negativen Incitamente mäßigen. Wäre es nicht rathsam, daß der Herausgeber alle commenta opinionum wegließe, und den Platz zur völligern Darstellung des Wahren und Nützlichen ersparte? Gegen die Bemerkungen über den Einfluß des Mondes um die Zeit des vollen und neuen Lichtes (S. 658) läßt sich einwenden, daß die Stürme in Pensylvanien um diese Zeit nur zufällig seyn mögen, da sie sich auch sehr oft zu andern Zeiten ereignen werden. Daß die Fluth um diese Zeit höher als zu andern Zeiten steigt, hat seine bekannten mechanischen Ursachen, und hat mit der Wirkung auf die Gesundheit nichts zu thun. Die reine Mathematik erscheint in diesem Jahrgange wieder sehr dürftig. Aus der Rechenkunst kommen hier allein die großen trigonometrischen Decimaltafeln vor, welche Prony in Frankreich berechnen läßt. Zur Geometrie (praktischen) gehören hier bloß ein paar Meßinstrumente. Die theoretische Mathematik möchte allenfalls in diesem Register von empirischen Entdeckungen und Versuchen ganz wegbleiben, da diejenigen, welche sich um Entdeckungen und Fortschritte in diesem Fache bekümmern können, sie hier nicht suchen werden, oder von hieraus nicht darauf aufmerksam gemacht seyn wollen. Nur müßte die Rubrik, reine Mathematik, geändert werden. Unter der Rubrik: Mechanik, kommt eine neue (?) Bratenmaschine vor, die nur eine Bedeckung des Bratens von einer eisernen gekrümmten Platte ist. Ein solches Ding gehört ja nicht in die Mathematik; sondern in die Hauswirthschaft, wohin Mehreres aus dieser Rubrik gehöre, als die Wage zur Bestimmung der Feinheit des Garns; die aber entweder unrichtig beschrieben oder fehlerhaft angegeben ist, auch die Maschine zur Sonderung der Steinkohlen, die nur ein Sieb ist. Das graphische Instrument hätte seinen Platz neben den andern Meßinstrumenten haben müssen; die Verbesserung des Papinischen Topfs gehört in die Physik, oder hier noch besser in die Oekonomie; eben so die Verbesserungen von Lampen. Noch ein paar Artikel gehören in die Nautik, zu welcher die Schiffbaukunst richtiger als zu den schönen Künsten

ge-

gehört, wenn man eine eigene Rubrik daraus machen. In der mathematische Geographie ist eine geographische Entdeckung, bey Neu-Holland, aufgenommen. Die angeblichen Mittel zur Lenkung eines Luftballons, die hier unter der Rubrik Kriegswissenschaften stehen, gehören in die Mechanik. Man sieht aus der Anordnung, daß der Redakteur des Abschnittes von der Mathematik nicht die erforderlichen Einsichten in diese Wissenschaft hat.

Wenn überhaupt mehr Kritik bey der Wahl und Abfassung der Artikel angewandt würde; wenn bloße Ankündigungen weggelassen, und die akademischen Sammlungen nebst den wichtigern Werken selbst mehr benutzt würden: so könnte diese Uebersicht viel interessanter werden. Man kann übrigens nicht verlangen, daß alles Neue gleich mitgetheilt werden soll. Dieß geht nur bey Nachrichten der leichtern Art aus currenten Journalen an. Die Druckfehler sind sorgfältiger zu vermeiden, z. B. Devenot st. Thevenot; Caetodon st. Chaetodon; Korallen st. Pflanzen; Delawey st. Delaware; Skukkill st. Schuylkill. Verleger und Buchdrucker sollten überhaupt mehr um tüchtige Korrektoren sich bekümmern.

Zu den ersten sechs Bänden dieser Sammlung ist ein Register geliefert.

Register-Band zur Uebersicht (über den Almanach) der Fortschritte, neuesten Erfindungen und Entdeckungen in Wissenschaften rc. von G. E. B. Busch. Erfurt, bey Keyser. 1802. Erster bis sechster Band (Jahrgang). 1 Alph. 2 Bogen. 8.

Es enthält sowohl die Sachen als die Namen der Personen, die Etwas entdeckt oder angekündigt haben, und scheint mit Sorgfalt verfertigt zu seyn.

N.

Der

Der westphälische Anzeiger, u. s. w. für das Jahr 1802. Achter und neunter Band. 12 Hefte. Monat Januar — December. 1680 Seit. 4. Nebst Register und vielen Beylagen. Der Jahrgang 3 Rg.

Noch immer ist dieß Volksblatt äußerst interessant, und die darin vorkommenden Gegenstände, besonders in wissenschaftlicher Hinsicht, verschaffen demselben von höheren Ständen und jeder gebildeten Klasse der Leser allgemeine Achtung, indem darin mehrere größere Abhandlungen und Aufsätze über die neuere Sternkunde, Mechanik, Maschinenlehre, Statistik von einzelnen westphälischen Provinzen, die man sonst, weil sie auf handschriftliche Notizen sich gründen, nirgends gedruckt antrifft, und wozu die seit dem Anfange August 1802 in Westphalen vorgenommenen Besitznahmen anderer Fürsten, vielfältige Veranlassung darboten, ferner: allerley Aufsätze über Handlung, Fabrikwesen, Manufakturen, Armenanstalten, u. dergl. vorkommen, die im Allgemeinen das ganze deutsche Publikum, zunächst aber die Bewohner aller westphälischen Provinzen, von mehrern Seiten interessiren. Dieses gedoppelten Vorzugs wegen, und daß dieses Institut seit seinem Anfange jährlich an innerer Güte und Brauchbarkeit gewonnen hat, sieht man diesen Anzeiger in monatlichen Heften, an mehreren Orten des Ruhrdepartements, die der politischen Gränze Frankreichs ungeachtet, dennoch immer sich zu ihren ehemaligen Brüdern Westphalens gesellen, und gern noch an allen Ereignissen des bürgerlichen Lebens Theil nehmen, wozu sie vorhin durch politische Bande berechtiget waren.

Et.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der bisherige Konrektor an der Stiftsschule in Zeiz, Herr Mag. C. G. Siebelis, ist zum Rektor am Gymnasium zu Baußen gewählt.

Der Kammermusikus Herr Heine in Ludwigslust, hat von dem Kaiser von Rußland, für einige übersandte Kompositionen, eine sehr schöne goldene Dose erhalten.

Chronik deutscher Universitäten.

Fortsetzung der Chronik der Universität

Wittenberg. 1802.

Auf eben dieselbe Jubelfeyer bezogen sich auch nachfolgende theologische Inauguraldissertationen, welche theils wirklich vertheidigt, theils der theologischen Fakultät zugeschickt worden sind. Erstlich: Herrn Mag. Friedrich Lebrecht Kochs, Pastors und Superint. zu Torgau, am 7ten Oktober vertheidigte Dissertat. de Deo, poenas eas, quae per ipsam naturam, et physico causarum nexu, peccata sequi dicuntur, remittente, auf 35 Seiten 4. nebst dem Programma des Herrn Generalsuperint. Dr. Nitzsch, de

de peccato homini cavendo, quamquam in hominem non cadente, ad illustrandos script. S. locos de peccato irremissibili.

Am 12ten Oktober Herr Mag. Friedrich Christophil Döring, zweyter Kurfürstl. Hofprediger zu Dresden, dessen Inauguraldisputat. Super doctrina sacr. Scripturarum de morte Jesu Christi vicaria, et propter hanc fidei lege impetranda peccatorum venia, auf 46 Seiten 4. von ihm öffentlich vertheidigt wurde.

Am 14ten Oktober brachte Herr Mag. Heinrich Gotthelf Oertel, Baccal. der Theologie, Pastor und Propst zu Schlieben, die seinige: de Oratione Jesu montana, ejusque consilio, 40 Seiten 4. stark, auf das Katheder.

Die Inauguraldisputat. des Herrn Johann Georg August Hacker, ersten Kurfürstl. Hofpredigers, de descensu Christi ad inferos, betrug 38 S. 4.

Eine andere von dem Pastor und Superint. zu Plauen, Herrn Mag. Johann Friedrich Wilhelm Tischer, 4 Bogen. stark, enthielt: Scholia in locum, Galat. III, 1 — 20.

Noch eine von Herrn Mag. Gotthard Friedrich Oppelt, Pastor und Superint. zu Pegau: de fidei in Christum justificantis ad emendandae vitae studium usu, ebenfalls auf 4 Bogen 4.

Ferner von Herrn Prof. Johann Georg Christian Höpfner, zu Leipzig: Historia Tobiae graece, textum ad fidem Codd. emendavit et illustravit, Specimen I.

Von Herrn Martin Christian Polycarp. Keil, Past. und Superint. zu Freyburg, einem Nachkommen Luthers: Consensus librorum divinorum temere negati Vindicatio I.

Von Herrn Mag. Ferdinand Friedrich Gräfenhain, Archidiakonus an der neuen Kirche, zu Leipzig: Specimen Animadvers. in locum Epist. ad Philipp. C. II, 5 — 12.

Endlich von Herrn Mag. Lorenz Karl Sidberg, Königl. Schwedischen Professor, und Pastor Primarius bey der

der Königl. Flotte zu Sweaborg in Finnland: de Ecclesiae sub tutela Principis vere Christiani sorte felicissima, zu Leipzig auf 90 Seiten 4. gedruckt.

Zu diesen Inauguraldisputat. hat Herr Dr. Nitzsch mehrere Fortsetzungen seiner angefangenen Abhandlung: de discrimine legislationis et institutionis divinae, geschrieben.

Zu der feyerlichen theolog. Doktorpromotion selbst am 19ten Oktober, hat Herr Dr. und Prof. Michael Weber, als Prokancellarius seiner Fakultät, durch ein Progr. von 30 Seiten 4. de consilio, quod Jesus se in miraculis suis spectasse ipse professus est, eingeladen.

Von juristischen Inauguraldisputationen sind für eben diese Feyerlichkeit folgende gedruckt worden: Canuti Henrici Lib. Baron. de Bonde, Equitis Sueci, Specimen de libero commercio nationum belli haud sociarum, 36 Seiten 4.

Ferner: Herrn Christian Friedrich Kretzschmars, Stadtrichters zu Dresden, Commentatio Juris Ecclesiast. Ex quibus principiis controversiae matrimoniales Catholicorum in Consistoriis Evangelicis decidendae sint; auf 24 Seiten 4.

Weiter: Herrn Gottlieb Polycarp Cranolds, Immatricul. Advoc. und Stadtrichters zu Eulenburg; Diss. de Jurisprudentia Lutheri, auf 24 Seiten 4.

Endlich: Herrn Johann August Bauers, B. R. Kandidats und Advokaten zu Meißen, Specimen: Germanorum veterum quosdam mores ad hodiernum jus Saxonicum Electorale retulit, auf 4 Bogen 4.

Zu diesen Promotionen hat Herr Dr. und Prof. Klügel durch ein Progr. de magistri navis perscrutandae legitimatione officiali, und durch drey andere: de legitimatione ad caussam, eingeladen.

Am 18ten Oktober und an den zwey folgenden Tagen, wurde das dreyhundertjährige Jubelfest der Universität mit vielen Feyerlichkeiten begangen. Sie sind theils in öffentli-

chen Blättern; theils in besondern Schriften umständlich beschrieben worden: deutsch von dem Studiosus Herrn Maaß; von dem Viceaktuar Herrn Illing, und von dem Adjunkt der philosoph. Fakultät, Herrn Mag. Schundenius; lateinisch aber, im Namen und Auftrag der Universität, von Herrn Prof. Schröckh in den Actis sacrorum secularium Acad. Viteberg., welche zu Ostern des J. 1803 in der Weidmannischen Buchhandlung zu Leipzig auf 24 Bogen gr. 4. erschienen. Auf dem Titel dieser Sammlung sieht man die von dem Herausgeber entworfene Jubelmünze der Universität, von dem berühmten Künstler zu Leipzig, Herrn Geyser, der bald darauf verstarb, sehr schön gestochen, und mit symbolischen Bildern geziert. Der Kopf des vortrefflichen Kurfürsten und Stifters der Universität, Friedrichs des Weisen, ist nach dem Original einer Schaumünze desselben im Kurfürstl. Münzkabinet zu Dresden, gezeichnet. In die Sammlung selbst, und nach einer möglichst strengen Wahl unter der Menge bey dieser Jubelfeyer gedruckten Schriften sind nur diejenigen aufgenommen worden, welche schlechterdings nicht wegbleiben durften, und darunter auch die Programmen und Reden, mit welchen die Universität von ihren ehrwürdigen Schwestern zu Jena, Helmstädt und Duisburg beehrt worden ist.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.



Des LXXXIII. Bandes Zweytes Stück.

Fünftes bis Achtes Heft.

Mit Königl. Preuß. Kurbrandenburgischer allergn. Freyheit.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1802.

Verzeichniß

der

im 2. Stücke des drey und achtzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

II. Rechtsgelahrheit.

J. L.

III. Arzneygelahrheit.

Archiv

IV. Schöne Wissenschaften und Gedichte.

V. Romane.

VI. Schöne Künste.

VII. Musik.

VIII. Weltweisheit.

Ver-

X.

X. Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

XI. Mittlere, neuere und politische Geschichte.

XII. Gelehrtengeschichte.

XIII. Haushaltungswissenschaft.

XIV. Vermischte Schriften.

Register
über das Intelligenzblatt
zum zweyten Stücke des drey und achtzigsten Bandes.

---

1. Ankündigungen.

2. Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

3. Todesfälle.

4. Chronik deutscher Universitäten.

5. Anzeige kleiner Schriften.

6. Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Drey und achtzigsten Bandes Erstes Stück.

Fünftes Heft.

Katholische Gottesgelahrheit.

G. A. Dietls Predigten an seine Pfarrgemeinde. Dritte Auflage. München, bey Strobel. 1802. 338 S. 8. 1 Fl. 15 Kr.

Diese Predigten haben bey ihrem Publikum so viel Beyfall gefunden, daß schon die dritte Auflage nöthig wurde und eine ausführliche Anzeige derselben also in jeder Hinsicht zu spät käme. Da uns die ersten Auflagen nicht zu Gesicht kamen: so können wir auch nicht sagen, ob diese in etwas abgeändert ist oder nicht, wovon auch weder Titel noch Vorrede etwas sagen, außer daß es in dieser, die wahrscheinlich auch schon zur ersten Ausgabe gemacht wurde, heißt: »diese Predigten sind gerade so abgepredigt wor»den, wie sie hier geliefert werden; aber für die Presse sind sie nicht gemacht worden.« Da Hr. D. demnach selbst einzusehen scheint, daß daher größere Ansprüche an eine Arbeit gemacht würden: so hätte er ihnen allerdings hin und wieder mehr Vollkommenheit geben können; und wenn es auch nicht zu mißbilligen ist, daß er sie zu drucken erlaubte: so wäre es doch mehr zu billigen gewesen, wenn er auch mehr Mühe daran genommen hätte. Wenigstens hätten sie bey der zweyten und dritten Revision von Sprachfehlern und Provinzialismen gereinigt werden können, die sich überall ohne Mühe aufsinden lassen. So gebraucht er z. B. seltsam, statt selten, und sagt S. 15: »Gott verhüte, daß »in unsern Tagen das Wort des Herren seltsam in Israel »seyn

»seyn sollte.« S. 18 sagt er von den Aposteln: »durch
»Sanftmuth und Demuth holten sie die rohesten Völker
»von der Abgötterey zum Dienste des einzigen lebendigen
»Gottes herum.« Von beten formirt er immer: gebittet,
schreibt überhaupts, Kästen, Absönderung, rc. welches al-
les um so leichter zu verbessern gewesen wäre, da es bey ei-
ner sonst nicht vernachlässigten Schreibart um so mehr auf-
fällt. Denn wirklich sind im Ganzen diese Predigten in
einem deutlichen, ruhigen Style geschrieben, und verrathen
überall des Verf. redliche Absicht, seine Gemeine zu einer
richtigen Erkenntniß und treuen Befolgung der Religions-
wahrheiten anzuführen. Es ist daher ein angenehmer Be-
weis der auch unter dem Volke in Baiern zunehmenden
Aufklärung, daß solche Predigten so vielen Abgang finden,
und giebt die schönste Hoffnung, daß sich auch dieser bisher
immer noch von der Nacht des Aberglaubens und der Unwis-
senheit bedeckt gehaltene Theil unsrer Nation zur Aner-
kennung des Bessern erhebe, wovon es gewiß ein gutes Zei-
chen ist, wenn Bücher der Art da Beyfall finden, wo vorher
nur Lukaszettel und Amulete die Hülfsmittel und Gegen-
stände der Andacht wären. Um des Verf. Denkungs- und
Darstellungsart selbst kennen zu lernen, heben wir nur eine
Stelle aus der Predigt auf das Fest der Himmelfahrt Ma-
riä aus, wo er S. 104 sagt: »Es ist ein ganz falscher
»Wahn, wenn man glaubt, um heilig zu leben, müsse man
»aus der gemeinen Bahn des Lebens austreten, die gewöhn-
»lichen Verrichtungen des Lebens unterlassen, und außer-
»ordentliche Dinge thun. Fürwahr, dieß hieße Gottes Ein-
»richtung meistern, und von dem Wege abgehen, den er
»selber vorgezeichnet hat. Jeder soll sich dadurch heiligen,
»daß er Gottes Willen thut. Sein Wille aber ist, daß wir
»nach dem Stande leben, in welchen er uns gesetzt hat,
»und folglich die Arbeiten verrichten, welche diesem Stan-
»de eigen sind. Nicht außerordentliche Dinge, nicht Wun-
»der; – Gottes Willen muß man thun, um ihm wohlzuge-
»fallen. So machte es Maria. Sie that nichts Außeror-
»dentliches, wirkte keine Wunder rc.« Daß er hin und
wieder nach den dogmatischen Begriffen zu viel nachgab,
würde vielleicht weniger geschehen seyn, wenn er sich näher
an die Aussprüche der Bibel gehalten hätte. So würde er
z. B. gleich in der ersten Predigt, seiner Antrittsrede, Chri-
stum nicht haben sagen lassen: »Gleich wie ich mich als ein

»bitte

blutiges Opfer am Kreutze für eine Sünde hingab: so sol-
len die Apostel und ihre Nachfolger auch mein Fleisch und
Blut als ein Versöhnungsopfer für euch auf dem Altare
darbringen," wenn er den Ausspruch Jesu anzuführen ge-
sucht hätte.

Bs—Eb.

Aus den eigenen Zeugnissen hergeleitete Aufklärung des Aufklärungsplans der heutigen revolutionären Sophisten. (Augsburg, bey Velling.) 1803. 147 S. 8. 50 Kr.

Auch ohne daß es der Titel angiebt, ist die unlautere Quel-
le nicht zu verkennen, woraus dieses Machwerk entsprun-
gen ist. Der einmal bekannte Ton, worin die Clique der
Augsburger Exjesuiten immer gegen Aufklärung forteifert,
und die unverholene Tendenz ihr alles Unheil aufzubürden,
um in einer glücklichen Dämmerung ihre Gesellschaft, wor-
in allein das Heil der Welt zu finden wäre, wieder zu Eh-
ren zu bringen, verrathen sich zu deutlich, als daß man sie
nicht auch hier auf den ersten Blick wieder finden sollte.
Bey der gegenwärtigen Lage der Umstände in Frankreich,
wo nach den Stürmen einer schrecklichen Revolution die
Regierung allerdings Ursache hat, alle zu besänftigenden
Mittel, also auch die Wiederherstellung des alten Kirchen-
glaubens zur Beförderung ihrer Absichten anzuwenden, wo-
bey sich der Geist der Hierarchie nothwendig um somehr
äußern muß, je tiefer er bisher unterdrückt war, und je
mehr ihm also noch zu erobern ist, konnte es daher nicht
fehlen, daß sich die Wirkungen davon nicht auch bey uns
zeigen sollten. Da aber zum Glück bey unsern Regierun-
gen jene Umstände nicht vorwalten, und unsre über diese
Verhältnisse besser belehrten Fürsten wohl wissen, daß ihr
Interesse nur mit dem des Volkes vereinigt am besten ge-
sichert sey: so werden solche Nachtvögel gewiß nicht länger
Schlupfwinkel unter uns finden, noch viel weniger mit ih-
ren groben Verunglimpfungen der Wahrheit irgend Gehör zu
finden hoffen dürfen. Vorzüglich ist aber von dem erleuchte-
ten Kurfürsten von Baiern zu hoffen, daß durch seine Be-
sitznahme des Bisthums Augsburg jenes Nest bald werde

zerstört werden, wo der Fürst der Finsterniß bisher so eifrige Gehülfen gefunden hatte, daß, laut eines Berichts in der Nat. Chronik der Deutschen einer der ersten unter ihnen selbst wegen der offenbarsten Malversation und schändlichsten Veruntreuung gegen seinen neuen Landesherrn den weltlichen Gerichten zu exemplarischer Bestrafung übergeben werden müßte. Und dieses waren die Menschen, welche immer von angelegten Revolutionen und Ungehorsam gegen die Obrigkeiten sprachen, welche jeden ihren schändlichen Absichten im Wege Stehenden, als einen Unruhstifter verdächtig zu machen suchten! Wer erkennt nicht den Wolf auch in Schaafskleidern? Wenigstens wenn er sich so wenig zu verhüllen weiß, wie hier, wird nichts zu fürchten seyn! Die sogenannte Aufklärung des Aufklärungsplans wird daher kaum bey den Unwissendsten im Volke mehr Eingang finden, da ihre Beschuldigungen schon dadurch sich aufheben, daß sie entweder aus den höchsten Uebertreibungen des Revolutionsschwindels hergenommen sind, dessen Periode nun doch schon lange vorüber ist, ob er gleich hier noch durch einen jesuitischen Kunstgriff überall als wirkend vorgestellt wird, oder gar nur durch Verdrehung aus dem Zusammenhang gerissener Stellen erzwungene Anschuldigungen sind, wie bloß ein Barruel, Guilleaume und dergl. sie vorbringen konnten. Wären diese aber auch nicht schon durch Mounier und Andre hinreichend widerlegt worden: so verdiente es wenigstens das nicht, was hier mit eben so rohen als ungeschickten Händen aus ihnen zusammen getragen worden ist. Denn wie wenig dieser Mensch verstehe, zeigt sich gleich, wenn er nur einmal seine Führer verläßt, um selbst zu urtheilen, wozu sich die Belege ohne Mühe finden lassen; Rec. schreibt daher nur die zunächst auffallende S. 65 ab, wo es heißt: »Der Gust der Philosophen unser Zeiten ist »also eine Revolutionswuth und eine unbändige Ausgelas»senheit, von welcher wir seit der Erschaffung der Welt kein »Beyspiel gesehen haben,« und S. 129 fängt das sechste Kapitel von Künsten und Wissenschaften folgender Gestalt an: »Wenn wir die jetzt so beliebten Erziehungsanstalten, »Philanthropinen, 2c. und die neue Lehrart in ihren Sustanz»theilen und in ihren vorgeschriebenen Fachen betrachten »wollen: so werden wir finden, daß alle diese sophistischen »Institute weiters nichts sind, als der blendende Deckmantel

»aller

»aller revolutionären Unternehmungen und ungerechten »Neuerungen der Aufklärer.« Doch wer könnte es länger aushalten!

VI.

Doctrina pastoralis cum idea reformationis Cleri et populi ad mentem et verba concilii Tridentini de reformat. Ad initium saeculi decimi noni. A parocho per triginta sex annos curato. Superiorum permissu. Aug. Vindel. sumptibus Doll. MDCCCII. 251 S. 8. 48 Kr.

Ohne auf den Geburtsort dieses Produkts zu sehen, könnte man bloß nach dem Titel leicht verführt werden, mehr darin zu suchen, und das ad mentem et verba concilii Tridentini mit der Idee einer Reformation auf eine liberalere Weise vereinigt zu finden. Allein bald zeigt sich bey näherer Ansicht des Inhalts, daß hier nicht mit Unrecht gefragt werden dürfe: was kann aus Nazareth Gutes kommen? Man findet hier unter einem neuen Schilde nichts als alte Waare aus der bekannten Augsburger Fabrik des Obskurantismus, wo alle Vorrathskammern desselben noch geleert seyn müssen, ehe der Streit der Finsterniß gegen das Licht aufhören wird. Das Proemium de Reformationis necessitate fängt gleich mit dem Geständniß des Bedürfnisses einer Kirchenreformation am Haupt und Gliedern an, das schon die Väter auf dem Kirchenrathe zu Konstanz so laut äußerten; allein da man hier nur auf den äußern Frieden, und mit der Wahl Papsts Martin V. genug gethan zu haben glaubt: so sollte die gewünschte Reformation zu Trident zu Stande gebracht werden, und so wenig da auch von den früher angeführten Ideen ausgeführt, und das allgemeine Verlangen befriedigt wurde: so scheint sie dem Verf. dieser Schrift omnibus numeris absoluta zu seyn. Nicht also, weil auch diese nun den Fortschritten der Zeit nicht mehr angemessen, und nach den gegenwärtigen Umständen eine neue Verbesserung nothwendig sey; sondern nur weil man seitdem zu weit von derselben abgewichen, und zu viel Unkraut unter dem Waizen aufgeschossen sey, glaubt der Verf. seine-

seine Vorschläge vorbringen zu müssen. Daß er nun unter jenem die französische Revolution, die neuere Philosophie, und alles, was den hergebrachten Gebräuchen entgegen ist, verstehe, war voraus zu sehen. So manches Nützliche daher beyläufig in der Pastoralanweisung gesagt ist: so sieht man doch überall die Tendenz deutlich, alle Mittel in Bewegung zu setzen, das sehnlich gewünschte Ziel, die leidige Vernunft durchaus unter den Gehorsam des Glaubens gefangen zu bekommen, und somit in maiorem Dei gloriam wieder allgewaltig zu herrschen, endlich zu erreichen. Da dieses aber nun ein altes bekanntes Lied ist: so braucht man keine weitere Untersuchung um sich nicht täuschen zu lassen, und einige Belege werden hinreichen, den Leser in Stand zu setzen, selbst zu urtheilen. S. 93 wird als die löblichste Gewohnheit, die in der Augsburgischen Diöcese beobachtet worden, angeführt, daß die articuli communionis von der Kanzel verlesen werden, nach denen gleich unter den ersten verdammt werden: qui perversos libros et doctrinas, aut haereticas legunt, vendunt, disseminant, und noch einmal: omnes haeretici, excommunicati, et qui haereses defendunt, docent, propagant. Die apophtegmata Sacerdotum lehren S. 143: Tanto Laicis antestare oportet Sacerdotem merito et devotione, quanto illis antestat dignitate et gradu. Daß dazu auch das Kleid gehöre, wird nach solchen Grundsätzen Niemand zweifeln; daher heißt es Nr. XI: Multi Clericorum veste Laicis conformantur, wobey die merkwürdige Geschichte erzählt wird, daß deswegen einmal ein Bürger vor seinem Geistlichen den Hut nicht abgezogen habe!! und in diesem Geiste die Bemerkung angehängt ist: Quod mente gerunt, habitu profitentur. Auf die Fragen: Ex quibus, quaeso, armis societas Libertinorum Ecclesiam et *regna* debellat? Quibus mediis tantam fidei et morum corruptionem effecit? erfolgt S. 196 die Antwort: Erant ante duodecim: I. Conventus et consilia clandestina in praecipuis urbibus. II. Emissio sociorum in omnes provincias. III. Principatus impiorum in officiis publicis status politici et militaris etc. Daher auch, als Hülfsmittel dagegen angegeben werden: I. Prohibitio conventuum clandestinorum — eorumque contre[illegible]us iuramento stabiliendus. Schade, daß der Vorschlag zu spät kommt, da er selbst da, wo er eingeführt war, wieder aufgegeben ist. II. Depositio Libertinorum ab officiis publicis.

[illegible] Ja nur Jeder vom Orden, der im [illegible], dann wird er schon gehen. VII. Restitutio missionum apostolicarum ac Seminariis [illegible]; also hic iterum aqua? Wie aufrichtig man doch wird, wenn man seiner Sache schon so gewiß zu seyn glaubt. Schade um die so hoffnungsvoll aufblühende durch die Baierische Besitznahme aus Dillingen vertriebene Kolonie! IV. Suppressio scriptorum [illegible] cum sui veritate censurae (nec non Philosophiam Christianam extir[illegible]). Wer kennt den Vogel nicht am Gesang? Daß das Latein nach dem Kloster oder nach der Kirche rieche, zeigen diese wenigen Proben schon.

Bl—Mb.

1) P. Jakob Schwägerle, aus dem Franziskanerorden, ehemaligen Predigers an der Hofkirche zu Insbruck, dann an der Domkirche zu Passau, und endlich an der Ordenskirche zu Augsburg, Lob- und Sittenreden auf verschiedene Heilige. Augsburg, bey Doll. 1802. 416 S. und 2 Bogen Register und Inhalt. 8. 1 Fl. 15 Kr.

2) P. Jakob Schwägerle, aus dem Franziskanerorden, ec. neueste Fastenpredigten für zwey Jahre. Mit einem Anhange, welcher vier Reden an die Seelenbruderschaft enthält. Augsburg, bey Doll. 1803. 448 S. ohne Register und Inhalt. 8. 1 Fl. 15 Kr.

Der Verleger, welcher von dem verstorbenen Schwägerle zwey Jahrgänge Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahrs, einen Band Fasten- und andere Gelegenheitsreden drucken ließ, muß nach diesem Maßstabe die Verdienste seines Autors allerdings am besten zu schätzen wissen; und wir dürfen daher nicht zweifeln, wenn er versichert: »daß sich auch die gute Aufnahme dieser Arbeit eines »in seinem Leben so allgemein beliebten Kanzelredners nun »nicht mehr bezweifeln lasse.« Wie weit diese allgemeine Belobung sich aber erstreckt habe, brauchen wir hier nicht

zu untersuchen, da es nicht auf die [illegible] [illegible] zu ge-
hen scheint, und auch die ungünstigen Urtheile darüber als
unbedeutende Ausnahmen nicht in Anschlag gebracht wur-
den. Daß aber »jene Hochw. Herren,« für welche sie, nach
des Verlegers Aeußerungen, fast allein erschienen zu seyn
scheinen, und von welchen sie also wahrscheinlich als vorzüg-
lich belobenswürdig anerkannt wurden, eben nicht die kom-
petentesten Richter seyn dürften, wird sich aus einer nähern
Betrachtung dieser Predigten leicht ergeben, die zwar gera-
de nicht unter die schlechtesten gehören; aber doch sich auch
nicht sehr über gewöhnliche Franziskanerpredigten [illegible]
heben. Vorzüglich zeigt sich dieses bey

Nr. 1, wo der Verf. dem einen Zwecke seines Titels,
Lobreden zu liefern gemäß, überall an seinen Heiligen uner-
schöpflichen Stoff zum Lobe findet, und daher gleich S. 2
in die nicht gemeine Hyperbel ausbricht: »Ach! möchte ich
»doch jetzt, gleich einem Josua, der Sonne gebiethen können
»stille zu stehen, und den Tag zu verlängern, damit ich auch
»nur genug von den Bemühungen, von der Sorgfalt, und
»von dem unverdrüßigen Seeleneifer unseres Heiligen
»(des Bischof Martinus) erzählen könnte ꝛc.« Doch erholt
er sich zum Glücke dabey endlich gewöhnlich wieder so weit,
wie er S. 3 versichert: »Unterdessen werden wir uns
»nicht so sehr in das Lob unseres Heiligen vertiefen, daß
»wir auf den eigenen Nutzen vergessen sollten; denn ꝛc.«
Dieses könnte vielleicht schon hinreichen, die Art und Kunst
des Verf. zu bezeichnen; doch will sich Rec. die Mühe nicht
verdrießen lassen, um diejenigen von den Lesern, die der-
gleichen noch nicht kennen, oder auch jene Hochw. Herren,
welchen es vielleicht nicht so auffiel, genauer damit bekannt
zu machen, einige Stellen abzuschreiben. S. 4 heißt es
vom Heil. Martin: »So verhaßt ihm die Reichthümer wa-
»ren: so sorgfältig floh er auch die Ehren. Der Schim-
»mer seiner Heiligkeit ließ sich zwar allenthalben eben so
»deutlich sehen, als hell die Mittagssonne unter den Wol-
»ken hervor glänzet. Allein da er Alle gegen sich mit Ehr-
»furcht erfüllte, kam er sich gleich wohl noch selbsten ver-
»ächtlich vor ꝛc.« Wie gut, daß dieses nicht allgemein be-
lobt wurde! Oder wer kann dieß eine Sittenrede (wenn es
so viel heißen soll, als die Sittlichkeit befördert) nennen,
wo Verachtung der Menschenwürde in sich als das Muster
der

der Heiligkeit angepriesen wird? Und wo einmal eine nützliche Anwendung von dem Beyspiel des Heiligen gemacht werden soll, fällt der Ton ins Niedrige und Lächerliche, wie z. B. S. 231? »Unterdessen ist auch nicht allein der Tod beschwerlich; sondern auch das Leben beschwerlich. Ihr müsset euch für Andere abarbeiten, ihr müsset von Andern leiden. Der eigene Schweiß machet euch die Tage sauer; manch fremde Gall, die man wider euch auskochet, verursachet euch auch bittere Nächte. Ey, wie witzig seyd ihr doch, um euch selbsten zu betrügen! Nein, A. A.! Nicht die Andere machen euch das Leben verdrüßlich, ihr machet es euch selbsten. Es kömmt nun, daß ihr euren Nächsten nicht liebet. Oder habt ihr vielleicht so viel zu thun, so viel zu leiden, als ein H. Martinus? Ja müsset ihr euch nicht in der Stille schämen, da ich diese Gleichstellung mache rc.« Daß die [illegible] von den Klosterleuten gewöhnlich um so mehr angepriesenen Tugenden der Freygebigkeit, Verdemüthigung, Verachtung der Welt, rc. je weniger sie von ihnen selbst ausgeübt wurden, auch hier vorzüglich eingeschärft werden, ist nicht so befremdend, als die damit so wenig übereinstimmenden Klagen, die bey den gegenwärtigen Säkularisationen jetzt von solchen Predigern so häufig gehört werden.

Nr. 2 ist ohngefähr von gleichem Schlage. Auch äußert der Verleger in dem kurzen Vorbericht selbst in einem ziemlich herabgestimmten Tone seine Besorgniß für den fernern Absatz dieser sonst so wohlbelobten Predigten. Doch scheint er selbst zur Herausgabe dieser Sammlung noch alles so genau zusammen genommen zu haben, daß auch nicht die geringste Auswahl dabey statt gefunden haben muß. So erstaunt man z. B. hier noch auf Predigten zu stoßen, die ganz auf politische Gegenstände sich beziehen, und vorzüglich gegen die französische Revolution gerichtet sind, also in den Jahren 93 und 94 allerdings zweckmäßig gewesen seyn dürften, in der gegenwärtigen Periode aber durchaus keinen andern Zweck haben können, als das Papier zu füllen, und den doch vielmehr zu unterdrückenden Geist der Erbitterung zu nähren; oder wozu sollen etwan Stellen, wie folgende S. 263 anders noch nützen: »Wirklich wimmeln »jetzt die Ufer des Rheinflusses von solchen gefährlichen Insekten, welche alle Tage in unser deutsches Vaterland ein-

anzubrechen, in demselben den Staat umzuschmelzen, oder
»vielmehr gänzlich zu Grunde zu richten, und die Religion
»zu verscheuchen drohen. Freylich haben ihnen die verei-
»nigten Mächte siegesgewohnte Krieger entgegen gestellt;
»aber die Erfahrung selbst hat uns belehret, daß auch das
»Schwerdt eines Gideons nicht erklecket, besonders da al-
»lenthalben niederträchtige Verräther und falsche Brüder
»unter uns angetroffen werden rc.« Genau weiß der Verf.
über- und unterirdische Gegenstände zu beschreiben, wie
z. B. nach S. 433 das Fegefeuer ohngefähr also aussehen
mag: »Was sehen wir, wenn wir mit den Augen des
»Glaubens in jene peinlichen Oerter hinabsehen, wo die
»Seelen der Verstorbenen von den Flecken, die ihnen noch
»ankleben, gereiniget werden? Stellet sich uns nicht ein
»feuriges Meer vor die Augen, in dem die Seelen unse-
»rer Mitbrüder erbärmlich daher schwimmen, und über wel-
»chem der gerechte Gott in einem Wagen, welcher nach der
»Beschreibung des Propheten (Jerem. 4, 13.) einem Unge-
»witter und einem Sturmwind gleichet? rc.«

Mag da auch eine Zensur seyn, wo solcher Unsinn ge-
druckt werden darf, oder ist sie da vielleicht eben für den-
selben?

Ba.

Mauri Schenkl, Benedictini Priflingensis, Serenissi. Principis et Electoris Palatino-Bavarici Consiliarii Ecclesiastici, in Electorali lyceo Ambergensi Superioris et Iuris Ecclesiast. ac Historiae Ecclesiast. Professoris P. O. Seminarii Electoralis Inspectoris, Institutiones Theologiae Pastoralis. Cum facultate Electoralis commissionis censoriae specialis etc. Ingolstadii, sumptibus Attenkover. 1802. 630 S. 8.

Der bekannte Verf. liefert hier ein Handbuch der Pasto-
raltheologie, das er, ohngeachtet er in der Vorrede zu sei-
ner Ethik sich nicht geneigt dazu erklärt hatte, endlich auf
manche dringende Bitten und besondere Ermunterungen von
hö-

lichen Ansichten doch gleichsam als eine Fortsetzung dersel-
ben ausarbeitete, und zwar daher auch wie diese in lateini-
scher Sprache. Obgleich der von ihm angeführte Grund,
daß der Inhalt, wenn es auch erst einer vorgängigen Ueber-
setzung bedürfe, Rec. nicht hinreichend schien: so hält er
doch überhaupt die lateinischen Kompendien, wo der Styl
der Sprache nicht zu fremd oder zu weit vorgeschritten ist,
der in dieser Sprache eher möglich gedrängten Kürze und
zugleich erlangten Sprachübung wegen immer noch für gut,
da sich doch von Jedem, der eine wissenschaftliche Bildung
erhalten hat, erwarten läßt, daß er auch in Sprachkennt-
nissen soweit gekommen sey, um durch den Ausdruck nicht
aufgehalten zu werden, besonders wenn er so deutlich und rein
ist, wie bey Hrn. Sch., dessen Schrift leider! obgleich oh-
ne seine Schuld, durch zu viele Druckfehler entstellt ist. Al-
lein auch seinen Gegenstand hat er so genau ausgeführt, und
besonders nach dem bekannten: Qui bene distinguit, bene
docet, so deutlich aus einander gesetzt, daß es Rec. für den
bestimmten Zweck zu einem Lesebuch wirklich für zu vollkom-
men hält, indem der Lehrer sich dabey entweder in zu weit-
läuftige Erörterungen verlieren, oder bloß sich nur an den
Buchstaben zu halten genöthigt seyn würde. Dafür ist es
aber zur Wiederholung und zum eigenen Studium und
Nachschlagen mit desto größerm Recht zu empfehlen. Ihm
daher hier im ganzen Detail seiner Ausführung zu folgen,
würde, eben weil Rec. darin alles so, wie es sich von ei-
nem so einsichtsvollen Theologen erwarten läßt, findet, um
so weniger nöthig seyn, da neue Ansichten und Erörterun-
gen hier doch nicht zu suchen sind, und es nur darauf an-
kam, das Vorhandene gut zusammen zu tragen und zu ord-
nen. Jenes beweisen die von dem Verf. unter dem Texte
angeführten zahlreichen Allegate, unter denen auch Prote-
stanten z. B. Veillodter, Niemeyr (Niemeyer) ꝛc. angetrof-
fen werden, obgleich nicht überall, wo sich Gelegenheit dazu
darbot; und dieses ergiebt sich schon aus dem voranstehenden
Conspectus, wovon Rec. darum auch die Rubriken ab-
schreiben will. Die Einleitung handelt in 2 Kapiteln: De
requisitis, vocatione, praeparatione, accessu ad munus
pastorale. Der erste Theil der eigentlichen Pastoraltheolo-
gie handelt: De officio institutionis, und zwar im 1. Kap.
generatim, im 2. Kap. publicae und ihren Arten, näm-
lich: a) Catechesis ejusque historia, notio, subjectum,

ob-

objectum, forma; b) Paraeneses et exhortationes breviores; c) Homiliae strictius dictae; d) Conciones et sacri sermones, im 3. Kap. privatae, nämlich: a) eius notio, species, conditiones, regulae; b) officium religiosae eruditionis consiliique dandi; c) officium admonitionis; d) officium correctionis correptionisve; e) officium praebendi solatii; f) officium pastoralis erga aegrotos morientesque sollicitudinis; g) de sollicitudine past. circa captivos et capitis damnatos. Der zweyte Theil de officiis pastoris bono exemplo suis praelucendi, decenterque cum aliis agendi et privatas occupationes rite perficiendi handelt im 1. Kap. de hoc officio generatim; 2) de conditionibus ac praecipuis ad officium aliis exemplo praelucendi requisitis; 3) de decentissima pastoris cum omnibus generatim et cum certis speciatim agendi ratione, und zwar a) agendi cum aliis ratio pastori generatim servanda; b) decentissima pastoris cum certis hominibus (e. gr. collegis, aedituis et ludimagistris, domesticis et famulitio etc.) agendi ratio; 4) de pastoris officio, quoad privatas occupationes et honestas animi relaxationes a) occupationes pastoris privatae; b) prorsus necessariae; c) utiles; d) oeconomicae, quoad ecclesiae et parochiae bona. Endlich der dritte Theil enthält die Lehre de officio pastoris sacra et sacramenta administrandi, nämlich im 1. Kap. de cultus divini s. liturgiae celebratione, unter a) de divinorum celebratione generatim; b) de missae sacrificio speciatim ceterisque sacris celebrandis; 2) de Sacramentis rite administrandis, a) de sacramentorum administrandorum ministro, requisitis, modo generatim; b) de administratione Baptismi, Confirmationis et Eucharistiae (im Verhältniß zum Uebrigen fast etwas zu kurz); c) de administrat. Sacramenti poenitentiae ac extremae unctionis; d) de officiis past. circa Sacr. ordinis et matrimonii; 3) de reliquis s. functionibus (benedictionibus, processionibus, coemeteriis, exequiis etc.) peragendis; 4) de Chartophylacio et scriptis parochialibus formulisque literarum parochialium (eine sehr nützliche Anweisung durch Beyspiele und Formulare, deren Mangel schon manchen sonst nicht ungeschickten Geistlichen in Verlegenheit brachte, oder bey Unverständigen gar lächerlich machte). Daß ein Mann von so hellen Kenntnissen nicht nur für sich vom Aberglauben und hergebrachten Meinungen frey sey, ist zwar an sich zu

erwar-

erwarten; daß er ihnen aber mit Klugheit überall begegnen wisse, beweist er auch in dieser Schrift in verschiedenen Fällen; so heißt es z. B. S. 305 bey der Anweisung, Sterbenden beyzustehen: »quidquid superstitionem olet, et quidquid aegrotum perturbare possit, removeat caveatque.« S. 321 wird bey den sogenannten Galgenreden die gewiß nicht überflüssige Warnung gegeben: »ne reum excuset aut »immodicis laudibus extollat etc.« S. 605 sagt er über die gewöhnlichen Wallgänge: »ut minus utiles aut nimis »frequentes, ac diebus dominicis et festis institui solitae, »quae sacris porochialibus detrahunt, quoad sine populi »offensione fieri potest, omittantur, etc.« S. 368 werden die Sonntagsschulen empfohlen, und dabey die guten Eigenschaften eines brauchbaren Schulmeisters treffend angegeben. S. 512 macht er auf die im Beichtstuhl aufgegebenen gewöhnlichen unschicklichen Bußübungen aufmerksam, und 562 auf das unanständige bey der letzten Oelung, Frauenzimmern Brust, Seiten und Füße zu salben rc. In manchen Rücksichten mag ihn vielleicht für nöthig gehaltene Vorsicht noch am Alten gehalten haben, z. B. daß er S. 608 noch einen besonders eingefaßten Platz auf dem Gottesacker verlange, um die ungetaufte gestorbenen Kinder dahin zu begraben; daß er S. 405 dem Geistlichen Ausübung der Wundarzneykunst nicht gestatten will, was als beständiges Gewerbe getrieben, allerdings sich nicht mit seinem Amt vereinigen ließe; in Nothfällen aber doch treffliche Dienste leistet; daß er ihm das Theater zu besuchen mißräth, auf dem doch selbst bisweilen Klostergeistliche auftreten rc.

Mh.

Rechtsgelahrheit.

Chr. Guil. Schweitzeri, Iuris Studiosi, de desuetudine libellus singularis. Lipsiae, ex officina Klaubarthia. 1801. 128 S. 8. 8 gr.

Die vorliegende kleine Schrift, welche eigentlich auf (verneinend gegebene) Beantwortung der Frage: ob Gesetze ihre gesetzliche Kraft durch Nichtgebrauch verlieren können? gerichtet ist, enthält mehrere treffende Bemerkun-

gen

gen und gute Proben exegetischer Fähigkeiten; so, daß sie in dieser Hinsicht Lob verdient, und ihrem jungen Vf. zur Ehre gereicht. Allein wir können nicht verbergen, daß sie uns in Hinsicht der Hauptsache so wenig, als in Rücksicht auf Zusammenfügung der Gedankenreihe und Darstellung gefallen habe. Der Verf. läßt den Charakter der sogenannten Entwöhnung gar nicht im gehörigen Lichte hervortreten, und begnügt sich im dritten Kapitel nur mit Angabe der Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten der desuetudo mit der consuetudo, wobey kein Begriff von dem eigentlichen Wesen der ersteren Niemanden klar gemacht wird. Hierbey sind die Sätze in der strengsten Verbindung und guter Ordnung aufgestellt, wie eben der Umstand beweist, daß erst im dritten Kapitel von dem Wesen der desuetudo die Rede ist. Endlich enthält die Schrift auch so viel gewohnte und entwohnte Gründen, daß man ihre Darstellung unmöglich gut nennen kann. Wir glauben dieß alles um so mehr bemerken zu müssen, weil dieß nicht wohl steht, und von einem jungen Schriftsteller bald, ja sogar leicht vermieden werden kann, wenn er Fähigkeiten hat, wie Hr. Schweitzer.

Dk.

J. L. E. Püttmanni, Antecessoris Lipsiensis, Elementa iuris criminalis commoda auditoribus methodo adornata. Nunc aucta passim et suppleta, inprimis ex legibus Saxonicis ad praesens tempus continuata edidit D. *Christianus Gottlob Bienerus*, Professor Pandectarum in Studio Lipsiensi. Lipsiae, sumtibus Fritsch. MDCCCII. XX und 540 S. 8. 1 Rg. 12 gr.

An absolutem Werthe hat dieses Püttmannische Werk durch Hrn. B. Zusätze nicht gewonnen; denn diese erstrecken sich, einige wenige ausgenommen, bloß auf die sächsische Praxis. Für den sächsischen Juristen wird also diese Auflage nicht unbrauchbar seyn, auch werden diese die Citationen der unsers Wissens immer noch bloß bey den Dicasterien bekannten geheimen Instruktionen gerne sehen.

sehen. Dem ersten Zwecke, den Hr. R. nach S. IV der Vorrede gehabt zu haben erklärt: »ut quae aut philosophia aut arte critica illustrata simulque ad institutionem iuventutis utilia reperiret, adspersis insertisve notulis adderet;« ist weniger oder gar keine Genüge geschehen. Die Zusätze in Hinsicht auf Literatur sind sehr einseitig.

Gn.

Johann Friedrich Ranft, Kursächsischer Premierlieutenant von der Armee, über den Beweis in peinlichen Sachen, nach positiven Gesetzen und philosophischen Grundsätzen. Freyberg, bey Gerlach 1801. XXIV und 374 S. 8. 1 Rt. 4 gr.

Als Materialiensammlung zu einer vollständigen Abhandlung über den Beweis in peinlichen Sachen, ist diese Schrift allerdings brauchbar. Sie besteht aus 3 Hauptstücken, wovon das erste: von den Verschiedenheiten des Beweises; das zweyte: von den rechtlichen Mitteln, durch welche der Beweis im peinlichen Processe geführt werden muß, und das dritte: von den Folgen des Beweises handelt. Das erste Hauptstück faßt wieder die Beantwortung der Fragen: wer muß im peinlichen Processe beweisen? was muß im peinlichen Processe bewiesen werden? und die Entwickelung der verschiedenen Gattungen des Beweises. Das zweyte Hauptstück handelt von dem Beweise durch Urkunden, durch Zeugen, durch das Geständniß des Angeklagten, durch Anzeigen und Vermuthungen, durch die Konfrontation, und durch die Tortur und den Reinigungseid. In dem dritten Hauptstücke wird in 9 Abschnitten von den Folgen des vollkommenen und unvollkommenen Beweises, von den Sicherheitsmitteln überhaupt, deren Zweck und Wesen, von der Detention, von der Konfination, von der mit der Aufsicht über den Verdächtigen verbundenen Lossprechung, von der Haftung, von der bloßen Absolution von der Instanz ohne besondere damit verbundene Aufsicht, von der Kaution, und endlich von den Grundsätzen gesprochen, nach welchen die verschiedenen Sicherheitsmittel an-

[illegible] seyn werden. Alles dieß ist recht [illegible] getragen, und mit Fleiß aus den positiven Gesetzen [illegible] den Schriften von Böhmer, Danz, Grolman, [illegible] Kleinschrod und Quistorp zusammengetragen. [illegible] die aus der gegebenen Inhaltsanzeige erkennbare [illegible] des Ganzen, wird Jeden vermuthen lassen, daß dieß [illegible] zur vollständigen und genauen Darstellung der Lehre vom Beweise in peinlichen Sachen nicht geeignet sey. Sie enthält auf der einen Seite Untersuchungen, die offenbar zur Lehre vom Beweise in peinlichen Sachen nicht gehören, wie z. B. §. 79—[illegible] über die Frage: was zur Anstellung einer Untersuchung für Beweis nöthig sey? §. [illegible] und fg. von dem Geständnisse des Angeklagten; denn das Geständniß ist kein Beweismittel; und das ganze [illegible] Hauptstück von den Folgen des Beweises, denn [illegible] z. der ganze übrige Theil des peinlichen Processes, [illegible] cher auf die Beweisführung folgt, auch in die Lehre vom Beweise gehöret. Auf der andern Seite findet man [illegible] nige eigne Bemerkungen des Verf., die mit unter recht gut ausgefallen sind, wie z. B. über den Einfluß des [illegible] Zusammentreffens mehrerer naher Anzeigen [illegible] S. 218 ff. allein für die Hauptsache enthält diese Schrift weder neue Ansichten, noch scharf genug gezogene Darstellungen. So sind überhaupt die allgemeinen Grundsätze vom Beweise bey weitem nicht eindringend und bestimmt aufgestellt; die Beweiskraft der einzelnen Beweismittel ist nicht ausgezeichnet; über die Gültigkeit der Zeugen, und über den Widerruf eines Geständnisses ist nichts Befriedigendes gesagt, auch fehlt im ganzen Werke die Untersuchung, wie weit überhaupt der Beweis durch Vermuthungen möglich sey, und in wie fern das Geständniß des Angeklagten dazu gehöre. Wissenschaftlich begnügt sich der Verf. nur mit der Darlegung der schon [illegible] Autoren aufgestellten Theorien, und sein Urtheil erstreckt sich [illegible] gewöhnlich nur auf eine kurze Beurtheilung und Angabe [illegible] der Widersprüche derselben; wobey aber [illegible] Sache nicht ganz auf den Grund gegangen wird. Eine vollständige und gründliche Darstellung der Lehre vom Beweise in peinlichen Sachen bleibt demnach immer noch zu wünschen.

Recht-

[illegible]liche Abhandlung über die Frage: Ist die Gerichtsbarkeit des Kaiserlichen und des Reichskammergerichts bey Absonderungsklagen des Lehns vom Erbe unter Reichsunmittelbaren quoad possessorium ordinarium in erster Instanz gegründet, und stehen Austräge sowohl als der 21. Artikel 1. §. des Wahlvertrags nicht im Wege? von A. Kleber, des Kaiserlichen und Reichskammergerichts Sekretär. Hadamar, in der neuen Gelehrten Buchhandlung. 1801. 85 S. 8. 8 gr.

Weder allgemeine Reichsgesetze, noch die Kammergerichts- und Reichshofrathsordnungen haben die Gränzen für den Umfang der Gerichtsbarkeit hinlänglich bestimmt, die die beyden Reichsgerichte haben sollen. Schon in dieser Hinsicht können Versuche sehr nützlich seyn, die auf Entscheidung hierbey entstandener Zweifel abzwecken. Sind sie noch auf die Natur des Gegenstandes, von dem es zweifelhaft ist, ob er vor dem einen oder dem andern Reichsgerichte verhandelt werden könne, und auf den Zweck und die Eigenschaften des Reichsgerichtes selbst gegründet, und bestätigen sie die auf diese Art abgeleiteten Grundsätze mit historischen Thatsachen: so können sie sogar lobenswerthe Versuche genannt werden.

Rec. trägt kein Bedenken, die vorliegende Schrift in die Klasse dieser Versuche zu setzen. Der Vf. zeigt, daß die Absonderung des Lehns vom Erbe keine Lehnsache, sondern Civilsache sey, und daß sie aus diesem Grunde vor dem ordentlichen Richter, nicht von der Lehnscurie beurtheilt werden müsse, für welchen, im Fall die Partheyen Reichsunmittelbare Personen wären, das Reichskammergericht gehalten werden müsse; denn Austräge können hier nicht statt finden, da die Allodialerbschaftsklage, welche die Absonderung des Lehns vom Erbe zum Zwecke habe, ein iudicium universale sey, und einen gemeinsamen Klagegrund voraussetze, der dem obersten Reichsrichter schon continentiam in erster Instanz zur Entscheidung unterliegen müsse. Diesen Behauptungen widerspreche der

i. J. Art. 21 der Wahlkapitulation nicht im [illegible], denn dieser setze das Daseyn einer Lehnssache voraus, welche hier nicht vorhanden sey.

Alles dieß trägt der Verf. ohne Einmischung unnöthiger Dinge, kurz und bündig, mit Geschmack und mit Einsicht vor. Er giebt fleißig historische Thatsachen, auch mehrere Fälle an, in denen das Reichskammergericht über Sachen, die die Absonderung des Lehns vom Erbe betrafen, seine Kompetenz wirklich geltend gemacht hat, und macht mit unter sehr hübsche Bemerkungen über Veranlassung der Gesetze, und die Umstände, unter denen sie abgefaßt wurden.

In der Bezeichnung der Natur einer Lehnssache und in der Entwickelung der Gründe, welche den Gebrauch der Austräge nicht zulassen können, hat uns der Verf. jedoch nicht ganz befriedigt. In beyden Punkten wäre mehr Schärfe und Ausführlichkeit nothwendig gewesen.

Dk.

D. Christ. Gottl. Konopack über den Begriff und Zweck einer Encyklopädie im Allgemeinen, und der Encyklopädie der Rechtswissenschaften insbesondere. Halle, bey Schimmelpfennig. 1802. 56 S. 8. 6 gr.

Der Verf. geht auf die ursprüngliche Bedeutung des Worts Encyklopädie zurück, um daraus ihren richtigen Begriff sowohl überhaupt, als auch in Beziehung auf die Rechtswissenschaften besonders gehörig zu bestimmen. Dem Rec. war es überaus angenehm, hier ein Mittel angewandt zu finden, dessen er sich häufig im Vortrage des Civilrechts z. B. bey den Begriffen von contractus, obligatio, id quod interest, forum etc. bediente; dessen Vernachlässigung er aber eben so oft in den Schriften der Rechtsgelehrten bemerkt zu haben glaubt. Denn eine trockene Angabe der verschiedenen Bedeutungen eines Ausdrucks als bloße Gedächtnißsache behandelt, ist freylich kaum der Mühe werth. Die gründlichste Philosophie ist

im

m, gründliche Studium der Sprache; sie muß wenigstens davon ausgehen, und dieß gilt eben so auch von jeder Wissenschaft.

Encyklopädie kommt bekanntlich aus dem Griechischen von εν in, κυκλος, circulus, orbis und παιδεια, institutio iuventutis. Κυκλος ursprünglich circulus, Kreis, zeigt in einer abgeleiteten Bedeutung den Inbegriff eines Mannichfaltigen an, das als ein Ganzes betrachtet wird; παιδεια eigentlich Unterricht der Jugend, deutet auch den Gegenstand dieses Unterrichts, die Kenntnisse oder die Wissenschaft, worin er ertheilt wird, selbst an. Sonach wäre also Encyklopädie in der ursprünglichen Bedeutung das Ganze oder Inbegriff von Kenntnissen, welcher für die Bildung der Jugend erfordert wird. Nach und nach hat sich freylich die Sphäre solcher Kenntnisse sehr verändert. Vorzüglich aber rechneten die Alten zu diesem Kreise die bekannten sieben freyen Künste, (artes liberales,) nämlich die Musik, die Arithmetik, die Geometrie, (das sogenannte trivium,) die Grammatik, die Dialektik, die Rhetorik, und die Astronomie (das sogenannte quadrivium). Bey diesem Unterrichte hat man sich auf die vornehmsten Begriffe und Wahrheiten einzuschränken; diese aber so anzuordnen, daß ihr innerer Zusammenhang gehörig erhelle, und das ausgehobene Einzelne zwanglos zu einem Ganzen verbunden werde. Angewandt nun auf andere Wissenschaften, ist Encyklopädie überhaupt die Darstellung der vornehmsten Begriffe und Wahrheiten einer Wissenschaft in ihrem innigen Zusammenhange unter einander. Sie kann sich auf alle, auf einige, und auf eine besondere Wissenschaft erstrecken. Der Begriff einer Encyklopädie der Rechtswissenschaften ist also hiernach sehr leicht zu bestimmen. Man weiß, wie verschieden die Ansichten sind, welche in neuern Zeiten hierüber unter den Rechtsgelehrten statt gefunden haben. Immer sollte aber doch das Wesentliche der Sache nicht fehlen, wie es der Begriff mit sich bringt, wenn von einer Encyklopädie die Rede seyn soll. Billig fordert man also das Materiale der Rechtswissenschaft in ihren Hauptbegriffen und Grundsätzen, im gehörigen Zusammenhange dargestellt; aber auch nur dieses soll der Vortrag enthalten, gerade so wie es der Zweck des Unter-

 richts

rechts für die erste Bildung eines Lehrlings mit sich bringt, wobey es zweckwidrig seyn würde, die Wissenschaft erschöpfen, oder auch nur bis auf eine beträchtliche Tiefe in ihr Inneres eindringen zu wollen. Man kann die Geschichte, die Literatur, und Methodologie einer Wissenschaft freylich als Einleitung und beyläufig mitnehmen; aber zum Wesentlichen gehört das nicht; und Werke die sich vorzüglich mit diesen Dingen, hingegen mit dem eigentlichen Inhalte einer Wissenschaft fast gar nicht beschäfftigen; sondern es bey dem Begriff derselben und ihrer Abtheilung überhaupt, bey der allgemeinen Angabe ihres Zwecks und Gebrauchs bewenden lassen, sollte man gar nicht Encyklopädien nennen. Der Vf. hat nach dieser richtigen Bestimmung das wahre Verhältniß sehr einleuchtend dargestellt, und es wäre nicht undienlich gewesen, wenn er unsere bisherigen Rechtsencyklopädien der Reihe nach hiemit verglichen und gezeigt hätte, wie sie mehr und weniger von dem wahren Begriffe der Sache abweichen. Die Genauigkeit in Bestimmung der Gränze eines wissenschaftlichen Vortrags führt aber doch auch den Vf. zu weit, wenn er nach dem allerdings richtigen Begriffe: »Rechtswissenschaft ist die Wissenschaft von dem, »was Recht ist; nur eigentliche Rechtssätze, welche Vorschriften der Gesetze ausdrücken, nicht aber Definitionen »von Rechtsbegriffen, Eintheilungen, etc. als Materialien »der Rechtswissenschaft gelten lassen; sondern ihnen bloß »darum, weil sie anderswo keine Aufklärung erhalten »in der Wissenschaft, und so auch in der Encyklopädie einen Platz gestatten will.« Dieß kann der Rec. nicht billigen, weil eben dadurch der Vortrag zum Wissenschaftlichen wird, und gerade darin das Wesen einer Wissenschaft besteht, daß alles nach richtig bestimmten Begriffen, Eintheilungen und Grundsätzen im gehörigen Zusammenhange dargestellt wird. Eine Wissenschaft ohne diese ist also gar nicht denkbar. Neuerer Zeit kommen überhaupt dergleichen Uebertreibungen nicht selten vor. Die Kritik muß sich aber billig dagegen erklären, weil es leicht zu einer verkehrten und unvollständigen Art des Unterrichtes führen kann. Bisher z. B. ward den Systemen des Kriminalrechts nicht ohne Grund vorgeworfen, daß der Civilpunkt bey manchen Verbrechen gar nicht, und bey einigen doch sehr unvollständig vorgetragen würde. Jetzt

fängt

fängt man schon an, in diesen Systemen das Privatinteresse des Beleidigten ganz aus der Acht zu lassen, wodurch denn natürlich für die Lehrlinge des Rechts der Nachtheil entsteht, daß ihnen ein beträchtlicher Theil dessen, worin sie zu unterrichten sind, ganz entzogen wird. Billig sollten doch solche Forderungen einer zu strengen Konsequenz dem Hauptzwecke des Unterrichts allemal untergeordnet bleiben.

Hz.

Arzneygelahrheit.

Magazin für specielle Therapie und Klinik nach den Grundsätzen der Erregungstheorie, herausgegeben von *Adalbert Friedrich Marcus*, Hochfürstl. Bamb. und Würzb. Hofrath und Leibarzte. *Ersten Bandes erstes* und *zweytes Stück*. Iena, in der akadem. Buchhandlung. 1802.

Der Grund, welcher den rühmlich bekannten Hrn. Vf. zur Herausgabe der Zuschrift: »Prüfung des Brownischen »Systems am Krankenbette« trieb, hörte auf, und er schloß eine Schrift, deren fernere Nothwendigkeit ihm nicht mehr einleuchtete — »denn es bedurfte keiner Ver»suche am Krankenbette mehr, um die Gültigkeit einer »Theorie zu bekräftigen, welche in sich selbst die stärksten »Pfeiler ihrer Wahrheit trägt.«

Das vorliegende periodische Werk, von dem jährlich drey Hefte erscheinen, und diese einen Band ausmachen werden, hat eine andere Tendenz, worüber die Einleitung Auskunft giebt. Hr. Marcus theilt nämlich in derselben die wichtigsten neuern Ansichten, welche die Naturphilosophie eröffnet hat, und jetzt schon »mit sichtba»rem Vortheile« auf die Erregungstheorie (vom Röschlaub in der Nosologie) übergetragen worden sind, in einem gedrängten Auszuge, mit. Er fand dieß um so nöthiger, weil er in der Folge alles, was uns diese Philosophie darbietet, in der speciellen Therapie und Klinik benutzen

er wegen seines widrigen Geruchs, der sich durch die Aus-
dünstungsmaterie sogar den Kleidern mittheilt, und be-
kanntlich allen Insekten tödtlich ist; Menschen, die mit diesem
Material häufig umgehen, z. B. Schießpulvermüller, bekom-
men nie die Krätze.) Die Geschwüre werden trocken ver-
bunden; Salben und Pflaster sind beynahe gänzlich abge-
schafft; bey unreinen Geschwüren ist der Kohlenstaub wirk-
sam. Zu den äußerlichen Einreibungen wird kein Opium
mehr gemischt; unter dem Namen balsamische Essenz ist
eine Einreibung eingeführt, welche aus einer Unze Spirit.
Vini rectificatiss. und 1 Quent Bals. peruv. besteht. Im
J. 1796 wurden im Krankenhause 532 kranke Soldaten
von der Gallobatavischen Armee verpflegt, von denen 68
gestorben sind. Die häufigsten Krankheiten waren Lungen-
entzündungen, Faul- und Nervenfieber und Skorbut; dann
Blessirte mit Schuß- und Hiebwunden. Interessant sind
die Bemerkungen über die französische schwächende und brown-
sche reizende Methode. Bey dem Starrkrampfe der Ver-
wundeten leistete Stütz's Methode nichts; das Opium, in
starken gehörig vermehrten Gaben gleich Anfangs gereicht,
bewährte sich als das fast einzige Rettungsmittel. Die Bä-
der überhaupt, besonders die Stützischen, bewiesen sich
eben nicht wirksam. Bäder, worin aromatische Kräuter
abgekocht, und mit Weingeist vermischt werden, leisten im-
mer mehr als jene. Die Skorbutischen bekamen, außer
wenn die Verdauung litt, Tinct. Opii, nichts als Fleisch,
Wein, Bier, und als Mundwasser einen Absud von Möh-
rhen mit Tinct. Opii.

II. »Abhandlung über das Wechselfieber.« S. 28 —
237. Sie zerfällt in zwey Haupttheile, deren erster sich
mit einer ausführlichen Aufzeichnung alles dessen beschäfti-
get, was die ältern und neuern Aerzte Interessantes von
dieser Krankheit gelehret haben; und deren zweyter die Mo-
difikationen erörtert, die aus der Erregungstheorie fließen.
Das Ganze ist zwar gut und richtig, aber, gegen den Zweck
der Schrift, viel zu weitläufig bearbeitet. Wozu hier ei-
ne sehr weitschweifige Auseinandersetzung veralteter, zum
Theil lächerlich gewordenen Schulbegriffe, die man in un-
zähligen Schriften finden kann? Wer dieses Magazin liest,
kennt auch hoffentlich die Grundsätze der Erregungstheorie
und die Dogmen der Säftepathologen. Die wahre Heil-
metho-

[illegible] [illegible] beruhet auf folgenden wichtigen [illegible]: je höher der Grad der direkten Asthenie ist, desto flüchtigere Reizmittel, in desto kleinern Gaben und Zwischenräumen müssen sie dargereicht werden; man muß [illegible] abwechseln, oder sie verbinden. Die vorzüglichsten sind: Opium, Moschus, Kampher, Naphtha Vitrioli, Alkohol, u. s. w. Anfangs gebe man alle Stunden, auch wohl alle halbe oder viertel Stunden 1 — 2 Gran Kampher, abwechselnd mit Tinct. Opii, 1 — 2 allenfalls [illegible]; dabey setze man den Kranken in ein warmes [illegible]bad, reibe die Brust und den Unterleib mit [illegible], reiche guten Wein, kräftige gewürzte Fleischbrühen. Dieses Verfahren setzt man einige Tage [illegible] fort; geht es besser, so giebt man größere Gaben in längern Zwischenräumen; wo nicht, so setze man Naphtha zu, und gebe sie in noch kürzeren Zeiträumen. Diese Behandlung muß Tag und Nacht, selbst während des Anfalles, fortgesetzt werden. Bey der Abnahme der Krankheit dienen anhaltende Reizmittel, z. B. kalte Aufgüsse von Baldrian, Fallkraut, Serpentaria, Senega, China, Zimmt, Quassia, und dergl. mit flüchtigen reizenden Arzneyen.

III. »Krankheitsgeschichte eines eintägigen Fiebers.« S. 138 — 168. Drey vortrefflich erzählte Geschichten von Wechselfieberkranken, welche erläutern und bestätigen, was die vorigen Absätze über die Entstehung, den Verlauf, die Vorhersagung und Behandlung der genannten Krankheit gelehrt wurde.

»Zweytes Stück.« In der Einleitung, S. 175 — [illegible], wird die gewöhnliche Eintheilung der Fieber gerügt: denn, sagt der Hr. Verf., »ist Fieber nichts anders als Erscheinung des Uebelbefindens überhaupt, und insofern scheint es, wie man den einen bestimmten Krankheitsform zukommenden Phänomenen nicht verschieden zu seyn.« Eine Behauptung, von deren Wahrheit Rec. vollkommen überzeugt ist. Von jeher erklärte man das Fieber nicht für eine bestimmte Form des Uebelseyns, sondern für die Krankheit selbst, auch für das Ursächliche, das jenem zum Grunde liegt, und deswegen konnten auch die verworrenen und widersprechenden Begriffe der Aerzte von dem Fieber nicht

 eichs

zuverlässig Manches einzuwenden wissen: so wie einige Beobachter der Rindviehpest (Typhus des Hornviehes) gegen jene. Die Miasmatologie ist von unsern chemischen Aerzten noch zu wenig berichtiget, um eine oder die andere Meinung als ausgemacht annehmen zu dürfen. Uebrigens sind die Stadien des Typhus gut beschrieben, und die Heilmethode ist genau angegeben.

IV. »Krankheitsgeschichte eines anhaltenden Fiebers.« S. 299—314. Die Geschichte ist gut erzählt, und die Bemerkungen darüber sind besonders für angehende Brownianer lehrreich.

V. »Versuche mit dem Galvanismus am Krankenbette.« S. 315—356. In dem Eingange zu diesem interessanten Aufsatze werden wichtige Winke gegeben, den Galvanismus, wie vordem die elektrischen und magnetischen Versuche, aus Modesucht nicht als ein Spielwerk eines unfruchtbaren Empirismus zu behandeln; sondern die Krankheitsformen, in welchen, und die Gründe, aus welchen man diese neue Entdeckung anwenden müsse, genau zu bestimmen suchen. Sehr wahr und richtig ist die Erinnerung, dieses Mittel allein, und außer den Lähmungen (und örtlichen Uebeln) auch bey Fiebern, Krämpfen, Konvulsionen, Epilepsie, Tetanus, Trismus, u. s. w. anzuwenden. Der Hr. Verf. verspricht eine besondere ausführliche Abhandlung darüber zu schreiben. In den hier erzählten eilf Fällen wurde der Galvanismus mit gutem Erfolge angewandt: bey einer Hemiplegie; bey einer Lähmung des Arms von Verkältung, gegen welche flüchtige Einreibungen und warmes Verhalten unwirksam waren; bey einem heftigen Kopfschmerz, der nach einem anhaltenden Fieber zurückgeblieben war; bey einer Schwerhörigkeit; einer Lähmung des Arms nach einem Schlagflusse; und einer Ischias, die zwar gehoben wurde, nach einer Verkältung aber wieder kam. Eine Taubstumme befand sich noch in der Kur; das Gehör war auffallend besser geworden. Ein 18 jähriger Mensch war seit acht Jahren im linken Ohre taub, seit 14 Tagen auf dem rechten schwerhörig; die Schwerhörigkeit wich ganz, die Taubheit größtentheils. Drey Beobachtungen beweisen, daß der epileptische Anfall beynahe augenblicklich verschwindet, sobald der Patient mit der Galva-

nischen

nischen Batterie in Verbindung gebracht wird, und dieses Übel seltener mache, wenn der Patient, außer dem Anfalle, auf dem Rückgrathe, u. s. w. galvanisirt wird.

Angehängt ist die Abbildung und Beschreibung einer vom Hrn. Münzmeister Gedekind in Bayreuth erfundenen liegenden Galvanischen Batterie, mit der die obenangeführten Versuche gemacht worden sind.

Mo.

Neue Untersuchungen über die Lebenskraft organisirter Körper, mit einer vorzüglichen Hinsicht auf den Bildungstrieb, für Aerzte und Weltweise, von D. G. W. Becker. Liegnitz, bey Siegert. 1802. 8. 20 Gr.

Der Verf. hat seine Untersuchungen in Briefen an einen Freund abgefaßt.

Erste Abtheilung. I. Organische, unorganische Körperunterschied.

II. Erklärung des organischen Körpers, nach Bonnet, Erxleben, Leske, Unzer, Platner, Kant. Der Kantischen giebt er mit Recht den Vorzug vor den übrigen.

III. Einwürfe gegen Kants Erklärung. Es ist keine Verbindung zwischen organischen und unorganischen Körpern.

IV. Pflanze, Thier, Unterschied in ihren Wesen und Zwecken. Das Leben bestimmt er, durch das Vermögen organischer Körper, durch Vorstellungen seiner Bewegungen und Ruhe auf der einen Seite zu bestimmen, und auf der andern durch Veränderungen, die sich im Körper zutragen, Vorstellungen zu erhalten, und hiernach spricht er den Pflanzen das Leben ab.

V. Unterschied der Thierorganisationen. Der Mensch. Seine Erhabenheit, Einwürfe dagegen.

Un-

[illegible] der die Thiere gequält werden, wenn wir sie an der Ausübung der Handlungen verhindern, zu welchen sie der Instinkt treibt. Jener Storch, der auf dem Hofe unter anderem Federvieh das angenehmste Leben führte, wurde, als die Zeit der Abreise seiner vorigen Kameraden kam, so unruhig, daß er, mit beschnittenen Flügeln, von einem Dache zum andern flatterte, und dann in die weite Welt flog, um wahrscheinlich einen elenden Tod zu finden. Wenn wir wüßten, wie viel innere Unruhe der Biber in unsern Gegenden ertragen mag, da ihn das Schicksal hindert, mit andern Gefährten eine Wohnung zu bauen, schwerlich würden wir ihn als Beyspiel der freywillig übernommenen Handlung dieser Art beym Darwin angeführt sehen.

VI. Meinung des Moscati, Rousseau und Schrage über seine Bestimmung zum vierfüßigen Gang und Widerlegung derselben. Andere Vorzüge. Auch die Mimik, oder das Vermögen, durch seine Geberden so Vieles, ja fast Alles, was man will, auszudrücken, rechnet er unter die Vorzüge des Menschen, und es ist merkwürdig, daß einige Thiere, welche dem Menschen an Vollkommenheit in physischer und psychologischer Hinsicht näher kommen, an diesem Vorzuge, obschon in geringerm Grade, Antheil nehmen.

VII. Verschiedenheit des Menschengeschlechts, Ursachen derselben und ihre Eintheilungen, a) nach Kant.

VIII. b) Eintheilung des Menschengeschlechts, nach Blumenbach.

IX. c—k) Eintheilung des Menschengeschlechts, nach Leibnitz, Büffon, Erxleben, Wünsch, Hunter, Herder, Pownall, Linné.

X. Albinos, Cretins. Verschiedenheit und Verwechselung beyder.

XI. Neger.

XII. Kausalität der Körper überhaupt, und der organischen insbesondere. Lebenskraft.

XIII. Kausalität nach der chemischen Theorie.

XIV.

XIV. [illegible] und [illegible], die sie [illegible] muß.

XV. Ackermanns System einer physischen Darstellung der Erscheinungen organischer Körper.

XVI. Einwürfe gegen dieses System überhaupt.

XVII. Mangel desselben und Einwürfe dagegen insbesondere. Wir wollen nur Einiges davon anführen. Wann, sagt der Vf., nach Ackermann das organische Leben nur in sofern besteht, in wiefern durch die Verdauungswerkszeuge Kohlenstoff entwickelt, und mittelst der Arterien in alle Theile des Körpers übergetragen wird, indem zu gleicher Zeit die Lungen den andern Bestandtheil zur Erhaltung, nämlich den Sauerstoff herbeyführen: so sehe er nicht ein, warum so große, künstliche Theile, als im organischen Körper sind, für dieses so einfache Geschäfft da seyn mußten. Warum wurde uns denn nicht der, einem geistigen Wesen ungleich besser angepaßte Körper zu Theil, wie ihn Plato sich dachte, bestehend aus den willkührlichen Muskeln und den Sinneswerkzeugen, befreyt von den Organen, die zur Ausübung der sogenannten natürlichen Verrichtungen nöthig sind, die unsere geistige Vollkommenheit, theils zu sehr retardiren, theils unterbrechen; die uns sogar oft dem niedrigsten Thiere beygesellen? Um eine Vereinigung des Kohlen- und Sauerstoffes zu bewirken, bedarf es wohl nicht so großer Apparate, die ganze unorganische Natur scheint dieses wenigstens völlig zu widerlegen. Mit einer kleinen Vorrichtung konnte uns die nöthige Quantität Kohlenstoff in einem entwickelten Zustande zugeführt werden, und dann wurde der ganze Verdauungskanal mit allen daran hängenden im Peritonaeo befindlichen Eingeweiden unnöthig.

Hr. Ackermann setzt das Vermögen der Zusammenziehung oder die Reizbarkeit in den Sauerstoff, und bedient sich dabey der Girtannerischen Beweise, indem er aus dem beständigen Zuflusse desselben bey einem gesunden Zustande, und dem Verluste der Reizbarkeit bey seinem Mangel diesen Schluß ziehen zu dürfen, Ursache zu haben glaubt. Der Verf. verweist auf das, was Pfaff, Hufeland, Roose, Brandis, schon Girtannern darauf geantwortet haben, und bemerkt nur das Einzige noch, daß man aus der Nothwendigkeit eines solchen Stoffes für die Integrität des Le-

Lebens noch gar nicht den Schluß machen dürfe, den Girtanner und Ackermann von der Eigenschaft des Sauerstoffes zogen; denn eben so gültig wäre dieser Schluß, wenn die Rede vom Stickstoff, oder von der Kalkerde wäre. Welcher animalische Körper kann dieser beyden Materien entbehren? Kann er ohne sie fortdauern? Man athme doch eine Luft ein, die des Stickstoffes völlig mangelt. Die Reizbarkeit wird unter andern Symptomen, aber vielleicht eben so schnell verschwinden, als es der Fall bey einer Einathmung des reinen Sauerstoffs wäre, u. s. w.

XVIII. Fortsetzung.

XIX. Unzulänglichkeit des chemischen Systems der Phänomene organischer Körper.

XX. Elektrische Materie, als materielles Princip dieser Phänomene. Einwürfe dagegen. Galvanismus. Verschiedenheit desselben, oder Identität mit der Elektricität.

XXI. System des Prof. Rüdigers, welcher die Erscheinungen des Lebens aus der Attractions Repulsionskraft, und einer dritten, welche das Mittel zwischen beyden vorigen hält, und die er die elastische nennt, zu erklären sucht.

XXII. Vertheidigung des chemischen Systems in Beziehung auf seine künftige, mögliche Vervollkommnung, und Einwürfe gegen die Annahme einer absoluten Lebenskraft.

XXIII. Einwurf, entlehnt aus der Nothwendigkeit, die Einfachheit der Naturgesetze nicht aufzuheben. Bemerkungen darüber. Vorschlag zu einen Mittelweg, das aber nicht annehmbar ist.

XXIV. Schellings Weltseele. Bemerkungen darüber.

XXV. Lebenskraft, als das letzte Ursächliche der Erscheinungen des organischen Körpers. Unter Kraft, und also auch Lebenskraft versteht er eine Ursache, deren Wirkungen wir zwar sehen und ordnen, auf Gesetze zurückführen können; die uns aber in Hinsicht ihres Wesens unbekannt ist.

XXVI.

XXVI. Stahl und Platner, Vertheidigung der Meinung, daß die Seele die ursächliche sey. Mängel derselben. Vortheil dieser Bemühungen.

XXVII. Feste und flüssige Theile. Ursache dieses Unterschiedes. Ob beyden die Lebenskraft eigenthümlich sey? Hufeland bejaht es.

XXVIII. Einwürfe dagegen von Röschlaub, Blumenbach, Robse, u. s. f. und eigne Untersuchung der Frage. Er glaubt aus verschiedenen vorgebrachten Gründen, der hufelandischen Meinung beystimmen zu dürfen.

XXIX. Zweyfach mögliche Untersuchung der Lebenskraft. Erstes Gesetz ihrer Wirksamkeit. Reiz.

XXX. Eintheilung der Reize.

XXXI. Uebersicht der allgemeinen Reize des Lichts, der Wärme und der Luft.

XXXII. Ueber den verschiedenen Grad, mit welchem der Reiz einwirkt. Gesetze darüber.

XXXIII. Eintheilung der Reize nach Hufeland. Bemerkungen über das neunte Gesetz.

XXXIV. Lebenskraft als Irritabilität, von Girtanner, als Sensibilität, von Schäfer.

XXXV. Lebenskraft als Erregbarkeit, von Brown. Vorzug, den diese Darstellung nach Röschlaub vor der Lebenskraft haben soll. Definition von Kraft nach Röschlaub, Gren, Köllner, Jacob, Kant und Uns.

XXXVI. Verschiedene Wirkungen der Lebenskraft in Bezug auf die, durch die Organe bestimmte Form und darauf gegründete Eintheilung in verschiedene gedachte Abtheilungen.

XXXVII. Hufelands Eintheilung, Röschlaubs Einwürfe gegen eine Klassifikation als Kraft überhaupt.

XXXVIII. Röschlaubs Beweise für die Gleichartigkeit der Erscheinungen und darauf gegründete Einwürfe gegen eine Klassifikation der Erscheinungen,

denen die Lebenskraft zum Grunde liegen soll. Bemerkungen und Entscheidungen darüber in Bezug auf Muskelreizbarkeit und Sensibilität.

XXXIX. Röschlaubs Einwürfe gegen die Annahme der bildenden Kraft und Widerlegung derselben.

Wir sehen der Fortsetzung dieses Werks mit Vergnügen entgegen.

Ueber die Augenentzündung und ihre Nachkrankheiten. Aus dem Englischen des Eduard Moore Noble. Herausgegeben, und mit einigen Anmerkungen begleitet von D. Karl Gottlob Kühn, der Anatomie und Chirurgie außerordentlichem Professor in Leipzig. Leipzig, bey Reinicke 1802. 8. 14 B.

S. 4. Es dünkt dem Verf. nicht wahrscheinlich, daß die Blutgefäße, welche an der durchsichtigen Hornhaut zum Vorschein kommen, der Erweiterung der Durchmesser ihren Ursprung verdanken, und den rothen Bluttheilen den Durchgang erlauben; denn sie werden niemals eher sichtbar, als bis die Entzündung einige Zeit gewährt hat, so heftig auch diese und so groß die Thätigkeit des leidenden Theils seyn mag. Ueberdieß würde, wenn die Blutgefäße bloß erweitert wären, die ganze Hornhaut durchaus roth seyn, da sich doch die Röthe, einige sehr heftige und hartnäckige Fälle ausgenommen, immer bloß auf die äußere Oberfläche derselben einschränkt, und oft sind die Blutgefäße sehr wenig sichtbar, wenn gleich die Hornhaut entweder verdickt oder verdunkelt ist, oder ein Geschwür hat. S. 9. [illegible] eine Person gekannt, die erst auf dem einen, dann auf dem andern Auge eine Entzündung, und davon auf beyden Augen Flecken bekam; aber so vollkommene Gewalt über die Augenmuskeln erhalten hatte, daß sie beyde Augen nach oder von den Gegenständen, oder in entgegengesetzte Richtung drehen konnte; obgleich die Flecken so lagen, daß, wenn die Axen beyder Augen auf einen Gegenstand gerichtet waren, das Sehvermögen sehr unvollkommen war. [illegible] Kapitel.

pitel. Ursachen der Ophthalmie. S. 38. 39. Vor einigen Jahren wurde ihm ein Mann gebracht, dem ein Stück Stahl, das beym Hämmern abgesprungen, ins Auge geflogen war. Bey der Besichtigung fand er an der äußern Seite des Auges, ungefähr gegen die Mitte zwischen dem Umkreiße der Hornhaut und dem äußern Augenwinkel, ein wenig ausgetretenes Blut in der Verbindungshaut, welche auch sonst durch den Stoß sehr verletzt zu seyn schien, und die Krystallinse war ungefähr halb durch die Oeffnung der Regenbogenhaut in die vordere Augenkammer hervorgedrängt. Die Regenbogenhaut war auch an einer Stelle etwas zerrissen. Den folgenden Tag sah man die ganze Linse in der Vorderkammer, und drey Tage nach dem Vorfall wurde sie dunkel. Der Kranke wurde von der darauf folgenden Entzündung so schnell wieder hergestellt, als man mit Recht erwarten konnte, und obgleich seit diesem Vorfalle fünf Jahre verflossen sind: so hat sich doch die Größe der Linse nicht sichtbar vermindert, und er hat in der Zeit bloß einen einzigen, aber so heftigen Anfall von Augenentzündung gehabt, daß er ihn von seiner gewöhnlichen Arbeit abhielt, obgleich das Auge oft ein wenig roth und reizbar ist.

Es fragte ihn ein Mann wegen einer Augenentzündung um Rath, die ihm viel Schmerzen verursachte. Er besah das Auge, und fand zu seinem Erstaunen, daß die Krystallinse, die ihre natürliche Größe zu haben schien, fast die ganze vordere Augenkammer eingenommen hatte; doch so, daß man sehen konnte, daß das Sehloch seine natürliche Gestalt behalten hatte. Wenn er in gewisser Richtung in das Auge sahe: so glaubte er eine Verdunkelung der Linsenkapsel bemerken zu können. Er fragte nach der Geschichte der Krankheit, und erfuhr, daß ihm vor mehr als zwey und zwanzig Jahren beym Arbeiten an einem Graben ein Zweig ziemlich stark ins Auge gesprungen sey; er habe darauf zwar noch ein wenig sehen können; aber am folgenden Tage habe das Auge sehr geschmerzt und sey geschwollen gewesen, und als die Entzündung aufgehört, habe er das Sehvermögen auf diesem Auge gänzlich verloren gehabt. In wenigen Wochen sey das Auge ganz frey von Schmerzen geworden, und von der Zeit an, bis zum letzten Anfall, den er einer Erkältung zuschrieb, d. h. in einer Zeit von zwey und zwanzig Jahren, sey er nie dadurch von seinen Geschäfften

abgehalten worden, obgleich das Auge, wie er sich erinnerte, zwey bis dreymal einige Tage hindurch etwas roth und trübe gewesen war. Wir sähen also aus diesen Fällen, daß die Krystallinse nicht leicht absorbirt wird, wenn sie ihrer Kapsel beraubt ist, und daß sie im Auge bleiben, und als ein fremder Körper viele Jahre, ohne großen Reiz zu verursachen, wirken kann. Daher sey es sehr wahrscheinlich, daß beym Herabdrücken des grauen Staars die Linse nicht absorbirt wird, wie man gewöhnlich annimmt; sondern in dem Glaskörper versteckt liegt; und da sie keinen starken Reiz macht, wenn sie in der vordern Kammer liegt, wo sie doch etwas auf die reizbare Regenbogenhaut drücken muß: so ist es nicht wahrscheinlich; daß sie es thun werde, wenn sie in dem Glaskörper verborgen ist. S. 52. Er hat nie eine eigentliche Blatter an der Hornhaut entdecken können. S. 64. Er glaubt, daß die Skropheln eigentlich nicht als Ursache der Augenentzündung gelten können; sondern sie machen bloß einen Theil des Körpers für die Wirkung eines Reizes, dem er ausgesetzt ist, empfänglicher, indem er weder fähig ist, schädlichen Potenzen zu widerstehen, noch sich von selbst nach kleinen Veränderungen zu bequemen. S. 65. Die Skrophelkrankheit kommt nach Cullen von einer besondern Beschaffenheit des lymphatischen Systems her; allein dieß führt nach dem Verf. doch zu keiner hinlänglich genauen Idee von der Krankheit. Sollten wir, sagt er, nicht zu dem Schlusse berechtigt seyn, daß diese besondere Beschaffenheit von einem Mangel an Kraft und Thätigkeit im ganzen Körper, und vorzüglich in den absorbirenden Gefäßen herrühre? Daß sie größtentheils von dem Mangel an Thätigkeit im ganzen Körper komme, erhellt daraus, daß die Ursachen, welche sie hervorzubringen pflegen, eine schwächende Wirkung äußern, z. B. niedrigliegende, feuchte und verschlossene Wohnungen, Entzündungskrankheiten, Pocken, schlechte Kost, Mangel an Bewegung und reiner Luft. Daß ferner eine allgemeine Schwäche und Kraftlosigkeit zugegen ist, wird aus der Kälte in den äußern Theilen, häufigen Frostbeulen an den Händen und Fersen, überdieß aus dem schwachen Widerstande, welchen der Körper schädlichen Einflüssen leistet, und endlich daraus wahrscheinlich, daß er sich so langsam von Krankheiten erholt. Daß aber in den ansaugenden Gefäßen ein vorzüglicher Mangel an Reizbarkeit und Energie bey denen statt findet, welche

eine

eine Anlage zu den Skropheln haben, sieht man aus der feuchten Haut und der Langsamkeit, womit Geschwüre heilen, weil die lymphatischen Gefäße nicht Kraft haben, die von den kleinsten Schlagadern abgesonderte Flüssigkeit anzusaugen. Wenn er sage, daß bey skrophulöser Disposition ein Mangel an Thätigkeit im Körper überhaupt, und in den ansaugenden Gefäßen insbesondere statt finde: so sähe man leicht ein, daß, wenn durch Mangel an Reiz, z. B. durch Kälte, eine Vermehrung der Reizbarkeit eintreten solle, die ansaugenden Hautgefäße beym Zunehmen der Thätigkeitsäußerung, das auf den Torpor folgt, eine ungewöhnlich größere Menge von Flüssigkeit aufnehmen, und daß durch die vermehrte Thätigkeit, welche sich nicht auf die bey den Drüsen anfangende nächste Reihe ansaugender Gefäße erstreckt, diese letztern mehr Zufluß erhalten, als sie ansaugen können. Auf diese Weise entsteht eine Anhäufung der Lymphe, die Erweiterung der Drüse und endlich Entzündung veranlaßt. Und da ohnedieß der Körper aus Mangel an Energie empfänglicher gemacht ist, von jeder Unregelmäßigkeit in den gewöhnlichen Reizen afficirt zu werden: so sind solche Personen der Lungenschwindsucht, der Entzündung der Mandeln, dem Katarrh und der Augenentzündung ausgesetzt. S. 68. Untersucht man die entzündeten Augen derjenigen, die die Zeugen von Skropheln haben, z. B. lichte Haut, geschwollene Oberlippen, einige erweiterte Halsdrüsen: so trifft man selten eine allgemeine Vermehrung der Thätigkeit in den Gefäßen der Verbindungshaut an; man entdeckt Gefäße auf der ganzen Oberfläche, die weiter als gewöhnlich sind; aber die weiße Farbe der weissen Augenhaut ist zwischen ihnen noch sichtbar, und hat beynahe ihr völliges Ansehn; viel Licht verursacht Schmerz, und dieser starke Thränenfluß, und, wenn die Krankheit eine Zeitlang angehalten: so werden die Wimpernränder angegriffen, einige Wimpernhaare gehen aus, und die kleinen Talgdrüsen entzünden sich, verschwären zuweilen, und die von Waare sogenannte Psorophthalmie wird verursacht. Man hat angenommen, daß diese kleinen Drüsen vermöge jener Neigung sich zu erweitern, und zu entzünden, welche die Drüsen überhaupt in den Skropheln haben, eine krankhafte Beschaffenheit annehmen; aber man leitet diesen Umstand, nach seiner Meinung, besser von der großen Empfindlichkeit skrophulöser Körper,

und von der häufigen und fast beständigen Ausleerung, vom Fließen so heißer und scharfer Thränen über die Ränder der Augenlieder her, daß die Wange oft dadurch wund wird. Sind diese Drüsen einmal in eine krankhafte Thätigkeit gerathen: so bringen sie geringfügige Ursachen leicht wieder hervor, und sie werden beträchtlich entzündet, wenn wenig vermehrte Thätigkeit in dem Auge sichtbar ist. Man macht zwar einem zarten Körperbau ein schlechtes Kompliment, wenn man sagt, daß alle, die eine glatte lichte Haut haben, zu Skropheln geneigt sind; allein er wagt es zu behaupten, daß, je zärter die Haut eines Kranken ist, um desto langsamer auch seine Augenentzündung geheilt wird, und daß sie desto leichter auf geringfügige Veranlassung wiederkommt.

§. 70. Aber diese Regel gilt natürlich nicht umgekehrt; denn es giebt eine andere Krankheit, welcher Leute von sehr starkem Körperbau ausgesetzt sind. Diese Krankheit ist von den Aerzten noch nicht genau bestimmt. Im gemeinen Leben heißt sie Skorbut; obgleich sie gar keine Verwandtschaft mit dem Skorbut der Nosologen zu haben scheint. Sie besteht in Schwäche und Mangel an Thätigkeit in den Hautgefäßen, und kündigt sich durch eine trockne rauhe Haut, durch Blässe auf den Wangen an; hin und wieder springt die äußere dünne Haut staub= oder schuppenartig auf, wenn die Oberhaut abgekratzt wird, währt er lange bis sie wieder heilt; auch ist dabey Ausschlag an verschiedenen Theilen des Körpers, besonders an den unbedeckten, z. B. an den Händen und im Gesichte, sehr gewöhnlich. Der Ausschlag besteht bald in kleinen rothen, in Eiterung übergehende Blätterchen, bald in Bläschen mit einer durchsichtigen Flüssigkeit gefüllt, die mit Jucken und Brennen vergesellschaftet sind; wenn sie aufgehen, so kommen wieder andere nach, und so dauert es nach Gelegenheit Monate lang fort, und verursacht viel Schmerz und Unbehagen. Solche Leute genesen sehr langsam von Augenentzündungen. §. 72. 73. Daß Augenentzündungen von der heftigsten Art, von einer Versetzung des Trippergiftes aus der Harnröhre auf die Verbindungshaut entstehen solle, hat man neuerlich, und zwar mit Recht bezweifelt. §. 89. Drittes Kapitel. Kur der Augenentzündung. Sowohl bey Stößen und Wunden, als bey gewöhnlichen Entzündungen verwirft er die Methode, leinene Tücher mit verschiedenen Arten von Au=

gen=

genwassern überzuschlagen. S. 101. Anstatt der gewöhnlichen Schirme bey Augenentzündungen, schlägt er einen Hut aus Pappe vor, dessen genauere Beschreibung wir übergehen; und überhaupt, um nicht zu weitläuftig zu werden, die Recension dieses nützlichen Werks schließen müssen.

Mf.

Joh. Sal. Frank Versuch einer theoretisch-praktischen Arzneymittellehre, nach den Grundsätzen der Erregungstheorie. Wien, bey Doll. 1802. 344 S. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Der Verf. thut wohl, seine Schrift nur einen Versuch zu nennen; denn zu einem vollendeten Werke fehlt ihr noch sehr viel. Es ist ihm gegangen, wie es mehrern Praktikern geht, welche sich für Brownianer und Erregungstheoretiker ausgeben; in der Theorie und ihrer Meinung sind sie es wirklich; aber sie entfernen sich desto mehr davon, je mehr sie sich dem praktischen Handeln nähern. Hierin scheint der Verf. ganz unerfahren zu seyn. Aber selbst die theoretischen Principien desselben sind von der Art, daß sie die Richtigkeit der Begriffe des Verf. nicht im schönsten Lichte zeigen. Gleich S. 2. sagt er, fast alle Schriftsteller rechneten die verdünnten Pflanzensäuren, wäßrichte Getränke, Emulsionen, Mittelsalze und Aderlässe unter die kühlenden Mittel. In der That wären sie das, sobald die Krankheit von Sthenie entstanden; bey Asthenie aber würden die Abführungen, Aderlässe und überhaupt alle Schwächungsmittel im höchsten Grade hitzende Mittel. (Das ist doch gewiß der sonderbarste antithetische Mißgriff, den man finden kann! Der Verf. fragt gleich darauf: Dämpfen nicht in jedem Fieber mit Schwäche flüchtige sowohl als anhaltende Reize jede Gluth? (Aber wer wird sich denn jedes Fieber so feurig und brennend vorstellen?) Es gebe also Fälle, wo China, Wein, Kampher, Bisam und Opium antiphlogistisch seyen. (Nimmermehr, wenn wir nicht mit den Begriffen muthwillig spielen, und alles Festgesetzte über den Haufen werfen wollen! Eben so gut könnte man sagen, das Sonnenlicht erscheine manchmal schwarz, weil dem staarblinden Cajus es nicht seine Dunkelheit erhellet!) Die Reizmittel theilt er nach der längern oder

kürzern Zeit, binnen welcher sie wirken, in anhaltende, oder flüchtig durchdringende, und fügt noch eine Unterabtheilung bey, weil es Mittel gebe, welche weder die Erregung weder sich im ganzen Organismus, noch in den Theilen, die sie unmittelbar berühren, erhöhen; hingegen entfernte Theile, als die Drüsen, außerordentlich reizen, und sie zu einer vermehrten oder sogar veränderten Absonderung zwingen. Er heißt diese auch durchdringend nicht flüchtige (d. i. diffusible nicht diffusible?) Mittel. Auch macht er eine eigne Klasse Lokalmittel, deren reizende Kraft nicht sonderlich in Betracht kommt, die dagegen fähig sind, die heterogenen Körper in den Höhlen des Magens oder der Eingeweide (d. h. des Darmkanals) auszutreiben, Säureverschluckende Mittel. Browns Rath, im Rothlauf und in den Masern Kälte anzuwenden, scheint ihm äußerst gefährlich; denn in dieser Sthenie sey die Erregung in den Hautgefäßen so sehr erhöht, daß, wenn noch der Zusatz eines Reizes kommt, der ganze Diameter derselben verschlossen wird. (Ganz recht! Eben deßhalb wendet ja Brown Kälte an!) Unter die unmittelbar schwächenden Mittel rechnet er die gelinden Purganzen, weil die heftigen erstens zu sehr reizen, und dann nach der Hand zu sehr schwächen. (Sinnloseres läßt sich kaum etwas denken! Auch mag diese Periode als Probe von des Verf. Vortrag gelten!) Manna dürfe in Sthenien nie allein, sondern stets in Verbindung eines Mittelsalzes gegeben werden! Das Kap. anhaltend reizende Mittel beginnt mit Triticum repens, von welchem der Verf. sagt: Ich kann sie mit *Huxam* (es kommt mehrmals so vor!) nicht vorziehen dem Leontodon tarax. wovon Kraut, Stengel und Wurzel bitterer und reizender sind, u. s. f. Dieß führt ihn auf die Infarktus, deren ganze Lehre weitläufig abgehandelt wird. Unter diesem Kap. kommt auch Dulcamara vor. S. 66. geräth der Verf. in eine Streitigkeit mit Hufeland über die Wirkungsart der Arzneyen, welche ihn mehrere Seiten hindurch in Arbeit und Anstrengung erhält. Von der Arnica heißt es, S. 80. sie sey seit Stolls Zeiten weniger in Gebrauch! Und in der That, da man in der Arnika nichts specifisches (sic!) suchen kann: so werde sie leicht durch andere ersetzt, die besser von dem Magen ertragen werden. (Erstlich ist es nicht wahr, daß Stolls Tod einen solchen nachtheiligen Einfluß auf die Arnika hat; zweytens ist es zu verwundern, daß der

Verf.

Verf. ein Erregungstheoretiker nur etwas Specifisches in den Arzneyen sucht, wodurch er sich, wie wir noch hören werden, in Widersprüche verwickelt.) Die Serpentaria v. wird ein treffliches anhaltendes Reizmittel genannt! Dennoch soll sie nur am Ende der Kochung beygemischt werden! Beym Baldrian, der auch unter diesem Kap. abgehandelt wird, komme es auf den Boden an, worauf er wachse. (Ist denn das nur bey diesem, nicht bey allen Gewächsen der Fall?) Von der Chinarinde heißt es, man habe zwar auch Wechselfieber mit Opium vertrieben, allein nie zeigte sich irgends ein Medikament so zuverlässig gegen diese Krankheit, als diese Rinde; er sey zwar weit entfernt, was Specifisches in ihr zu suchen, sie habe viele aromatische bittere Bestandtheile, sey folglich ein anhaltendes Reizmittel, und mehr nichts. (So weiß der Verf. immer selbst nicht recht, was er eigentlich will!) Auch in den Gaben ist der Verf. sonderbar und unzuverlässig. Von den römischen Chamillen z. B. soll man nur ohngefähr 15 bis 20 (Stück?), von den gemeinen ein halbes Quentchen auf 8 Unzen Wasser im Aufguße geben. (Dabey darf sich wahrlich Niemand über die Stärke der Arzney beschweren!) Beym Aether heißt es, da man wegen seines heftigen Reizes nicht viel genug davon (sic!) beybringen könne: so sey es besser, wenn man ihn mit andern flüchtigen Reizen verbände, wodurch Jene kräftiger werden, auch stärke man dadurch die Verdauungswerkzeuge zur Ertragung anhaltender Reizmittel, u. s. f. Doch wozu bedarf es mehr, um zu beweisen, daß außer der Erfahrung, dem Verf. besonders noch Klarheit, Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe abgehe, um ein guter Schriftsteller zu seyn! Daß er aber auch ein schlechter Stylist sey, haben wir theils schon gezeigt, theils wollen wir noch einige Proben davon beyfügen: Oft höre ich sagen: der wird ein großer Arzt werden, der beschäfftigt sich nur mit seiner Wissenschaft, ihm ist sonst alles Wissenswerthe fremd, er würdigt diesen keine Aufmerksamkeit nicht! Nun frage ich, wer wohl je was Großes in unserer Kunst geleistet hat, dessen Vernunft nicht in den philosophisch-kritischen Untersuchungen der Denkgesetze geübt, und der nicht seine Sprache durch das Lesen der Klassiker wenigstens von seiner Nation, zu jener hinreißenden, am Krankenbette oft so nöthigen Beredtsamkeit ausgebildet hat. (Punktum!) Oder: Nicht aller Menschen Lage müssen wir aus

diesem

diesem schwarzen Gesichtspunkte betrachten; manche durchflattern ihr Leben im Sonnenscheine des Glücks und der Zufriedenheit, diese werden auch wenig krank; und wenn sie sich übel befinden: so ist meistens, eine zu große Erregung, an der Verwirrung ihrer Verrichtungen schuld; allein laßt uns wahr seyn, nur Wenigen ist dieß seltne Loos beschieden: pauci,! quos aequus amavit Iupiter, und daher können wir u. s. w. (Das geht nun noch eine Strecke so fort! Welche Weitläufigkeit und welcher Bombast!)

Mz.

Allgemeines Noth- und Hülfsbüchlein für Lungenschwindsüchtige und die, welche es nicht werden wollen (folglich für Jedermann), von Bernh. Laubender, Arzt zu Wurzen. Leipzig, bey Fleischer. 1802. Erster Theil. 200 S. Zweyter Theil. 107 S. 8. 1 Rf. 4 H.

Der Verf. setzt die Natur und Wesenheit, wie er auf gut Jakob Böhmisch sich ausdrückt, der Lungenschwindsucht in Schwäche des Organismus und der Lunge insbesondere. Er sagt: Knoten sind ein Produkt von Schwäche, die auf besondern Theilgebilden, in einem hohen Grad sich eingesunden habe. Durch auffallende Schwäche des Körpers werden sie demnach auch unterhalten. Geschwüre im Gegentheil (?) sind nicht nur allein Produkte einer auffallenden Schwäche, sondern mehr Produkte des Hingebens organischer Theile an die bloße Thätigkeit der äußern Natur. So lange ein organischer Theil noch einen bestimmten Grad von Lebensthätigkeit besitzt, so lange kann er nicht eitern; er wird durch seine Thätigkeit den total bestimmenden Einfluß der äußern Natur abhalten. (Das ist zwar sehr neu; aber weniger richtig, wie dem Rec. dünkt. Es sind bloße Hypothesen, die geglaubt werden mögen oder nicht. Daß Knoten bloß Produkte von Schwäche seyen, scheint nach aller Beobachtung nicht ganz richtig. Bloße Schwäche erzeugt Schlaffheit; aber nicht Zusammenziehung, die bey allen Verhärtungen gewissermaaßen zugegen seyn muß. Geschwüre sind nicht das Gegentheil von Knoten. So können Bereiterungen

gen gewiß auch bey hohem Grade von Lebensthätigkeit statt finden.) Das Hauptmoment der Heilung der L. S. besteht in dem normalen Vonstattengehen des allgemeinen Reproduktionsprozesses, besonders an den durchaus chemisch oder mechanisch (dynamisch) veränderten Stellen. Die Bedingungen, unter welchen die Heilung der LS. möglich ist, sind folgende: 1) daß die Lebensthätigkeit eines lungensüchtigen Körpers in einen kraftvollen Zustand gesetzt und unterhalten werde; 2) daß vorzüglich die Lebensthätigkeit der Brusteingeweide verstärkt werde, damit die abgenommenen Theile ergänzt, die desorganisirten abgesondert, und neue reproducirt werden können. Diese Bedingungen werden realisirt durch kräftige Fleischdiät, zweckmäßige Bewegung und Einathmen unreiner Luft, die jener der Fleischer, Darmsaitenspinner, Seifensieder und Zuckerbäcker ähnlich ist. Die Diät der Lungensüchtigen muß so ausgewählt werden, daß sie vermögend ist, die Saftmasse (?) des kranken Körpers gehörig zu unterhalten, und derselben solche Eigenschaften mitzutheilen, welche nöthig sind, die Lebensfunktion des gesammten Körpers in gehöriger Stärke und Gleichförmigkeit zu erhalten. Der Verf. rechnet dahin namentlich Reis, Gerstengraupen, Hafergrütze, Sago, Salat, von Gemüsen, die selten genossen werden müssen, dienen noch am meisten, Erbsen, Braunkohl, der Wirsieg Spinat (diesen beyden traut Rec. nicht recht) Hopfen, Spargel, gelbe und märkische Rüben, und die Wurzelarten; (die S. 103 angeführte Manier, die Gemüße zu kochen, ist, so viel Rec. weiß, die gemein übliche;) Obst, Kartoffeln, Butter, nuzzen nicht, Eyer, Fleischspeisen, Fische, Milch, sind gut. Alles, was der Verf. über das Diätetische sagt, unterschreiben wir recht gerne. Den Kolliquativschweiß von LS. zu vermeiden, räth der Verf. das Schlafen auf Matratzen; man lege sich ruhig zu Bette, bewege sich leicht vor dem Schlafgehen, beschäfftige die Phantasie nicht vor demselben, verlasse das Bett gleich nach dem ersten Schlafe, lasse sich wekken, bevor der Schweiß ausbricht, schlafe in wollenen Unterhosen, trinke ein Glas kalten Bischof vorher. Die Luft, in welcher LS. leben, sollte mehr Stick- als Sauerstoffhaltig seyn, mehr warm als kalt, gleich in der Temperatur, mehr naß als trocken, mit aromatischen, balsamischen Theilen angefüllt seyn. Gegen den Husten empfiehlt der Verf. Eyertrank, Gänsefett mit Honig, Kräuterkissen von Chamillen,

millen, Schierling und Bilsenkraut auf die Brust, Einathmen des Dampfs von solchen Kräutern, Pechpflaster auf den Rücken, laue Fußbäder, Klystire, Opium, Extr, hyosc. Digit. p. (In dem S. 111. angegebenen Sellischen Brustpulver ist die Gabe Arnika viel zu groß, gewiß wird Erbrechen erfolgen;) Tabakrauchen erlaubt der Verf., und empfiehlt mit folgender Beitze: 1 Pf. Rauchtabak 24 Stunden lang einzuweichen: Rec. Hb. hyoscyam, cicut. aa. dr. III. Flor. chamom. semiunc. Coque c. s. q. Aqu. ad. col. Pf. 1. adde Extr. cicut. dr. j. Aether. vitriol. semiunc. M.

Die Erfahrung, welche der Verf. von der Wirksamkeit dieses Tabaks gemacht hat, berechtigen zu großen Erwartungen, sagt er S. 186. Auch Fontanelle empfiehlt der Verf., Kräuter und Mineralwasserkuren widerräth er. (Hierin scheint er uns zu weit zu gehen. Rec. glaubt, daß nur theils die gewöhnliche Kürze der Kurzeit, theils die Ueberladung des Magens mit diesen Mitteln, Nachtheil, sie selbst aber allerdings Vortheil bringen.) Im zweyten Theil ist von Verhütung der LS. von den Menschen, welche derselben am meisten unterworfen, und den Schädlichkeiten, welche sie erzeugen, die Rede. Fleischer und Darmsaitenspinner, Fischreiber, Fischer, Seeleute, Stallleute, Gärtner, Landleute (Jäger) werden am seltensten lungensüchtig; Maurer dagegen, Oboisten, Schreiner, Friseur, Müller, Getraidemesser Glasmacher, Schneider, Handschuhmacher, Schuster, Weber, Spinner, Teppichwürker, Hutmacher, Tapezierer, Zimmerleute (?) Nadelschleifer, Bergleute, Messingarbeiter, Vergolder, Laufer am gewöhnlichsten. Unter die gewöhnlichsten Schädlichkeiten, die Lungensucht erzeugen, rechnet der Verf. Kälte, kalte Luft, Gebrauch kalter Bäder, dumpfe, naßkalte Wohnungen, schlechte Beschaffenheit der Verdauungsorgane (gehörte mehr unter die Anlagen zu Krankheiten überhaupt). Einathmen einer zu reinen, sauerstoffhaltigen Luft, (ist noch nicht ganz erwiesen) kaltes Trinken, vorzüglich nach Erhitzung, Verschwendung von Säften, schlechte Nahrung, Mangel an Bewegung in freyer Luft, zu leichte Bekleidung des Körpers, Einathmen einer mit Staub angefüllten Luft, andere vorhergehende Krankheiten, (Metastasen, Metaschematismus z. B. nach Maasern, Keichhusten) zu große Wärme, besonders nach starker Kälte, zu starke Bewegung und Erhitzung. Völ-

serey, zu starke Anstrengung der Sprachorgane, Einathmen heftig reizender Dünste, vorhergegangene Sthenien, äußere Gewaltthätigkeiten. Endlich Mittel LS. zu verhüten.

Dieß ist der wesentliche Auszug eines Buchs, das manches Gute, aber nicht viel Eigenes, mehr Kompilation, besonders aus englischen Schriftstellern enthält, dessen Verf. auch gute Kenntniß, aber weder hinreichende Erfahrung, noch gehörige Reinheit und Uebung im Style hat; das endlich als eine kurze Uebersicht, alles, was im Allgemeinen von der LS. gesagt werden kann, von Nutzen seyn mag; aber weder überhaupt ein gutes Noth- und Hülfsbüchlein, noch für alle Schwindsüchtige eine gute Lektüre abgeben mag.

Mz.

Etwas über die Verbindung der Chirurgie mit der Medizin und andern zunächst dahin einfließenden statistischen Medizinalgegenständen: für angehende Aerzte und Nichtärzte. Von D. A. J. Schütz, K. Ritterstiftisch-Odenheimischen Amtsphysikus, und ausübenden Arzte zu Bruchsal. Manheim, bey Schwan und Götz. 1802. 109 S. 8. 8 gr.

Bey der Beurtheilung vorliegender Schrift, nimmt Rec. Gelegenheit, Einiges nachzuholen, was unser Hr. Kollege bey der Anzeige einer andern Schrift gleichen Inhalts (N. Allg. D. Bibl. LXII. B. 2tes St. 5. H. S. 321), wegen der großen Wichtigkeit des Gegenstandes, hätte erinnern sollen.

Die von der Kurfürstl. Akademie nützlicher Wissenschaften in Erfurt aufgegebene Preisfrage, über die Verbindung oder Trennung der Chirurgie mit der Medicin, hat bekanntlich vierzehn Beantwortungen zur Folge gehabt. Dreyzehn Konkurrenten erklärten die Wiedervereinigung der Chirurgie mit der Medicin für nothwendig und möglich; und nur einer berichtete das Gegentheil. Es war in der That auffallend, wie eine Akademie der Wissenschaften eine so unbestimmte Preisfrage über einen Gegenstand aussetzen konnte, der unter konsequenten Köpfen schon völlig ausgemacht ist.

Ver-

Vernunft und Erfahrung lehren, daß Medicin und Chirurgie — die letztere als Wissenschaft, nicht als Handwerk betrachtet — niemals getrennt waren, und wegen des unzertrennlichen Bandes, das beyde Zweige verknüpft, nie seyn konnten; daß von jeher alle gute Aerzte zugleich Chirurgen, und alle gute Wundärzte auch Aerzte (Medici) waren; daß es Keiner in einem Fache zur Vollkommenheit bringen kann, wenn er nicht in dem andern bewandert ist; daß endlich von jeher, außer andern nachtheiligen Folgen, aus jener unglücklichen Trennung privilegirte Quacksalber oder unsere zünftige Barbierer entstanden sind. Noch auffallender war es, daß jener einzigen Schrift, vom D. Jugler, welche die Trennung beyder Doktrinen vertheidiget, der Preis zuerkannt wurde. Zwey Schriften, die für die bedingte Wiedervereinigung überzeugende Gründe enthielten, wurde von der nämlichen Akademie das Ehrenaccessit zuerkannt. Die erste von D. Stoll, erschien 1800 in voller Ausführung; und Rec. weiß gewiß, daß mehrere Vorschläge des Verf. (ein ausführlicher Auszug der Schrift steht in Nr. 31 der medicinisch-chirurgischen Zeitung, 2ter Band. Salzburg 1802. S. 103 — 109.) bey der Reform des Medicinalwesens in einem deutschen Staate, berücksichtiget werden. Ueberhaupt ist diese für die Menschheit wichtige Sache nur für die respektiven Staatsgewalten geeignet, die zur Ausführung zweckmäßiger Maaßregeln, Einsicht und Willen genug haben, das zu thun, was wahr und recht ist.

Jene Preisfrage nun hat auch Hrn. D. Schütz veranlaßt, diesen Gegenstand weiter zu untersuchen, und das Resultat dieser Untersuchung in einem weitläuftigen Auszuge, mit manchen Verbesserungen und Zusätzen, die er, laut der Vorrede S. VII, den gütigen Erinnerungen der gelehrten Akademie in Erfurt verdankt, zum Drucke zu befördern.

Das Schriftchen besteht aus folgenden Abschnitten. Erster Abschnitt. S. 9 — 25. Historische Erläuterungen, mittelst welcher aus den ältesten, mittleren und neuesten Geschichten der Heilkunst erhellet, daß, und in wie weit 1) die Chirurgie mit der Medicin verbunden war? 2) wie und warum etwa ihre Trennung geschehen sey? Eine oberflächliche historische Skizze, aus Haller's Bibliotheca chirurgica genommen. Zweyter Abschnitt. S. 26 — 42. Kurze Uebersicht und Prüfung unserer hieraus entstandenen schlechten Medicinalverfassungen. Warum sich die Wundärzte, besonders in Deutsch-

Deutschland, noch in so schlechtem Zustande befinden? Wie durch die Vernachlässigung der Chirurgie das Medicinalwesen in Verwüstung gerieth? Kameralistische Hals- und Achtelsärzte — Postärzte — Nichtige Ausflüchte rücksichtlich der Anstellung vollständiger Volks- und Landärzte. Dritter Abschnitt. S. 42 — 73. Praktische Vorschläge zur Veredlung der Wundärzte. Beantwortung der Frage über die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer Verbindung der Chirurgie mit der Medicin. Auch Herr Schütz tritt aus Gründen, die aus der medicinisch-chirurgischen Praktik genommen sind, der Meinung derer bey, welche die Verbindung beyder Theile der Heilkunst, in ihrer Erlernung und Ausübung, Bedingungsweise für möglich und nothwendig erklären. Weder im Texte noch irgend in einer Anmerkung findet man, daß die gelehrte Akademie der nützlichen Wissenschaften Etwas dagegen erinnert hätte! Am Ende dieses Abschnittes liest man „Etwas über die Approbation der Aerzte, nach einem bisher „in Pavia üblichen Plane" der überall verdient nachgeahmt zu werden; über die Bedingnisse zur Ausübung der Chirurgie selbsten, und Widerlegung einiger Einwendungen gegen den Plan, das Barbierwesen von der Chirurgie zu trennen. Vierter Abschnitt. S. 74 — 93 Von der Verbesserung der Krankenwartung in Rücksicht auf die Reducirung der Barbierer, Feldscherer und Bader. Fünfter Abschnitt. S. 94 — 109. Etwas über die öffentliche Anstellung der Aerzte und andere einfließende Erfordernisse.

Der Zweck des Herrn Verf. ist gut; seine Vorschläge sind zwar nicht neu; aber manche Bemerkungen verdienen beherziget zu werden. Der Vortrag ist verworren, der Styl, wie schon der Titel zeigt, nicht correkt, und manche Ausdrücke sind nicht immer richtig bestimmt.

Br.

Erinnerungen und Zweifel gegen die Lehre der Aerzte von dem schweren Zahnen der Kinder. Ein Versuch, nach Wichmann, und eigenen Ideen, Aerzten und denkenden Nichtärzten lesbar, von Joh. Heinrich Sternberg. Hannover, bey Helwing, 1802.

1802. Erster Theil. 932 Seit. 8. Mit 1 Kupf. 2 Rg. 20 K.

Alle Versuche, der Kunst mehr Gewißheit und Klarheit zu verschaffen, dunkele Gegenden im Umfang derselben aufzuhellen, Vorurtheile, wären sie auch durch die größte Autorität und das graueste Alter geheiligt, zu vernichten, verdienen von Seiten der Kunstverwandten so wohl, als der Kritik eine dankbare freundliche Aufnahme. Dem verst. Wichmann ist man den ersten Wurf nach einem Vorurtheile, wenn es eins ist, schuldig, das Katakomben von Kindern bedeckt, und für unwissende, gleichgültige, bequeme Aerzte das sicherste Asyl war. Der Verf. sucht Ws. Lehre zu bestätigen. Er thut es mit Sachkenntniß, Unbefangenheit und freyem Blicke; aber zu weitläuftig und deklamatorisch. Beyde letztere Fehler hat der Verfasser sich schon in der Einleitung zu Schulden kommen lassen. Die Abhandlung selbst zerfällt in 7 Kapitel.

1stes Kapitel. Ueber Wachsthum und Ernährung der Zähne überhaupt. Obgleich der Verf. verspricht, nicht das ganze weitläuftige Kapitel aus der Anatomie und Physiologie der Zähne abzuhandeln; sondern nur das Wichtigste: so macht er doch einen eigenen §. von den Knochen überhaupt, um die anatomische Beschreibung der Zähne, welche recht gut und nur in dem Punkte der Zahnhälse einige Eigenthümlichkeiten besitzt, desto genauer zu liefern. Bey Gelegenheit der Hunterischen Meinung, daß die Zahnhöhlenöffnung über den Zähnen nicht völlig verschlossen wäre, sucht der Verf. die Bestätigung dadurch zu verstärken, daß er fragt: wozu das auch nutzen würde? — Uebrigens wundern wir uns, daß der Verf. einen trefflichen Aufsatz über die Zähne in Reils Archiv 4ter Bd. nicht benutzt hat. S. 145 berührt der Verf. schon eine der hauptsächlichsten Streitfragen: kann der Druck des hervorwachsenden Zahns auf die Kapselhaut empfindlich seyn? und verneint sie aus Theorie und Erfahrung. Kein Anatomiker schreibe derselben Empfindlichkeit zu, und sie sey längst geöffnet, wenn der Zahnausbruch wirklich statt finde. (Hier könnte man dem Verf. die Zufälle entgegensetzen, welche man bisher dem bloßen Setzen der Zähne, Zahntriebe, beymischt. Auch hat Rec. nie bemerkt, daß das

Zahn-

Zahnfleisch auf dem Rand des Zahnhöhlenfortsatzes sich wie eine schlaffe Haut hin und her schieben lasse, wie S. 156 steht. Der Verf. scheint aus Liebe zu seiner Theorie viel zu weit zu gehen.) Der wachsende Zahn berührt mit der äußersten Fläche seiner Krone das Zahnfleisch unmittelbar selbst, er rückt allmählich in die Höhe, und drückt gegen das Zahnfleisch. Als ein fremder Körper wird er ein Hinderniß für die Blutgefäße der innern Oberfläche, wodurch der zwischen beyden befindliche Zellstoff aufgerieben wird. (Der Zahn verhält sich dabey leidend, und die Blutgefäße, auch vielleicht die einsaugenden Gefäße, thätig.) Sehr gut setzt nun der Verf. die ganze Geschichte der Zufälle auseinander, welche man auf Rechnung des Zahnens geschoben hat, und erklärt dabey alle kleine Umstände, z. B. die weißen Punkte am Zahnfleisch, das Speicheln, welches Letztere er mit großem Scharfsinne als eine physiologische Nothwendigkeit auch der gesundesten Kinder ansichtig macht. (Daß das Geifern und Fassen der Kinder nur unwillkührliche Wirkung der durch Berührung der Haut angeregten Zusammenziehungskraft der Muskeln sey, wie S. 220 steht, ist doch wohl nicht richtig. Auch ist es nicht richtig, daß das Kind seine Arme weit früher willkührlich zu bewegen anfängt, als seine Füße.) Durch das Greifen in den Mund wird das Zahnfleisch gerieben, die Mündungen der Speichelgänge gereizt, die Drüsen selbst zu lebhafteren Verrichtungen angeregt, um das Zahnfleisch durch ein anhaltendes Bad zu erweichen. (Vielleicht eher, um das Zahnfleisch desto geschwinder von den Sauggefäßen verzehren zu lassen; nur wenige Aerzte werden die Ansammlung von Speichel als ein wohlthätiges erweichendes Bad gelten lassen, Mehrere wie Herr **Hecker**, als eine natürliche, aber nicht ganz unschädliche Folge des gereizten Zustandes des Drüsensystems, woraus mehrere Symptomen z. B. Husten, Durchfall, sich weit ungezwungener erklären lassen, als der Verf. im Folgenden thut.) 2tes Kapitel. **Von den verschiedenen Theorien über den Sitz, die Ursache und Wirkungsart des schweren Zahnens im Allgemeinen.** Viel zu weitläuftig! Unter andern auch allzu gelehrt von der Hippokratischen Theorie. Das Allgemeine ist: man berechnete die Wirkungen des Zahnens nach Gesetzen, denen nur solche Theile des Körpers unterworfen sind, die durch bewegende Kräfte abwechselnd in ihrer Lage und Richtung verändert werden, man rechnete auch zu viel auf gewaltsames und

 schnel-

schnelles Drängen des Zahns, man dichtete Theilen falsche Eigenschaften an, z. B. dem Zahnfleisch Empfindlichkeit, eine Beinhaut über dem Zahn rc. man sahe das ganze Geschäffte zu einseitig, zu mechanisch an. Der Verf. zeigt von den bekanntesten Theorien, unter andern von Hunter, Mayer, Schäfer, Hecker rc. wie viel Irriges sie enthalten. 3tes Kapitel. Vom schweren Durchbruch der Zähne nach ihren Gattungen. Der Verf. läugnet, daß die Hunds- und Backenzähne mehrere Schwierigkeiten beym Durchbruch machten, als die Schneidezähne. Er bezieht sich hierbey größtentheils auf Wichmann; möchte aber wohl, wie dieser, zu weit gehen. 4tes Kapitel. Prüfung der diagnostischen Kennzeichen des schweren Zahnens. (Wir läugnen nicht, daß der Verf. auch hier seinen freyen Blick beybehalten habe; wenn er aber die ganze Diagnostik so strenge durchgehen wollte, wie viel pathognomonische Kennzeichen der Krankheiten werden vor ihm bestehen? — Auch geht man in der That zu weit, wenn man mit dem Verf. alle Entzündlichkeit beym Zahnen läugnen will. Rec. hat zuverlässig mehr Kinder in den Mund gefühlt als der Verf., und kann sich doch nicht los machen von dieser Idee.) Er wird dabey so sophistisch, daß er die Erhabenheiten über dem Zahne, welche er zugiebt und klein nennt, nicht unter die Geschwulste rechnen will. 5tes Kapitel. Von der Vorhersagung bey dem schweren Zahnen. Auch hier bringt der Verf. erst viel Allgemeines bey, was das Buch zu weitläuftig macht; aber eben so findet sich auch eine kritische Richtung der Zufälle, auf welche man die Prognostik des Zahnens gegründet hat. Wenn der Verf. hier, S. 677 wie anderwärts eine zu niedrige Lage mit dem Kopf als einen schädlichen Gebrauch und Ursache von Kongestion nach dem Kopf und Kiefer anklagt; so denkt er sich die Cirkulation zu hydraulisch, was uns wundert. An sich ist es gewiß gleichgültig wie das Kind liegt, und die Gewohnheit bringt der Seele die Vorstellung von etwas Unangenehmen und Schädlichen bey. Die Ursache des spätern Zahnens, die man freylich hier nicht suchen sollte, setzt der Verf. S. 681 in mangelnden Speichel; aber dieser Mangel an Speichel, liegt in einer subjektiven Beschaffenheit der ganzen Konstitution. Auch die Abschweifung auf Erbkrankheiten S. 684 ff. gehört nicht hierher. Die das Zahnen begleitende Diarrhöe erklärt der Verf. S. 698 ff. mit vielem Zwange. Ueberhaupt hat er

sich

sich in diesem Kapitel von Einseitigkeit nicht ganz frey machen können; er verwirft Alles, er beweist zu viel. 6tes Kapitel. Von den Krankheiten, welche aus dem schweren Zahnausbruch hergeleitet sind. Genauere Bestimmung über die Aetiologie dieser Krankheiten. Alles aus dem vorigen Kapitel hätte eigentlich hierher gehört. Auch hier geht der Verf. wieder zu weit. Er fragt z. B. man möge nehmen, welchen Zahnzufall man wolle: so höre er oft von selbst wieder auf, ohne oder ehe der Zahn durchbreche, ob sie das wohl könnten, wenn die Sache so wichtig wäre? Warum nicht? — Ist denn die Temperatur der Erregbarkeit immer dieselbe? Kann nicht zu einer Zeit eine weit größere Empfänglichkeit für Krankheitsreize, können überhaupt nicht zu einer Zeit mehr fremde Reize im Körper vorhanden seyn, als zu einer andern? Zu allgemeinen Krankheitsreizen gesellt sich örtlich der Zahnreiz, dieser wird von jenem veranlaßt, jene veranlassen diese: so steht Alles in Wechselswirkung. Ist es richtig, daß wenn der erste Eindruck heftig wirke, die folgenden noch heftiger wirken müssen? S. 721 kommt der Verf. auf die Entwickelungen im menschlichen Körper. Das ist abermals zu weitläuftig, von allen diesen Sachen hätten nur die Resultate angeführt werden müssen. S. 783 specificirt der Verf. die Krankheiten, welche man gewöhnlich auf Rechnung des schweren Zahnens schreibt, und widerlegt diese Meinung. 7tes Kapitel. Von den Heilmitteln, welche beym schweren Zahnen angewendet werden, und deren eigentlichen Wirkungen. Der Verf. theilt sie in örtliche und in allgemeine; jene sind 1) solche, welche unmittelbar selbst auf das Zahnfleisch angewendet werden sollen: Einschnitte, mechanisches Reiben und Druckmittel, chemische, erweichende und zusammenziehende Mittel; 2) welche auf irgend eine Fläche des Körpers angewendet werden: Blasenzüge, Blutigel. Die allgemeinen verwirft der Verf. ganz, der Zustand am Kiefer könne nicht im geringsten verändert werden. (Der Verf. vergißt die große und leicht bewegliche Erregbarkeit, welche auch wohl durch geringe örtliche Reize vehement afficirt werden kann, und gleicher Gestalt können auch allgemeine Mittel örtliche gute Wirkungen haben.) Am längsten hat sich der Verf. beym Einschnitt ins Zahnfleisch aufgehalten, auf welchen doch Rec. gar kein Vertrauen hat. Ausdrücke, wie: der wohlselige Vater Hippokrates, schnurrbärtige

tige Kinderwärterinnen, Sir Adam und Miß Eva, schänden den Styl des Verf., und müssen in Zukunft vermieden werden.

Aufsätze und Beobachtungen für Aerzte, von *Karl Ge. Neumann*, Arzt zu Pirna. Leipzig, bey Hempel. 1802. *Erstes Bändchen.* 344 Seit. 8. 1 Rg. 8 gr.

Diese Aufsätze sind theils theoretischen, theils praktischen Inhalts. Jene haben folgende Ueberschriften: 1) „Theorie und System.“ Jeder Arzt müsse Theorie haben. Erfahrung ist das Urtheil von dem Kausalnexus der Reize und der Erscheinungen. Beyde sind zwar empirische Gegenstände; die Erfahrung aber ist nicht empirisch, sondern Operation des Verstandes; die Medicin muß also auf dem Wege der Spekulation zur Gewißheit kommen. (Es ist ein leerer Streit, eine wahre Streitigkeit um Ziegenhaare, wenn so viel über die Vervollkommnung der Medicin gesprochen wird. Jeder vernünftige Arzt ist der Meinung, daß Vernunft und Erfahrung, ratio et experientia, dazu gehören; nur daß die eine Partey die Erfahrung vor-, die andere sie nachsetzt.) 2) „Chemische Begriffe.“ Leben ist etwas anders, als mechanische Thätigkeit. Es ist weder nothwendig, noch wahrscheinlich, das Leben für einen (rein) chemischen Prozeß zu halten; vielmehr kommt wahrscheinlich der Materie schon das Vermögen der Selbstthätigkeit zu, so daß das lebende Wirken dem mechanischen und chemischen gerade entgegengesetzt ist. (Das ist das Resultat einer mühsamen und etwas schwerfälligen Untersuchung!) So sehr der Verf. gegen die chemische Erklärungsweise ist: so hat er mit seiner Demonstration noch bey weitem nicht alle chemische Erklärung über den Haufen gestoßen. Er kämpft nur gegen die rohe Chemie; die chemischen Aerzte sprechen aber immer von modificirter, animalischer Chemie, ihre Chemie ist ein Analogon jener, und wirklich, wenn man einmal erklären will, soll und muß: so muß man eine Sprache zu Hülfe nehmen, welche die zu erklärende Sache am deutlichsten macht, das möchte in der Medicin noch immer die chemische seyn. Nur darf sie, wie

auch

auch Fourcroy der Meinung ist, ja nicht gemißbraucht werden!) 3) „Erregungstheorie." (Dieser Abschnitt hat uns nicht Genüge geleistet. Der Verf. der im vorigen Abschnitt gezeigt hat, daß man das Leben nicht erklären könne, verlangt dieß doch von Brown, welcher sich geradezu gegen solche Spekulationen erkläret. Er sagt ganz offenherzig, daß er nicht wisse, was Erregbarkeit sey, u. dergl. Er nimmt das Leben als den letzten Punkt an, jenseits welchem keine Erklärung mehr statt finde, und für den praktischen Arzt statt finden dürfe. Der ganze Absatz scheint uns aus nicht tief genug geschöpftem Studium des Brownschen Systems herzurühren.) 4) „Sthenie und Asthenie." Schon der erste Satz dieses Abschnittes, welchen der Verf. aufstellt: Erregbarkeit werde von den erregenden Reizen verzehrt, dadurch entstehe Erregung! ist dem Schotten angedichtet. Dadurch entsteht ja nicht Erregung; sondern indirekte Schwäche! Alle diese Punkte sind schon anderwärts schärfer untersucht worden. Es ist offenbare Sophisterey, wenn der Verf. behauptet, es gebe nach Brown keine Sthenie; sondern bloß Asthenie. Drollicht ist es, wenn der Verf. fragt: verdient das Thier stark genannt zu werden, wenn seine Bewegungen den gewöhnlichen Grad übersteige? und es bejaht. Freylich wohl; aber das ist ja schon Krankheit. Es kommt dabey auf den gewissen, gewöhnlichen Normalgrad an, der auch nach Brown bey verschiedenen Subjekten verschieden ist. Solche Streitigkeiten führen wahrhaftig zu gar nichts! 5) „Wärme und Kälte." Das Resultat nach dem Verf. ist, daß Alles, was mittlere Temperatur hat, laue Luft, laue Bäder, laue Speisen am wenigsten reize. Auch das können wir nicht zugeben. Am wenigsten reizen, ist schwächen, oder gränzt nahe daran. Der Reiz jener Temperatur ist nur der naturgemäßeste, angenehmste, wohlthätigste. Es kommt dabey auf den subjektiven Normalgrad der Temperatur und Erregung an; es ist aber falsch, daß für einen Fieberkranken von + 30° Wärme eine Temperatur von + 12° schon eine empfindliche Kälte sey. Die praktischen Aufsätze sind folgende: „Geschichte einer merkwürdigen Stuhlverstopfung." In der That recht sehr merkwürdig! Sechzig Tage lang war der Kranke verstopft, ohne zu brechen und ohne Koth abzugeben. Die Gedärme fand man nach dem Tode verwachsen, alle an mehrern Stellen brandig, das Duodenum ganz schwarz, sehr klein, zusammengezogen und fest, ungefähr

fähr einen Zoll unter dem Pförtner durchlöchert, drey Zoll weiter unten nochmals, jene Oeffnung war rund, 1½ Zoll im Durchmesser, die untere ungleich, ½ Zoll im Durchmesser. Widersprechen muß noch der Rec. ein 15jähriger Praktiker, dem Verf., wenn er S. 279 behauptet, Brownische Kuren gelingen selten bey Hypochondristen. Wahrscheinlich stellte Herr N. sie nicht recht an, überreitzte die Kranken, nahm nicht auf örtliche Leiden gehörige Rücksicht, u. s. w. „Analekten für den künftigen Beschreiber des Scharlachfiebers." Der Verf. nimmt ein Scharlachkontagium an, und schlägt vor, durch einen Kordon gegen Scharlach, wie gegen die Pest, sich zu verwahren. Auch Personen, die schon Scharlach gehabt hatten, bekamen ihn noch einmal. Keins starb, wo die Halsdrüsen in Eiterung giengen; bey keinem erfolgte Ausschlag, wo in den ersten Tagen Eiterung eintrat. Der Vf. giebt 6 Arten Scharlach (Abstufungen von der mäßigen Scharlachpyrexie bis zum Typhus aus indirekter Schwäche mit brandiger Bräune.) an, beschreibt sie weitläuftig, und beurtheilt sie S. 308 ff. recht gut. Irren wird sich der Verf. zuverlässig, wenn er den Typhus beym Scharlach für weniger gefährlich hält, als den Synochus. Die wahre brandige Bräune (Scarlatina typhodes) ist immer die gefährlichste Art. (Brownsma System §. 675.) Auch mit der kuratorischen Ansicht des Verf. ist Rec. nicht zufrieden. Von den Säuren und dem Quecksilber, den zwey wirksamsten Arzneygattungen gegen bösartiges Scharlachfieber, ist nur im Vorbeygehen und kaum die Rede. „Etwas über die Kuhpocken." Nichts Merkwürdiges! Dem Verf. ist überhaupt zwar ein scharfer Blick und gute gereinigte Kenntniß seines Fachs nicht abzusprechen; allein er scheint ein bischen übereilt geschrieben zu haben. Fleißige Uebung am Krankenbette, fortgesetzte Selbstprüfung aller theoretischen Lehrmeinungen, Befleißigung einer bündigen Kürze und Präcision im Vortrage, werden ihn mit der Zeit zu einem guten medicinischen Schriftsteller machen.

Die Transfusion des Blutes und Einsprützung der Arzneyen in die Adern, historisch und in Rücksicht auf die praktische Heilkunde bearbeitet, von

von *Paul Scheel*, Hofmedikus und Stadtphysikus zu Kopenhagen. Kopenhagen, bey Brummer. 1802. *Erster Theil.* 250 Seiten. 8. 1 Rt.

Die wichtige Entdeckung der Cirkulation des Blutes führte, außer mehreren fruchtbaren Veränderungen in der gesammten AW., auch die Infusion und Transfusion herbey, Operationen, von welchen sowohl der Verstand als die Phantasie herrliche Wirkungen erwartete! Jene große Entdeckung hatte mit mehreren ähnlichen vor und nach ihr gemain, daß sie eine Menge neuer Ansichten öffnete, welche bald zu nützlicher Ausbildung des Verstandes und Vervollkommung des Wissens angewendet, bald zu bloßen Spielen der Phantasie und gemeinen Tändeleyen einer kin- chen Experimentirsucht gemißbraucht wurden. So gieng es der Cirkulation, der Elektricität, dem Magnetismus und Galvanismus! Die In- und Transfusion scheint von den meisten Aerzten unter die letzte Klasse gerechnet worden zu seyn, da sie sich nie zu der Höhe erhoben hat, um vieles oder allgemeines Interesse auf sich zu ziehen. Die gegenwärtige Zeit, welche so viel Altes wieder neu macht, hat sie unter einen neuen Gesichtspunkt gestellt, und es ist namentlich Herr Hufeland, welcher sie erst neulichst wieder in seinen Schutz genommen hat. Der Verf. handelt mithin ganz dem Geiste der Zeit gemäß, wenn er eine Revision der Geschichte beyder Operationen vornimmt, und das Zeitalter wird ihm seine Bemühungen Dank wissen! Sein Plan ist 1) alle Versuche zu sammeln, zusammenzustellen und zu sehen, was schon geschehen ist und noch geschehen müsse, um genugthuende Resultate daraus ziehen zu können; 2) die theoretischen Beurtheilungen derselben (im Geiste jener Zeit) zusammen zu tragen; und 3) aus allem zu bestimmen, in wie weit Theorie und Erfahrung die Anwendung derselben in der Heilkunde mit der Hoffnung eines glücklichen Erfolges erlauben. — In diesem Theile ist nicht ganz die Geschichte beyder Operationen geliefert, deren eine, die Infusion, mit dem Prof. Pegel zu Rostock ihren wahrscheinlichen, mit Lieban (Libavius) zu Koburg ihren gewissen Ursprung nimmt. (Von Pegels Thesaurus sagt Herr J. S. B., er sey nicht so glücklich gewesen, dieß

Buch durchsuchen zu können; S. 24 er habe es endlich nach langem Suchen auf der Kurfürstl. Bibliothek zu Dresden gefunden. Konnte er es da nicht durchsuchen?) Die ersten Versuche waren, wie leicht zu denken, sehr roh, die armen Hunde waren, wie bey allen medicinischen Versuchen, die Märtyrer, Bader, Jäger und Scharlatane die Operateurs, Hünerbeine die Instrumente, u. s. w. Lower war der erste, der die Transfusion mit glücklichem Erfolge an Thieren ausübte. Aber die meisten in- und transfusorischen Versuche sind, wie dem Rec. dünkt, nicht beweisend, bald starben die Thiere, bald wurden sie krank, bald blieben sie gesund, bald wurden sie nachher noch gesunder. Alles das, alle Zufälle schrieb man auf den Ein- und Uebergang der eingespritzten Flüssigkeit, da man doch im Grunde nichts, als nur den Zeitpunkt in Anwendung bringen kann, nach welchem das eine oder das andere erfolgt ist. Man schloß allein Post hoc, ergo ab hoc, man vergaß in vielen Fällen, welchen Antheil das Vorstellungsvermögen, auch unvernünftiger Thiere, an den Zufällen hatte. Lieblich ist, daß Beddoes nach S. 70 einen Versuch aus Mayow citirt, welcher in allen Schriften Mayows nicht zu finden ist. In der That hielten schon damals vernünftige Aerzte die Transfusion weniger für einen neuen Weg zur Heilung der Krankheiten, als vielmehr für eine neue Manier, die Kranken zu quälen. Sonderbar genug ist es indessen, daß sich 1667 in England ein Bakkalaureus der Theologie von zu warmem Gehirne, Arthur Coga, fand, welcher für eine Guinee die Transfusion mehrmals an sich versuchen ließ. Sein Gehirn war und blieb jedoch verbrannt! Beydes, die In- und Transfusion kam endlich, früher in Frankreich, später in England, in Mißkredit, und wurde vergessen. In Deutschland experimentirte man überhaupt mit weniger Geräusch, und beyde scheinen sich nie recht in unserm Vaterlande gehoben zu haben. Nirgends waren die Erfolge, von denen in diesem Theile Nachricht gegeben wird, mit solchem glänzenden Glücke begleitet, daß sie großes Aufsehen erregt hätten. Wir werden sehen, wie das Resultat im zweyten Theile ausfallen wird.

Archiv

Archiv für die Physiologie, von *J. Chr. Reil.* *Fünften Bandes drittes Heft. Sechsten Bandes erstes Heft.* Halle, bey Curt. 1802. das Heft 12 gr.

Wir können aus diesem reichhaltigen Archive nicht Alles ausheben, was verdiente, näher untersucht zu werden; wir müssen uns begnügen, nur den Inhalt, mit sparsamen Bemerkungen zu den einzelnen Rubriken, anzuführen. Das 3te Heft des 5ten Bandes enthält: 1) „über die Ursache der „Bewegungen der Regenbogenhaut, von Dömmling." Der zu frühe verstorbene Verf. glaubt, die Iris befinde sich während der Verengerung der Pupille im Zustande der Ruhe, die Kontraktion der Pupille und das Breiterwerden der Iris sey eine Wirkung des Nachlasses der Aktion der Iris, der Zustand der Thätigkeit derselben trete bey vermindertem Lichtreiz ein, überhaupt veranlasse kein äußerer Reiz diese Aktion, sie sey Produkt eines innern oder Vorstellungsreizes, die Bewegungen der Iris willkührliche Bewegungen. (Rec. hätte gewünscht, daß Herr R. diese paradoxe Theorie durch seine Meinung bestärigt oder widerlegt hätte! Sie ist von weit aussehenden Folgen für viele Theile der innern und äußern Heilkunde.) 2) „Fortsetzung von den Veränderungen der „Mischung und Form des m. Auges, von Sybel." In solchen Krankheiten zeigt sich die Theorie des Herrn R. in unumstößlicher Wahrheit und Klarheit! 3) „Ueber die Reizbarkeit des Blumenstaubes." Bey aufgetropftem Weingeist drehte sich derselbe lebhaft herum, und schoß in den Tropfen hin und her. Am deutlichsten zeigte sich diese Erscheinung bey dem Cactus flagelliformis. 4) „Betrachtungen „über die Erkenntniß der Entfernung, die wir durch das „Werkzeug des Gehörs erhalten, von Venturi zu Modena." Scheint uns unbedeutend! 5) „Einige neue Entdeckungen und Erfahrungen aus den Versuchen mit der zusammengesetzten ungleichartigen Metallverbindung, oder „dem verstärkten Galvanismus auf Menschen und Thiere, „von Heidmann zu Wien." Alle muskulösen Theile werden auf gleiche Art von der Einwirkung des Galvanismus afficirt. Die Reizbarkeit geht zu gleicher Zeit in allen Theilen verloren, wenn die Ursache des Todes bey zuvor gesunden

den Thieren aus äußern Gewaltthätigkeiten und plötzlich entstanden ist. Wo aber innere Ursachen, Mischungsveränderungen durch chemische Einwirkungen, die die Lebenskräfte unmittelbar angreifen, den Tod verursachen, bleibt sie länger an den äußern, als innern muskulösen Theilen. Wo verstärkter Galvanismus die Reizbarkeit nicht erregt, sind alle Reizmittel unwirksam, folglich ist derselbe ein sicheres Prüfungsmittel des Todes, wobey nicht nöthig ist, einen Theil zu entblößen oder zu verletzen; sondern es sey hinreichend, daß die Anwendung der Verbindungsdräthe von der Kupfer= und Zinkseite zwischen Augen und Lippen, oder bloß zwischen den Lippen geschehe, weil die Reizbarkeit am längsten in den äußern muskulösen Theilen des Gesichts wahrzunehmen sey. Nach Verschiedenheit der Krankheit, ihres Grundes und der angewandten Heilmittel, sey die Stärke und Dauer der Reizbarkeit verschieden; sie stehe aber weder mit der eintretenden Steifheit noch Kälte des K., noch Farbe, Gestalt, gebrochenen Augen, Brandflecken im Verhältniß, oder werde durch sie vernichtet. Nach oft angebrachtem Galvanismus vermindere sich die Reizbarkeit. (Rec. glaubt, andere neuere Beobachter werden Manches an diesen Darstellungen und Behauptungen zu berichtigen haben, und er hätte erwartet, Herr R. würde diesem Aufsatze einige Anmerkungen beygefügt haben.) 6) „Ueber die Unabhängigkeit des kleinen Kreislaufes vom Athmen, von Emmert.“ 7) „Ueber die Ursachen der Verschiedenheit geimpfter und ungeimpfter Pocken, von Schaufus zu Greiz.“ (Gehört nicht in ein physiologisches Archiv, und enthält nicht viel Interessantes.) 8) „Ueber das Wachsthum thierischer Körper, von Meierotto.“ (Eine übersetzte Inauguraldissertation.) Zum Wachsthum eines organ. K. gehöre Vermehrung seiner Masse, d. i. Vergrößerung derselben und seiner Theile nach allen Richtungen und Annäherung desselben zum Normaltypus seiner Bildung. Das geschieht durch steten Wechsel des Stoffs. Dazu wird erfodert Zufluß von Blut (und Lymphe?), mäßige Aktion und bestimmter Grad von Wärme. Das Zellgewebe ist der Herd zu diesem Prozeße. (Alleiniger Wechsel der Stoffe scheint indessen doch nicht hinreichend zu seyn, den Prozeß des Wachsthums zu erklären.) 9) „Einiges über die Ueberschwängerung, von Roose.“ (Schon bekannt, und hätte nicht wieder abgedruckt werden sollen!) 10) „Eine physiologische Beobachtung,

„kung,“ von Reil.“ (Ein Fontanell am Fuße wanderte im
Zeit von 12 Jahren, im langen Laufe, eine Strecke von
einer Spanne herunter.) 11) „Ideen zu einer Klassifikation
der Seelenkrankheiten aus dem Begriffe derselben.“ (So
schön die Abhandlung ist: so gehört sie doch nicht hierher!) 12)
„Bücheranzeigen.“ (Merkwürdig sind die beyden Dissertatio-
nen wegen der Zeichnungen aus des verst. Meckels vortreffli-
chem anatomischen Kabinette.)

6ten Band 1stes Heft enthält: 1) „Ueber die Zer-
„gliederung des m. K. im Alter,“ von Seiler.“ (Eine kurz
gefasste Inauguraldissertation, sehr fleißig ausgearbeitet, aber
nicht geschickt zu einem Auszuge.) 2) „Ueber die verschie-
„denen Arten (modi) des Vegetationsprozesses in der ani-
„malischen Natur und die Gesetze, durch welche sie bestimmt
„werden.“ Vegetationsprozeß im Allgemeinen ist steter
Wechsel des Stoffes, und ist in concreto so mannichfaltig
modificirt, als es verschiedene Individuen in der Natur giebt.
Wie sich die V. verhält: so verhält sich Maaß und Art
der todten und lebenden Kräfte im Organismus. Der Pro-
zeß der V. besteht aus 2 Faktoren, dem des Ansatzes (At-
traktion, Aufnahme) und dem der Wegnahme (Einsau-
gung.) Diese haben ein veränderliches Verhältniß zu ein-
ander: 1) in Ansehung der Qualität des Stoffes; 2) des
Grades ihrer Thätigkeit, z. B. gleiche Wirksamkeit beyder
ist Ernährung, Vorwaltung des Ansatzes Wachsthum, der
Einsaugung Abnahme; 3) des Ortes, wodurch die Form
des ganzen Körpers oder seiner einzelnen Organe umgeändert
wird; 4) der Intensität in den verschiedenen Organen.
(Manches scheint uns hierin nicht ganz richtig zu seyn, bloße
Einsaugung z. B. scheint nicht hinreichend zu seyn, um Ab-
magerungen zu erklären. Der Verf. setzt aber besonders die-
sen modus schön auseinander, und erklärt daraus die Exfo-
liation, das Verschwinden der Brustdrüse, das Abfallen der
Blätter und des Nabelstranges rc. recht schön. Beym Bran-
de hat man freylich bisher auch immer mehr eine Abstoßung
als Auffaugung angenommen, wenigstens müßte diese letzte
nur im todten Theile selbst vor sich gehen. Bey Unterbin-
dungen scheint eher die Hemmung im Laufe der Flüssigkeiten,
wodurch die Ernährung gehindert wird, in Betracht zu kom-
men, als die Auffaugung.) Meistens wirken zwar beyde
Faktoren der V. an einerley Ort und zu einerley Zeit, manch-
mal

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Es schicken mir sehr oft, genannte und ungenannte Personen, theils Recensionen von Büchern, theils Anzeigen fürs Intelligenzblatt, welche keinen, oder einen sehr geringen Nutzen für die Literatur haben; aber gewöhnlich zum Nachtheile dieses oder jenes Gelehrten, zuweilen auch in der gelehrten Welt ziemlich unbekannter Personen, gereichen. Ich sehe mich daher genöthigt, nochmals wiederholt zu erklären: daß bloß Recensionen deren Verfasser, die ordentliche Mitarbeiter der N. D. Bibl. sind, darin können aufgenommen werden, und daß von Ungenannten eingesendete Nachrichten oder Aufsätze fürs Intelligenzblatt nicht können abgedruckt werden, am wenigsten; wenn sie zu Jemandes Nachtheile gereichen. Berlin, den 19ten Oktober 1803.

Fr. Nicolai.

Verbesserungen.

Im LXXX Bd. 2. St. S. 356. Z. 9. st. Baumg l. [illegible]
— — — — — 362. — 9. von unten st. die l. diese
— — — — — 369. — 5. st. die N. D. B. l. im Band der N. D. B.
— — — — — 371. — 1. st. wesentlichen l. wesentliche
[illegible] — — — — 564. — 21. st. Metaphysik der Natur l. Metaphysik der Sitten
— — — — — 569. — 23. st. Metaphysik des Rechts l. Metaphysik der Natur
— — — — — 570. — 7. st. Physik l. Metaphysik

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Drey und achtzigsten Bandes Zweytes Stück.

Sechstes Heft.

Schöne Wissenschaften und Gedichte.

Idyllen. Von *Karolina Pichler*, gebornen *von Greiner*. Wien, bey Pichler. 1803. 176 S. 8. Mit einem von Weinrauch zu Wien gestochnen Titelkupfer. 1 Mk.

Als mit Erfolg aufblühende Dichterinn ist Frau P. bereits aus Wiener Musenalmanachen, und der Poesiensammlung ihrer Freundinn, des Fräuleins von Baumberg, bekannt, wo ihre Jugendversuche schon vortheilhaft sich auszeichneten. Die Empfindungen des Kummers und der Freude, die Gefühle des Schönen und Guten, die Reitze der Natur und Geselligkeit zu Gemälden einigen Umfangs auszubilden, aus den Ereignissen des Lebens sie hervortreten zu lassen, und, durch in Handlung gesetzte Charaktere, Anschaulichkeit und Theilnahme zu verstärken, scheint ihr Lieblingsfach zu seyn. Auch in vorliegenden Gedichten ist sie dieser Stimmung treu geblieben; und wer für eine, durch Metrum und Bildersprache zwar oft veredelte; nur selten aber, in Rücksicht auf Wahrheit verfehlte, Darstellung solcher Auftritte Sinn hat, die im Gebiet ländlicher Natur und Sitten den Geist einer jungen Wienerinn ansprechen konnten, wird die von ihr aufgestellte Idyllenreihe nicht ungern durchlaufen. Nur zehn dergleichen Schildereyen enthält das Bändchen; und da es weder Episoden noch künstliche Verwicklungen sind, die sie dehnen helfen: so läßt schon hieraus sich abnehmen, daß die Dichterinn dann und wann

doch wohl etwas zu gesprächig ward, und Manches uns mittheilt, was man noch lieber selbst errathen, oder aus eignem Busen ergänzt hätte. Wem diese gar zu fleißige Ausführung nicht zuwider ist, wird alles Uebrige noch weniger es seyn; denn obgleich aus dem Gange merklich genug hervorgeht, daß der Theokrit Niedersachsens ihr Vorbild gewesen, und aus dem gebrauchten Bildervorrath eine nur kleine Zahl für neu gelten kann; so macht eine nicht mißrathne Nachahmung doch niemals Unehre; und was das heut zu Tage so schwer zu erreichende adhuc indictum ore alio betrifft, wird man hier selten auf Reminiscenzen stoßen, die Frau P. nicht durch frischen Pinselstrich sich anzueignen, nicht aus eignem Gefühl zu schattiren versucht hätte; so behandelt aber hören Reminiscenzen auf, es zu seyn.

So viel fein Gefühltes, meist nicht ohne Wärme und treu Dargestelltes, als in diesen zehn Idyllen doch wirklich enthalten ist, auch in korrektem Vortrag uns dargeboten zu finden, ist eine Empfehlung mehr; die jedoch, selbst von jener Gegend her, bald nicht weiter befremden wird; und wer sollte sich darüber nicht freun, auch an den Ufern der Donau den guten Geschmack so fest wurzeln zu sehn, daß selbst ein noch junges Frauenzimmer mit Versuchen erscheint, an deren Sprache wenig oder gar nichts zu tadeln ist. Anspielungen auf Vorfälle des Tages abgerechnet, und Lokalausdrücke, die mit gutem Bedacht beybehalten wurden, giebt es in der ganzen Sammlung vielleicht keine zehn Stellen, die den Bewohner einer Provinz verriethen, wo vor ein paar Dutzend Jahren noch alles Provinzialismus war, und selbst das Mißbehagen beym Pöbelhaften unter die höchstseltnen Ausnahmen gehörte! — Mit dem Hexameter, worin die Dichterinn ihre Darstellungen gefaßt hat, sieht es keineswegs zweydeutiger aus. Der bey weitem größre Theil derselben fällt angenehm in's Ohr, und läßt ohne Anstoß sich weglesen; laut nämlich; als bey welcher Procedur auch hier mancher Vers, der das Auge mißtrauisch machte, sogleich mit dem Gehör sich wieder aussöhnt. Eine beträchtliche Reihe regelrechter Hexameter hat vielleicht noch keinem einzigen Frauenzimmer (um nicht Mannsperson zu sagen) in deutscher Sprache geglückt. Kein Wunder also, wenn auch in vorliegenden paar Chiliaden es deren

mit

mitunter giebt, wo sich der leidigen Trochäen, auch wohl Spondäen, zu viel, Cäsuren an unrechter Stelle, die Zeitmaaße nicht bestimmt genug, und das Harmoniegeheimniß ganzer Perioden sich nur selten errathen finden. Genug, was hier doch im Durchschnitt geleistet worden, beurkundet soviel Naturanlage, und eine mit unsern besten Mustern schon so vertraute Bekanntschaft, daß von dem zarten Takte der Musenfreundinn sehr Vieles sich versprechen läßt.

Obgleich, wie schon oben erwähnt, im Ausmalen der Gegenstände gar zu freygebig von ihr verfahren wird: so kann doch das Herabsinken ins ganz Gehaltlose, der poetischen Ansicht unwürdige, ihr eben nicht vorgeworfen werden; und wenn z. B. das der Rumford'schen Suppe gewidmete Idyll, wo ein wackrer Landedelmann zum Besten seiner geplünderten Unterthanen sie veranstaltet, auch die Bestandtheile und Zubereitung derselben uns erzählt: so haben die hier gebrauchten Namen doch gerade nichts Widerliches, und werden noch durch so viel menschenfreundliche Züge derer veredelt, die jene gemeinnützige Erfindung für den Nothleidenden zu benutzen wußten. Allein statt näherer Beleuchtung einzelner Seiten, die viel zu weit führen, und dennoch keines der hier aufgestellten Gemälde umschaffen würde, will Rec. lieber von Ton und Art der Sängerinn dem Leser einigen Vorschmack geben. Aber auch dieser Aushub ist so leicht nicht; denn da ihr Dichterflug nur zu mäßiger Höhe sich hebt; in dieser aber durchweg sich zu halten weiß: so kann, wie natürlich, das etwa noch Hervorragende nur auf kurze Wendungen hinauslaufen, oder in einem Ergusse sich ausnehmen, der im Zusammenhange will gelesen seyn. Auf gut Glück also, und wie das Bändchen auffiel, folgendes Bruchstück aus dem X. Idyll, der Tanz betitelt; dem ein seiner Geliebten beraubter Hirt gern oder ungern beywohnen muß, seine Klagen aushaucht, am Ende jedoch Geliebte und Ruhe wiederfindet:

Abendlüftchen! Du spielst so sanft in den Locken der Stirne,
Trocknest die Thräne, die heiß mir auf der Leyer gebebt!
Bist du ein Seufzer Melidens? Hat dein gefälliges Säuseln

Ihre Wangen umweht? Kommst du, o Lüftchen! von ihr?
Oder lispeltest du mit leisem Hauch in den Blumen,
Welche das grünende Grab meiner Melida umblühn?
Ach! es hat sie vielleicht schon längst der Kummer getödtet,
Und ein Hügel bedeckt schützend die treueste Brust.
Meine Melida! —

Wo sich auch zeigt, daß die Dichterinn mit dem Pentameter sehr gut fertig zu werden weiß. Oder nachstehendes, aus dem ersten Stücke: die Schnitterinnen; und den übrigen fehlt es eben so wenig an kleinen Erzählungen, die durch Leichtigkeit und anspruchlose Wendungen sich empfehlen:

Denkst du des traurigen Auftritts noch, wie die wilden Soldaten
Ihn aus den Armen der jammernden Mutter, der weinenden Schwestern,
Rissen? wie dann Sophie sich schluchzend ihm in den Weg warf,
Wie sie um Aufschub bat, nur noch um wenige Stunden?
Alles im ganzen Dorfe bat mit; denn alles im Dorfe
Liebte, von Kindheit an, den braven sittlichen Jungen:
Alles flehte dem Officier; nur Heinrich allein nicht.
Stumm zerdrückt' er die Thrän' im Aug, umarmte sein Mädchen,
Nahm mit Lieb' und mit Dank von allen Abschied, und eilte
Mit den Soldaten hinweg. —

S. 49 hatte Rec. deßhalb angezeichnet, weil sie zu dem mühsam ausgeführten dritten Titelkupfer den Stoff hergegeben:

Aber im einsamen Zimmer, erwärmt von dem Ofen des Weisen, *)
Welcher mit kühner Hand nach Willkühr lenkte die Blitze,
Saß an verglimmender Gluth, das Haupt auf die blendende Rechte
Traurig sinnend gestützt, des Gutsherrn schöne Gemahlinn.
Lächelnd, der Mutter zu Füßen, im Morgenschimmer der Kindheit
Saß ein größerer Knabe, dem hoch die rosige Wange
Glühte vom eifrigen Spiel' und dem Wiederscheine des Feuers;
Und ein kleinerer lag der Mutter schlummernd im Schooße.
Jetzo

*) Einem Kaminofen nach Franklin's Erfindung.

Jetzo neigt sie ihr blühend Gesicht zu dem schlafenden Säugling,
Lächelt mit feuchtem Blick, und spricht, verloren im Anschaun:
Du holdseliges Bild des besten Vaters! Wie ruhig
Schlummerst du nicht, und bläsest mit lautem Athem den Schlaf weg! (?)
Lächelst im Traum, und bewegst die halbgeschlossenen Aeuglein,
Die mit Thränen kein Schmerz noch gefüllt, als wenn — — —
Schlummre Kleiner, o schlummere sanft! Du kennest den Kummer
Nicht, der am Herzen mir nagt. — — —

wo im Kupferstich aber die Dame keinesweges den schlafenden Säugling anblickt; sondern ihre Miene auf poetische Bilderjagd eher zu deuten scheint. Daß Frau P. indeß auch die Erfüllung höherer Pflichten sich zum Geschäfte macht, dafür bürgt die an ihre Mutter in einer zärtlichen Elegie gerichtete Zuschrift, deren letzte Zeilen folgende sind:

Dein Werk, o Mutter! ist es, wenn auch im häuslichen Kreise
Mir die Blumen erblühn, die ich zu schildern versucht;
Wenn dem erdichteten Glück die schöne Wirklichkeit ähnelt,
Und mein zufriedenes Herz sich in den Liedern verräth.

Wo mit Reim ausgestattete Lieder in den Idyllen kleine Intermezzo's bilden, und dem Herzen der Handelnden Luft machen helfen, findet sich überall dieselbe Leichtigkeit und Korrektheit. Nirgend wird der gute Geschmack beleidigt; nach Stanzen aber, die durch frische Bilder, höhern Wohllaut, oder unerwartete Wendung sich ausnähmen, sah Rec. sich vergeblich um. Auf kahlere jedoch, wie etwa nachstehende, wird man eben so wenig stoßen:

Die ihr golden vor mir wallet,
Fallt, ihr reifen Aehren, fallet
Unterm Arm der Schnitterinn!
Lieder schallen, Sicheln blinken,
Und des Feldes Blumen sinken
Tausendweise vor uns hin.

Ist der Verleger dieser Idyllen auch zugleich der Gatte ihrer Verfasserinn (die, wie Rec. so eben aus einer Anmerkung ersieht, Manches vor schon 14 Jahren dichtete, und also das Novennium doch in Ehren hielt): so hat er zur Em-

 pfeh-

pfehlung der Aussenseite das Seinige schicklich beygetragen. Nicht nur auf schönem Papier und sehr sauber ist die Sammlung abgedruckt; sondern auch mit einer Richtigkeit, die der dasigen Korrektur Ehre macht.

Sg.

An Flora und Ceres, von C. Freyherrn *von der Lühe.* Wien, bey Degen. 1802. 89 S. gr. 8.

Zwey zarte und gefällige Dichtungen. Die erste ein Hymnus an die Flora, ist nur gar zu sehr von der beschreibenden, malenden Gattung, und wird dadurch, trotz alles poetischen Schmucks, an mehr als einer Stelle, unpoetisch. Die mannichfaltigen Kinder der Flora werden darin nach ihren verschiedenen Geschlechtern, Himmelsstrichen, Formen und Farben geschildert, ohne daß davon, wenn nun die Schilderung vorüber ist, ein eigentliches Bild in der Phantasie des Lesers zurückbliebe. Alle Gestalten und Farben verschwimmen in eine bunte Bildermasse, aus der durchaus keine lebhafte Vorstellung einzelner Gegenstände hervorgeht. Man endet daher zwar die Lektüre mit geregter, aber nicht mit befriedigter Phantasie, und eben darin liegt das Unpoetische, der sonst, in mancher Rücksicht, lieblichen Dichtung. Noch unpoetischer wird diese Schilderung oft durch die allzudicht aneinander gereihte Nomenklatur der vorgeführten Blumen und Pflanzen, die sie, mit aller dabey angewandten Kunst des Dichters, nicht selten zu einer Art Gärtnerverzeichniß macht. Hier sind einige Beyspiele. Seite 16, wo von den tödtenden und nährenden Kräutern unsrer ländlichen Gärten die Rede ist:

> Zwar es meidet das Vieh den *Schierling*, das *Equisetum*,
> Und der *Zeitlosen* Anbiss, es meidet die *Wiesenranunkel*,
> Durch den eignen Instinkt vor dem herben Tode gesichert.
> Aber zu oft verkannte der harmlos spielende Knabe
> Falbes *Stramonium* dich, dich und die *Beere* der *Belladonna*,
> Der frühblühenden *Daphne*, der rankenden *Dulkamara*;
> Tödret sorgsam die Pflanzen, ihr Hirten, des blauen *Napellus*

Stau-

Stauden tödtet sie auch, und die der vielarmigten *Wolfsmilch.*

— — — — — —

Heilend ist der *Hollunder* an Früchten, Blüthen und Rinde,
Sanft auflösend der *Mohn* und die rosenfarbnen *Althaeen*,
Blaue *Veronica*, dich, und die Kerze des hohen *Verbascum*,
Des *Tarraxakon* Gold, der wuchernden *Grasswurzel* Aufguss,
Herber *Cichorien* Saft und des *Löffelkrauts* bittere Blätter,
Eure lindernde Kraft verkennt der weisere Arzt nicht.

u. s. w.

Seite 17, wo der Dichter der ausländischen Pflanzen und Kräuter gedenkt:

Allen Völkern die ihnen geeigneten Kräuter gewährend,
Gab die Natur des *Betels* Gewächs den Völkern am Indus,
Und die *Rhabarbar* dem Tartar der kalten tungusischen Steppe,
Gab der *Ginseng* Wurzel dir, feuchtes sinesisches Reisland;
Liess die Dolde der *Squilla* kanopischen Sümpfen entblühen,
Und in Balsamthränen zerfliessen die Staude der *Myrrhe*,
Schenkte den armen Bewohnern des reichen Potosi die *Coca*,
Ihm des *Guayaks* Gummi, den *fieberheilenden Baum* ihm

— — — — — —

Duftende *Calaminthe*, der blaue *Salbey*, der *Thymus*,
Und die *Melisse* sind Bienen auf sonnigten Bergen ein Labsal,
Wo sich der *Rosmarin* vermählt mit hohem *Lavendel*.

Dafür fehlt es aber auch diesem Hymnus nicht an wahrhaft poetischen Stellen. Wie reizend ist, zum Beyspiele, nicht, Seite 11, das Gemälde des Segenbringenden Frühlings?

Wärmere Lüft' umathmen den üppiger schwellenden Frühling,
Wann, von den Horen umtanzt, der Wagen des Sonnengottes
Steilerem Pfad entrollt an dem hohen Bogen des Aethers,
Wann in dem jungen Laube die Vögel sich alle begatten,
Wann in den lauen Bächen sich paarend verfolgen die Fische:
Oeffnen die Blumen sich auch der alles befruchtenden Liebe;

 Bräut-

Bräutlich pranget im weiss- und röthlichen Kleide der Obstbaum.;
Wärmende Sonnenblicke, sanftwechselnde Regenschauer
Ueberweben mit tieferm Grün, mit dichteren Blumen
Sonnigte Wipfel und duftige Wiesen, in welchen sich zahllos
Wankende Blumen mit Blumen und Gräser mit Gräsern vermählen.
Hymen herrschet im Hain, es neigen sich liebesehnend
Weibliche Blüthenzweige zu männlich befruchtenden Aesten.
Siehe, der Tannenwald rauscht, es öffnet die feuchte Nymphaea
Ueber den Wellen den Schooss der Zeugungbefördernden Sonne,
Feuerfarbener Mohn und Blüthenbestäubter Waizen
Taumeln, unter einander verwebt, mit blauen Cyanen.
Honigsuchende Bienen und laue Lüfte befördern
Ihren geheimeren Bund, doch ohne der Arten Verwirrung.

Ungleich minder beschreibend, darstellender, und eben deßwegen um vieles poetischer ist der Hymnus an die Ceres. Er beginnt mit dem schönen Mythus von der Veredlung des verwilderten Menschengeschlechtes durch die Erfindung des Ackerbaues. Würdevoll giebt der Dichter die Erscheinung der Göttinn mit ihrem segnenden Unterrichte, und voll edler Einfalt ist die Stelle, in der er von ihrem ersten Zöglinge Triptolemos und dem Erfinder des Pfluges, Osiris, spricht.

Nenn' ihn, Muse! vor allen den Namen des sterblichen Mannes,
Dem Kronions Erzeugte, Demeter, die Goldengelockte,
Unter den Menschen zuerst in Rarions heiligen Fluren
Ihre Göttergestalt und der Gaben Geheimniss enthüllte.
Triptolemos, ihn nennt der Hella's Sage voll Ehrfurcht;
Aber Osiris nannte die ältere Kunde der Urwelt
Ihn, der sinnreich erfand den Pflug, der bräutlichen Erde
Mit gehärtetem Stahl die erste der Furchen entlockend.
Wer du auch warst, es liegt versunken die Halle des Tempels,
Den, mit sabäischen Düften umwallt, dir weihte die Vorzeit
Auf der sikulischen Flur, in Schutt und Asche des Aetna,
Oder am Nil, mit Sande verweht von Arabia's Gluthwind,
Deinen unsterblichen Namen verhüllt der Vergessenheit Nacht nie,

Die

Die des Eroberers Namen verhüllt, der Geissel der Menschheit,
Welcher mit dir einst lebte zugleich, vielleicht dich verachtend.

Eben so anziehend glückte dem Dichter die Schilderung der wohlthätigen Wirkungen, die die Erfindung des Ackerbau's auf die Bildung des Menschengeschlechtes hervorbrachte. Eintracht, Friede, Geselligkeit, Fleiß, Thätigkeit, Zähmung der Thiere, Kunstgeist, Anlegung der Dämme und Kanäle, Obst- und Wiesenpflege, Städt- und Tempelbau, mildere Sitten, reinere Religion waren die wohlthätigen Folgen. An dieser Schilderung reiht sich die Charakteristik der den Ackerbau schützenden Fürsten und Gesetzgeber in China, dem Indus, Griechenland und dem alten Italien. Ihr folgt ein sehr lebhaftes Gemälde der verschiedenen Revolutionen unsrer Erde; eine schöne, rührende Auffoderung zur Aufrechthaltung des Ackerbaus; eine geistvolle Darstellung der Vortheile des Anbaus der Erde für die Kultur und Blüthe der Staaten, und ein sehr abschreckendes Bild von ihrem Sinken, wenn Ceres hohes Geschenk von ihren Beherrschern nicht geachtet wird. Eine schöne Episode macht hier Pensylvaniens Preis. Mit sehr lebhaften veranschaulichenden Farben schildert dann der Sänger die Hindernisse des Ackerbaues, als da sind: Krieg, Unwissenheit, Faulheit, Neid, städtischer Luxus unter den Landleuten, und schließt endlich seine Dichtung durch Empfehlung mehrerer anwendbarer Hülfsmittel zur Pflege und Vervollkommnung des Ackerbaus.

Schon diese flüchtige Inhaltsskizze wird dem Leser einen vortheilhaften Begriff von dem Gedichte selbst geben; aber er wird ihn noch um einige Grad erhöht erhalten, wenn er noch ein Paar der Probestellen liest, die Rec. sich zu diesem Behufe angezeichnet hat. Sie werden beweisen, daß es nicht zu viel zum Lobe des Dichters gesagt ist, wenn er diesen Hymnus an Ceres eine vorzüglich schöne didaktische Dichtung nennt. Hier sind die Proben.

Seite 60.

Siehe, es legt erhöhte Kultur in der stolzen Europa
Hände den Herrscherstab, die Wage der Schiksalenscheidung
Ueber die Menschenstämme der kalten und sengenden Zone,

 Und

Und den goldnen Trident der Erdumstürmenden Fluthen.
Schöpferinn neuer Wünsche, Gewährerinn fremder Genüsse,
Dehnt sie zu kühnen Entwürfen den Geist, zur Sehnsucht das Herz aus,
Jeden Genuss zu veredeln, und jede Höh' zu erstreben.
Der durch Kultur entwickelte Geist erweitert, vervielfacht,
Wieder der Erde Kultur, beseelt Erwerbtrieb und Handlung.
Dann erblühen die Künste, dann übersättigt Erfindung
Jeden geflügelten Wunsch, im Lande wächst die Bevölkrung,
Kinderselig, es grünen des Sieges Palmen, der Dichtkunst
Lorberhaine, die Meere gehorchen der Herrscherinn Flotten,
Zwanglos fremde Völker nur ihrer Weisen Entscheidung.
Also blühte Rom, der Völker Königinn, also
Stieg auch Albions Macht, durch Ceres Gaben beflügelt,
Auf des Ruhmes strahlender Bahn, zu jedem Emporschwung.

Und S. 70.

Sinnt, ihr Herrscher, die Fackel der Aerndtegebenden Göttinn,
Leuchtend und allerwärmend zugleich, zu nähren im Staate;
Wie verschleierter Jungfraun Chor im Tempel der Vesta
Rastlos strebte zu nähren des Tempels heilige Flamme.
Dauernder Reichthum wird nur abgewonnen der Erde,
Nur das Gute, was *sie* dem Volke spendet, das bleibt ihm,
Fülle des Goldes ersetzt den selbst erwerbenden Fleiss nicht;
Spanien stürzte von Höhen des Saracenischen Wohlstands
Durch Amerika's Gold herab der Räuber Pizarro.
Reicher Gewinn, den sinnende Kunst, beflügelter Handel,
Vielerfindender Fleiss, im Staate gefördert, hervorbringt,
Durch Kultur nicht erzeugt von selbst, gegründet auf *ihr* nicht,
Ist nie dauernder Flor, ist Pfadirrführender Täuschung
Nichtige Schattengrösse, nur nichtiger die des Erobrers.

Pl.

Ro-

Romane.

Louise, ein Weib, wie ich es wünsche. Breslau, bey Korn. 1802. 384 S. 8. mit einem Kupfer und einem Notenblatte. 1 Rg. 8 gr.

»Denk' dir ein Weib im reinsten Jugendlicht
»Nach einem Urbild von dort oben,
»Aus Rosenglut und Liliensschnee gewoben;
»Gieb ihrem Bau das feinste Gleichgewicht;
»Ein stilles Lächeln schweb' auf ihrem Angesicht,
»Und jeder Reiz, von Majestät erhoben,
»Erweck' und schreck' zugleich die lüsterne Begier:
»Denk' Alles das, du hast den Schatten kaum von ihr!«

Ein Weib nach diesem Dichterzuschnitte — ein Weib, das Louisen, der Heldinn dieses Buches, gleich ist, sich wünschen, um dasselbe zu behandeln, wie der Verf. Louisen hier von ihrem August behandelt werden läßt; dieser Wunsch wäre zu eigennützig und unedel, als daß Rec. sich ihn erlauben möchte; auch dürften wohl sehr wenig weibliche Wesen diesem Wunsche entsprechen.

»Seit ich Louisen sah (sagt der Verf. S. 57), begreiffe »ich, wie es Even gelingen konnte, ihren gefährlichen »Apfel an Mann zu bringen; denn von Louisens Hand »hätte ich den Giftbecher mit dankbarem Lächeln genom»men.« (??).

Dieß, mit dem, was der Verf. im obigen Motto auf Louisen angewandt wissen will, zusammen genommen, kann Rec. der Pflicht überheben, das Bild von Louisen hier auszuzeichnen. Die Leser sehen schon aus der Redensart vom Giftbecher (und deren giebt es mehrere im Buche), daß August sterblich verliebt ist in Louisen; aber der Verf. ist es schier noch mehr, als August. Da weiß man denn wohl, wie Verliebte zu sprechen pflegen. Rec., der Louisen innigst hochschätzet, aber freylich nicht eigentlich in sie verliebt ist, wozu ihn auch ihr Kupferstich eben nicht sehr reizte, bedauert nur, daß wir in der wirklichen Welt nicht viele weibliche Wesen, die unsrer Louise gleichen, kennen lernen. Nicht, als glaubte Rec., es gäbe nicht Tausende, die, nach wirklichem moralischen Gehalte, ihr an die Seite gesetzt zu werden, gar

wohl

wohl verdienten; aber er glaubt zur Ehre des männlichen Geschlechts, daß es wenige, oder keine Männer geben werde, die ihren Bräuten oder Gattinnen Veranlassung geben, so gränzenlose Geduld und Nachgiebigkeit, wie Louise, zu üben; denn ihr August, dem sie mit unbegränzter Liebe, und mit seltenen Aufopferungen, während eines langen Brautstandes unwandelbar anhängt, ist? — ein charakterloser, launenhafter, egoistischer, bald lächerlicher, bald mitleidswürdiger, eifersüchtiger Geck, der gar nicht fähig ist, außer sich selbst, noch Etwas in der Welt würklich zu lieben."

Und was liebt Louise an diesem Menschen? Das weiß sie selbst nicht. Und wer kann damit sonderlich zufrieden seyn? »Verliebte sind (sagt sie selbst Seite 174) wie Kinder und Kranke. — Ich bin nicht mehr, was ich sonst war (Seite 177). Die Liebe hat mich, mir unbewußt und unkenntlich, umgewandelt. — Man sollte die Liebe der Zauberey bezüchtigen. — Ich lebe mit mir selbst im Widerspruch —« u. s. f.

Das mag seyn. Auch hatte August ein sehr empfehlendes Aeußeres, das mochte immer, auch auf die seraphische Louise, raschen, starken Eindruck machen; immer mag Liebe entstehen, ohne den Verstand zu fragen; aber soll denn der Verstand gar nicht, auch hinterher nicht gefragt werden? Rechtfertigt sich eine einmal gefaßte Liebe bloß durch ihre Stärke? auch wenn der richtende Verstand — dessen Befugniß zum Richteramte doch wohl jeder vernünftige Mensch anerkennen muß, — und der, sich vielleicht als unausstehlich, entwickelnde Charakter des Geliebten diese Liebe höchlich mißbilligen? was ist sie denn alsdann anders, als blinde Leidenschaft? und man könnte ja dann jede, auch die unedelste, die verderblichste Leidenschaft durch ihre Stärke und Unüberwindlichkeit, oder durch die Schwäche des Leidenschaftlichen, rechtfertigen. Immer mag, bey dem sich Verliebenden, der Verstand sich anfänglich verhalten, wie der Verstand eines Kindes, oder Kranken (Rec. glaubt hier viel zuzugestehen), soll er denn, bis zum Tage der Hochzeit so bleiben? nicht zu genesen suchen? nicht genesen können? Das wäre viel schlimm! Daß es oft in der Welt so zugeht; daß bey Vielen der Verstand und die Leidenschaft erst bald nach der Hochzeit genesen, wo dann freylich lieber keine Genesung mehr zu wünschen wäre, wer

wird

das läugnen? Aber bey einem Weibe, wie ich es
che, möchte ich das nicht, oder das Hervorstechende
es Charakters müßte auch grillenhafter, lächerlicher,
hslicher, eifersüchtiger Egoismus seyn, das ich denn
r nicht möchte.

Aber vielleicht hatte Louise, troß ihres langen Braut-
es, doch nicht Gelegenheit, ihren August hinlänglich
en zu lernen. Man lese folgende Unterredung, die,
l verstanden, nicht etwa nach, sondern lange vor der
zeit, zwischen beyden Liebenden, ohne daß Louise je die
deste Veranlassung zum Verdacht gegeben hatte, gehal-
wurde; und woraus man zugleich die Schreibart des
f. kennen lernen wird. Seite 277.

»August: Liebst du mich denn wahr und einzig, meine
uise? Ist meine Ueberzeugung nicht zu stolz, wenn ich
ähne, daß dein Herz ganz allein an mir hänge, daß ich
berall dir theuer sey? —«

Louise: »O zweifelst du daran, August?«

A. »Nicht gern möchte ich in dieser seligen Ueberzeu-
ung wanken; aber — — Doch nein, ich will nicht an
einem Herzen zweifeln! Meine Frage war bloß zufällig.
Vergieb meinem Mißtrauen! Ich weiß es, daß du mich
ber alles, daß du in der ganzen weiten Männerwelt nur
mich liebst.«

L. »August, nein, so leicht bin ich nicht zu täuschen.
Dein Aber hat mir den schrecklichen Argwohn deines Her-
ns nur allzu deutlich verrathen. Ein Aber im Munde
r Freundschaft und Liebe ist ein Pfeil mit doppeltem
Widerhaken. In jedes der verbundenen Herzen gräbt er
en. Beyde müssen heraus; oder es ist um Freund-
ft und Liebe auf immer gethan. Deine Frage, August,
r nicht zufällig. Die Ueberzeugung von meiner ausschlie-
nden Liebe zu dir steht in deinem Herzen nicht so uner-
ütterlich fest, als du dir und mir gern überreden möch-
t. Wessen ist die Schuld? Davon laß uns sprechen!
h bin bereit, dir alles aufzuopfern; ich will dem entsa-
n, was meinem Herzen am theuersten ist, wenn es dir
fährlich zu seyn scheint. Sprich, warum hältst du

» mei-

»meine Liebe für getheilt? warum fragst du, ob sie dich »allein umfasse?«

A. »Wohl, Louise, du verlangst es. Ich will dir »meinen Verdacht, so wie meine Wünsche, entdecken. »Heftige Liebe zu dir erweckte vielleicht allein jenen, ohne »von deinem Betragen dazu berechtigt zu seyn. Meine »Wünsche sind vielleicht überspannt. Du sollst entscheiden.

L. »Deinen Verdacht willst du mir entdecken? Also »verdenkst du mich? O, August, das von dir zu hören, »hätte ich nicht erwartet. Womit verdenkst du mich?«

A. »Womit? — — — Damit, womit jede Eures »Geschlechts zu verdenken ist: mit allzugroßem Interesse für »Männerumgang.«

L. »Mein Interesse für Männerumgang muß für»wahr sehr gering seyn, sonst würde ich emsiger ihn aufsu»chen, sonst hätte ich dem Tanze kaum entsagt.«

A. »Du hast aufgehört zu tanzen, um mich vom »Tanzen abzuhalten.«

L. »Deßhalb allein meinst du? Das war bitter, »August! Das war eben so kränkend, als unverdient. »Diesen Vorwurf will ich von mir wegwälzen, und sollte »meine ganze Ruhe dadurch zerstört werden. Du sollst »tanzen, August! Du sollst andere Mädchen in deinen »Armen herum drehen. Ich will zuschauen. Ich will selbst »mit dir zu tanzen mir versagen, um nicht von andern »Männern aufgefordert zu werden. Ich will zusehen, und »wenn du im Wirbeltanze mir den Rücken wendest, dar»über weinen, daß du so schlecht von mir denken konntest. »O, und wenn du ganze Nächte hindurch walzest, wenn »du einst dein Weib in den einsamen Zimmern deines Hau»ses zurücklässest, um an dem Busen Anderer in wilden »Tänzen der Morgenröthe entgegen zu fliegen; du sollst von »mir keine Klage, keinen Vorwurf hören. Mein Fuß soll »sich nie nach dem hüpfenden Takte der Tanzmusik regen. »Ich will meine Thränen trocknen, wenn ich dich zurück»kommen höre, um gleich zärtlich und liebevoll an deine »glühende Wange zu sinken und dich zu fragen: wie es dir »auf dem Balle gefiel. Sieh, August, ich mache sehr geringe »Anforderungen an dich; denn du bist ein Mann, und ich

»nur

nur ein Weib. — — —« (Rec. sieht sich genöthigt, die langen Antworten hie und da, wo nichts Wesentliches dadurch verloren geht, abzukürzen.)

A. »Ich zweifle, bey Gott! nicht an deiner Treue; aber doch sehe ich dich ungern in Männergesellschaft —«

L. »Gehe ich denn so oft in Männergesellschaft?«

A. »Du besuchst die Assemblee.« (Die Assemblee ist nicht Bedürfniß Louisens; sondern ihrer Tante und ihres Vaters, wie Louise schon oft geklagt hatte.)

L. »Um dort mit meinen Freundinnen Whist zu spielen.«

A. »Könntest du das nicht auch zu Hause thun, ungesehn, unbewundert, unbeschmeichelt von Euren süßen Herren?«

L. »Das nicht; aber ich kann dem Whist und der Assemblee ganz entsagen. Hier ist meine Hand! Ohne deine Erlaubniß besuche ich keine öffentliche Gesellschaft mehr. Bist du nun zufrieden?«

A. »Gern wäre ich es, Louise; allein durch diese Entsagung hast du dir den Umgang mit Männern nur zum Theil abgeschnitten. Du gehst oft zu Homburgs. Es giebt da viele Hausfreunde.«

L. »Spielfreunde des Raths Homburg, willst du sagen. Wir Weiber und Mädchen sehen sie nur bey der Tafel. Die Räthinn ist meine Jugendfreundinn, Homburg mein zweyter Vater — und doch — ich bin gestern zum letztenmale da gewesen. —«

A. »Noch einen Wunsch hätte ich, meine Louise. Wähle zu deinen Spaziergängen keine öffentlichen Oerter! Wandle in der einsamen Natur, daß mein Bild dich umschwebe! Zeichne dich außer meiner Anwesenheit nicht durch deinen Putz aus! Außer mir willst du doch keine Eroberung mehr machen?«

L. »— — — Ohne deine Genehmigung will ich keine Freundinn behalten und wählen. Nenne nur die Männer, deren Gesellschaft dir für mich bedenklich scheint! Ich will ihre Blicke und Reden wie Räuber meiner Ruhe

»flie-

»fliehen. Nenne mir die Zirkel, in denen du mich ungern
»siehst. Mein Fuß soll nie über die Schwellen ihrer Ver-
»sammlungszimmer schreiten. Ich will in einsamen, men-
»schenleeren Thälern lustwandeln; ich will in einem fensterfer-
»nen Winkel meines Zimmers meine Wohnung aufschlagen;
»ich will wie eine Nonne leben, wie eine Nonne mich klei-
»den! Die Welt soll mich für verstorben halten, du allein
»sollst wissen, daß ich lebe; denn ich lebe nur für dich al-
»lein. Fürchte nicht, daß ich ein Gleiches von dir ver-
»lange — — — du bist freyer Herr deiner Handlungen,
»deines Umgangs, deiner Vergnügungen! Du mußt für
»die Welt leben; denn du bist ein Mann. — — —«

A. »Louise, denke und handle so, und nie werde ich
»über dich klagen, nie dich über mich klagen lassen. — —«

Unaufhörlich und unbegränzt plagt August so seine äu-
ßerst vorsichtige und nachgebende Louise erst als Verlobte,
dann als Gattinn, durch bodenlose Eifersucht, und durch,
bald absichtlich scheinbare, bald wirkliche Untreue.

Aber, mit welchem Rechte setzt der Verf., zwar nicht
ausschließlich, aber doch hauptsächlich, Louisens Hauptwerth
in diese Nachgiebigkeit gegen den charakterlosen Geliebten?
Wehe! unsern Bräuten und Gattinnen, wenn dieß haupt-
sächlich der Maaßstab ihres Werthes werden sollte! Und
wehe uns Männern! wenn wir ihn gut heißen könnten!
Aber, wohl verstanden, es ist hier die Rede von Louisen der
Braut, nicht von Louisen der Gattinn. Mit dieser letzten
wär es ein Anderes; denn, wer nur einmal, vorsichtiger-
oder unvorsichtigerweise, einen solchen Plagegeist als Gat-
ten am Halse hat, mag zusehen, wie am besten mit ihm
auszukommen ist, und es kann klug, verdienstlich, und
Pflicht seyn, und große Achtung verdienen, wenn die Gat-
tinn dem grillenfängerischen Gatten nachgiebt und zu gewin-
nen sucht, wie Louise ihren August. Aber rathen möchte
Rec. keinem Mädchen, es auf gute Hoffnung hin mit ei-
nem Menschen zu versuchen, der gleich, als angehender Ge-
liebter, sich als einen; nur sich allein liebenden engherzigen
Gecken kenntlich macht; und er findet es bedenklich, daß
diese Seite an dem Weibe, wie es der Verf. wünscht, so
sehr herausgehoben ist.

Aber

Aber Louise bekehrt ihren August, nachdem er sie genug gequält hat, und bessert noch ein sauberes Ehepaar dazu, das mit unserm August ein treffliches Kleeblatt, sich wechselseitig zu verderben, bildete. Allerdings verdient Louise, die das konnte, Hochachtung. Aber der Verf. muß selbst nicht viel Vertrauen zu dieser Bekehrung gehabt haben: denn bald nachdem August durch Besserung Louisens werther geworden war, läßt der Verf. ihn mit dem Pferde stürzen, und ohne Gnade sterben. Es ist doch für Schriftsteller eine gar bequeme Sache um den Tod!" — Die arme Louise! wer hätte ihr nun nicht gern noch funfzig Jahre einer vergnügten Ehe mit ihrem gebesserten und geliebten August, mit Kindern und Kindeskindern, gewünscht? Nun, der Verf. mag zusehen, wie er einen Todtschlag verantworten will, der Louise um den Mann, und den Leser um die Fortsetzung dieser Geschichte bringt. Die argwöhnische Welt könnte wohl gar glauben, der Verf. selbst habe ein Auge auf die junge schöne Wittwe, die ganz ein Weib ist, wie er es wünscht. Zwar sagt der Verf. ausdrücklich, er habe sein Mädchen schon gefunden; aber eine Louise wird es doch immer nicht seyn; und denn — die Schriftsteller sind ja Herren über Leben und Tod. Der vortrefflichen Louise wäre das auch um so mehr zu gönnen, da sie dann gewiß nicht wieder Wittwe werden würde. Der Verf. würde sich wohl hüten, ihren zweyten Gemahl wieder den Hals brechen zu lassen. Für die Leser wäre es auch gut; denn dann könnte der Verf., der ohnehin Hoffnung zum Wiedersehen macht, die Geschichte der zweyten, höchst glücklichen Ehe, mit großer Sachkenntniß schreiben.

Sollte dieß geschehen: so wäre wohl unmaaßgeblich anzurathen: daß darinn nicht so viel von schönen Busen, »die unter den sie berührenden Händen schwillen, »und von verborgenen Reizen, in deren Heiligthümer verwegene Hände sich wagen,« die Rede seyn möge, wie in gegenwärtigem Buche. Rec. weiß wohl, daß vielleicht auf Erden nichts Reizenderes ist, als ein schöner weiblicher Busen; aber er glaubt, man könne darüber viel denken und empfinden, was sich mit der Sittlichkeit gar wohl verträgt; aber man könne nicht viel darüber sprechen, ohne wider Sittlichkeit und Anstand zu verstoßen. Rec. wohnt in einer volkreichen, vielleicht von tausend Menschen bewohnten Straße. Leichtlich kann es unter diesen Men-

schon ein paar Dutzend schöne Busen geben. O! was mö-gen's für schöne, schöne Busen seyn!! Aber siehe da! Es krähet weder Hund noch Hahn darnach; und Rec. meint, daß das so eben recht sey; es bedarf darüber nicht viel Spre-chens; man weiß das so schon.

Hätte Rec. das Buch schlecht gefunden: so wären ihm solche kleine Auswüchse einer etwas üppigen Einbildungs-kraft nicht aufgefallen; denn was trifft man in schlechten Büchern nicht an? Aber in dem gegenwärtigen, das so manches Vortreffliche, wie, unter Mehrerem, den Brief Detwalds an August, enthält, und das darum viel gelesen zu werden, wohl verdient, und wahrscheinlich, schon seines Titels wegen, viel gelesen werden wird, trifft man sie un-gern an.

Bey dem größtentheils edlen Style des Verf., fällt es unangenehm auf, die unedlen Ausdrücke: die Klenauischen ꝛc. (Statt: Klenauische Familie) anzutreffen. S. 354. »Das schöne Jahr verschwand. Die Klenauischen zogen »in das Haus, welches Louise und August bewohnten, und »mit ihnen zog Untreue, Unfrieden, Reue und Mißmuth »ein.«

Pm.

Friedrich Wickerkühl. Ein Roman aus dem Leben und für dasselbe. Dortmund, bey Mallinckrodt. 1802. 408 S. 8. 1 Rh. 8 gr.

Der Titel nennt dieß Buch einen Roman; aber ganz recht sagt der Verf. (nach öffentlichen Nachrichten — Herr Pastor Schwager zu Jöllenbeck in der Grafschaft Ravens-berg) — eigentlich ist es Geschichte, wozu Viele den Stoff lieferten. Was Herr Sch. über Prediger, Predigerwahl und Predigerstand, und über die Wege zum Schaafstalle auf dem Herzen gehabt haben mag, und ein Mann in sei-nen Jahren, und mit einem Schatz von solchen Erfahrungen, wie Herr Sch., hat dessen viel, das hat er in diesem Bu-che freymüthig — oft mit Energie, Andere mögen es Derb-heit nennen — gesagt. Er kleidete es in einen Roman, weil das Publikum doch einmal an manchen Sachen nicht anders

[illegible] in dieser Weise ihre Geschmack findet. Mich, den Recensenten, hat Herr Sch. ganz durch diesen Roman gewonnen. Vieles, sehr Vieles ist mir aus der Seele geschrieben. [illegible] Menschen, die alte Uebel, auch Krebsschaden, mit Rosenwasser heilen wollen, wird hier und da die Lauge zu scharf seyn. Mir nicht. Mit dem Temporisiren und Em[illegible] ist nichts gewässert. Der Verf. ist ein Mann, [illegible] appelle un chat un chat, et Rolet un fripon. Dieß ist [illegible] Sache; die meinige aber ist es. Wer frey[illegible] durch die gewöhnlichen empfindelnden Liebesgeschichten, [illegible] Romane verschnuft, oder durch die Ritter-, Geister- und Heiligenlegenden, durch die Rinaldo Rinaldini, durch die Linduinen und Armien und dergleichen Ge[illegible], sich seinen Begriff vom Roman gebildet hat, wird hier seine Rechnung nicht finden; denn hier geht alles ganz natürlich zu, alles den Gang der wirklichen Welt, man befindet sich gerade wie in in dieser, zwischen guten [illegible] Menschen, alle handeln ihrem Charakter gemäß, [illegible] man in Versuchung zu glauben, daß dem Verf. [illegible] Verhältniß dieser und jener Zeitgenosse und Nach[illegible] gesessen habe; denn liest man dieses ganze Buch vom Anfange bis zu Ende, so muß man gestehen: c'est tout comme chez nous. Und mit Erlaubniß aller etwa Andersdenkenden sey's gesagt: So soll und muß der Roman seyn, wenn er Nutzen schaffen soll, und — nisi utile est, quod facimus, stulta est gloria. Ich kann also nicht umhin, diesen sogenannten Roman, der wohl mit Recht eine Geschichte aus dem Leben und für das Leben genannt werden [illegible] zum Lesen und reiflichen Nachdenken zu empfehlen. Ich sage — zum Nachdenken; denn es giebt darin [illegible] Stoff und Veranlassung dazu, und er scheint nicht [illegible] zum Zeitvertreib gemacht, wenigstens wäre es Schande, wenn er bloß dazu gemißbraucht würde. Ich bin überzeugt, [illegible] man sich gut unterhalten finden wird, und daß man eine [illegible] Portion ächter Lebensweisheit in Kauf [illegible]. Alles ist freylich etwas schlichte [illegible] Menge [illegible] derbe Hausmannskost; aber dafür ist man auch [illegible] man nicht, wie durch den gewöhnlichen über[illegible] Romanengift, sich den Geschmack, den Kopf und [illegible] Herz verderbt.

Zm.

Das Schweizerthal. Ein Familiengemälde des achtzehnten Jahrhunderts. Leipzig, bey Weigel. 1802. 294 S. 8. Mit 1 (abscheul.) Titelkupfer. 1 Rk.

Eine ganz gewöhnliche Liebesgeschichte, die eben so gut im Rosenthale bey Leipzig hätte spielen können, schülerhaft angelegt und schülerhaft ausgeführt; in einem bald platten, bald schwülstigen, immer aber äußerst weitschweifigen Style — mit einem Worte ein Produkt, von dem sich nichts weiter sagen läßt, als daß der Bücherverleiher eine Nummer mehr daran haben wird. Noch mögen einige Proben des schönen Styles da stehn. Platt. S. 31. »Amaliens Briefe »abzuschreiben, würde hier am unrechten Orte seyn. Lie»besbriefe findet man ja in jedem anderen Romane, und »Ifflandische und Kotzebüsche (sic) Schauspiele sind in der »That nichts, als fünf Akte dauernde Liebesbriefe. Doch »sollte ja so viel daran gelegen zu seyn, zu sehen, ob sie vor »funfzig bis sechzig Jahren eben die Art Liebesbriefe schrie»ben, wie itzt: so kann ich mit einigen Spicilegiis Autographorum nächste Messe aufwarten.« Schwülstig. S. 36. »In das Kleid der Unschuld gehüllt, um dessen »Saume grünende Rosen, vermischt mit der duftenden »Hyazinthe, sich rankten, das Haupt mit Lorbeern umkränzt, »schien sie eine höhere ätherische Gestalt sich niedergelassen »zu haben auf die Erde, um die Göttinn der Ruhe, den »Sterblichen labenden Trost und Beruhigung zuzuflüstern. »Sie schien von dem nackten Scheitel des Felsen Blumen zu »pflücken — so ärndet der Arme von dem Dornbestreuten »Pfade seines Lebens die heitere Frucht der Freude. — »Dann wankte sie den begeisterten Berthold vorbey, reichte »ihm dar das niedrige Veilchen, nebst der Rose, gebrochen »von dem duftigen Saum ihres Gewandes, und ver»schwand.« — In der That, der Verfasser würde sehr wohl thun, ebenfalls von dem Parnasse zu verschwinden.

W.

Joseph Mendez Pinto. Eine jüdische Geschichte. Von dem Verf. der Alme, des Herrmann von Unna,

Anna, des Walter von Montbarry, u. s. w. Leipzig, bey Beygang. 1802. 436 S. 8. 1 Rhl. 12 gr.

Der Verfasser dieses Werkes ist ein ziemlich alter Bekann- des Publikums, das mehrere seiner Romane mit Bey- f aufgenommen hat. Es ist auch in der That nicht zu ugnen, daß er in diesem Fache eine gewisse Kunstfertigkeit tze; daß er sich unter den meisten seiner Kollegen sehr rtheilhaft auszeichnet, und daß keins seiner zahlreichen odukte zu den eigentlich schlechten gehört. Auf der an- n Seite müssen wir aber auch gestehen, daß es seinen omanen fast immer an einem durchdachten Plane, an einer gfältigen Durchführung der Charaktere, und besonders jener lebendigen Darstellung fehlt, die von jeher nur s Eigenthum des Genies gewesen ist. Nach diesen Vor- erinnerungen können wir unsern Lesern sagen, daß sie auch in sem Romane eine Menge ziemlich unterhaltender, wenn h nicht immer gut verbundener Begebenheiten, finden rden; daß sie es aber mit der Darstellung nicht zu genau hmen müssen. Wofür aber der Verf. besondern Dank dient, das ist die Humanität, mit der er sich eines un- cklichen unterdrückten Volkes annimmt, und in dieser nsicht ist sein Roman ein moralisches Meisterstück.

Der Hagestolz, oder die sieben Liebschaften. Von J. G. D. Schmiedtgen. Leipzig, bey Hin- richs. 1802. 277 S. 8. Mit (zwey abscheu- lichen) Kupf. 1 Rhl. 8 gr.

So, wie man im gemeinen Leben von recht guten Men- n zu reden pflegt, so könnte man in diesem Sinne hl auch von recht guten Büchern sprechen. Jenes sind mentlich ehrliche, treuherzige, harmlose Menschenkinder; aber freylich nicht das Pulver erfinden werden; und dies — nun dieses würden ungefähr Bücher von dem Schlage obigen seyn. Eine hübsche, gemeine, kandidatenmäßige, , wenn man diesen Ausdruck brauchen darf, eine gute, ve, hausbackene Manier; ein hübscher, gemächlicher, was breiter, hier und da sogar ein bischen langweiliger

Ton; alles recht plan und faßlich, recht natürlich und ordentlich, wie es ein gewöhnlicher Kopf nur auffassen und darstellen kann; das wären so ohngefähr die Charakterzüge eines sogenannten recht guten Buches.

So hebt z. B auch das vorliegende gleich S. 1 mit folgender schönen Stelle an: »Es war zehn Uhr. Der »Abendschein hatte sich längst verloren, die Kinder, »Heinrich und Lolly, waren zu Bette; nur er rauchte noch »die letzten Züge seiner Pfeife, und sie (?) saß neben ihm »auf dem Sopha, und ließ bisweilen den Strickstrumpf »sinken — ein Zeichen, daß auch sie schläfrig zu werden an»fieng. Da knurrte Wachtel unterm Tische, und ihnen »beyden schien es, als hätten sie einen Wagen gehört. Sie »richteten sich von der Lehne auf, und schalten auf den »Hund, der sein Knurren fortsetzte. Er schwieg nun, sie »hörten nichts, und legten sich wieder zurück, u. s. w.«

Bald darauf tritt nun der hypochondrische Herr Wanner ein, und giebt uns seine Liebschaften zum Besten, die er als Studiosus, als Viceaktuarius, als wirklicher Aktuarius, und endlich als Eigenthümer eines Rittergutes gehabt hat. Sechsmal ist es dem armen, guten, etwas einfältigen Manne, mit koketten, sentimentalen, gelehrten oder wollüstigen Mädchen konträr gegangen; endlich hat er die Perle des ganzen Geschlechts gefunden; büßt sie aber unglücklicherweise durch den Tod, gerade vier Wochen nach der Verlobung ein. Jetzt beschließt er nun als Hagestolz zu sterben, was denn auch S. 273 gar rührend und erbaulich zu lesen ist.

Das ganze Gemälde hat nicht die geringste Haltung. Alles bewegt sich plan- und charakterlos durch einander; alles scheint aus einzelnen Flicken zusammengesetzt zu seyn. — Aber, wie gesagt, der Verfasser ist wahrscheinlich ein recht guter Mensch, da er nach S. 277 seine Charaktere bloß deßwegen nicht ausgeführt hat, »weil er von seinem »Verleger in Ansehung des Raumes beschränkt war, »und weil er besorgte, daß die unterscheidende Farben »entweder zu grell, oder zu schwach gegen einander »abstechen möchten (!!) — « Und sein Buch? — Nun sein Buch ist gewiß ein recht gutes Buch.

W.

Ludwig der Sechste, Graf von Gleichen. Eine Geschichte aus dem mittlern Zeitalter. Leipzig, bey Kummer. 1802. 224 S. 8. 18 gr.

Die bekannte Geschichte des Grafen von Gleichen, der zwey Weiber zugleich gehabt hat, ist hier aufs neue in der Form des Romans, jedoch mit sehr geringer ästhetischen Kunst, bearbeitet worden. Der Stoff erlaubte allerdings eine große und anziehende Darstellung. Allein dahin hat der Verf. nicht gearbeitet. Er sagt selbst in der Vorrede: »mein hohler Magen, mein leeres Zimmer, mein zerrissener Rock, die unbezahlten Schneider- und Schusterrechnungen, die gerade neben dem Manuskripte lagen, mahnten mich — zur Herausgabe an.« Bey dieser betrübten Lage des Verf. würde der Rec. selbst Bedenken gefunden haben, dem Leser zu sagen, daß er bey diesem Buche sein Geld und seine Zeit verlieren würde, wenn er nicht in eben der Vorrede vom Verf. versichert worden wäre, daß er bereits sein Honorarium vom Verleger baar zugezählt erhalten hatte; und so mag denn der Verleger zusehen, wie er hiebey mit einem blauen Auge durchkomme.

Tm.

Leon, der letzte Grieche, oder der Bund der Mainotten. Nach dem Neugriechischen von F. G. Wezel. Ronneburg und Leipzig, bey Schumann. 1802. 528 S. 8. 1 Rthl. 12 gr.

Der Titel könnte zu den Glauben verführen, daß man hier irgend eine historische Erörterung über die Mainotten vor sich habe; diesem Wahne vorzubeugen, müssen wir sogleich erklären, daß es nichts als ein Roman, und zwar von der langweiligsten Art, ist. Einzelne Stellen, und die hier und da, besonders in der Vorrede des Verlegers, eingestreuete Sarkasmen auf Ereignisse unserer Zeit, entschädigen nicht für die Mühe des Lesens, sondern sind vielmehr, da sie bis an Beleidigung erhabener Personen gränzen, abstoßend. Styl und Sprache affektiren hohen Pathos, schwärmen bald in Jean Paulschem Bombast, und kriechen bald in den niedrigsten Regionen herum. Lob-

 sprüche

spräche zu ertheilen, versteht der Verf. — wahrscheinlich ein ungeübter Anfänger, ganz und gar nicht; denn, um Herrn Schelling ein Kompliment zu machen, nennt er ihn einen Mann, der mit der Natur im schönen Wettstreit begriffen ist, ob er ihr, oder sie ihm mehr verdanken soll. — Einer genauern Kritik ist die ganze Sudeley nicht werth.

Zm.

Leichtfertigkeiten von Innocenz. Pirna, bey Arnold. 1802. 206 S. 8. Mit 1 Kupf. 1 Rh. 12 gr.

Dieses Bändchen enthält die Erzählungen zweyer Liebesgeschichten, die anziehenden Inhalts und gut genug vorgetragen sind, um Leuten, die es mit ihrer Unterhaltung so genau nicht nehmen, ein paar müßige Stunden ganz leidlich auszufüllen. — Der Verf. gehört zu den glücklichen Nachahmern der Manier des, unter der pseudonymen Benennung: Friedrich Laun, bekannten Schriftstellers.

X.

1. Hannchen. Eine wahre Geschichte. Berlin, bey Quien. 1802. 214 S. 8. 12 gr.

2. Geschichte meines Herzens. Nach dem Tode der Verfasserinn herausgegeben. Berlin, bey Quien. 1802. 190 S. 8. 12 gr.

3. Wilhelmine Reinhard. Ein Pendant zu dem Leben und den Thaten eines Weltbürgers. Berlin, bey Vieweg. 1802. 194 S. 8. 18 gr.

4. Reise ins Paulinerkloster im Fürstenthum Scheerau. Hamburg, b. Nestler, u. Leipzig, bey Hilscher. 1801. 125 S. 8. 8 gr.

5. Erzählungen und Schwänke aus dem Gebiete

der

schen Wahrheit und der Dichtung. Kassel, bey Griesbach. 1802. 538 S. 8. geh. 1 Rthl. 18 Gr.

Unglückliche Liebe, harte Väter, nachgebende Mütter, Verfolgung der Unschuld, Duelle, reiche Verwandte aus fernen Welttheilen, Todesfälle — — das sind die Ingredienzien, woraus schon so mancher Roman zusammengeknetet wurde, und so ist es auch hier mit Nr. 1. Denn mit der Wahrheit der Geschichte Hannchens wollen wir es so genau nicht nehmen; am Ende findet jeder Topf seinen Deckel, man findet sich nach mancherley Jammer und Drangsalen mit seinem Liebchen wieder zusammen, es wird Hochzeit gemacht, und der Verfasser und die Leser sind fertig. Der Verf. von Nr. 1. weiß jedoch gut genug zu erzählen.

Nr. 2. ist ein Roman in Selbstgeständnisse eines Frauenzimmers eingekleidet. Eine Liebschaft jagt die andere, denn die Dame hat viel Temperament. — Ehescheidungen, um neuen Liebschaften zu huldigen, u. dgl. Uebrigens nichts Hervorstechendes und Ausgezeichnetes. Der Styl wie in Nr. 1. Vielleicht von einerley Verfasser.

Nr. 3. ist, nach der Versicherung der Vorrede, geschrieben, um eine arme Wittwe zu unterstützen. Wer kann diese Absicht tadeln? Aber die Kritik muß wünschen, daß der Verf., der vielleicht etwas Besseres liefern kann, sich mehr Zeit genommen haben möchte. Diese Arbeit hat zu viele Spuren von Uebereilung und Flüchtigkeit, alles ist noch zu roh. Von einem Gemälde würde man sagen, der Maler habe vergessen, die Farben gehörig zu verwaschen. Manches ist gar gemein; und da die handelnden Personen, Menschen aus den gebildeten und höhern Ständen sind: so fällt dieses Gemeine um so mehr auf; besonders fehlt es den Damen dieses Romans gar sehr an Weiblichkeit, die so charakteristisch ist. Lesen läßt sich indessen das Buch immer ohne großen Widerwillen, und selbst die Moral, die der Verf. durch seine Wilhelmine lehren wollte, daß nämlich Ueberbildung und Verfeinerung zu mancherley Unheil führe, das keine Kultur aufwägen kann, ist achtungswerth.

Nr. 4. ist ein höchst sonderbares Gemische von erotischen Gemälden mit der losesten Drapperie, wo oft die ekelhaftesten Nuditäten zu sehen sind, verbrämt mit hochfah-

 renden

renden Jean Paulschen Phrasen. Wer nicht an der Erzählung nächtlicher Liebesabentheuer, die dem Verfasser in allen Schenken und Promenaden aufstoßen, und die er alle, da er eben nicht ekel ist, ritterlich bestehet, und mit dem kleinsten Detail erzähle, Gefallen findet, wird schwerlich durch den übrigen Jean Paulschen Galimathias entschädiget werden. Die beste Stelle im ganzen Buche ist der Schluß, wo der Verf. meint: nüchterne Klarheit sey das größte und nöthigste Geschenk, das der Himmel uns machen könne, und um welches wir ihn Alle bis an unser letztes Stündlein inbrünstig anzuflehen hätten. — Wirklich, der Verf. hat Recht! So ist es. Der Himmel möge sie dem Verf. bald in reichen Maaßen verleihen; denn an nüchterner Klarheit fehlt ihm noch viel.

Wer an Malereyen und Sudeleyen einer thierischen sinnlichen Wollust, wie sie, nicht etwa eine üppige, sondern eine oft schmutzige Phantasie ausmalen kann, an nackten Darstellungen, nicht etwa bloß koketter, sondern bis zur niedrigsten Ausschweifung herabsinkender buhlerischer Weiber und Mädchen Geschmack hat, der findet in Nr. 5. seinen Tisch gedeckt — eine Lektüre für Bordelle. Mehr zu sagen, verbietet der Wohlstand. Dixi et animam servavi!

Zm.

Martin von Fenrose. Ein Roman in drey Theilen. Berlin, bey Unger. 1802. Erster Theil. 211 S. Zweyter Theil. 227 S. Dritter Theil. 210 S. 8. 2 Rthl.

Abermals ein Hexen- und Zauberroman, dergleichen, troß alles Exorcisirens der recensirenden Teufelsbanner, noch immer von Zeit zu Zeit einige ihr Wesen zu treiben suchen! Herr Martin von Fenrose ist eine Art von Schillerschem Armenier; der sich aber, um hundert Jahre lang auf dieser Welt rumoren zu können, sammt seiner Frau dem leidigen † † † ergeben hat. Dieser Hexenmeister ist in die Geschichte einiger jungen Leute von hohem Stande in Britannien verflochten; daran sind einige Liebesabentheuer geheftet, und so wird auf dem gewöhnlichen Romanenwege alles [illegible] und

breit

[illegible] genug verhandelt, so daß es einer Uebersetzung ähnli[illegible] als irgend etwas Anderem sieht. Das Sonderbarste ist [illegible] endliche Katastrophe, die gewiß kein Leser erwartet, und [illegible] der Sonderbarkeit wegen allein verdient, daß leselustige [illegible] zeittödtende Leser sich durch diese drey Theile durcharbei[illegible]. Ueber der Handhabung der poetischen Gerechtigkeit [illegible] der Verf. die Wahrscheinlichkeit vergessen. Doch dieß [illegible] wohl in den Augen der meisten Leser nichts zur Sache. [illegible] sonderbar und wunderbar genug muß das Ding seyn, [illegible] man einen Roman zu nennen beliebt. Nun! so lese [illegible] diesen Roman! so wird man der Unwahrscheinlichkei[illegible], d. h. der wunderbaren Ereignisse, genug finden.

Km.

[illegible] und Mathilde. Eine Geschichte des mitt[illegible] Zeitalters. Von Christian (?) Heinrich Spieß. Prag, bey Barth. 1801. 156 S. 8. Mit einem von Berka gestochnen Titelkupferchen. 10 gr.

[illegible] dieser, mehr als zu thätig gewesene Schriftsteller [illegible] — denn die Besürchtung fehlt noch — den Weg alles [illegible] gegangen: so hat er seine Laufbahn mit einem [illegible] gemäßigt, das wahrlich noch weniger werth ist, [illegible] die übrigen dieser rastlosen Feder. Ein altdeutscher [illegible] O. muß seine Liebschaft M. einem, wie sich's [illegible] gleichfalls adelichen Fräulein entsagen, und [illegible] es ein anderes, eben so edelgeborenes, das ihn zwar heiß [illegible] liebt, jenes aber aus seinem Herzen dennoch nicht [illegible] kann. Mathildens Gemahl, ein rauher Gesell, [illegible] noch sehr schlecht behandelt, merkt zeitig, daß O. [illegible] noch immer ergeben bleibe, sucht Händel am Nachbar, [illegible] unschuldige Frau mit ihren beyden Kindern [illegible] hinaus, und weiß auch eine Kriegslist sich der [illegible] zu bemeistern, nachher auch des Gatten derselben [illegible]. Das [illegible] in die Hände [illegible] man errathen; und eben so [illegible] herzbrechen[illegible] Auftritten ein solcher Wirrwarr führen muß. Der von [illegible] seiner Frau bald gerührt, bald wieder für

M. liebestrunkne O. ist endlich so glücklich, sich den Gemahl derselben vom Halse zu schaffen, und sich selbst eines bessern zu besinnen. Sein treues Weib aber, einer so schnöden Behandlung müde, hatte sich während des Spektakels in ein Kloster geflüchtet, wo O. sie aufsucht, und zurückfordert. Derbe Vorwürfe von beyden Seiten. Was geschieht? In eben dieses Kloster hatte sich auch Mathilde gerettet, und schon den Schleier angenommen; die dann wie ein Engel vom Himmel erscheint, und, wie sich's denken läßt, den Hausfrieden auf immer wieder herstellt.

An rührenden Lagen und pathetischen Momenten fehlt es der, wie man sieht, eben nicht zu gedehnten Darstellung, auf keine Weise. Gerade dieser für die Bedingungen von Zeit und Raum viel zu enge Kreis aber ist Ursach, daß Alles nur halb wirkt, der Leser aus einem Abentheuer in's andre geschleudert, und ihm nirgend Zeit gelassen wird, sich einen Augenblick zu erhohlen. Mit vollen Humpen, pfiffigen Burgpfaffen, u. dgl., dem Ritterroman sonst unentbehrlicher Waare, hat Herr Sp. uns für dießmal verschont; ein Nonnenkloster hingegen zum Rendezvous gemacht, ohne dessen Beyhülfe es mit der ganzen Geschichte vermuthlich noch ein sehr klägliches Ende würde genommen haben. An Schilderungen übrigens, die nicht übel gerathen, so wie an Empfindungen, die fein genug aufgefaßt und korrekt ausgedruckt sind, fehlt es dem kurzen Roman gar nicht; eben so wenig aber auch an Stellen, die für keines von beyden gelten können. Sorge dich nicht z. B. statt: sorge nicht, ist doch offenbar fehlerhaft. Waffen, die in der Rüstkammer der Vernichtung entgegen rasten: eine sehr gesuchte Wendung! wenn anders statt rasten nicht rosten zu lesen ist; wodurch indeß der Gedanke auch nicht viel natürlicher wird, und der Sorgfalt des Ritters für seine Waffen gleichfalls keine Ehre macht. — Träume heißt es anderwärts, sind Spiegel der Seele, Affen unsrer täglichen Handlungen, Verräther unsrer geheimsten Begierden, willige Kuppler unsers Herzens u. s. w. Die Affen und Kuppler helfen die sonst rührende Stelle wenig verstärken. Uebrig genug von einem Spießischen Roman, und vielleicht zu viel schon; wäre nicht von seinem glaublich letzten hier die Rede gewesen. Requiescat in pace!

Ff.

Die

[Di]e Honigmonate. Von dem Verfasser von Gustavs Verirrungen. Zwey Theile. Posen und Leipzig, bey Kühn. 1802. 29 B. 8. 1 Rt. 16 gr.

[M]it Vergnügen stimmt Rec. in das Lob, das ein anderer [M]itarbeiter dieser Bibl. (Band 67. S. 75) ein paar frü[h]ern Produkten des hoffnungsvollen Verf. ertheilt hat. Auch [h]ier sind die Charaktere wahr und natürlich, abgerechnet, [da]ß nur die des General Olivier und der Männerfeindinn [W]ilhelmine etwas über die Natur hinausgehen. Dage[g]en bleibt die Heldinn dieser Liebesgeschichte, Julie, bis [a]uf den letzten Augenblick der ihr zugetheilten Rolle, der [sc]hönen Natur ihres Charakters treu, ohne sich in das [R]eich der Ideale zu versteigern. Die Scenen sind gut an[g]elegt und glücklich ausgeführt. Je schwieriger die Brief[f]orm ist, je mehr macht es dem Verf. Ehre, daß er diese [S]chwierigkeit mit so gutem Erfolge überwunden hat. Die [k]orrespondirenden Personen schreiben in ihren Charakteren, [u]nd behaupten in ihren Herzens- und Geistesergießungen [d]ie ihnen gegebene Eigenthümlichkeit. Ihre Diktion ist ge[f]ällig und korrekt, und der Styl hat alle die Leichtigkeit und Kürze, die die Briefform anziehend und gefällig machen.

Rec. freut sich dieses Zeugnisses um so mehr, je selt[n]er man es unsern zahlreichen Romanskribirern zugestehen [k]ann, und je ehrenvoller es dadurch wird, daß ein weib[l]iches Talent — denn laut öffentlichen Nachrichten ist eine Dame Verfasserinn — sich dieses jetzt so seltnen Vorzugs [r]ühmen kann.

Be.

Schöne Künste.

Abbildung merkwürdiger Menschen, mit Rücksicht auf die Trachten verschiedner Völker in verschiednen Zeitaltern. Nach den Gemälden und Zeichnungen eines van Dyk, Holbein, Rubens, Hollart und andrer Meister. Mit einer

stich; und endlich — ein Pariser Kaufmann, 1626, nach dem Gemälde von Speed; einem Engländer vermuthlich.

Daß alle diese Abbildungen ganze Figuren sind, versteht sich von selbst. Was für eine Physionomie nun der deutsche oder französische Kaufmann, der Leipziger Rathsherr, ungenannte Soldaten u. s. w. gehabt, ist allerdings sehr gleichgültig, weil bey Darstellung ihrer Personen es hauptsächlich nur auf Zuschnitt, Wurf und Farbe der Kleidung ankam. In Rücksicht auf Farbe (das oft gar zu grelle und plumpe bey'm Auftragen derselben nicht einmal in Anschlag gebracht) erwächst jedoch mancher Zweifel über die historische Wahrheit der hier gebrauchten; denn viele dieser Figuren scheinen bloß nach schwarzen Kupferstichen gefertigt, sehr willkührlich also illuminirt zu seyn; und von heraldischen Ausführungen ist hier nicht die Rede. Allein auch dieß möchte noch hingehn! Wenn aber, Karls I. Gesichtsbildung etwan ausgenommen, die so viel Andrer, z. B. Heinrichs IV, Ludwig's XIV, der Königinn Elisabeth, sich gänzlich verfehlt, mitunter sogar verunstaltet finden lassen, da es hierin der für treu und sprechend geltenden Kupferstiche doch in großer Menge und überall giebt: so hält es mit Entschuldigung einer solchen Nachlässigkeit schon ungleich schwerer. Spräche der diese Abbildungen begleitende Kommentar von nichts als Kleidungsstücken: so läge freylich an den Gesichtszügen der jene Tragenden wenig oder gar nichts. Besagter Kommentar aber enthält eine gedrängte Darstellung ihrer Denk- und Handelsweise, und sodann hätte billig auch die Physionomie selbst nicht als unbedeutender Nebenumstand sollen verschmäht werden. Von welcher Farbe das von Ludwig XIV. und dem Dauphin getragne große Ordensband war, mag den politischen Historiker allerdings wenig kümmern; ist von Darstellung ihrer Personen im Prachtanzug aber die Rede: so hört ein dergleichen Umstand auf, Kleinigkeit zu seyn. Hier tragen die beyden Fürsten, und das in den Jahren 1672 und 75 ein hochrothes Band; da, wie Rec. nicht anders weiß, ihr Heiligergeistorden doch von jeher an einem hellblauen hieng! Ein historischer noch ärgerer Verstoß findet sich im Kommentar zu diesen Figuren. Hier nämlich heißt es S. 31: Ludwig XIV. sey Großvater Ludwigs XV. gewesen; da letzter, wie bekannt genug, doch Sohn des Herzogs von Bourgogne, dieser aber schon ein Enkel

nkel Ludwigs XIV, und Sohn des sogenannten ersten Dauphins war. — Gleich im Anfange der Gallerie, S. 5, wird von Rubens Kindern erzählt, daß solche zwar den Namen ihres Vaters ererbt, sich aber durch sonst nichts ausgezeichnet, oder bekannt zu machen gesucht hätten. Nur einen Blick in's erste beste Gelehrten-Lexikon brauchte der Herausgeber zu thun, um sich zu belehren, daß Albert, ein Sohn eben dieses Rubens, nicht allein wirklicher Königl. Spanischer Staatsrath in den Niederlanden gewesen; sondern auch sonst ein sehr achtungswürdiger und gelehrter Mann; dessen con amore und mit Geschmack gefertigten Aufsätze im Münz- und Antikenfach von Kennern noch bis diesen Augenblick geschätzt werden.

Rec. der nur in Hinsicht auf Kunst und Sitten der Vorzeit dieß oder jenes auszuheben gedachte, würde dergleichen historische Mißgriffe ganz unberührt lassen, käme nicht der bedenkliche Umstand hinzu, daß Herr H. einem deutschen noch jungen Kronerben das Heft widmete, und daher die Vorsichtigkeit hätte verdoppeln sollen. Gar nicht gleichgültige Bewandniß hat es damit, ob in demjenigen Alter, wo Alles sich am tiefsten, oft unauslöschbar einprägt, ein junger Fürst besonders, Aechtes oder Unächtes zu sehen, Wahres oder nur Halbwahres zu hören bekommt. Ob übrigens ... Würdigung auch als Regenten merkwürdiger Menschen, ... Kommentator zwischen kahler Nachbeterey und voreiliger Hypothesensucht überall die rechte Mittelstraße getroffen, und seine Gallerie, wenigstens von dieser Seite, für ... zum Regieren berufne Menschenkinder sich eigne, ... Rec. aus Mangel an Raum den Mentoren solcher ...söhne überlassen. Um dieser Leserey indeß einigen Geschmack abzugewinnen, wird selbst der zum Gehorchen geborne Privatmann schon Mühe haben, sich in die dazu nöthige Stimmung zu künsteln. Die Abbildung, z. B. der Jungfrau von Orleans, oder Jeanne d'Arc, ist höchstwahrscheinlich nichts weiter als Hirngespinst des französischen ...; und was man von dem wahren Charakter des ... Geschöpfes weiß, mit heillosen Fabeln vermischt. Dieß alles hindert den Kommentator keinen Augenblick, ... mit den poetisirenden Enkomiasten des Mädchens um die Wette zu enthusiasmiren. Zur Probe darin herrschenden Tons hier die Anfangs- und Endzeilen des die Schwärmerinn

werinn lobpreisenden Abschnitts: »Diese, von Voltaires »Witz und Shakespear's Nationalhaß herabgewürdigte, von »Schillers mächtigem Genie aber desto mehr verherrlichte Jungfrau etc. — — Weder das Glück noch der »Schmerz nahmen ihr die Unverdorbenheit des Herzens, »und die Unbefangenheit ihres Sinnes. Sie glaubte an »Gott und ihre Geister, und duldete ohne Widerwillen, »daß Andre daran zweifelten; und so frey, so rein, so »menschlich im Heiligen« (was in aller Welt soll das heissen?) »die Jungfrau gelebt hatte, so starb sie auch.« — — Führwahr das fehlte noch, über historisches Ereigniß aus den Tiraden hochtrabender Dramatiker uns die nöthige Aufklärung mit frommer Einfalt hohlen zu sollen!

Nl.

Musik.

Gesänge, fürs Klavier und (für die) Harfe gesetzt, von J. J. F. Weber. Glogau, in Kommission der neuen Güntherschen Buchhandlung. 1801. Ohne die Dedikation etc. 48 Seiten. Quer 4. 1 Rh. 8 R.

Mit Kompositionen, welche zugleich für die Harfe bestimmt sind, darf man es billiger Weise nicht eben strenge nehmen, theils weil nur wenige Tonsetzer von Ruf für dieses Instrument schreiben; theils und vorzüglich aber deßwegen, weil die Harfe, wenigstens die ohne Pedal, in verschiedener Hinsicht ein ziemlich eingeschränktes Instrument ist. Gern würden wir daher die vorliegenden Gesänge für leidlich erklären, wenn der Komponist derselben nicht gar zu große Unwissenheit verrathen hätte. Er hat nämlich sogar die ersten Schulfehler nicht zu vermeiden gewußt. Beweise hiervon befinden sich unter andern sogleich S. 1. T. 7—8; desgl. S. 2. T. 6—7—8; S. 4. T. 12; S. 16. T. 4; S. 21. T. 12—13 u. a. m. Man kann von diesen Fehlern schon einigermaaßen auf die übrige harmonische Behandlung schließen. An treffenden Ausdruck und richtige Deklamation ist hierbey fast durchgängig nicht zu gedenken. Die Melodien sind, wenigstens zum Theil, sehr trivial und voller

ei Wiederholungen; bey den untermischten Liedern aber ist
er eigentliche und wahre Liederton öfter sehr verfehlt. (Zwar
teht auf dem Titel nur: Gesänge; allein dieß abgerechnet,
aß häufig mehrere Strophen unverändert nach einer und
derselben Melodie gesungen werden müssen; wie S.
, 2, u. a. m., schreibt Herr W. selbst S. 1: Lebenslied,
. 8: Wiegenlied; S. 18: Klaglied). Nächstdem ist
uch die Modulation größtentheils sehr gemein und armse
g; obgleich der Komponist oft fremde, oder nicht in der je
esmaligen Tonleiter enthaltene Töne einmischt, und sich folg
ch in so fern nicht mit der Unvollkommenheit der Harfe
ntschuldigen kann. — Jetzt zum Belege unsrer Behaup
ngen einige Bemerkungen über dieses oder jenes Lied ꝛc.
ns besondre.

Die Melodie zu dem sogenannten Lebensliede S. 1 ist
n sich schon trivial, und wird es noch mehr durch die sehr
nfolige Modulation. Ganz unschicklich sind T. 7 und 9
der Singstimme einige Mordenten angebracht. Diese
anier scheint aber Herr W. überhaupt sehr zu lieben; denn
uch anderwärts, z. B. Seite 8, 16 ꝛc. macht er häufigen
ebrauch davon. Ueber Nr. 2, mit der Ueberschrift:
hor, (?) würde eine vielleicht mehrere Seiten lange
ritik nöthig werden, wenn wir alles, was dagegen zu er
nern wäre, der Reihe nach anzeigen wollten. Hier nur
nige Anmerkungen über dieses, keinesweges für drey oder
er Singstimmen gesetzte, sondern außer der Oberstimme
öchst unsingbare Chor. Nach einer Achtelpause in den drey
ntern Stimmen — in welchen also die erste Sylbe gar
cht mit gesungen wird — fängt der Verf. sehr unschick
ch mit dem Quartsextenakkorde an, wobey sogar im vier
immigen Satze noch obenein die Quarte selbst fehlt. Wie
er ist dieß! und wie schlecht dabey die rhythmische Behand
ng! Die Zeile: ich sey auch wo ich wäre (?), hat
r Komponist in vier Takte ausgedehnt, da doch die zweyte
eich lange Zeile des Textes: Ihm folgen alle Heere, nur
ey Takte einnimmt. Und wie ist vollends in der Ober
imme das Wort mich (T. 13 und 14) über 5 Noten
eg gezerrt worden! Der Leere im zweyten und eilften
akte nicht zu gedenken, finden wir die Zerstückelungen T.
—8, so wie den Tonschluß T. 11 mitten in der Periode
ußerst zweckwidrig. Selbst den im Texte herrschenden
harakter hat der Tonsetzer verfehlt; denn die Musik ist zu

diesem,

diesem, nicht chormäßig gesetzten, Chore: von der Größe Gottes, viel zu matt und kraftlos. Dieses Uebel wird noch dadurch vermehrt, daß nicht weniger als 25, wir schreiben fünf und zwanzig, Strophen nach einer so fehlervollen Komposition gesungen werden sollen. Eine starke Zumuthung, selbst für den geduldigsten und genügsamsten Dilettanten! — Das Lied, S. 6: Warum sind der Thränen unterm Mond so viel? hat zwar, wie manches andere in dieser Sammlung, eine leichte, gefällige Melodie; aber auch viel Bekanntes, das noch dazu sehr oft wiederholt wird. Die Einschnitte haben beynahe alle eine und ebendieselbe Form. Ueberdieß bringt Herr W. schon einen Tonschluß in der Tonika selbst an, ehe es ihm einfällt, in die Dominante, oder in irgend einen andern Nebenton auszuweichen. Das ist nicht nur in diesem, schon von dem verewigten Schulz vortrefflich komponirten Liede, sondern auch S. 10, 11, 13, 20 u. a. m. der Fall. Zuweilen bleibt sogar in längern Liedern die Modulation vom Anfange bis zu Ende im Haupttone selbst. So ist z. B. das Lied S. 6 mit der Ueberschrift: Andante, 21 Takte, das auf der 8ten und neunten Seite aber 35 Takte lang, und in beyden wird gleichwohl nicht einmal, auch nur beyläufig, in die Dominante ausgewichen. — S. 8 hat, der vorherigen Behandlung ganz entgegen, die unbedeutende Präposition in (T. 8.) eine halbe Taktnote erhalten, und bald darauf wird dieses in durch den höhern Ton sehr merklich accentuirt. Auch ist die Skansion bey dem folgenden Worte deinem merkwürdig. Schade, daß wir sie ohne ein Beyspiel in Noten nicht anschaulich darstellen können. Gegen das Ende dieses Wiegenliedes — welches aber, als ein solches betrachtet, zu viele Melismen enthält — hat die Konjunktion und auf dem guten Takttheile und durch die höchste Note den größten Nachdruck bekommen. Das nennen wir doch deklamiren! — Und nun vollends die Harmonie S. 8. T. 9 und 10, wo unmittelbar nach dem Quartsextenakkorde über der Baßnote G der nämliche Akkord über A, sodann aber der Septimenakkord mit der kleinen Terz von E u. s. w. folgt. Wer sollte wohl eine solche Folge von Akkorden, auch wenn dabey die übrige harmonische Behandlung richtig wäre, vertragen können? S. 10. T. 17 ꝛc. ist der Komponist so vom Gefühle durchdrungen worden, daß er die Melodie in einem *Cantabile*, durch eingeschaltete Achtelpausen, zerstückelt hat,

nämlich

[illegible] sey [illegible] (Pause) ger (Pause) Arm (Pause) ner (Pause) mehr u. s. w. Oder soll etwa diese Trennung der Worte italiänische Manier seyn? — Die Fehler gegen den reinen Satz übergehen wir, weil sonst unsre Recensionen zu einer ungeheuern Größe anwachsen würde. S. 4 kommt in der Melodie eine stufenweise Fortschreitung vom dreygestrichenen c bis herunter in das eingestrichene c vor; mithin setzt der Komponist in einem, eigentlich für männliche Stimmen geschriebenen, Liede oder Gesange einen Umfang von 2 vollen Oktaven voraus. Wie viele Tenoristen können aber wohl höher als etwa in das eingestrichene g oder a singen? Daß jedoch bey einer Tenor- oder Baßstimme das zweygestrichene c für das dreygestrichene gilt, weiß der Rec. ganz wohl; zu hoch aber bleibt dessen ungeachtet dieses c für männliche Stimmen. Uebrigens findet man in der Komposition dieses Gesanges oder Liedes kleine Zwischensätze in der Begleitung, während die Singstimme [illegible], wo der Sinn im Texte noch nicht geendigt ist, folglich [illegible] zur Unzeit, pausirt. Z. B. Kehre wieder (Zwischensatz) in meine Arme, u. s. w. Nächstdem werden auch in der Singstimme Stellen um eine Oktave tiefer wiederholt, welches der Rec. dem Sänger kaum in einer Arie zumuthen würde, wenn auch übrigens eine solche Wiederholung in mancher Rücksicht zweckmäßig wäre. — Das Lied S. 16 setzt ebenfalls den Umfang vom zweygestrichenen bis zum kleinen oder ungestrichenen b voraus. Melismatische Verzierungen kommen zwar beynahe auf allen Seiten, hier aber T. 7 (und S. 18. T. 14) sogar auf kurzen Sylben vor. Bey dem Worte himmlischer (S. 16. T. 9) accentuirt [illegible] die dritte Sylbe sehr merklich. — Die [illegible]höhe und Tiefe wechseln in der Melodie auf dieser [illegible]schaftlich mit einander ab. Dieß ist in Absicht auf die nöthige Einheit und Haltung kein gutes Zeichen. Im dreyzehnten und vierzehnten Takte dürfte Mancher die Melodie zu monotonisch finden; denn der Ton es kommt — und zwar bey lauter Viertelnoten — siebenmal unmittelbar nach einander vor. Das Lied S. 17 würde, in einer etwas geschwindern Bewegung genommen, einen nicht übel gerathenen Walzer abgeben. An sehr entbehrlichen, zum Theil auch wohl ganz zweckwidrigen Nachspielen, hat es übrigens der Komponist nicht fehlen lassen; nunmehr folgt S. [illegible] noch überdieß eine Art von Ritornell, welches das

Thema der sodann eintretenden Melodie enthält, und im siebenten Takte unerwartet dem Schlusse einer Simphonie ähnlich wird. Schade, daß der Baß T. 8. an eine Menuette erinnert. In dieser »Antwort an den Dichter« überschriebenen Komposition kommt der erste Takt, außer dem erwähnten Ritornelle, nicht weniger als achtmal vor. Selbst da, wo es im Texte heißt: »Doch sie hört mich nicht, »meine Seufzer nicht, achtet nicht den Kummer, »der mein Herz zernicht; (? ?)« jubelt der Tonsetzer Allegro, und in den nämlichen Tönen fort, wie Anfangs. Es scheint sonach, als sey ihm an seinem Mädchen doch so gar viel nicht gelegen gewesen. Der Ungetreue! — Zwar steht an dieser Stelle in der zweyten Strophe: »Traurig »ist mein Loos!« aber man sieht wohl, daß ihm die Traurigkeit nicht ganz zu Boden gedrückt hat.

Mehrere Belege zu unserer obigen Behauptung werden hoffentlich nicht nöthig seyn; wir übergehen daher die noch folgenden Kompositionen, und bemerken darüber bloß im Allgemeinen, daß sie um nichts besser, zum Theil wohl noch schlechter gerathen sind, als die erstern. Selbst gegen die Wahl der Gedichte wäre viel einzuwenden. Hier zur Probe nur eine Stelle daraus, und zwar eine solche, die uns ohne Auswahl so eben in die Augen fällt. Sie steht S. 16 und heißt:

Tauben-Unschuld, Tauben-Treue, (?)
Deutscher Sinn und deutscher Muth,
Blickt (en) aus ihrer Augen Bläue, (?)
Und der Liebe sanfte Gluth.

Ebendaselbst fasset es keine Seele nicht. — Reime, wie fröhlich und selig, Bahn und Mann, Meer und her etc. findet man in Menge. S. 5 heißt es unter andern: »Der Ewige will mir ein Griesvater seyn, er hat mich gewürget zum Leben. — Ebend. steht:

»Nein handle noch weiter! ich biete dir dann
Wol selber (?) die ewige Seligkeit an,
Um Laurens Umarmung zu kosten!!!«

Die drey von dem Dichter selbst beygefügten ! ! ! bringt er öfters sehr glücklich an. Ob aber ein solcher Preis für Laurens Umarmung, und zwar nur für das Kosten derselben, denn doch — selbst in dem Munde eines Dichters — nicht

etwas

etwas zu hoch sey, muß der Rec. Andern, in der Liebe Kundigere, entscheiden lassen. — Damit es in dieser Sammlung an keiner Art von Fehlern mangele, haben auch der Setzer und Korrektor ihr Scherflein beygetragen. Wir zeichnen nur einige zum Beweise aus. S. 2. T. 8 steht das Wort ich unrichtig unter der ersten Note. S. 7 müssen die drey letzten Noten im Basse nicht e, sondern c heissen (denn der Rec. hofft nicht, daß dieses Lied wirklich mit dem Sextenakkorde aufhören solle). S. 11. T. 8 muß bey dem dritten Viertel in der tiefern Mittelstimme anstatt b, c stehen; (wenn dieß anders nicht ein Fehler des Komponisten selbst ist.) S. 16. T. 4 und 12 sollten die vier Achtel nicht vermittelst eines Querhakens mit einander verbunden seyn. S. 19. T. 3 sind in der Begleitung bey den letzten drey Achteln die beyden tiefern Stimmen falsch. Statt d und b soll nämlich c und as stehen. Das Papier ist zwar nicht sonderlich, aber für diese Kompositionen doch immer noch zu gut. Wir würden uns auf keine Kritik derselben eingelassen haben, wenn nicht Herr Weber wenigstens Anlage zur Komposition zeigte, und in so fern Belehrung zu verdienen schiene. Auch wird es nach gerade nothwendig, schlechte Produkte etwas ernstlicher durchzugehen, um dadurch, wo möglich, andere junge Tonsetzer von der Herausgabe ihrer noch gar zu unreifen Arbeiten abzuhalten.

Abbildung und Beschreibung einer neuen, mit einem Pedal (c) verbundenen Harmonika. Leipzig, bey Joachim. Ohne Jahrzahl (1802). 2 Seiten Text und 1 Kupfer. gr. 4. 6 gr.

Der Erfinder des Pedals an der Harmonika ist der Herr Sekretair Wenk in Bruheim bey Gotha. Auf der zweyten Seite heißt es: »Er hat diesen Mangel — nämlich die zu einer vollständigen Harmonie so unentbehrlichen Kontratöne und die der tiefen Oktave an der Harmonika zu ersetzen gewußt, und ein Pedal erfunden, wodurch man in den Stand gesetzt wird, jene Töne ganz übereinstimmend mit (den übrigen) der Harmonika hervor zu bringen. Da die Glasglocken zu den tiefen Tönen eine ungeheure Größe hätten haben müssen, wodurch das Spielen derselben äußerst unbe-

unbequem (oder wohl ganz unmöglich, setzt Rec. hinzu) geworden wäre: so dachte Herr Wenk auf ein anderes Mittel, wodurch doch jener Zweck der Hervorbringung der tiefen Töne erreicht wurde. Er gab diesem Pedale einen Resonanzboden, und bezog es mit Drathsaiten, und zwar so, daß zu jedem Tone 3 Drathsaiten gehören, die von kleinen mit Leder überzogenen Hämmern, wie bey den Fortepiano's, angeschlagen werden. Entzückend ist die Harmonie dieser tiefen Töne mit den hohen Tönen der Harmonika, und unbeschreiblich ist das süße melancholische Gefühl, das sich in die Seele des Hörers schleicht, wenn er diesen himmlischen Tönen lauscht.« Ob die, vermittelst des Pedales hervorgebrachten, Töne mit den übrigen in Ansehung des Klanges wirklich ganz gleichartig sind; ob, bey der oben beschriebenen Art, diese Töne hervorzubringen, das Aushalten, Anwachsen und Abnehmen derselben — wodurch bekanntlich auf der Harmonika der größte Effekt bewirkt wird — in dem erforderlichen Grade möglich ist oder nicht: dieß und noch manches Andere kann der Rec., ohne das Instrument selbst gehört zu haben, freylich nicht beurtheilen; indeß glaubt er doch aus Gründen, daß die Harmonika durch ein dabey angebrachtes Pedal nicht in jeder Rücksicht so viel gewonnen haben könne, als der ungenannte Verf. dieser zwey Seiten behauptet. Gern will jedoch der Rec. hierin irren, da ihm selbst an der möglichsten Vervollkommnung dieses, in seiner Art einzigen Instruments ungemein viel gelegen ist. Hier nur noch die Bemerkung, daß eine Wenk'sche Harmonika ohne Pedal 400 Thlr. in Cassel, [illegible] Pedale und mit Mahagonyholz ausgelegt [illegible] geheimen Holze hingegen 500 Thlr. kostet. —

Theoretisch-praktisches Handbuch zu einem, für künftige Landschullehrer nöthigen, musikalischen Unterricht, von Johann Heinrich Kirchner, jetzigem dritten Diakonus an der Stadtkirche zu Rudolstadt. Rudolstadt, bey Langbein. 1801. 157 S. kl. 8. Geh. 12 gr.

In

In dem kurzen Vorberichte sagt der Verfasser, daß es mit seinem vorherigen Amte verbunden gewesen sey, diejenigen Subjekte, die in dem Rudolstädtischen zu Schullehrerstellen befördert werden wollten, in der Musik zu prüfen. Da er nun nicht selten fand, — wie dieß auch der Rec. in ähnlichen Fällen öfter erfahren hat — daß es ihnen an den nöthigsten und unentbehrlichsten Kenntnissen fehlte: so kam er auf den Gedanken, das vorliegende Handbuch zu entwerfen, und darin junge Männer, welche sich dem erwähnten Amte widmen wollen, auf das hinzuweisen, worauf es bey ihnen in Absicht auf die Erlernung der Tonkunst eigentlich ankommt, und was man folglich mit Recht von ihnen fordern und erwarten kann. — Das Unternehmen des Vfs. verdient allerdings Beyfall; zumal da für die genannten Candidaten, welche sich gewöhnlich theure Werke nicht anschaffen können, noch wenig gesorgt worden ist. Auch bemerkt der Rec. mit Vergnügen, daß das vorliegende Handbuch in gedrängter Kürze wirklich viel Nützliches enthält, und zwar mitunter sehr faßlich vorgetragen. Indeß entsprach doch die Ausführung — so gut sie auch in einzelnen Theilen gelungen ist — im Ganzen genommen unsrer Erwartung nicht völlig. Wir haben nämlich hauptsächlich zweyerley dagegen zu erinnern: 1) daß Herr K. von einem Landschullehrer wohl zu viele musikalische Kenntnisse verlangt; und 2) daß in diesem kleinen Buche verschiedenes, entweder offenbar Unrichtiges, oder doch nicht unbedingt Gegründetes enthalten ist. Nächstdem wäre auch gegen die darin befolgte Ordnung, und gegen die Darstellung des Vfs. noch Manches einzuwenden. Ehe wir aber diese Beschuldigungen zu erweisen suchen, rücken wir, zur bessern Uebersicht des Ganzen, den Inhalt der vorliegenden Schrift zum Theil bloß summarisch ein.

In der Einleitung wird gezeigt, was Musik sey, und womit sie sich beschäfftige. Erstes Kapitel: Entstehung der Töne; Bezeichnung derselben, und Tonfolge; Verhältniß sämmtlichen Tonarten; jetzige Tonfolge; Entstehung der Oktaven, und Benennung derselben; Geltung der Noten und ihre Bezeichnung; Entstehung der Akkorde; musikalische Schlüssel; Pausen; Takteintheilung. — Zweytes Kapitel: Ein Schullehrer muß 1) singen können; Kenntniß der Töne zum Singen und Hülfsmittel; wie man es bey

 dem

dem Unterrichte anzufangen habe; worauf dabey zu sehen sey; warum er es können müsse; wie Kirchenmusik zweckmäßig zu behandeln und einzurichten sey; Taktiren und Kenntniß der Partituren. II. Er muß Orgel spielen können; Kenntniß der Töne und Tonarten; Applikatur; Manieren; Pedal. III. Violine, Bratsche oder Viole, Violoncell und Kontraviolon. — Drittes Kapitel. Verbindung der Töne zu Akkorden. I. Einleitung, Begriff und Schriftsteller über den Generalbaß; Kenntniß der Intervalle; Konsonanzen und Dissonanzen; Hauptakkord; Sexten- und Sextquartenakkord; Septimenakkord, nebst seinen Versetzungen; verminderter Septimenakkord; übermäßiger Sextquintenakkord; übermäßiger Quartterzenakkord; übermäßiger Sekundenakkord; Nonen-, Undecimen-, Terzdecimenakkord. II. Verschiedene Arten der Bewegung; verbotene Fortschreitung; Behandlung der Ziffern; Uebersicht der gewöhnlich vorkommenden Akkorde; Pflichten eines Generalbaßspielers. III. Choralspielen. Behandlung der Choräle, Vor- und Zwischenspiele; Tonausweichung, sowohl der Dur- als Molltöne; Tonarten der Alten; Rhythmus; übrige Pflichten eines Orgelspielers. — Viertes Kapitel. Erklärung fremder, in der Musik vorkommender Ausdrücke und Wörter.

Wenn auch in Thüringen — wo der Rec. wegen weiter Entfernung davon nicht bekannt ist — nach der Versicherung des Verfs., an den meisten Orten Kirchenmusik aufgeführt werden muß: so verlangt er doch dessen ungeachtet, überhaupt genommen, von einem Landschullehrer zu viel, wie man schon einigermaaßen aus der oben angezeigten Inhalts-Anzeige sieht. Ein solcher Lehrer soll nämlich, außer den übrigen zu seinem Amte erforderlichen Kenntnissen, nicht nur gut gefühlvoll singen, (S. 49.) und die Orgel mit Ausdruck spielen können (S. 125); sondern auch die Violine und Bratsche, das Violoncell, und wo möglich den Kontraviolon zu spielen verstehen (S. 68): Er soll ferner Kenntnisse im Generalbasse haben, in der Musik Unterricht geben, und eine Musik dirigiren (S. 44 f.), folglich auch Partituren lesen können (S. 60). Ja er soll noch S. 79. 80 sogar Komponist seyn. Jedoch fordert der Verf. dieß letztere S. 81 von einem Schullehrer nicht ausdrücklich; so wie er es denn auch S. 79 der Willkühr eines Jeden

den

überlassen, ob er die übrigen Instrumente, z. E. Flöte, rinette, Hoboe u. dgl. zu seinem Vergnügen erlernen oder nicht. — Wenn man bedenkt: was ein Lands lehrer außer der Musik können und wissen muß; wie le und oft sehr lästige Arbeit er hat; und wie mäßig oder hl gar schlecht nicht selten seine Einnahme ist, so daß er gendthigt sieht, neben seinem Amte noch irgend ein Ge schäft zu treiben: so wird man ohne Zweifel zugestehen, daß r. K. von einem solchen Manne zu viel verlangt, da usik bey einem Schullehrer auf dem Lande, in der Regel, h nur immer eine Nebensache seyn kann. Indeß räumen Wir gern ein, daß es hiervon einzelne Ausnahmen, d solche Fälle giebt, in welchen die Forderungen des Vfs. ht übertrieben seyn können. Hier war aber auch nur m Allgemeinen die Rede.

Daß in dem vorliegenden Handbuche manches offenbar richtige, oder doch zum Theil nicht unbedingt Wahre 2c., thalten ist, davon könnten wir sehr viele Beweise aufstel n; es wird jedoch zum Belege unsrer Behauptung an den lgenden genug seyn. S. 16. §. 4. schreibt Herr Kirchner: Nachdem man nun durch mannichfaltige Versuche gefun den hatte, daß zwischen zwey ganzen Tönen jedesmal ein halber statt finden müsse, u. s. w.« Da hier von den nleitern oder Skalen (welche der Verf. Tonfolgen nennt) e Rede ist: so sieht man wohl, daß darin nicht jedesmal ch zwey ganzen Tönen ein halber statt finden kann. Noch nderbarer aber wäre es, wenn Herr K. unter dem Aus drucke: zwischen zwey ganzen Tönen, bloß zwey einzel e Töne, z. B. c und d 2c., verstanden hätte; denn c für ch allein betrachtet ist doch wohl kein ganzer, einem hal en entgegengesetzter Ton? Folglich können auch c und d n diesem Sinne genommen, nicht zwey ganze Töne ge annt werden, da ihr Abstand von einander nur einen anzen Ton beträgt. — S. 23. »So wird z. E. ein gan er Takt (zu pausiren nämlich) durch einen starken Strich auf der vierten Linie, u. s. w., angezeigt; ein halber durch einen solchen Strich auf der dritten Linie.« Wie konnte auch Herr K. so etwas niederschreiben! Bey gan zen und halben Taktpausen kömmt es ja bekanntlich nicht darauf an, auf welcher Linie, sondern ob sie über oder unter irgend einer Linie stehen. — S. 32. »Da thut

man

»man wohl, wenn man die Töne solfeggiren, d. h. auf »den Buchstaben h absingen läßt.« Eine ganz eigene und sehr unvollständige Erklärung des Kunstwortes Solfeggiren. — S. 39. »Am besten kann man ihn« (den Triller) »in Liedern üben, wo man am Schlusse einer jeden »Strophe die schicklichste (?) Gelegenheit dazu hat.« Wenn dieß bloß vom Privat-Ueben, aber nicht vom wirklichen Anbringen des Trillers bey dem Vorlesen gelten soll: so mag es in sofern allenfalls hingehen. Aber hat man denn auch am Schlusse einer jeden Strophe, z. B. in dem Liede: O Haupt voll Blut und Wunden ꝛc., oder in dem: Wenn meine Sünd' mich kränken ꝛc., wirklich eine schickliche, wir wollen nicht einmal fragen: ob die schicklichste, Gelegenheit zu einem Triller? Nicht zu gedenken, daß das am Schlusse sehr unbestimmt gesagt ist, und sich wahrscheinlich auf die jedesmalige vorletzte Note einer Strophe beziehen soll. — S. 46. »Chor ist ein vollstimmiger Gesang »mit Begleitung verschiedener Instrumente.« Bekanntlich giebt es auch Chöre ohne Instrumentalbegleitung. Ueberdieß könnte, dieser Definition zufolge, jeder vollständig ausgesetzte Choral, oder jedes Quartett; Quintett ꝛc. ebenfalls ein Chor heißen. — S. 58. »Ist das vorgeschriebene »Tempo geschwind; so thut man es« (die Rede ist nämlich vom Taktiren) »durch Viertel oder Taktheile, ist es lang»sam, durch Achtel oder Taktglieder.« Sind denn die Viertel in jedem Falle, z. B. im Allabreve, oder im Dreyachteltakte, u. dgl., Taktheile, und die Achtel Taktglieder? — Wie wenig hat doch Herr R. zuweilen über das Niedergeschriebene nachgedacht! — S. 70. »Man legt die Vio»line zwischen Kinn und Brust fest an, damit beym Ueber»setzen, oder sonst bey schweren Pasaggien sie nicht ent»schlüpft, sondern immer gleiche Richtung behält; und »zwar so, daß die linke Seite des Saitenhalters dicht am »Kinn anstehe.« Daß die hier vorgeschriebene Haltung der Violine nicht die beste und ungezwungenste sey, hätte der Verf. von dem ersten dem besten wirklich guten Violinisten erfahren können. — Das, was außerdem noch gegen den S. 70—80 enthaltenen Unterricht im Violinspielen ꝛc. zu erinnern wäre, müssen wir, des eingeschränkten Raumes wegen, übergehen. S. 81. »Schon früh gerieth man, »wegen Mangel an Stimme, darauf, einen Gesang, wo »die Melodie zu hoch war, durch Mitteltöne zu begleiten, und

»dieß

[illegible] so mehr, je mehr man [illegible] bemerkte,
[illegible] der Grund, mehrere Töne harmonisch zu verbinden,
[illegible] in der Natur enthalten sey, woraus alsdenn der erste
[illegible]kord, und mit ihm die erste Harmonie, entstund.«
[illegible] der That eine sehr sonderbare Veranlassung zur Erfin[dung]
[illegible] des ersten Akkordes, u. s. w. — S. 82. »Was eben[tlich]
[illegible] besteht das Geschäfft des ersten Generalbaß-Spie[lers]
[illegible] zu einer gegebenen Grundstimme die gehörige
[Har]monie zu finden.« Ein Generalbaß-Spieler [illegible]
[illegible] solcher, die Akkorde nicht bloß finden, sondern [illegible]
[illegible] seinem Instrumente wirklich angeben; denn [illegible]
[illegible] sie bereits. — Bey der Bestimmung der [illegible]
[illegible], S. 84 — 86, hat Herr K. überall die [illegible]
[illegible] Stufen nicht mit angezeigt. So heißt es [illegible] »Die
[kl]eine Secunde ist ein Intervall von zwey auf einander
[f]olgenden Tönen, zwischen welchen kein anderer [illegible]
[illegible] ist, wie von e zu f.« Sonach verhielte sich [illegible]
[illegible] wie eine kleine Secunde, weil zwischen diesen [illegible]
[illegible] kein anderer befindlich ist. — Ueberhaupt [illegible]
[illegible], wenn man liest: »Die reine Quinte ist ein
[In]tervall von fünf Tönen, zwischen welchen sechs halbe
[illegible] sind, u. dgl. m.« S. 87 vermissen wir die
[illegible] ganz. Jedoch hiervon nachher! — Ebendaß[elbst]
[illegible] Herr K. §. 5. »Sobald man nun mehrere Töne
[illegible] Intervalle mit einander verbindet, entsteht ein [illegible]
[illegible] oder Dreyklang.« Wenn sonach die Töne [illegible]
[illegible], oder c, fis und des rc. mit einander verbunden [illegible]
[illegible] entsteht daraus ein Akkord oder Dreyklang? —
[illegible] hätte nicht stehen sollen: ein Akkord oder Drey[klan]g;
[illegible] denn der Dreyklang ist ja ebenfalls ein Akkord, aber
[illegible] jeder Akkord ist ein Dreyklang. Oder mit andern
[Wor]ten: Akkord ist das Genus; Dreyklang aber nur die
[Spe]cies. — S. 89 behauptet der Verf. ohne Einschränkung
[illegible] in der weichen Tonart entstehe unter andern auf der
[illegible] Stufe, folglich in A moll auf dem E, ein weicher
[Drey]klang. Weit gefehlt! — wir können eigentlich [illegible]
[illegible], so lange man wirklich in A moll modulire, [illegible]
[illegible] — kommt aber bekanntlich auf der Domi[nante]
[illegible] Molltones nicht der weiche, sondern der harte
[Drey]klang vor. Auch sagt Herr K. selbst, Seite 11 [illegible]
[illegible] vorigen. — Ferner S. 89. »Die Bezeichnung
[d]es Akkordes (des Dreyklanges) ist gewöhnlich $\frac{5}{3}$, oder $\frac{8}{5}$

»oder

»oder auch nur 8, und ein erhöhter (zu erhöhender) Ton »wird durch ein daneben gesetzten Kreuz, oder durch einen »Strich angezeigt.« Er rückt nun, als Beyspiele, die Ziffer 4 mit einem Kreuz daneben, sodann eine durchstrichene 6, und weiter unten die Ziffer 6 mit einem b ein. Wenn und wo wird denn aber der Dreyklang durch eine 4 oder 6 bezeichnet? Diese Beyspiele erläutern folglich nicht nur nichts; sondern sie machen den Lernenden noch überdieß irre, und gehören gar nicht in einen Paragraphen, welcher vom Dreyklange handelt. — S. 91. »Im »strengen oder gebundenen Styl und Vortrag (e) muß »beym verminderten Dreyklang (e) diese verminderte »Quinte jedesmal vorbereitet rc. werden.« Bey weitem nicht alle Tonlehrer verlangen die Vorbereitung dieser Quinte. Kirnberger erklärt sie in seiner Kunst des reinen Satzes S. 58. sogar für konsonirend; welches wir jedoch nicht geradezu billigen. Uebrigens hat Herr K. in dem Beyspiele, wodurch die erforderliche Vorbereitung gezeigt werden soll, unglücklicher Weise keine verminderte, sondern eine reine Quinte (f-c) angebracht; wenn anders nicht vor dem f des Basses ein Kreuz fehlt. Wiewohl keine Druckfehler angezeigt sind. Auch wäre fis, a c unsers Erachtens in der gebrauchten Verbindung kein verminderter Dreyklang; sondern ein unvollständiger Quintsextenakkord. — Gegen die Eintheilung der Dreyklänge in wesentliche und zufällige (S. 92.), hätten wir Verschiedenes einzuwenden, wenn dieß in wenigen Zeilen möglich wäre. Hier nur die einzige Bemerkung, daß in A moll unter andern der weiche Dreyklang von E (folglich e, g, h) wesentlich, der harte von F hingegen (also f, a, c) zufällig seyn soll. Verglichen mit S. 145. — Mit der Seite 87. übergangenen reinen Quarte ist unser Verf. übel daran. Er drückt sich S. 94. so darüber aus: »Eine »Quarte erscheint nun entweder als solche vom Grund»ton (e), oder auch nur von einer Mittelstimme an ge»rechnet. Dort entsteht sie aus der Umkehrung der Quin»te, so wie in dem oben angeführten Sextquarten-, Terz»quarten- und Sekundenakkord; oder sie ist ursprünglich »dissonirend, wie im Undecimen- und Terzdecimenak»kord (e).« (In diesem Falle wäre sie ja aber gar keine Quarte, sondern eine Undecime? —) »Erscheint sie als »Quarte gegen eine Mittelstimme; so wird sie völlig als

»Kon-

Konsonanz behandelt, und bedarf keiner weitern Erklärung. Hier aber, im Sextquartenakkord (e), wo sie ihr Daseyn aus der Umkehrung der Quinte erhält, muß sie im gebundenen Styl (e) jederzeit (?) vorbereitet und aufgelöst werden.« Gleichwohl hat sie Graun, welchen der Verf. öfter mit Recht als einen klassischen Komponisten anführt, unter andern auch in dem Duette: Feinde, die mich betrübt ꝛc. mehrmals nicht vorbereitet, und sowohl auf- als abwärts fortschreiten lassen. Und warum soll denn die reine Quarte gerade nur bey dem Sextquartenakkorde vorbereitet und aufgelöset, im Sekundenakkorde hingegen (nach 100) völlig als Konsonanz behandelt werden, da sie doch, wie der Verf. selbst angemerkt hat, in beyden Fällen aus der Umkehrung der Quinte entsteht? Wie soll natürlich folgen, daß die reine Quarte deßwegen, weil sie aus der Umkehrung einer vollkommnen Konsonanz (der reinen Quinte) entsteht, im gebundenen Style jederzeit vorbereitet und aufgelöst werden müsse? Der Rec. gesteht offenherzig, daß er dieß nicht einsehen kann. — S. 95. will Hr. K. auch die Septime jederzeit vorbereitet haben, da sie doch in dem darauf folgenden Beyspiele unter Fig. b unvorbereitet eintritt. »Jedoch, schreibt er S. 96, in der strengen Schreibart muß sie gebunden erscheinen.« Hätte sich doch der Verf. an das qui bene distinguit, bene docet erinnert. Wo aber die Septime frey eintreten darf oder nicht, dieß auseinander zu setzen, ist hier nicht der Ort dazu. S. 96. heißt es: »Denn eine Terz kann nie im Septimenakkord (e) wegbleiben.« Auch im galanten Style nach $\frac{6}{5}$ über einem liegenden Basse nicht? — Wie kömmt — beyläufig gesagt — S. 97. der durch $\frac{7}{4}{2}$ bezeichnete Akkord mit in die Abhandlung von dem Septimenakkorde, da er erst auf S. 109 gehört, wo er auch, obgleich nur sehr flüchtig, mit erwähnt wird? — Daß nicht alle Septimenakkorde, wie dieß S. 97. u. a. m. wieder steht, vorbereitet werden müssen, haben wir schon oben angemerkt. — S. 104 führt Herr K. unter Fig. b einen Sekundenakkord auf; welcher aber, nach Marpurgs Anweisung zum Generalbaßspielen, zweyte Aufl. S. 93. kein wirklicher Sekundenakkord ist. — S. 104. des vorliegenden Handbuchs: »Der Nonenakkord kömmt in doppeltem Verhältniß vor.« Wir kennen deren mehrere, und verweisen Herrn K. deßhalb auf Marpurgs Handbuch, zweyte Auflage, S. 70 — Wer aus dem, was S. 104

bis

bis 106 gesagt wird, den Unterschied zwischen Nonen und Sekunden lernen will, der ist sehr zu bedauern. Müßten wir nicht den Raum schonen: so würden wir die ganze sich hierauf beziehende Stelle zum Beweise einrücken. — S. 108. »Man sieht von selbst ein, daß dieser Akkord (den Undecimenakkord) wegen der vielen in ihm befindlichen Dissonanzen, praktisch nicht anwendbar ist; sondern daß man jedesmal bey Anwendung desselben einige Intervalle davon weglassen muß.« Die Richtigkeit dieser Behauptung würde die Voglersche Schule nicht zugeben. Verglichen mit Knechts Elementarwerke der Harmonie, S. 179. — »Die Akkorde« (behauptet der Verf. S. 115.) »müssen so eng wie möglich »an einander genommen werden.« Doch wohl nicht in allen Fällen? Herr K. schreibt ja S. 121. selbst, »daß die »Kraft der Harmonie erst dadurch recht bewirkt werden »könne, wenn die Mitteltöne, insonderheit die des Tenors, »in ihrer gehörigen Lage ausgedrückt werden. Gesetzt auch, »daß man auf dem Klavier, aus Mangel eines Pedals, die »Grundnoten mit der linken Hand spielen müsse: so könne »man doch die linke Hand schon daran gewöhnen, der rechten zu Hülfe zu kommen.« Offenbar widerspricht dieß der obigen Behauptung. — Zu der Ziffer 6 mit einem Striche soll, nach S. 119, die Terz und Quarte gehören. Wie könnte wohl die letztere bey der gedachten Beziehung in allen Fällen anwendbar seyn? — S. 144 wird, außer andern, auch die Mixolydische Tonart für uns als unbrauchbar erklärt. Waren denn Herrn K. die Kirchenlieder: Ach, wir armen Sünder rc.; Dieß sind die heilgen zehn Gebot rc.; Gelobet seyst du Jesu Christ rc.; Komm, Gott Schöpfer, heiliger Geist rc., u. a. m., nicht bekannt? — Nach S. 154. soll *Rin* wenig heißen; da es doch, unsers Wissens, in der italiänischen Sprache gar keine einzelne Sylbe *rin* giebt. —

Wir bemerkten oben, daß der Verf. in dem vorliegenden Handbuche nicht durchgängig die beste Ordnung befolgt habe. Dieß erhellet einigermaaßen schon aus der eingerückten Inhalts-Anzeige. Durch einige Abänderungen im Plane hätten nicht nur Trennungen zusammengehöriger Materien; sondern auch verschiedene Wiederholungen vermieden werden können; dadurch wäre zugleich Platz zu manchen allzukurz abgehandelten Gegenständen gewonnen worden.

[illegible] Von einander getrennt ist unter andern die Lehre von Tönen und Intervallen, von den Tonarten, von den [illegible]ieren, u. s. w. Wiederholungen aber findet man S. [illegible] und 83, über die Intervalle; S. 21 und 81, über die [illegible]ebung der Akkorde; S. 27 und 69; S. 48 und 75; [illegible] und 147; S. 120 und 124; S. 130 und 131 u. a. m. [illegible] hätte Einiges, was in die Geschichte der Musik ein[illegible]gt, und auf wenigen Seiten natürlicher Weise nur sehr [illegible]friedigend ausfallen müßte, wie S. 11; S. 14 f.; S. 18; [illegible] aus diesem Handbuche allenfalls ganz wegbleiben [illegible]. Hierzu rechnen wir auch das, was hin und wieder [illegible] die Einrichtung und Verbesserung der Kirchenmusik ge[illegible] wird. Dagegen würde den Schullehrern auf dem Lan[illegible] wenigstens dem größern Theile derselben, mit einer voll[illegible]digern Erklärung der Anfangsgründe, oder auch mit e[illegible]twas ausführlichern Anleitung zum Spielen des einen [illegible] des andern Instrumentes unstreitig mehr gedient gewe[illegible]sen. Denn in Betreff der Fingersetzung auf dem Kla[illegible] steht S. 64 auch nicht eine einzige Regel, außer daß der Lernende „mitten vor sein Instrument hinsetzen ꝛc. [illegible] sich gewöhnen soll, jeden Finger sogleich zu gebrau[illegible]. Herr K. empfiehlt zum Nachlesen: Bachs Ver[illegible] Löhleins (?) und Türks Klavierschule. Wie viele [illegible] Schullehrer können sich aber wohl so theure Werke kau[illegible] [illegible] S. 68—79, wo von dem Violinspielen ꝛc. die Rede [illegible] erfährt der Lernende nicht einmal Etwas davon, daß er [illegible] halben Tönen, wie bey h—c, e—f, ꝛc. die dazu nöthi[illegible] Finger näher an einander setzen muß, als bey ganzen [illegible]. Eben so haben wir von dem sogenannten Herunter[illegible] Hinaufstriche nichts finden können. S. 72 heißt es [illegible] „Daher ein Schüler sich mit ganzer und halber Appli[illegible] wohl bekannt machen muß;“ was man aber unter [illegible] freylich nicht schicklichen Kunstausdrücken versteht, [illegible]ernt der Schüler wenigstens aus diesem Handbuche nicht. [illegible] S. 67 in einem einzigen kurzen Paragraphen von dem [illegible] gesagt wird, ist nicht viel mehr, als gar nichts; wie [illegible] aus dem Buche selbst hiervon überzeugen kann. [illegible] Unterricht ist höchst unvollständig.

[illegible] haben wir den Verf. beschuldigt, daß gegen seine [illegible]stellung Manches einzuwenden sey. Dieß ist allerdings [illegible]all; denn er sagt Vieles nur sehr unbestimmt, und für

den Lernenden öfter ganz unverständlich. Beyspiele hiervon bieten sich uns in Menge dar; wir rücken jedoch nur einige zum Beweise ein. S. 16 „Unter der diatonischen (Ton-„folge) versteht man die Folge von sieben Tönen, z. B. „c, d, e, f, g, a, h.“ Da Herr K. hier nur schlechthin und ohne weitere Bestimmung schreibt: die Folge von sieben Tönen: so wäre demnach auch c, dis, e, f, ges, a, b, u. dergl. eine diatonische Tonfolge. — Ebend. „Unter „der enharmonischen glaubt man die Fortschreitung in Vier-„telstönen verstanden zu haben, und bestimmt sie so: cis „des, dis es, eis f, fis ges, gis as, ais b, his c, sie „kömmt jedoch nur zuweilen bey Verwechselungen der Ton-„arten vor.“ Schlechter und unbefriedigender für Anfänger kann man wohl schwerlich über die enharmonische Tonfolge schreiben. Auch klärt die darauf folgende Anmerkung wenig auf. S. 22: „Am bemerkbarsten wird uns dieses (Mitklin-„gen gewisser Töne) an (?) einem Kontraviolon, der, wenn „er angestrichen wird, und es stille ist, immer mehrere Tö-„ne, und zwar, Terz und Quinte mithören läßt: so wie auch „die in den Orgeln befindlichen Mixturpfeiffen, (?) Oktave „und Quinte zu gleicher Zeit mithören lassen. Und hierauf „gründet sich weiter unten die Verwandtschaft der „Töne.“ Das, was weiter unten davon folgt, steht S. 127 f., und heißt: „Die Ausweichungen der verschiedenen „Tonarten in einander (?) gründen sich auf die ersten Re-„geln des Generalbasses, und auf die nähere Verwandtschaft, „in welcher gewisse Töne schon an sich mit einander stehen. „Die Durtöne gründen sich von Seiten ihrer Ausweichun-„gen auf ein andres Verhältniß, als die der Molltöne, da „sie schon in ihren Tonfolgen unterschieden sind. Jeder Dur-„ton weicht in die Sekunde, Terz, Quarte, Quinte und „Sexte aus; nicht aber in die Septime.“ Welcher Lernende wird wohl verstehen, was der Verf. in diesen beyden Stellen von der Verwandtschaft der Töne hat sagen und folgern wollen? — S. 26 „Gewöhnlich macht man den An-„fang mit solchen Subjekten, die sich zu künftigen Schulleh-„rern bilden wollen, im Singen, und gewiß, es hat diese „Methode (?) sehr viel Gutes; obgleich für Lehrer und Ler-„nende auch viel Mühsames. Denn (?) da jeder (?) „Mensch eine solche Organisation seiner Kehle mit auf die „Welt bringt, daß er eben so gut, als er nach und nach re-„den, und mit seinen Worten diejenigen Begriffe, die damit

n verbunden sind, wenn gleich Anfangs nur noch mangel-
haft; verbinden lernt, daß er eben so gut Töne nachsingt,
und oft gehörte Melodieen ohne Kenntniß der oben erwähn-
ten Töne, mitsingt: so hat man, wo die Natur nicht ganz
ihre Gabe versagt hat, doch schon Etwas, wodurch man
sich die Sache erleichtern kann, u. s. w." Dieß ist doch ge-
wiß nicht kurz, klar und bündig gesagt. — Eben so steht
S. 32 Vieles für den Lernenden, und selbst für manchen Leh-
rer nicht Verständliches. Hier nur Etwas davon. „Man
lasse (bey dem Singen) eine jede aus mehreren Theilen
bestehende Note gehörig in ihre Theile einheilen; z. B. gan-
ze Takte in vier Viertel oder acht Achtel, u. s. w." Wie
man aber dieß anzufangen habe, das hätte billig erklärt wer-
den sollen. — S. 56. 2) „Sind dazu (zum Vortrage)
gewisse Manieren, zur rechten Zeit und nicht zu häufig an-
gebracht, sehr beförderlich, ja nothwendig." Welche Ma-
nieren soll man aber anbringen? und wenn ist dazu die rechte
Zeit? In einem Buche von dieser Art hätte so Etwas ge-
nau bestimmt, oder lieber gar nicht erwähnt werden müs-
sen. — Sehr unbefriedigend ist auch die Lehre von dem
Vorschlage (S. 57) ausgefallen. Alles, was der Ler-
nende davon erfährt, besteht in folgenden Zeilen. „Der
„Vorschlag oder Vorhalt, welcher darin besteht, daß man
„auf die folgende Note noch einen Theil der vorigen (??)
„mit überträgt." (Hier folgt ein einziges, aber nicht erklär-
tes Beyspiel.) „Er ist jedoch von verschiedner Art. Ent-
„weder er benimmt der Note, bey (?) welcher er steht, die
„Hälfte von ihrem Werth (!), und wird so abgefertigt, wie
„er da steht; oder er wird, bey schon an sich schnellen Noten,
„oder auch bey ungleichen Theilen (?) schnell abgefertigt,
„(nicht erklärte Beyspiele —) wo alsdenn nur so lange dar-
„auf gehalten wird, als der Vorhalt anzeigt, und der fol-
„genden Note am Werth abgeht." Wem kann wohl mit ei-
nem solchen mangelhaften und undeutlichen Unterrichte ge-
dient seyn? S. 70. §. 3: „Die Applikatur (auf der Vi-
„oline) geschieht durch das Aufsetzen der Finger, indem jedes-
„mal die Saite um so viel höher wird, als man ihr von ih-
„rer ursprünglichen Ausdehnung benimmt." Der erstern
ganz eigenen Ausdrücke dieser Erklärung nicht zu gedenken,
fragen wir bloß, ob durch das Aufsetzen der Finger einer
Saite Etwas von ihrer ursprünglichen Ausdehnung benom-
men wird? Von ihrer Länge sollten wir meinen. — S.

71. 3) „Kann man sonst diejenigen Töne, die mit einem „Ton auf der bloßen Saite durch ein Zugzeichen in Ver„bindung stehen, nicht gehörig abfertigen." Ein Zugzeichen dürfte wohl Mancher nicht kennen. — S. 72. §. 4. „Was das (nicht erklärte) Uebersetzen anlangt: so beruht „dieses theils auf der Tonart, in welcher das Stück gesetz „(gesetzt) ist, theils auf dem Umfang (?) der Höhe, der „hier erreicht werden soll." Wie unbestimmt und unbefriedigend ist dieß! — Jedoch wir brechen hier ab — ob wir gleich kaum die Hälfte der angestrichenen Stellen kritisch beleuchtet haben — und bemerken nur noch, daß sich der Verf. mit unter auch Provinzialismen und — gelinde gesagt — nicht gut gewählte Ausdrücke erlaubt hat; z. B. Weiberhaken; (S. 43) ein Recitativ mit Extrapost absingen; (S. 49) mit einem solchen Firlefanz und Hausen auf den Instrumenten; (S. 50) die Lage geschieht bald in der Septime u. s. w.; (S. 96) im Fall aber ein Tonstück mit einem schnellen Tempo versehen ist; (S. 97) alle diese Tonarten durchzupassiren.; (S. 134) u. v. m. Das Wort Rhythmus steht überall (z. B. in der Inhaltsanzeige; ferner S. 55, 134, 145, 146) ohne das erstere h, nämlich so: Rythmus. — Die S. 151 f. eingerückten Kunstwörter *Brillanto*, *Pathetico*, *Pesanto etc.* wollen wir gern für nicht angezeigte Druckfehler gelten lassen. — Uebrigens halten wir uns davon überzeugt, daß Herr Kirchner, welchem an der Vervollkommnung dieses Handbuches gelegen seyn muß, unsre Erinnerungen mit Dank annehmen, und sie bey einer neuen Bearbeitung desselben möglichst benutzen werde.

Pa.

Naturlehre und Naturgeschichte.

Kurze Anleitung, auf welche Art Blitzableiter an den Gebäuden anzubringen sind. Berlin, in der Real - Schul - Buchhandlung. 1802. Zweyte vermehrte Auflage. Mit 3 illuminirten Kupfertafeln. $2\frac{1}{2}$ Bog. gr. 8.

Der

er schnelle Absatz der ersten Auflage dieser auf Veranlas-
g des Königl. preußischen General-Ober-Finanz-Kriegs-
d Domainen-Directoriums, zum Behuf des Bau-Offi-
anten entworfenen Schrift, ist ein sicherer Beweis für ih-
 Brauchbarkeit, und es ist zu erwarten, daß es dieser
eyten Auflage, wegen der erhaltenen Zusätze, um so weni-
 an guter Aufnahme fehlen werde. Es wäre zu wünschen,
ß sie auch recht vielen auswärtigen Bau-Officianten in
Hände fiele, da sie Jedem, auch dem ganz Unkundigen,
sich von dieser heilsamen Anstalt unterrichten will, wegen
 faßlichen Vortrags und der saubern Kupfertafeln, seine
ünsche auf das Vollkommenste erfüllen wird.

ber meine Beobachtungen der atmosphärischen Elektricität, nebst einigen daraus gezogenen Resultaten, von *A. T. von Gersdorff*. Görlitz, bey Anton. 1802. 13½ Bog. gr. 4. Mit 15 Kupfertafeln. 1 Rthl. 12 gr.

iese Schrift, die eigentlich ein Auszug aus den Tagebü-
ern der seit mehrern Jahren von dem Verf. gemachten,
d darin ausführlich beschriebenen Beobachtungen der at-
sphärischen Elektricität, und den daraus abgeleiteten Re-
taten seyn soll, ist, wie der Verf. selbst sagt, ein erster
ch unvollkommener Versuch, den er bey einer Beurtheilung
t Schonung behandelt wissen will. So gern und willig
r dem Verf. wegen seiner unverkennbaren Liebe für diese
rt von Forschung, wegen des in dieser Absicht gemachten
trächtlichen Aufwands, und wegen seiner Thätigkeit das
dienteste Lob wiederfahren lassen: so müssen wir doch auf-
chtig bekennen, daß eine beträchtliche Anzahl Resultate da-
urch, daß sie, selbst nach des Verf. Geständniß, aus zu
nseitigen, das heißt, ohne Beyhülfe anderer meteorologischer
erkzeuge, angestellten Beobachtungen gezogen sind, bey Er-
angelung genugsamer Bestimmtheit, zu Erweiterungen
nsrer Kenntnisse in diesem Fache, wenig beytragen können.
dessen wollen wir den Bemühungen des Verf. ihren Werth
on einer andern Seite gar nicht absprechen. Wer in der
rt und Weise, die Luft-Elektricität sowohl mittelst eines

 Drachen

Drachen als der Auffang-Stange zu erforschen, sich unterrichten, und von den dazu gehörigen Geräthschaften, und den damit anzustellenden Versuchen, die nöthige Kenntniß erwerben will, wird hier, durch Beyhülfe der sehr verständlichen Kupfertafeln, gewiß seine volle Befriedigung finden.

Immerwährender gemeinnütziger Witterungs-Kalender, von Johann Paul Friedrich, Prediger zu Kamin im Mecklenburgischen. Schwerin und Wismar, bey Bödner, 1802. 8. 12 gr.

Der Verf. hat die bekannten Witterungs- oder sogenannten Bauern-Regeln, theils nach den Monaten, auf deren Tage sie treffen, theils in alphabetischer Ordnung nach den Hauptgegenständen, auf die sie sich beziehen, in der Absicht zusammengetragen, um dadurch seinem Mitmenschen nützlich zu werden, das Wohlthätige in der Natur zu zeigen, aus der gegenwärtigen Witterung und sonstigen Phänomenen zum voraus einen vortheilhaften Schluß auf die kommende machen zu können, und endlich jedem wißbegierigen Freunde der Natur eine Freude zu verschaffen. — So wenig wir auch gegen die Absicht des Verf. Etwas einzuwenden haben; so glauben wir doch, seine Bemühung würde ungleich verdienstlicher gewesen seyn, wenn er die bekannten Witterungs-Regeln zu dem Ende gesammelt hätte, um diejenigen, die allenfalls einen vernünftigen Grund haben, oder auch nur zu haben scheinen, so viel möglich zu berichtigen; dagegen aber die große Anzahl derer, die auf ganz offenbarem Aberglauben, oder auf ganz unläugbaren Widersprüchen beruhen, endlich einmal aus dem Umlaufe zu bringen. Wenn wir auch dem Verf. zugeben wollen, daß wie, seiner Meinung nach, jeder gesittete Mensch, wenn er irgendwo einsprechen will, zuvor bescheiden anklopft, und nicht mit der Thüre ins Haus fällt, also auch die gute Mutter Natur ihren lieben Kindern vorher verkündigt, wenn sie Etwas mit ihnen abzuthun hat: so können wir ihm doch nicht einräumen, daß wir die Sprache der Natur, theils wegen ihrer sehr zweydeutigen Ausdrücke, theils auch wegen ihrer öfters sehr leisen Aussprache, schon jetzt so vollkommen verstehen, und so deutlich vernehmen,

n, um von ihrer Wahlmeinung den richtigen Gebrauch
machen. Der Verf. spricht freylich an vielen Orten wie
mann, der eine ihm nicht ganz verständliche Sprache ver-
mischt; aber Vieles wird denn doch auch bestimmt genug
agt. Was kann eine Regel wie diese: Ruft der Kuckuck
ch Jakobi, so steigt der Kornpreis, bey dem gemei-
n Manne nicht für üble Folgen haben, zumal als Lehre
s dem Munde eines Predigers gesprochen!

Eh.

A. J. G. C. Batsch Grundzüge der Naturge-
schichte des Thierreichs. Weimar, im Industrie-
Komtoir. Erster Theil, erste und zweyte Ab-
theilung. 1801.

Desselben Grundzüge der Naturgeschichte des
Gewächsreichs. Erster Theil, erste und zweyte
Abtheilung. Ebendaselbst. 1801.

Desselben Grundzüge der Naturgeschichte des Mi-
neralreichs. Erster Theil, erste und zweyte Ab-
theilung. Ebendaselbst. 1801.

Tafeln der allgemeinen Naturgeschichte, heraus-
gegeben von F. J. Bertuch. Thierreich. Zwey
Hefte. 16 Tafeln. Gewächsreich. Zwey Hefte.
16 Tafeln. Mineralreich. Zwey Hefte. 10 Ta-
feln. Ebendaselbst. 1801. 1802. 4.

In der Einleitung zu den Tafeln für das Mineralreich findet
man den Plan entwickelt, nach welchem diese Lehrbücher so-
wohl, als die Tafeln eingerichtet sind. Die Verf. haben sie
weder für die ersten Anfänger, noch für gelehrte Naturfor-
scher bestimmt; sondern für Lehrer auf Gymnasien und Schul-
seminarien, oder auch für ungelehrte Liebhaber. Die Tafeln
sind mit Rücksicht auf die Lehrbücher gemacht; ob sie sich gleich
nicht gerade zu darauf beziehen. Wir wollen von den Tafeln

 zuerst

zuerst reden. Vor jedem Hefte findet sich eine Enumeration der Arten, und am Ende desselben eine synoptische Uebersicht zum Erkennen derselben. Auf jeder Tafel sind mehr Figuren im Ganzen sehr sauber und kenntlich dargestellt, auch ist eine gute Auswahl unter den abzubildenden Naturkörpern getroffen. Am meisten hat die Kunst bey der Abbildung der Mineralkörper geleistet; aber es ist doch nicht möglich gewesen, Kalkspate, Schaumerde, u. dergl. kenntlich darzustellen. Das zweyte Heft des Gewächsreiches ist besser als das erste, wo zuweilen charakteristische kleine Theile, z. B. die bracteae an Ribes, die Staubwege an den Arten von Spiraea, Crataegus, u. dergl. undeutlich ausgedrückt sind. Die Thiere hat man nach den besten Abbildungen, mit wenigen Ausnahmen, kopirt. Ungemein würde die synoptische Tabelle am Ende eines jeden Heftes das Aufsuchen der Naturkörper erleichtern, wäre sie nach der Natur, und nicht nach den bekannten, oft sehr unzureichenden Kennzeichen gemacht. Doch bescheidet sich Rec. gern, daß eine solche Forderung für ein Werk nach diesem Plane, zu strenge ist.

Durch den frühzeitigen Tod des Prof. Batsch, sind die Lehrbücher bald nach ihrem Anfange unterbrochen werden. Sie verdienen ebenfalls den Beyfall der Naturforscher, und sind ihrem Zwecke ganz angemessen. Nur wird der Verf. durch das Bestreben, die natürlichen Verbindungen von allen Seiten darzustellen, oft ermüdend und eintönig. Es bedarf nur einer Anleitung, und der Leser wird die natürlichen Verknüpfungen leicht selbst finden, ohne daß sie ihm, wie hier, unaufhörlich vorgerechnet werden. Auch findet man keine Spur von irgend einer Bemühung, diese Mannichfaltigkeit der Uebergänge auf Gesetze zu bringen, wodurch dieser Theil der Naturbeschreibung erst Werth erhalten würde.

Nr. 2. ist unstreitig am sorgfältigsten ausgearbeitet; auch war Botanik des Verf. Lieblingsstudium. Die Uebergänge und Verwandtschaft sind hier oft mit Geist und Scharfsinn angegeben, man trifft auf glückliche Gedanken-Verbindungen, welche neue Aussichten für die Wissenschaft darbieten. Aber Anatomie und Physiologie sind desto mehr manchen Erinnerungen ausgesetzt. Die wichtigen Bemerkungen von Hedwig über das Füllen der Spiralgefäße werden kurz abgefertigt, und noch immer schlauchförmige Gefäße angeführt,

lehre, welche nirgends vorhanden sind. Ueber die Krankheiten der Pflanzen, über ihre Vermehrung durch Pfropfen und Inoculiren, über das Keimen der Saamen ist der Verf. nicht ausführlich genug. Eine ausführliche Literatur erwarte man in Werken dieser Art nicht; aber eine pedantische Vermeidung derselben, die so weit gehet, daß der Verf. fast nie andere Schriftsteller anführt, wohl gar ihrer gedenkt, ohne sie ausdrücklich zu nennen, raubt ihnen das Interesse, welches Jedermann an den Fortschritten des menschlichen Geistes nimmt. Ueber des Verf. natürliche Methode läßt sich hier nicht urtheilen, weil der Verf. nur den Anfang geben konnte. Auch ist ein eigenes Werk darüber von ihm erschienen. Nr. 1. ist nicht so ausführlich als Nr. 2, auch merkt man, daß der Verf. die Uebergänge hier lange nicht so sehr studiert hat, als im Gewächsreiche. Manche Kapitel, z. B. über die organischen Körper überhaupt, die Vergleichung der Pflanzen mit den Thieren, werden bis auf einzelne Ausdrücke, hier wiederholt. Der Unterschied zwischen dem innern und äußern Leben der Thiere scheint Rec. sehr unbestimmt, und zur Eintheilung unbequem. Was von Lebenskräften u. s. w. gesagt ist, macht mit dem jetzigen Zustande der Wissenschaft nicht bekannt. Die Eintheilung der Säugthiere beruht zum Theil auf schwankenden Kennzeichen, wie das Profil des Kopfes bey der Trennung der Gazellen von den fingerartigen Thieren.

Nr. 3. hat Rec. wie Alles, was der Verf. über Mineralogie schrieb, am wenigsten befriedigt. Seine sogenannte natürliche, eigentlich willkührliche Ordnung, entfernte ihn hier vorzüglich von der Befolgung fester Grundsätze; die Lehren von den äußerlichen Kennzeichen, so wie vom Vorkommen der Fossilien, werden sehr oberflächlich behandelt. Indessen können doch die Ansichten des Verf. den Nutzen haben, die Einseitigkeit des Wernerschen Systems kennen zu lehren. Ueberhaupt genommen, ist Herr Bertuch in der Wahl des Verf. für diese Schriften sehr glücklich gewesen; denn es giebt wenige Naturforscher, welche eine so ausgebreitete Kenntniß und Belesenheit in allen Theilen der Naturgeschichte haben, als sie Herr Batsch besaß. Nur könnte man der Schreibart mehr Lebhaftigkeit und Gewandheit wünschen; sie ist nicht selten steif und einförmig.

Qm.

Anleitung, die Witterung nach meteorologischen Grundsätzen sechs Monate voraus wahrscheinlich zuverlässig zu bestimmen, für solche, die nicht Physiker sind; von F. E. A. Mitsching. Görlitz, bey Burghart. 1802. 9 Bog. 4. Mit 2 Kupfertafeln. 12 gr.

Der Verf. will durch vielfältige Untersuchungen und genaue Prüfung der bekannten Systeme in diesem Fache, endlich dahin gekommen seyn, nach meteorologischen Grundsätzen die Witterung mit wahrscheinlicher Zuverlässigkeit zu bestimmen. Für Physiker von Profession sollen diese Blätter nicht seyn, denen sie nichts Neues sagen, (auch nicht die Wissenschaft die Witterung zu bestimmen?) sondern für Landgeistliche und solche Personen, deren Beruf, Lokal, Stand, u. s. w. sie zu dergleichen Beobachtungen ganz besonders begünstigt. Der Raum gestattet nicht anzuzeigen, wie der Verf. beobachtet, worin seine Grundsätze bestehen, und wie er daraus folgert; damit aber diejenigen, denen es um diese Witterungskunde zu thun ist, nicht leer ausgehen, wollen wir sie doch wenigstens mit dem Hauptinhalte dieser Schrift bekannt machen. Erster Abschnitt. Gründliche Anweisung zur Meteorologie. Hier wird gelehrt, was Meteorologie sey: wie man den jedesmaligen Zustand der Witterung nach meteorologischen Grundsätzen bestimmen soll: wie die Beobachtungen gemacht, und ihre Folgerungen gründlich werden. Ausführliche Nachricht von den meteorologischen Werkzeugen. Zweyter Abschnitt. Kurze, aber deutliche Anleitung, die Witterung nach meteorologischen Grundsätzen sechs Monate voraus, mit wahrscheinlicher Gewißheit (!) zu bestimmen. Hier werden die Fragen beantwortet: 1) wenn? wie? die Beobachtungen zu diesem Behufe gemacht werden müssen; (die Tag- und Nacht-Gleichen sollen die eigentlichen Perioden hierzu seyn). 2) Wie das Prognostikon aus den gemachten Beobachtungen gefolgert werde, (hierzu wird der Schlüssel in einer Tabelle gegeben,) mit dem Nachsatze, daß freylich unzählige Fälle eintreten, bey denen man sich nicht bestimmt zu rathen weiß; die aber Entfernung und aufmerksame Beobachtungen noch aufklären werden. Dieses Geschäffte zu beendigen, bleibt also denen überlassen, deren Beruf,

... u. s. w. Er kann ganz ...
... nur müssen sie bey dieser Forschung ... es nicht ver-
... lassen, wenn sie das Schicksal des ... trifft, den
... oder einigen seiner zu voreilig ...
..., als unter weiblich gemachten worden ist.

Sb.

Volta's Schriften über Elektricität und Galvanismus, übersetzt von Dr. *J. C. Nasse*. Halle, bey Schimmelpfenning und Komp. 1803. *Erster Theil*. 267 Seit. 8.

... ist ein verdienstliches Unternehmen, die zerstreuten Schriften eines Mannes, durch den die Lehre von der Elektricität außerordentliche Zusätze erhalten hat, zu sammlen und von neuem zu übersehen. Man findet hier 1) Bemerkungen über die Kapacität der elektrischen Leiter und über das Phänomen, daß ein einfacher Leiter einen erschütternden Schlag zu geben im Stande ist, der dem Schlage aus einer Leidner Flasche völlig gleich kommt. Aus den Opuscoli scelti sulle scienze et sulle ... Milano. 1778. T. I. P. 4. et 5. 2) Abhandlung über die großen Vorzüge einer unvollkommenen Isolirung. Aus dem Journal de Physique. T. 22. et ... Der Inhalt beyder Abhandlungen hat zwar schon lange den Reiz der Neuheit verloren; man liest sie aber in dieser ... Uebersetzung gern noch einmal.

Om.

Versuch kritischer Nachträge und Supplemente zur ...ischen Beschreibung älterer und neuerer Barometer und anderer meteorologischer Werkzeuge, von Fr. Wilhelm Voigt, Mechanikus in Jena. Leipzig, bey Crusius. 1802. 1 Alphab. 4 Bog. nebst 7 Kupfertafeln. 2 Rg. 12 K.

So sehr der Rec. dem Verf. den Namen, die Ehre und den Ruhm eines Künstlers gönnt, und so sehr er dessen Kenntnisse und das nicht gemeine Bestreben sie zu erweitern, anerkennt und schätzt: so hat er sich doch des Wunsches nicht enthalten können, und vielleicht viele Leser mit ihm, daß der Verf. in dem Vorberichte, und hier und da in der Schrift selbst, mit weniger Anmaaßung von sich gesprochen, und auch das Hoc age, mehr vor Augen gehabt hätte. Wozu dient der ganze Kram von Meteorologie, Eudiometrie, Hygrometrie, Zersetzung der Atmosphäre, u. s. w. bis zur Axendrehung der Planeten, wo bloß von zweckmäßiger mechanischer Einrichtung eines einzigen meteorologischen Werkzeugs, des Barometers, und dessen richtiger Beurtheilung die Rede seyn soll, und von nichts weiter? Die Schrift ist in vier Abschnitte getheilt, wovon jeder mehrere Kapitel enthält. Aus Mangel an Raum führen wir nur die wichtigsten davon an. I. Abschn. Verhandlung nöthiger theoretischer und praktischer Vorkenntnisse; Grundsätze aller Beurtheilung der Instrumente. Begriff, Erfindung, Theorie der Barometer. Schwere der Luft, hydrostatische Phänomene, Einfluß der Kohäsionsgesetze, Niveau. II. Abschn. Verbesserungen der Barometer, die nach Luz erschienen sind. III. Abschn. Verbesserung der Reise-Barometer, die nach de Luc erschienen sind. IV. Abschn. Supplement zu Luzens Verhandlungen über meteorologische Beobachtungen und dazu dienlichen Werkzeugen. Die Leser werden eine Anzeige und Beurtheilung aller, von dem Verf. angebrachten Verbesserungen hier nicht erwarten, da sie ohne die Kupfertafeln doch nicht verständlich gemacht werden können; aber versichert können sie seyn, daß wer sich von den Eigenschaften und den Erfordernissen eines Barometers unterrichten will, nicht unbefriedigt bleiben wird. Alles Uebrige, was die Schrift noch enthält, müssen wir, als zur Hauptsache nicht gehörig, übergehen.

Eh.

Abbildungen der Wanzen mit Beschreibungen von Johann Friedrich Wolff, der A. W. Doktor. Tab. IX — XII. Erlangen, bey Palm. 1802. 5½ Bog. 4. 1 Rh. 16 gr.

Die in diesem Hefte mit gleicher Sorgfalt abgebildete und beschriebene Wanzen, sind nach den illuminirten Kupfern die folgende:

Tab. IX. *Acanthia corticalis* F. (Sollte nicht diese die A. [illegible], depressa und planata F. einerley seyn? Rec. hat noch eine andere, welche in allem der A. corticalis gleicht, zugleich aber auch maculam albidam utrinque apicis horrida, auch pedes pallidos fusco-annulatos, oder wenn man die braunschwarze Farbe zum Grunde legt, pedes fuscos albido-annulatos, und so gezeichnet der A. depressa gleichet; allein noch über dieses einen breiten weißlichen Ring vorn an dem dritten Fühlhornglied hat.) *Ac. crassipes* und *erosa* F. (Rec. würde diese mit einigen andern wegen ihrer vordern Fangfüße, und daß das Fußblatt nur eingliedrich ist, zugleich nur einen 3 gliedrichten Saugrüssel, und [illegible] gestaltete Fühlhörner haben, zu einem neuen genus erheben, und nach Nepa folgen lassen.) *A. sylvestris* F. *Cimex signatus*, *Nigellae*, *Fabricii*, *Pedemontanus*, *albo-lineatus* und *Vahlii* F. (C. albo-lineatus des Verf. ist wirklich eine andere als des Fabricii und Stolls f. 156 [illegible]; denn Fabricius bezeichnet seine also genannte Wanze thorace subspinoso; die des Verf. hat aber einen starken Dorn, und thorax und scutellum sind auch anders gezeichnet.)

Tab. X. *Cimex Galii*, *nitiduloides*, *cinnamomeus* und *Lynx*, alle viere neu. C. *sphacelatus* F. (In der Abbildung sieht man auf dem Brustschild 3 hellgelben Punkte, wie auf dem Schildchen: der erstern gedenkt der Verf. in der Beschreibung nicht, und Fabricius schweigt von diesen Punkten überhaupt.) C. *umbraculatus*. (Diese mit Recht zu Cimex gerechnete Art soll, nach den Verf. Acanthia umbraculata F. seyn. Rec. kann sich aber kaum vorstellen, daß Fabricius dieses Insekt zu Acanthia sollte gezogen haben; obgleich auch Panzer bey der nämlichen Wanze

den

[illegible] diese Würde Herrn C. [illegible] ertheilt, nachdem er: de utilitate explorationis obstetriciae in curandis mulierum morbis, disputiret hatte.

Am 18ten Junius erhielt Herr G. Runde dieselbe Würde. Seine Disputation handelt: de crisibus.

Am 29sten Junius vertheidigte Herr D. [illegible] seine Dissertation: de jure singulari foeminae intercedentis, und erhielt die Würde eines Doktors der Rechte.

Am 20sten Julius erhielt Herr C. A. S. Schrader dieselbe Würde, nachdem er über Theses disputirt hatte.

Das, zur Ankündigung des am 4ten Junius vertheilten [illegible]ten homiletischen Preises, vom Herrn K. Rath Ammon geschriebene Programm handelt: vom Gesetze der Wahrheit als höchstem Moralprincip. 2½ Bog. 4.

Am 23sten Julius erhielten die Herren J. C. [illegible]dorff und [illegible] privatim die medicinische Doctorwürde. Des letzteren Dissertation handelt: de relationibus [illegible] cum medicina, generaliter consideratis.

Am 25sten Julius ward Herr C. E. [illegible], abwesend zum Doktor der Medicin kreirt.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Drey und achtzigsten Bandes Zweytes Stück.

Siebentes Heft.

Musik.

Handbuch zur Harmonielehre und für den Generalbaß, nach den Grundsätzen der Mannheimer Tonschule, vom Abt Vogler. Zum Behuf der öffentlichen Vorlesungen im Orchestrions-Saale auf der K. K. Karl-Ferdinandeischen Universität zu Prag. Prag, in Kommission bey Barth. 1802. Ohne die Vorrede und Kupfertafeln 142 Seiten 8.

Der Recensent befindet sich bey der Anzeige des vorliegenden Handbuchs in nicht geringer Verlegenheit, da er des Hrn. Abts V. etwas heftige Art zu streiten kennt, und sich daher nicht gern auf einen Federkrieg mit demselben einlassen möchte; es aber doch auch für unerläßliche Pflicht hält, der Wahrheit nichts zu vergeben, und dasjenige, was nach seiner Ueberzeugung besser seyn könnte, oder Tadel verdient, nicht verschweigen zu dürfen. In dieser letztern Rücksicht wird der Rec. über die vorliegende Schrift ohne Zurückhaltung seine Meinung sagen; gesetzt auch, es gienge ihm deßhalb eben so, wie verschiedenen andern Recensenten, welchen der Verf. in der Vorrede zu diesem Handbuche (S. XXVI.) Schach gegeben zu haben glaubt. — Fern sey es übrigens von uns, dem Hrn. Abt V. alle Verdienste um die Musik und um die Studirenden derselben absprechen zu wollen; vielmehr erklä-

ren wir mit völliger Ueberzeugung, daß er, unsers Erachtens, zu den einsichtsvollsten und scharfsinnigsten jetzt lebenden Theoretikern gehört, und durch seine Schriften unstreitig vielen Nutzen gestiftet hat. Allein nur Schade, daß er dabey einen fast unglaublichen Egoismus besitzt, und daher auch fernerhin wohl schwerlich irgend eine Kritik seiner Lehrsätze ꝛc. für gegründet anerkennen dürfte; sondern sich für unfehlbar zu halten scheint. Beweise hiervon sollen weiter unten folgen; denn, um unser Urtheil zu rechtfertigen, und wo möglich einigen von Hrn. Vs. bisherigen blinden Verehrern die Augen, wenigstens einigermaßen, zu öffnen, werden wir etwas genauer in das Detail gehen müssen. Vorher zeigen wir noch den Inhalt dieses, zu öffentlichen Vorlesungen bestimmten, Handbuches an, worin wir unter andern den physischen Theil der Musik ungern vermißten. —

Es enthält, außer einer verhältnißmäßig sehr langen Vorrede, (S. I—XXVI.) eine weitläuftige Einleitung, sieben Kapitel und einen Anhang. Die Einleitung liefert, nach S. XXIII. der Vorrede: 1) eine gründliche Wortforschung in alphabetischer Ordnung, um die Begriffe festzusetzen; 2) eine mathematische Untersuchung, um auf dem Tonmaaße, wo die feinsten und abstraktesten Verhältnisse gehört, gesehen und gegriffen werden können, den Urstof der Harmonabilität (?) zu ergründen; 3) eine allgemeine und scharfe Uebersicht vom Inhalte der Kapitel und der kupfergestochenen (?) Notenbeyspiele, um alle mögliche Ableitungen der Töne und ihre Bezifferungen, ꝛc. kurz, um die musikalische Metaphysik aufzufassen. — Die sieben Kapitel haben folgende Ueberschriften. Erstes Kapitel: Tonleitern und Tonarten; zweytes: Schlußfälle und Tonfolge; drittes: Tonverbindungen und Umwendungen; viertes: Wohl- und Uebelklänge, wesentliche und zufällige Töne; fünftes: Mehrdeutigkeit; sechstes: Karaktere (nach des Verf. Orthographie) der Harmonien und Ausweichungen; siebentes: Stimmäßigung. Der Anhang ist überschrieben: Abhandlung vom Generalbasse. Es wird darin untersucht: 1) Was ist Generalbaß? Was heißt Generalbassist? 2) Was ist für ein Unterschied zwischen dem Kompositeur selbst, und dem Generalbassisten? 3) Wie entstand die Generalbaßschule, und was war die Veranlassung dazu? 4) Wie war die bisherige Generalbaßlehre beschaffen? 5) Worin besteht die neue Generalbaßlehre? — Zuerst heben

wir

her einige Beyspiele von dem Egoismus des Verfassers aus; sodann aber wollen wir den Inhalt dieses Handbuches durchgehen, und verschiedene Erinnerungen gegen die darin aufgestellten Lehrsätze und Behauptungen beybringen.

Sogleich in der Vorrede giebt Hr. V. mehrere auffallende Beweise von seinem Egoismus. Hier nur einige davon. S. III. „Um zwischen beyden streitenden Partheyen den Theoretikern und Praktikern, wie es nach dem Vorhergehenden scheint,) Harmonie zu stiften, wagte ich es, im Jahre 1776. in Mannheim ein neues Tonsystem (gegen das Beywort neues wäre freylich noch manches einzuwenden, was wir aber unterlassen!) zu schreiben, eine öffentliche Lehrkanzel zu errichten, und die Musik wissenschaftlich zu behandeln.“ War sie denn vorher noch nie wissenschaftlich behandelt worden? oder was versteht Hr. V. unter diesem Ausdrucke? „Ich gieng, heißt es ferner, von mathematischen Grundsätzen aus, (das thaten vorher Mehrere!) reduzirte alle in die Harmonie einschlagende Materialien auf ein Gesetzbuch von wenigen Rubriken, die kaum eine Oktavseite füllen.“ In der That, ein nicht geringes Verdienst, alle in die Harmonie einschlagende Materialien in ein Gesetzbuch, das kaum eine Oktavseite füllt, gebracht zu haben! Ob aber dieses sehr kurze Gesetzbuch bey Manchem nicht einen ziemlich langen Commentar erfodert hätte, ist eine andere Frage. „Ich lehrte, fährt Hr. V. fort, die musikalische Redekunst, und gab Aufschluß über den ästhetischen (?) Eindruck, den die Musik auf uns macht.“ Schade, daß die Lehren des Verf. nicht bey allen seinen Schülern auf ein gutes Land gefallen sind! Nun erzählt Hr. V. in seinem egoistischen Tone, was er ferner für die Musik gethan habe; auch vergißt er dabey die Umschaffung der St. Marienorgel in Berlin nicht. Hierüber sind jedoch die Meinungen bekanntlich noch sehr getheilt; und es wäre wohl zu wünschen, daß das Publicum von unpartheyischen Sachverständigen zuverlässig erführe, wie die gedachte Umschaffung ausgefallen sey. Denn Hrn. Verfassers Zeugniß kann hierin natürlicher Weise nicht für gültig anerkannt werden, da es sehr verzeihlich ist, daß er, als Erfinder des Simplifications-Systems, vielleicht zu sehr dafür eingenommen seyn kann. S. VI. „Da das hochlöbl. k. k. Landesgubernium meinen Wünschen zu begegnen, und in dem altstädter Jesuiten-Kollegium (zu Prag) mir einen Saal

auf 10 Jahre zu bewilligen geruhet hat, der vermittelst einer in parabolischer Figur neu aufgeführten rc. akustischen (?) Mauer zu einem Brennspiegel (?) für die Schallstrahlen und Muster für alle (?) Konzertsäle umgeschaffen worden, wo ich meine rc. Orchestrion genannte Orgel aufsetzen, und diesen lauttönenden Beweis des Simplifikazions-Systems für den Orgelbau hören lassen, dann öffentliche Vorlesungen über die Tonwissenschaft halten werde, u. s. w." Wenn man gedruckten Nachrichten trauen darf: so ist jedoch der Versuch mit dem akustischen Saale, welcher ein Muster für alle Konzertsäle seyn sollte, und mit dem Orchestrion keinesweges so ausgefallen, wie man es nach dieser Versicherung hätte erwarten können. Wir verweisen unsere Leser deshalb auf die, noch nicht widerlegte, Nachricht in dem vierten Jahrgange der allg. musikalischen Zeitung S. 511, wo akustisch eingerichtet durch: mit Brettern verschlagen übersetzt; das Orchestrion aber kindisch, wie eine Leyer genannt wird. Wie die gehaltenen öffentlichen Vorlesungen aufgenommen worden sind, kann der ziemlich weit von Prag entfernte Rec. nicht wissen; gewiß ist es aber, daß Hr. V. sich gegenwärtig schon seit einiger Zeit in Wien befindet. — S. VIII. „Da wir bisher kein musikalisches Lehrgebäude, das den Namen eines Systems verdient, viel weniger ein Vorlesungsbuch vorzeigen konnten, das als ein autor classicus in den Tonschulen eingeführt werden dürfte: so fühlte ich das lebhafteste Bedürfniß, ein musikalisches Vorlesungsbuch zu besitzen, und den unwiderstehlichsten Drang, eines zu verfassen." In wie fern es seinem Zwecke entspricht, werden wir weiter unten zu zeigen suchen. Jetzt hören wir Hrn. V. noch. „In welchem musikalischen Buche aber — Schulbuch giebt es ohnehin keines! — findet man die Fächer der Tonwissenschaft gereihet; die Materialien bestimmt? Welche Tonlehre sämt von den Elementen an, sezt (setzt) Nichts voraus, erschafft und faßt Alles auf, was in die Harmonie einschlägt, und liefert Beweise, warum es da ist, da seyn muß, und nicht anders seyn kann? Man lese meine sieben Kapitel, deren jedes an und für sich selbstständig, aus dem vorhergehenden richtig gefolgert an das nächste sich eng anschließt. Dann wird man eingestehen müssen, daß es VII Theses, sieben Hauptstücke sind, worüber der Kandidat befragt, woraus er geprüft werden könne, und daß diese sieben Hauptstücke Alles erschöpfen, was sich nur immer von Harmonie sagen läßt." Wenn es

auch damit seine völlige Richtigkeit haben sollte, welches wir jedoch nicht ganz unbedingt zugeben würden: so ist doch dieß gewiß nicht die Sprache eines bescheidenen Mannes; sondern eines ziemlichen Egoisten. S. IX. „Findet man die Sprache, die ich jetzt führe, zu scharf oder gar zu hochtrabend, renomistisch (?): so muß man bedenken, daß ich als Professor auftrete, u. s. w." Das ist denn freylich etwas anders, und berechtigt allerdings zu einer solchen Sprache. S. X. „Kritiken, (?) Spöttereyen und Witzeleien (Witzelesen) können mir jetzt weniger furchtbar werden, da alles fade Zeug, was seit 25 Jahren wider mich und mein System ist geschrieben worden, nie einen Schatten von gründlicher Widerlegung enthielt, am Lehrgebäude an- und abprellte, und es desto mehr konsolidiren und verbreiten half." Wer könnte gegen diese facta etwas einwenden? — Unten in einer Note schreibt Hr. V.: „Aftergenien, denen ich ihre schmutzige Wäsche säubern mußte, (wie tief ließ sich hier der Hr. Abt herab!) die aber zur Dankbarkeit mich lächerlich machen wollten, unelegante Zeitungsschreiber, die einen französischen Charlatan den gallischen Vogler zu tituliren belieben, lasse ich bellen: mein Orchestrion überstimmt sie." Ja wohl! Verglichen mit der oben angeführten Nachricht aus Prag, wo es heißt: „Und trotz seines akustisch eingerichteten Saales, war es so schwach, daß man immer pst! rufen mußte, um nur einige Töne vernehmen zu können." S. X. fährt Hr. V. fort: „Ein neues System, das alle Vorurtheile vernichtet, alle Mißbräuche aufdeckt und ausmerzt, die Technologie berichtiget, u. s. w. kann vor einer Zeitfrist von 100 Jahren nie allgemein werden, &c. Sodann erst gewinnt der Autor, dessen Gebeine in der Erde schon lange morsch geworden sind, die Oberhand und sein System säulenartige (?) Festigkeit." Hier kann augenscheinlich nicht von einem neuen musikalischen Systeme die Rede seyn; denn wie könnte man davon schon die Erfahrung gemacht haben, da wir bisher, nach S. VIII. noch kein musikalisches Lehrgebäude hatten, das den Namen eines Systems verdiente, bis uns Hr. V. mit einem beschenkte! — Mehrere Beyspiele von dem auffallenden und fast unglaublichen Egoismus des Verf. werden hoffentlich zum Beweise unserer Behauptung nicht erforderlich seyn; sonst könnten wir noch ganze Seiten damit ausfüllen. Nur weiter unten dürfte es vielleicht nöthig werden, noch einige Beyspiele von dieser Art anzuführen. Nun fertigt Hr.

V. seine Recensenten ab, und zwar mit der ihm eigenen Bündigkeit. Da wir aber auf Ehre versichern können, daß wir nicht zu denjenigen Recensenten gehören, mit welchen er es zu thun hat: so brauchen wir uns auch nicht dagegen zu vertheidigen; sondern überlassen dieß denen, die es angeht. Nur einige Stellen heben wir aus, um unsern Lesern dadurch zu zeigen, wie bündig der Verf. seine Recensenten abfertigt, und ihnen Schach giebt. S. XVI. „Man läßt sich oft durch den Namen freye Künste dazu verführen, daß man sie regellos haben will; bey denjenigen, die weder Gefühl haben, noch Schule kennen, ist es nicht selten der Fall. Der Scharfrichter, der zu keiner Innung gehört, treibt auch eine freye Kunst; er besitzt den esprit tranchant, das scharfschneidende Recensenten-Genie." — Wie bündig, treffend und witzig zugleich! — An einem andern Orte sagt er: (heißt es S. XIX.) „Wer Voglers Art zu streiten kennt, wird sich mit ihm nie einlassen. Meine Art zu streiten ist die, zu beweisen; sonst streitet man für das Ich, und das Ich ist keine Wahrheit." Recht gut! sagen wir; nur wollen freylich Manche diese Art zu streiten bey Hrn. V. nicht immer bemerkt haben. — Sehr gefallen hat uns S. XX. flg. die Zurechtweisung eines gewissen N. N. Dieser hatte nehmlich geschrieben: „Die Belagerung von Jericho ist eben so wenig ein Stoff für die Musik, als wenn man das Hinauf- und Hinuntersteigen der Engel auf Jacobs Leiter, oder die sieben fetten und die sieben magern Kühe aus Pharaos Träume schildern wollte." Herr V. antwortet hierauf: „Daß ein Engel einem Patriarchen erschienen ist, glaube ich; daß er nie einem unharmonischen Flugblättler erscheinen wird, bin ich überzeugt. Wenn aber Aegyptens Erndte der Maaßstab Europäischer Kunstprodukte werden soll: so ist meine Traumdeutung gleich fertig. Die sieben fetten Kühe sind die Vogler'schen Orgel-Konzerte, und die sieben magern Kühe sind die unphilosophischen Bruchstücke des Hrn. N. N."

Die Einleitung enthält, nach S. XXIII., zuerst eine gründliche Wortforschung, und ist überschrieben: Terminologie in alphabetischer Ordnung. S. XXIV. erklärt sich der Verf. so darüber: „Die terminologische Auseinandersetzung verscheucht alle Zwistigkeiten, die mehr von Worten als von Meinungen herrühren." Wie gründlich aber diese Worterklärung ausgefallen sey, davon hier nur einige Beyspiele.

piele. S. 1. „Abhängige Melodien sind der Gegensatz von Choralmelodien, die unabhängig von aller Art Harmonie sind gedacht und vorgeschrieben worden. (Wären denn wirklich die Choralmelodien, folglich auch die neuern, von aller Art Harmonie unabhängig gedacht und vorgeschrieben worden? Dieß wird uns doch wohl Hr. V. nicht überreden wollen.) Ein moderner Kompositeur, der an die Masse von so vielen Klängen gewöhnt ist, kann sich nicht wohl eine Melodie denken, ohne sich zugleich den Baß und die ganze Begleitung vorzustellen. (Schwer mag dieß allerdings seyn; daß es aber gleichwohl auch in der neuern Musik möglich ist, Melodien und ganze Tonkünste ohne alle Begleitung zu schreiben, wo er sogar eine zweyte Stimme ohne Fehler ꝛc. nicht Statt finden, dieß beweisen unter andern 6 Sonaten für die Violine, und 6 andere für das Violoncell von J. S. Bach. Auch erinnert sich der Rec. eine neuere Sammlung Lieder im Volkstone für die Singstimme allein, wenn er nicht irrt, von J. F. Reichardt, gesehen zu haben.) „Die griechischen Chorale sind also unabhängige, die modernen Gesänge von der Harmonie abhängige Melodien." (Hier schränkt sich Hr. V. nur auf die griechischen Chorale ein; folglich hätte er oben auch nicht im Allgemeinen behaupten sollen, daß die Choralmelodien überhaupt von aller Art Harmonie unabhängig gedacht und vorgeschrieben worden wären.) Ferner heißt es S. 1. „Akkord nenne ich diejenigen Töne, die der Generalbassist mit der rechten Hand zum Baß (Basse) greift: toni qui *accordant* (?) *cum basso*. Das Wort Harmonie aber umfaßt das Ganze, den Baß sowohl, als die in Töne und Noten ausgesetzte Ziffer." Wenn dieß eine gründliche Worterklärung ist: so kann es wohl schwerlich eine ungründliche geben. Sind denn nur diejenigen Töne, die der Generalbassist mit der rechten Hand zum Basse greift, ein Accord? Wir wollen doch hoffen, daß die Töne g, h, d, f mit der linken Hand allein gegriffen, ebenfalls ein Accord seyn werden? Und warum wird hierbey gerade der Generalbassist genannt? Sonach wären ja die vier Töne c, e, g, c̄, von vier Singstimmen, oder auf Instrumenten hervorgebracht, kein Accord, weil sie nicht von dem Generalbassisten gegriffen werden. Wo dachte Hr. V. hin, als er diese gründlich seyn sollende Erklärung des Wortes Accord niederschrieb? — Ferner das schöne Latein: „Toni, qui accordant cum basso."

Was versteht hier die Verf. unter accordant? Consonirende oder dissonirende Töne? Vielleicht beyde zugleich. — Nun dann! — „Das Wort Harmonie aber umfaßt das Ganze, den Baß sowohl, etc.“ Gehört denn nicht auch zu einem Accorde der Baß? Dieß hat ja Hr. W. sogleich anfangs selbst zugestanden. Im entgegengesetzten Falle aber würden die beyden Töne e und g, mit der rechten Hand gegriffen, schon ein Accord seyn. Endlich: „den Baß sowohl, als die in Töne und Noten ausgesetzte Ziffer.“ Welch ein Sinn liegt in diesen Worten! Wer kann die Ziffer in Töne aussetzen? Und wie alsdann, wenn ein Accord, z. B. der Dreyklang, nicht beziffert ist? Nicht zu gedenken, daß sich Accord und Harmonie im Grunde wie ein Theil zum Ganzen gegen einander verhalten; denn unter Harmonie versteht man, genau genommen, eine Folge von Accorden, u. dgl. Es ist fast unglaublich, daß ein Mann, der so viel von seiner Gründlichkeit spricht; der öfter die ältere Terminologie verwirft; der die Recensenten, die ihm nicht unbedingt beystimmen, hart mitnimmt, u. s. w. eine so höchst elende Erklärung eines so leicht zu erklärenden Kunstwortes geben konnte. Beynahe sollte man glauben, es hätten sich in diese ungründliche Erklärung viele Druckfehler eingeschlichen. Aber in einem Handbuche, was zu öffentlichen Vorlesungen bestimmt ist, und wie wir, nach des Verf. eigener Behauptung, noch keines haben? Worin es S. 34. unter andern heißt: „Da in dieser Einleitung die Kunstworte (Kunstwörter) berichtiget worden sind?“ Kurz, wir wissen nicht, was wir zu dieser ganz mißlungenen Worterklärung sagen sollen, und befürchten schon im voraus, daß nunmehr Hr. W. auch uns, da wir es gewagt haben, seine Definition zu tadeln, Schach geben werde. — Ebendaselbst: „Anschlag ist im Harmonie-System das Zusammentreffen (?) der Uebelklänge mit Wohlklängen, die zweyte Instanz beym Gebrauche der Uebelklänge.“ Diese Definition finden wir zu enge gefaßt. Denn das Zusammentreffen der Uebelklänge mit Wohlklängen ist bey dem Anschlage nicht schlechterdings nothwendig, da bekanntlich ein Accord, besonders aber ein unvollständiger, im drey- und vierstimmigen Satze, auch aus lauter Dissonanzen gegen den Grundton, etc. bestehen kann, und öfter wirklich daraus besteht, obgleich Hr. W. Seite 86. anmerkt, daß wenigstens *ein* Wohlklang dabey seyn müsse. — S. 2. wird unter Auflösung auch gelehrt: „Will man einen oder mehrere Uebelklänge zur Harmonie brin-

igen: so muß jeder Uebelklang erst vorher als Wohlklang
gekommen seyn. Diese erste Instanz nennt man Vorbe-
tung." Und S. 86. „Die Vorbereitung besteht darin,
ß der Ton, der nachmals ein Uebelklang werden soll, als
Wohlklang eingeführt werde." Gleichwohl heißt es S.
: „Ein Uebelklang muß entweder durch einen Wohlklang
er einen andern weniger entfernten Uebelklang vorbereitet
rden." Und in der sogenannten Tonsetzkunst von unserm
erfasser steht S. 43. „Die Neunte kann von den drey
ohlklängen nicht nur allein; sondern auch von den Uebel-
ngen vorbereitet werden." Ferner S. 44. in ebenderselben
n Schrift: „Die Elfte kann nebst voriger Vorbereitung der
eunte, noch von der Neunte selbst vorbereitet werden."
So hat nun der Verf. recht? — S. 131. des vorliegenden
andbuchs schreibt er: „Seit 25 Jahren hat man das Vog-
'sche System (?) angefeindet, (dieß war mit andern Sy-
men — wenn sie auch nach S. VIII. diesen Namen nicht
rdienten — ebenfalls der Fall!) aber nie, auch da, wo ein
rämium von 100 Karolinen (im Choralsysteme steht S. 4.
gar ein Preis von 1000 Luisd'or!) darauf gesetzt war, ein
hlendes Material angeben, oder ein angegebenes wegstrei-
ien wollen, u. s. w." Wenn hier nicht in dem wollen
was steckt, und wenn dieser Preis auch von aufgefundenen
hlechten Worterklärungen und Widersprüchen gelten soll: so
öchten wir uns ihn wohl ausbitten. — Ferner schreibt Hr.
S. unter Auflösung: „Dann folgt die dritte und letzte In-
anz, wo die Uebelklänge immer eine Stufe unterwärts tre-
en; den einzigen Fall der Unterhaltungs- und verminderten
Siebenten — doch selten — ausgenommen." Daß alle
Dissonanzen, (folglich auch die übermäßige Quinte, None, rc.)
mmer eine Stufe unterwärts treten müssen, dieß möchten
ir wohl nicht unbedingt zugeben. „Die erste und dritte In-
anz (die Vorbereitung und Auflösung) fallen auf einen schwa-
hen, d. i. geraden Takttheil." Auch im Dreyviertel- und
Dreyachteltakte, worin die Dissonanzen bekanntlich am öfte-
ten auf dem Dritten, mithin auf einem ungeraden Takt-
heile vorbereitet werden? Oder was soll hier unter einem
geraden Takttheile zu verstehen seyn? — Beyläufig bemer-
en wir, daß es S. 3. heißt: Dissonanz, siehe Uebelklang,
und S. 10.: Uebelklang, siehe Auflösung. Unter Auf-
ösung aber findet man von den Uebelklängen keine weitere
Worterklärung, als diese: „Die Siebente, Neunte, Elfte

 und

und Dreyzehnte sind vier Ueberklänge." Sapienti sat! — S. 3. „Dreyklang ist eine dreytönige Einheit, die ursprünglich in jeder einzeln aufgespannten Saite oder erzitternden Pfeife existirt." Daß hier der Leser nicht erfährt, aus welchen Intervallen ein Dreyklang besteht, übergehen wir. Auch auf philosophische Spitzfindigkeiten über den Ausdruck: dreytönige Einheit, können und wollen wir uns hier nicht einlassen. Aber fragen müssen wir, ob die Töne H, d, f ein Dreyklang sind, oder nicht? Nach S. 40. §. 9. sind sie es allerdings. Da nun in einer aufgespannten Saite die kleine Terz, und die kleine oder verminderte Quinte — von Einigen die falsche genannt — nicht mit existiren: so können auch, der obigen Beschreibung zufolge, die genannten drey Töne, H, d, f, die S. 40. ein Dreyklang sind, kein Dreyklang seyn. — Ob aber in einer Saite, außer der großen oder vollkommenen Quinte und grossen Terz, nicht noch mehrere höhere Töne existiren, wie Einige behaupten, dieß erfordert eine Untersuchung, die hier zu vielen Raum einnehmen würde. Sehr gründlichen Unterricht darüber findet man in Hrn. E. F. F. Chladni's vortrefflicher Akustik. — Daß gegen die sogenannte gründliche Wortforschung — worin wir unter andern die Erklärung mancher von Hrn. V. gebrauchten Ausdrücke, z. B. Aliquottheile, Harmonabilität, Progression, Fußton, u. a. m. vermissen — doch noch vieles einzuwenden wäre, glauben wir nun schon hinlänglich gezeigt zu haben. Wir brechen daher hier ab, um auch über die noch übrigen abgehandelten Gegenstände einige Bemerkungen machen zu können. Ueberdieß fühlen wir uns auch nicht dazu berufen, alle schmutzige Wäsche des Verf. zu säubern, (S. X. der Vorrede,) sondern nur unsere Leser mit dem Werthe dieses Handbuches bekannt zu machen. Auf eine künftige Verbesserung desselben dürfen wir dabey ohnehin nicht rechnen, da dasjenige, was wir dagegen zu erinnern haben, nach Hrn. Verf. Ueberzeugung, wahrscheinlich ebenfalls auch nicht einmal einen Schatten von gründlicher Widerlegung enthalten wird. (S. X.)

Der zweyte Abschnitt der Einleitung hat die Ueberschrift: „Tonwissenschaftliche Untersuchungen auf dem mathematischen Eintheilungsinstrumente, dem Tonmaaße." Unläugbar ist dieser Abschnitt im Ganzen genommen ungleich besser gerathen, als der vorhergehende, und enthält mit unter viele

wirk-

lich gründliche Bemerkungen. Denn daß Hr. V. im ma-
atischen Fache der Musik einer unserer größten Theoreti-
und zugleich Selbstdenker sey, kann ihm, ohne Unbillig-
nicht abgesprochen werden. Wenn aber dieser Abschnitt
s kürzer ausgefallen ist, als es vielleicht Mancher wün-
dürfte: so muß man bedenken, daß der Verf. nur ein
dbuch schreiben wollte, wobey er S. XXIII. einen Leh-
der es erklärt, und beym Tonforscher eine gewisse Ge-
dheit (Gewandtheit) im Denken voraussetzt. Denn ei-
in der Mathematik noch ziemlich unkundigen Leser wird
ich verschiedenes, besonders was die eingerückten Berech-
gen betrifft, nicht verständlich seyn; dieß ist aber wenig-
s nicht immer die Schuld des Verfassers. Indeß kommt
auch in diesem Abschnitte manches vor, wogegen wir ei-
oder das andere zu erinnern haben. Hier folgt Einiges
on. S. 14. Ziehe ich auf der Orgel Register an, die
Tasten F die Töne a c angeben: so höre ich (wenn nehm-
die Taste F wirklich angeschlagen wird —) diese beyden
e allein; ziehe ich aber solche Register an, die zum Ta-
F die Töne c a angeben: so bekomme ich drey Töne zu
n, weil die Natur mir den Grundton dazu liefert (?),
ich in meiner Abhandlung: Data zur Akustik, ausführ-
bewiesen, und mit Notenbeyspielen erklärt habe." Ob-
ch der Rec. diese Behauptung von dem Mitklingen des
undtones schon mehrmals und in früher herausgekommne
Schriften, z. B. in Sörgens Anweisung zum Stim-
ꝛc.; in L. Mozarts Violinschule; in Kiepels Baß-
üssel, u. a. m. gelesen hat: so muß er doch offenherzig ge-
en, daß es ihm nie gelungen ist, den Grundton eben so
t, als die beyden angegebenen Töne; sondern verhältniß-
ßig nur sehr schwach mit zu hören. Er machte den Ver-
auf mehreren möglichst rein gestimmten Orgeln, fand sich
r niemals ganz befriedigt, ob er gleich sonst nicht Ursache
über sein Ohr zu klagen. Wie gern hätte er sich von
Verfasser selbst — den er, leider! zur Zeit noch nicht
sönlich kennen lernte — a posteriori von der Richtigkeit
er Behauptung überzeugen lassen! Eine nähere Untersu-
ng dieses Gegenstandes wäre, des bekannten Orgel-Sim-
ications-Systems wegen, allerdings wichtig; nur ver-
tet der eingeschränkte Raum hier keine solche Untersuchung.
wiß ist es aber, daß selbst der verdienstvolle Herr Dr.

Chladni

Chladni, wie man aus seiner Akustik S. 207. sieht, [illegible] nicht davon überzeugt ist, daß ein solcher mitklingender [illegible] nach des Hrn. A. Vgs. Behauptung, sogar noch mehr [illegible] kung thue, als wenn er von einer eigenen für diesen Ton [illegible] stimmten Pfeife hervorgebracht würde. Das Mitklingen [illegible] des tiefern Tones ist übrigens nicht, wie in verschieden[en] Schriften behauptet wird, zuerst 1753. von Romieu beka[nnt] gemacht worden; denn unter andern erwähnte es schon So[r]ge in der oben angeführten, und bereits 1744. herausgekom[me]nen Anweisung, S. 41. Aber wahr ist es, daß Tartini — welcher jedoch diesen tiefern Ton um eine Octave zu hoch angab — sein ganzes System darauf gründete. — S. 17 des vorliegenden Handbuches fehlt der Grund, warum in un[se]rer Musik keine größere Stufe als von $\frac{8}{9}$ zu $\frac{9}{10}$ gebraucht wird. Unstreitig würde Mancher gern von Hrn. V. darüber belehrt worden seyn. Ebend. heißt es: „So stimme ich jede Saite des Tonmaaßes in's große F, 6 Fuß-Ton auf der Orgel, u. s. w." Der Ausdruck: 6 Fuß-Ton, dürfte wohl mehre[ren] Lesern neu und auffallend seyn, da man bisher nur 32, 16, 8, 4, 2c. Fußton kannte; wir wünschen daher, daß sich der Verf. näher darüber erklärt haben möchte; denn von sei[ne]n Orgeln 48 Fuß-Ton hat wahrscheinlich Mancher noch nichts gehört. — S. 22. stellt Hr. V. einen uns sehr son[d]erbar scheinenden Beweis auf, nehmlich: „Um aber zwi[sch]en den andern zwey Siebenten $\frac{9}{16}$ und $\frac{5}{9}$ diejenige auszu[fi]nden, die voriger am nächsten kommt: so löset man die Ver[h]ältnisse gegen einander auf, d. i. man vervielfältigt sie übers Kreuz $\frac{4}{7} + \frac{9}{16}$ · $\frac{64}{63}$, $\frac{4}{7} + \frac{5}{9}$ · $\frac{36}{35}$, dann ergiebt sich, daß für die Siebente $\frac{9}{16}$ ein größerer Theiler, nämlich $\frac{64}{63}$, also ein ge[r]ingerer Abstand, für die Siebente $\frac{5}{9}$ aber ein kleinerer Thei[l]er, nämlich $\frac{36}{35}$, also größerer Abstand erzeugt werde. Nach diesem Beweis (se) richtet sich die Praktik und hiermit har[m]onirt das Gefühl; weil jeder, auch in der Mathematik un[k]ündiger (unkundiger) Tonsetzer die Siebente a, bey der Har[m]onie H, d, f, a, wenn sie dem zweyten Ton in der weichen A-Leiter zukommt, nie ohne Vorbereitung eintreten läßt, hingegen das a von der Harmonie H, d, f, a, wenn sie als der siebente Ton (sie? die ganze Harmonie als der siebente Ton?) in der C-Leiter vorkommt, selten vorbereitet. Diese beyden a, wenn sie schon auf dem Klavier nur einen und ebendenselben Tasten einnehmen, haben in Ansehung der Schöpfung der Leiter verschiedenen Ursprung und verschiedene

Ver-

hältnisse. Das a wird in der C-Leiter als die Dritte ', hingegen in der A-Leiter als die Fünfte zu D gesun u. s. w." Wozu dieß alles? fragen wir. Hat denn a als Septime von H, wenn die Modulation in C dur wirklich ein ander Verhältniß, als wenn die nehmliche time in A moll vorkommt? Giebt nicht Hr. V. selbst daß in beyden Fällen auf Clavierinstrumenten das a ver eist einer und eben derselben Taste angeschlagen wird? nn sich dies nun so verhält, wie kann sodann das auf dem ere berechnete; aber bey der Ausübung demohngeachtet t verschiedene, Verhältniß des Tones a zu H den Unter d in Absicht auf die erforderliche verschiedene Behandlung Septimenaccordes H, d, f, a, bewirken? Uns, und ver hlich auch Mehreren bleibt dieß unerklärbar. Ließen sich r nicht andere, von der Modulation, von der verschieden Folge, rc. hergenommene, Gründe auffinden? (Ver en mit S. 102.) Der Verfasser sucht zwar seine Be ptung S. 24. noch näher aus einander zu setzen; allein befriedigt sein Beweis dafür durchaus nicht. Jedoch ha wir nichts dagegen, wenn Jemand den angegebenen nd überzeugend finden will. S. 23. „Gemäß dieser ver eden Ableitung sondern sich beyde Töne, wie ⅞ und ⁹⁄₁₀ Resultat von ⅞ + ⁹⁄₁₀ = ⁸⁰⁄₈₁, was man Comma nennt." ß letztere sollte bestimmter heißen: was man das syntoni oder didymische Comma nennt; denn es giebt ja meh Commata. — S. 25. „Und da die große Siebente, in der harmonischen Fortschreitung beym ⅛ und zum lusse der Tonverbindbarkeit erst gefunden wird, keine nlichkeit zwischen den Gränzdritten behaupten kann: so ich diese — vielleicht neue, wenigstens seit der mann er Tonschule noch nicht, und nie so deutlich (?) entwi e — Bemerkung durch folgende Beyspiele bestätigen wol Was das Deutliche oder wenigstens das Ueberzeugende fft: so dürften darüber wohl nicht alle Leser mit dem Ver e einerley Meinung seyn. Uebrigens hat Herr Knecht nem Elementarwerke, dessen dritte Abtheilung erst 1794. ich viel später als die Mannheimer Tonschule erschien, 125. flg. das nehmliche gelehrt, und zwar, wie er in der rede zur ersten Abtheilung glaubt, noch deutlicher als Hr. ob es gleich allerdings des Letztern Grundsätze sind. — dritten Abschnitt der Einleitung, deren Inhalt bereits oben

oben angezeigt worden ist, übergehen wir; zumal da nur we-
nig dagegen zu erinnern seyn dürfte.

Aus den nun folgenden sieben Kapiteln zeichnen w
zwar ebenfalls bey weitem nicht alles; aber doch eins oder da
andere aus, worüber wir mit dem Verf. nicht völlig einve
standen sind. Dahin gehört sogleich die auf der 36sten Se
befindliche Stelle: „Da man aber beym Auf- und Absteig
der Töne, vom natürlichen Gehöre geleitet, wahrnahm, d
der achte Ton von dem ersten sich nicht wesentlich (?) sonder
und daß er zwar im verjüngten Maaßstabe doch immer d
nämliche (?) sey: so fand man für gut, die allmälige Erhö
hung und Vertiefung der Stimme wie eine Leiter von sieben
Klangstufen zu behandeln, die daher den Namen Scala oder
Tonleiter führt.“ Die Erhöhung und Vertiefung der Stim-
me ist nun wohl eigentlich das nicht, was man wie eine Lei-
ter rc. zu behandeln für gut befand, die daher den Namen
Scala oder Tonleiter führt; indeß sieht man wohl, was der
Verf. meint; nur hat er sich darüber nicht aufs beste ausge-
drückt. — Nach S. 37. sollen drey in eben dem Verhält-
nisse (wie die drey wesentlich verschiedenen Töne einer aufge-
spannten Saite, folglich wie der Grundton, dessen große
Dritte und Fünfte,) zusammen gestimmte Orgelpfeifen dem
Ohre nur wie ein einziger Ton vorkommen. Eine Behaup-
tung, die sich auch schon in Marpurgs Anmerkungen zu
Sorgens Anleitung rc. S. 4. u. a. m. befindet. Wir hinge-
gen hörten in solchen Fällen, wenn anders nicht mehrere Re-
gister zugleich mit gezogen waren, wirklich drey verschiedene
Töne. Woran das gelegen haben mag, lassen wir dahin ge-
stellt seyn. — S. 38. heißt es: „Wenn man drey Drey-
klänge, z. B. C mit großer Dritten (?) und großer Fünften,
dem verwandtesten Tone zum C, d. i. G mit gleicher Drit-
ten und Fünften, dann den Ton, wovon C der verwandteste
ist, nämlich F mit ebenfalls großer Dritten und großen Fünf-
ten zusammen setzt: so entsteht die harte Tonleiter.

c	gr. 5	g	gr. 5	d	gr. 5
a	gr. 3	e	gr. 3	h	gr. 3
f		c		g	

Statt

statt des d wird zwischen dem c und e das d,

— — a — — — g — h — a

— — f — — — e — g — f

ngeschaltet, und statt des wiederholten c der Fünften zu f

ird das hohe c, die Achte, beygefügt, und die Leiter ist

rtig.

c, d e f g a h c.[a]

Dieß hätte, wie uns dünkt, ohne Nachtheil der Deutlich-
it kürzer gesagt werden können. Uebrigens ist es bekannt,
iß bereits Rameau und nach ihm d'Alembert den Ur-
rung der beyden Tonarten auf ähnliche Art aus dem Mit-
ngen rc. der Consonanzen herzuleiten suchten. D'Alem-
ert schreibt nehmlich in der kleinen von Marpurg in das
eutsche übersetzten Schrift: Systematische Einleitung in die
usikalische Setzkunst, unter andern S. 26. „Wir haben in
m vorigen Capitel gesehen, wie die Tonleiter der Griechen
c, d, e, f, g, a, vermittelst des Grundbasses F, C, G,
s nichts mehr, als aus drey verschiedenen Tönen entspringe.
ber um die heutiges Tages gebräuchliche Leiter c, d, e, f,
a, h, c, hervor zu bringen, muß man zu dem Grund-
sse nothwendig den Ton d hinzufügen, u. s. w." Auch
Marpurg nahm in seinen Anmerkungen zu Sorgens An-
tung rc. diese Rameauische Hypothese für die wahrschein-
hste an. Scheibe hingegen erklärt sie in dem Werke: Ue-
r die musikalische Composition, S. 328. f. 537. rc. aus ver-
iedenen Gründen; vorzüglich aber auch deswegen für un-
ß, wo nicht gar für verwerflich, weil die harte und weiche
nart schon lange vorher existirt hätten, ehe man von unsrer
genwärtigen Harmonie etwas gewußt habe. Und S. 356
ht sogar: „So wie man auf eine sehr unrichtige Art aus
i Tönen F, C, G, der Ursprung der Tonleiter der Grie-
n rc. entstanden seyn soll, eben so unrichtig ist es auch,
t dem angeblichen Ursprunge der Molltonleiter der Grie-
n beschaffen." Dieß sucht er nun sehr ausführlich zu zei-
i. Wir müssen es Jedem überlassen, auf wessen Seite er
ten will, da eine nähere Untersuchung der verschiedenen

Gründe

Gründe für die eine oder die andere Meinung hier zu weit führen würde. — S. 41. des vorliegenden Handbuches schreibt der Verfasser: „Da die Schöpfung beyder Tonleitern und Tonarten, d. i. der harten und weichen unentbehrlich ist; außer diesen aber keine andere Tonart mehr zugelassen werden kann ꝛc." Warum kann keine andere mehr zugelassen werden? Ist z. B. die Dorische keine Tonart? Jedoch, vielleicht erklärt Hr. V. die Tonarten der Alten blos für Octavengattungen; dieses hätte er aber zur Verhütung eines Mißverständnisses erinnern sollen. Ferner: „Und es giebt (außer den Tonarten C dur und A moll) keine wesentlich verschiedene mehr; sondern nur Transpositionen oder Versetzungen obiger Tonleiter." Hierbey müssen wir fragen: was Hr. V. wesentlich verschieden nennt? S. 7. behauptet er ja selbst, die gleichschwebende Temperatur sey ein Hirngespinst, und schlägt S. 119. dafür eine andere vor. Wo aber eine mehr oder weniger ungleichschwebende Temperatur zum Grunde liegt, da müssen — sollten wir meinen — auch die Tonleitern in Absicht auf das Verhältniß der dazu gehörigen Intervalle mehr oder weniger wesentlich von einander verschieden seyn: Wenn z. B. in C dur die beyden ersten Töne c : d, $\frac{8}{9}$, in D dur hingegen die beyden ersten Töne d : e, $\frac{9}{10}$, ꝛc. sind: so ist, dünkt uns, die Tonleiter von D dur allerdings wesentlich von der Tonleiter C dur verschieden. Haben wir aber den Verf. hier und anderwärts mehr nicht recht verstanden — welches bey seiner Art sich auszudrücken gar wohl möglich seyn kann? — so mag er uns dieß verzeihen. Was S. 42. von dem mi und fa gesagt wird, dürfte ohne weitere Erklärung ebenfalls Manchem, wo nicht den Mehresten, unverständlich seyn. Die Stelle heißt nehmlich: „Durch diese Vorzeichnung erhält jede harte Tonart zwischen der dritten und vierten, siebenten und achten Stufe, jede weiche Tonart zwischen der zweyten und dritten, fünften und sechsten Stufe das Verhältniß eines halben Tones, das von den Alten mi und fa genannt wurde. In folgender Tabelle wird diese Stelle von mi und fa immer durch das Zeichen ᵕ kenntbar." Und unten in der Note, auf welche nach der Sylbe fa verwiesen wird, setzt Hr. V. hinzu: „Daher (?) kam das lateinische Sprüchwort: mi et fa est diabolus in musica." Zur Verständlichkeit dieses Sprüchwortes hätte billig etwas von dem sogenannten Solmisiren erwähnt werden sollen; denn hauptsächlich dabey ereigneten sich Schwierigkeiten in Absicht

auf

uf das gehörige Unterlegen der beyden Silben mi und fa.
Nähere Auskunft hierüber wird man in dieser Recension
icht verlangen; wem aber damit gedient ist, der findet sie
nter andern im zweyten Bande der allgemeinen Geschichte
r Musik vom Hrn. Dr. Forkel, S. 283. u. a. m.) Auch
atten die beyden Silben mi und fa bey den Alten noch man-
e andere Bedeutung; die wir aber hier, aus Schonung des
azu erforderlichen Raums, ebenfalls nicht anzeigen können;
inige davon findet man in Adlungs Anleitung zur musika-
schen Gelahrtheit, zweyte Auflage, S. 216.; in Sulzers
llg. Theorie; in Kochs musik. Lexikon, unter unharmoni-
her Querstand, u. a. m. Das oben angeführte Sprich-
ort hieß übrigens nicht einmal: mi *et* fa *est* etc.; sondern
ichtiger: mi *contra* fa etc. Ein anderes hingegen lautete:
i *et* fa *sunt* tota musica. Und ein Vers, welcher sich gleich-
alls auf den richtigen Gebrauch der beyden Silben mi und
i bezog:

Disce manum *) tantum, si vis bene discere cantum;
Absque manu frustra disces per plurima lustra. —

S. 41. „Da unter den sieben Tönen der Leiter sich zwey hal-
e befinden: so haben wir in Rücksicht auf die Entfernung
nd Lage der Töne nur sechs ganze Töne; deswegen ist nie
le Vorzeichnung von mehr als sechs Kreuzen oder sechs b
öthig." Diese Periode hätte billig umgeändert, und das
arin Gesagte richtiger ausgedrückt, oder doch einleuchtender
klärt werden sollen. Ueberdieß ist die Folgerung: deswe-
en u. s. w. ziemlich sonderbar. Ebendas. heißt es: „Da
uf den Klavierinstrumenten keine andere Töne hervorgebracht
erden können, als diejenigen, die schon da liegen: so sind
ebst den sieben, zum harten C und weichen A gehörigen
önen noch fünf erhabne Tasten angebracht, und diese zwölf-
ufige Leiter heißt die bunte oder chromatische." Warum
eißt sie so? und eine zwölfstufige Leiter? Hr. V. schreibt
S. 83. selbst: „Da es in der Tonleiter keine kleinere Stufe
ebt, als die von e zu f oder von h zu c u. s. w." So-
nach

*) Es ist hier von der bekannten Guidonischen Hand die Rede. Man sehe Kirchers Musurgie, T. I. p. 115.; Mizlers musik. Bibliothek, erster Band, Th. 3. S. 24. u. a. m.

nach sollte man allerdings glauben, es nähme an, daß die kleinen halben Töne $\frac{2}{2}\frac{4}{5}$, z. B. c und cis, auf einer und eben derselben Stufe dargestellt würden, wie wir dieß bis jetzt dafür hielten. Auch ist unter andern S. 36, 37. ꝛc. nur von einer siebentönigen Leiter und von einer stufenmäßigen Folge von sieben Tönen die Rede. Indeß kann es vielleicht nach S. 7. doch in einer Tonleiter mehr als sieben Stufen geben; denn der daselbst enthaltenen gründlichen Worterklärung zufolge sind „Stufen die, nach Maßgabe der Höhe und Tiefe gereihten, steigenden und sinkenden Töne, die eine Leiter bilden.“ Diese Erklärung des Kunstausdruckes Stufen ist freylich, wie man sieht, so unbestimmt, daß sich darnach gar wohl auch eine zwölfstufige Leiter denken läßt. — Zu den ziemlich unverständlichen Stellen rechnen wir auch die folgende S. 48. befindliche. „Die Zusammenstellung zweyer so heterogener Töne, der (in A moll) leitereigenen kleinen Fünften f und leiterfremden großen Dritten dis zum schluß-

fallmäßigen zweyten Tone: f / dis / H / II *) und der zwar leitereigenen; aber durch die Erhöhung des Hauptklanges verminderten gewordenen, und mit ihm so sehr kontrastirenden Dritten

beym Schlußfalle des erhöhten vierten Tones: a / f / dis / IV *

karakterisirt die Schlußfälle in weicher Leiter, da hingegen der siebente und der vierte erhöhte Ton in harter Leiter noch eine Zweydeutigkeit zulassen, weil Fis, a, c eben so wohl der VI * von C als VII von G seyn kann.“ Man sieht aus dieser Stelle zugleich, wie leicht es Hrn. W. wird, alles sogleich nach seinen jedesmaligen Bedürfnissen vorzutragen, und so dann darauf fortzubauen. — Das Kapitel von den Schlußfällen, welches verschiedene allerdings gute und neue Bemerkungen enthält, leidet übrigens keinen Auszug. S. 59. sucht

*) Durch die römischen Ziffern deutet Hr. W. an, der wievielste Stufenton in der jedesmal angenommenen Leiter der Hauptklang eines Accordes sey. Mithin bezeichnet die II in dem obigen Falle, daß das H die zweyte Stufe in der Tonleiter A moll ist, u. s. w.

recht der Verf. zu erweisen, daß der vorzugsweise sogenannte
eitton nicht immer aufwärts fortzuschreiten brauche. Ob
ir nun gleich dieß ebenfalls nicht ohne Ausnahme für abso-
ut nothwendig finden: so will uns doch das, was Hr. V.
arüber sagt, nicht völlig befriedigen. Hier folgt nur etwas
avon. „Daß das obige gis, besonders wenn diese Dritte
n den Mittelstimmen liegt, nicht immer ins a steigen müsse,
eweisen die beyden Notenbeyspiele auf Tab. III. wo das
gis einmal ins e, das anderemal ins cis herunter sinkt.“
Beyspiele beweisen aber bekanntlich nichts. (Vergl. mit S.
14., wo die Autorität mit Recht verworfen wird.) Ueber-
dieß hat der Verf. vorher selbst zugegeben, daß das gis in
dem gegebenen Falle eine gewisse Tendenz ins a zu steigen
habe. — Aber nicht allgemein richtig ist die Behauptung: (S.
59.) „Als eine Regel war (nach S. 56. §. 24. bisher)
festgesetzt, daß der Leitton sich immer hinaufzu resolviren
müsse. Man machte also eine Art Uebelklang daraus, die
einer Auflösung bedürfe.“ Für eine Dissonanz ist der Leitton
bey weitem nicht von allen Tonlehrern erklärt worden; folg-
lich konnte auch nicht von der Auflösung, wohl aber von dem
Aufwärtsfortschreiten desselben die Rede seyn. So haben z.
B. Bach, im zweyten Theile seines Versuchs rc. S. 40. flg.
Kirnberger, im ersten Theile der Kunst des reinen Satzes,
S. 35, 94, 110; Sulzer, in der allg. Theorie unter Leit-
ton; Türk, in dessen Anweisung zum Generalbasse, zweyte
Auflage S. 94., u. a. m. die Leittöne keinesweges für Disso-
nanzen erklärt. — Was Hr. V. Seite 60. §. 30. darüber
sagt, daß nach dem harten Dreyklange von F unter gewissen
Einschränkungen der harte Dreyklang von G folgen könne;
aber nicht umgekehrt, dieß verdient gelesen zu werden, und
zeugt von dem Scharfsinne des Verfassers. Indessen vermiß-
ten wir dabey doch noch verschiedene Zusätze und nähere Be-
stimmungen; wozu es uns aber hier an Raum fehlt. Etwas
darüber wird jedoch bald folgen. S. 61. „Hieraus erhellet,
daß dergleichen Sexten- oder Terz-Sextengänge, (hier er-
laubt sich Hr. V. einmal Terz statt Dritte!) so gewöhnlich
sie auch in den Tonsetzungen vorkommen, doch nie als schul-
gerecht angesehen werden können. (Zwar haben Seb. Bach,
Em. Bach, Clementi, Jos. Haydn, Kirnberger, Mo-
zart, u. a. m. öfter solche Sextengänge gebraucht; allein dieß
kann freylich nichts gegen Hrn. Vs. Lehrsätze beweisen.) „Und
der Komponist, der ein feines Ohr hat, und die Gewohn-

 heit

heit — diese unphilosophische Verblendungsregel (?) etwas beseitigen will. muß finden, daß Stufenreihen, wo die Harmonie abwechselt, dem Gehöre, wegen der Mannigfaltigkeit in den Bestandtheilen, schmeicheln, z. B.

gr. 5.	gr. 5.	kl. 5.	gr. 5.	gr. 5.	
kl. 3.	gr. 3.	kl. 3.	kl. 3.	gr. 3.	
D	C	H	A	G	u. s. w.

hingegen Stufenreihen mit denselbigen Bestandtheilen (soll etwa heißen: stufenweise auf einander folgende Dreyklänge, welche einerley Bestandtheile, nehmlich lauter große Terzen und vollkommene Quinten, u. dgl. haben,) das Gehör äusserst beleidigen, z. B.

gr. 5.	gr. 5.	gr. 5.	gr. 5.	gr. 5.	
gr. 3.	gr. 3.	gr. 3.	gr. 3.	gr. 3.	
G	F	G	F	G	u. s. w.

Diese Behauptung des Verfassers hat allen Anschein der Richtigkeit; allein sie hat nur den Anschein. Zur Widerlegung derselben fragen wir bloß, ob die folgenden harten und weichen Dreyklänge, „wo also die Harmonie abwechselt, dem Gehöre, wegen der Mannigfaltigkeit in den Bestandtheilen, wirklich schmeicheln?"

gr. 5.	gr. 5.	gr. 5.	gr. 5.	gr. 5.	gr. 5.
gr. 3.	kl. 3.	gr. 3.	kl. 3.	gr. 3.	kl. 3.
F	E	F	E	F	E.

Findet man die Folge dieser Dreyklänge nicht angenehm — und das vermuthen wir sehr — so kann der Grund davon augenscheinlich nicht einzig in dem Mangel an Abwechselung liegen. Näher scheint uns der Verfasser S. 60., wo er auch von der Entfernung zweyer stufenmäßig (?) neben einander liegenden Töne schreibt, der Wahrheit gekommen zu seyn; allein Zusätze fehlen dabey ebenfalls noch. Uebrigens hat auch Hr. V. sein eigenes Verbot öfter selbst, unter andern aber in den Notenbeyspielen zu dem Choral-Systeme, sehr häufig übertreten. So kommen z. B. in Nr. 1. T. 5 bis 6; in Nr. 9. T. 8; in Nr. 38. T. 8 und 10—11. ꝛc. die beyden harten Dreyklänge auf den neben einander liegenden

den Stufen E und F sowohl im Auf- als Absteigen vor. — S. 62. des vorliegenden Handbuches: „Es ist deswegen unbegreiflich, daß man bisher in allen Theorien den Zögling auf die fehlerhafte Folge von Oktaven und Quinten aufmerksam gemacht, daß man von der Lage gesprochen, nie aber das fehlerhafte der Harmonie selbst berührt hat.“ Uns hingegen ist es fast unbegreiflich, wie Hr. V. eine solche Behauptung so dreist niederschreiben konnte; da man ihm doch eine ausgebreitete Belesenheit zutrauen sollte, oder in Ermangelung derselben wenigstens mehr Behutsamkeit in seinen Behauptungen von ihm zu erwarten berechtiget wäre. Unter mehreren uns bekannten Schriften, worin dieser Gegenstand berührt worden ist, verweisen wir ihn, der Kürze wegen, blos auf J. G. Portmanns so genanntes leichtes Lehrbuch der Harmonie, ꝛc. und zwar auf S. 40., wo es heißt: „Wenn ich in C dur die Nebenprimen *) D und E, „welche um einen Grad zu weit von einander entfernt sind, „auf einander folgen lassen will: so hat das Ohr nichts da„wider, wenn es aufsteigend geschieht, d. i. wenn die Prime „E auf D folgt, weil den Gang alsdann eine durchgehende „Septime rechtfertiget; (?) aber wenn es umgekehrt ist: so „wird das Ohr beleidigt.“ Unter dem dazu gehörigen Beyspiele steht noch ausdrücklich: übel. — Ferner schreibt Portmann S. 42.: „Nach dieser Prüfung finde ich 1) daß sie „(die Dreyklänge ꝛc.) sprungweise ohne Anstand auf einander „folgen können; 2) daß sie auch stufenweise aufwärts das „Gehör nicht beleidigen; (?) aber absteigend die Verbindung „der Nebenprimen g f, e d, eben so unangenehm klinge, als „verbotene Quinten. Also festgesetzt: Grundsatz IV. Zwey „neben einander liegende Nebenprimen, welche um mehr als „einen Grad in Ansehung der Vorzeichnung von einander „entfernt sind — wie d e, und e f, oder f g — können „nicht anders, als aufsteigend auf einander folgen.“ Auch unter dem Beyspiele Fig. 66. steht: übel. S. 43. fährt Portmann fort: „Nun finde ich, daß das erste (die Folge „zweyer Dominanten ꝛc.) wohl angeht; das letztere aber nur „aufwärts gehen könne, wenn das Ohr nicht eben so, wie „durch verbotene Octaven und Quinten soll beleidiget wer„den.“

*) Daß aber der verstorbene Portmann eine ihm vielleicht allein eigene Kunstsprache hatte, dieß ändert in der Hauptsache nicht das mindeste. Hat doch auch Hr. V. mit unter seine eigene Kunstsprache. —

„den.“ Nächstdem hat auch Portmann in der Schrift: Die neuesten und wichtigsten Entdeckungen in der Harmonie, rc. namentlich im neunten und zehnten Abschnitte, sehr umständlich über die succesive Harmonie und über das Fehlerhafte dabey geschrieben. Gleichwohl soll dieß, nach Hrn. Vs. Behauptung; bisher noch nie der Fall gewesen seyn. — Knechts gemeinnützliches Elementarwerk erwähnen wir deswegen nicht, weil es nach Voglerschen Grundsätzen ausgearbeitet, und in sofern als sein eigenes Werk zu betrachten ist. — S. 63. „Auch nehme ich es auf mich, bey vollständigem Chore, (Orchester,) die Altoviola beständig in Quinten mit (von) dem Grundtone einhertreten zu lassen, ohne daß es das feinste Ohr bemerken, ja nur ahnden dürfte.“ Was soll man hierauf antworten? Der Rec. machte sich, durch diese Versicherung dazu verleitet, ohnlängst den Spaß, den Baß zu einer sehr vollstimmig gesetzten Sinfonie für die Viole um eine Quinte höher schreiben und in das Altzeichen transponiren zu lassen, und ohne vorher etwas davon zu sagen, wurde die Sinfonie probirt. Allein noch ehe sich die Bratschisten, welche die transponirte Baßstimme spielten, bey dem Rec. darüber beklagten, daß ihre Stimme unmöglich richtig geschrieben seyn könne, schüttelten einige der zunächst stehenden Spieler über das vermeinte Falschgreifen derselben den Kopf; Andere hingegen hielten sich über die unregelmäßige Setzart des Componisten auf; und noch Andere vermutheten, daß es dabey auf einen Scherz abgesehen seyn müsse. Kurz, die mehrsten Mitspielenden bemerkten es. Allein, was kann dieß alles gegen Hrn. Voglers Behauptung beweisen! Wir müssen daher denjenigen, welche die Sache interessirt, zu einem ähnlichen Versuche rathen, und sie alsdann selbst urtheilen lassen. — S. 64. „Da die Orgel eigene Quint- und eigene Oktavregister enthält: so kommen der, in der Tonsetzkunst verbotenen Fünften und Achten eine unzähliche Menge vor, die kein menschliches Ohr aus dem metaphysischen Ganzen der untrennbaren Dreytönigkeit, der Trias harmonica, herausfinden kann; weil die Fünfte als ⅓ sich so innig an seinen (ihren!) Haupt- und Grundklang anschließet. Deswegen ist diese Folge auf dem allgewaltigen Instrumente dem Gehöre nicht ekelhaft. (Je nachdem man gezogen hat, erwiedern wir. Denn z. B. zu einem Principale, oder zu einer Flöte 8 Fuß allein, die Quinte 6 Fuß gezogen, möchte doch wohl ekelhaft wer-

werden. Wenn aber die Quinten ꝛc. bey einer Mixtur oder bey einem Quintenregister auf der Orgel, eine gehörige Anzahl Register dazu gezogen, nicht deutlich zu bemerken sind: so beruht dieß auf ganz andern, hier jedoch nicht zu erklärenden Gründen, als bey der Bratsche, u. s. w.) „Nur im Orchester oder Singchor, wenn eine Stimme von der andern zweymal eine Fünfte hat, und wenn eine obere Stimme im Orchester zu der untern äußern, d. i. Baßstimme zweymal die Achte vorstellt, oder im Singchor eine Stimme zweymal mit einer andern eine Achte hat, empfindet man den Ekel, wovon in den bisherigen Theorien so viel Aufsehens gemacht worden ist." Wenn diese Stelle nicht etwa — wie man allenfalls aus dem Schlusse derselben vermuthen könnte — eine Satyre seyn soll: so widerspräche sich offenbar dem, was oben von der Viole gesagt wurde. — S. 66. flg. sucht der Verf. den verdeckten Oktaven und Quinten das Wort zu reden. Er spricht dabey, nach seiner Gewohnheit, (vergl. mit dem Choralsysteme desselben!) von Engbrüstigkeit, glaubt einen neuen Satz aufgestellt zu haben, nennt die Alten blödsichtig (S. 68.) u. dgl. m.; allein was er über die Zulässigkeit der gedachten Oktaven und Quinten sagt, hat wenigstens uns nicht ganz befriediget. Ohne sie aber im Allgemeinen für einen sehr bedeutenden Fehler ausgeben zu wollen, fragen wir blos, ob die verdeckten Quinten in diesen beyden Beyspielen:

e a, d̄ h
c d, f e eben so zulässig seyn können, als diese ē d,
c̄ g,

d̄,
g, ? — Ueberhaupt hätten wir gegen die im zweyten Kapitel aufgestellten Lehrsätze noch vieles einzuwenden, wenn wir uns nicht möglichst kurz fassen müßten. — Tonverbindung statt Intervall finden wir doch nicht in jeder Rücksicht passend, obgleich Hr. V. Seite 9. 27 und 72. seine Gründe für diese neue Terminologie angiebt. Sollte z. B. c und e, nach einander angegeben, oder von einem Sänger gesungen, schicklich eine Tonverbindung heißen können? Und wie bey einem drey- oder mehrstimmigen Accorde, wo die Töne ebenfalls mit einander verbunden werden, und wo folglich zu einer Tonverbindung mehrere Tonverbindungen nöthig würden? Ueberdieß erinnert auch der Kunstausdruck Tonver-

bindung nicht an das Verhältniß oder an den Abstand der beyden dazu gehörigen Töne, u. dgl. m. Auch bedient sich Hr. V. selbst mit unter, z. B. Seite 34, 71, 72. ec. noch des Ausdruckes Intervall. S. 75. „Man setzt (bey der Bezifferung des Dreyklanges) nicht immer beyde Ziffern, zuweilen werden deren sogar drey nothwendig!) sondern meistens, und der Kürze wegen, nur eine von beyden.“ Daß aber der Dreyklang öfter gar nicht durch Ziffern bezeichnet werde, fehlt hier ganz; wenigstens haben wir nichts darüber angemerkt gefunden. Andere, die Bezifferung betreffende, Kleinigkeiten übergehen wir. S. 82. wird unter andern der Abstand der verminderten Dritte d zu His nur schlechthin für einen Ton angegeben. Dieß können wir um so viel weniger billigen, da Hr. V. S. 77. mit Recht behauptet, daß ein doppeltes Erhöhungszeichen in der heutigen Praktik die folgende Note beynahe — folglich nicht völlig — um einen ganzen Ton erhöhe. Auch nimmt er S. 27. große und kleine halbe Töne an; wovon aber zwey der erstern, wie bey der verminderten Dritte, mehr als einen ganzen Ton betragen. Verglichen mit Seite 101, 120. u. a. m. — S. 89. §. 2. „Im dritten Kapitel ist eine Tonverbindung aufgefunden worden, die nicht mehr zu den drey Wohlklängen gehörte; die Siebente, die ein Mal das Gehör angenehm unterhält, das andere (?) Mal es unruhig die Auflösung erwarten läßt. Den Aufschluß hierüber giebt die harmonische Fortschreitung, (?) denn die Unterhaltungs-Siebente (eine kleine?) kommt als $\frac{4}{7}$, die große Siebente erst nach dem $\frac{1}{9}$ $\frac{1}{11}$ $\frac{1}{13}$ als $\frac{1}{15}$ vor.“ Wie aber bey D, f, a, c? Hier ist c ebenfalls die kleine Siebente von D. Gehört diese noch zu der Klasse der Unterhaltungs-Siebenten, oder concurriren dabey mehrere Umstände? Etwas mehr Bestimmtheit wäre hierbey nicht überflüssig gewesen. Zwar hat sich der Verf. bereits S. 24. nach seiner Art darüber erklärt; allein warum verwies er nicht wenigstens darauf, wenn doch nun einmal von dem nehmlichen Gegenstande, wie öfter, an zwey Orten gehandelt werden sollte? — S. 86. „Der Anschlag (der Uebelklänge) muß, um auch rhythmisch entscheidend zu werden, auf einem harten, wichtigen, d. i. ungeraden Taktheile geschehen.“ Soll dieß von allen Dissonanzen gelten? Warum ließ denn gleichwohl Hr. V. selbst öfter; namentlich aber in den zum Choralsysteme gehörigen, von ihm ausgesetzten Choräle, z. B. Tab. III. in der Verbesserung zur Mixolydischen Tonart,

2.; Tab. IV. in der Verbesserung zur Aeolischen Tonart, T. 3.; ebend. in der Verb. zur Jonischen Tonart, T. 3., u. a. m. bey dem Septimenaccorde, und bey seinen Umwendungen, die Dissonanzen auf dem zweyten und vierten Viertel, folglich auf einem geraden, d. i. doch wohl unwichtigen, Takttheile eintreten? S. 89. „Die Unterhaltungs-Siebente des schlußfallmäßigen fünften Tones in harter und weicher Leiter, die verminderte Siebente des erhöheten schlußfallmäßigen siebenten Tones in weicher Leiter, und die kleine Siebente des siebenten Tones in harter Leiter bedürfen der ersten Instanz nicht; sie können ohne Vorbereitung eintreten. (Warum können diese drey Septimen frey eintreten? wird Mancher fragen. Der sey denn hiermit deshalb auf S. 24. u. a. m. verwiesen!) Die Unterhaltungs-Siebente und die verminderte Siebente müssen sich zwar allezeit auflösen, doch kann die Auflösung hinaufzu geschehen, was bey keinem andern Uebelklange angehet." Auch hier bleibt der Verf. den Grund schuldig, warum diese beyden Siebenten vorzugsweise hinaufzu aufgelöset werden können. Nicht zu gedenken, daß auch die None unter gewissen Umständen eine Stufe aufwärts fortschreitet, z. B.:

d	d e
h	h c
g	C

Oder ist vielleicht das d in diesem Beyspiele keine None? — Seite 90. heißt es: „Bey 8) bleibt die Unterhaltungs-Siebente liegen, und wird von der Harmonie des siebenten Tones aufgelöst. Eine harmonische Freyheit!" Sonach widerspricht dieß der obigen Behauptung, nach welcher die Unterhaltungs-Siebente nicht liegen bleiben; sondern allezeit aufgelöst werden muß. — Jedoch: Nulla regula sine exceptione. — Sehr wahr und treffend ist S. 91. die Bemerkung: „Dieses Mittel zu überraschen (wo die verminderte Septime hinaufzu fortschreitet 2c.) ist von den modernen Tonsetzern so sehr gemißbraucht worden, daß der Zuhörer jetzt erst überrascht wird, wenn er es nicht zu hören bekommt." S. 91. §. 18. werden verschiedene Beyspiele aufgestellt, in welchen sich die kleine, weniger übelklingende Siebente des siebenten Tones hinaufzu auflöset. Hr. V. setzt

hinzu: „Sie usurpirt die Freyheit, die nur den vorigen Sibenten ausschliessig zukommt.“ Das sollten die vorigen Siebenten nicht leiden, und sich ihre Vorrechte von einem Andern nehmen lassen. Aber freylich, wer kann eine Usurpation verhindern? — S. 92. „Man tauscht den Uebelklang in eine andere Stimme aus, und die austauschende Stimme kontrahirt die Verbindlichkeit ihn aufzulösen.“ Uns dünkt, das Wort austauschen sey hier nicht schicklich gewählt. Da aber in unserm Exemplare die Tabelle fehlt, worauf das dazu gehörige Beyspiel steht: so können wir nicht mit Gewißheit sagen, ob durch dieses Austauschen eine Verwechselung der Stimmen oder der Auflösung gemeint ist. — Ganz richtig schreibt der Verf. S. 94. „Autorität gilt nicht gegen Grundsätze;“ nur glauben wir, daß auch er manches blos auf seine Autorität, und ohne hinlänglich überzeugende Gründe niedergeschrieben habe, z. B. S. 99.: „Fig. 18. erschöpft die alte Frage wegen des Auf- und Absteigens der weichen Leiter. Weder beym Aufsteigen noch Absteigen der Leiter bedarf man einer Erhöhung; doch thut man besser beym Aufsteigen — es wäre auch kein Fehler beym Absteigen, nur nicht so eigentlich für die Tonart passend — den sechsten und siebenten Ton zu erhöhen, und dieses aus dem melodischen Grunde, daß die Läufe desto besser rollen.“ Ob dieser Grund völlig hinreichend sey, wollen wir diejenigen Tonlehrer untersuchen lassen, die in Absicht auf den sechsten und siebenten Ton in der weichen Tonleiter anderer Meinung sind. Erschöpft ist aber wohl die alte Frage darüber durch das, was Hr. V. hier angeführt hat, im mindesten nicht; denn er verstattet ja sowohl eine Erhöhung des sechsten und siebenten Tones, als auch eine Nichterhöhung derselben. — Ueber das, was von der Erhöhung des siebenten Tones allein sogleich darauf gesagt wird, giebt H. Hiller in seiner Anweisung zum Gesange ganz andere Gründe an; die wir aber hier nicht anzeigen, und mit den von Hrn. V. angeführten kritisch vergleichen können. — Das fünfte Kapitel, von der Mehrdeutigkeit, enthält in gedrängter Kürze viel Gutes und Lesenswürdiges; nur wird vielleicht Mancher wünschen, daß es etwas länger ausgefallen seyn möchte. — Beydes gilt auch von dem sechsten Kapitel, wogegen wir nur wenig zu erinnern wüßten. Vielen Stoff zu einer kritischen Beleuchtung aber gäbe das siebente Kapitel, von der Stimmäßigung, (Temperatur.) Hier nur einige Bemer-

kungen darüber. S. 118. „Kirnberger und Mar-
g, Rameau's Anhänger, stritten sich über die gleich-
bende Temperatur." Wie? Kirnberger ein Anhän-
Rameau's? Diese Behauptung war uns ganz fremd!
auch vielleicht soll das Wort Anhänger als Singular
auf Marpurg beziehen; dann hätte sich aber der Verf.
ers ausdrücken müssen. Ebendaselbst schreibt er: „Sie,
Gleichschwebende, verschwand im Wind, ohne je eine
sikalisch akustische Erzitterung gehabt zu haben." Die ar-
im Wind verschwindene, gleichschwebende Temperatur!
der arme Marpurg mit seinem, von Hrn. Chladni
[illegible] berühmten, Versuch über die musikalische Temperatur!
[illegible] memoria cum Sonitu;" schreibt Hr. V. ebenda-
[illegible] Freylich eine vollkommen gleichschwebende Tempe-
ur möchte wohl in dieser Welt höchstens nur auf dem
iere, aber nicht in der wirklichen Ausübung zu erreichen
n; allein auch in Ansehung einer jeden ungleichschweben-
ist dieß der Fall, d. h. sie kann zwar ebenfalls berechnet,
r nicht genau so auf das Instrument übergetragen werden.
nn von ihr gilt eben das, was Hr. V. so wahr schreibt:
garithmische (?) Zahlen stehen wohl auf dem Papiere,
Auge mißt sie, das Ohr aber, das Vergleichungen for-
t, begreift sie nicht." Wiewohl der Verf. hierin mit un-
keinesweges zu viel; sondern beynahe gar zu wenig ver-
gt, wie wir bald zeigen werden; ob er gleich schreibt:
in Klavier auf die richtigste Art zu stimmen, u. s. w."
schlägt dabey zwölf Processe vor. „Man stimmt nehm-
1) c zu c als eine reine Oktave; dieß sind die Gränz-
[illegible]. (Man sieht, daß eine Octave bey ihm ziemlich kor-
lich seyn muß. —) 2) g zum c als Quinte, so tief als
das Ohr vertragen kann. (Das ist sehr relativ und unbe-
nmt!) Ueberhaupt alle Quintenverhältnisse so tief, (dieß
doch wohl nur von dem höhern Tone einer Quinte gel-
?—) daß sie nie $\frac{2}{3}$ werden, hingegen alle Quartenver-
ltnisse so hoch, daß sie nie rein $\frac{3}{4}$ werden können; (Hier
ben ebenfalls Zahlen — wenn auch nicht logarithmische —
f dem Papiere, die wohl nicht jedes Ohr begreifen und auf
s Clavier übertragen dürfte!) 3) f zum c als Quint(e),
er das f so hoch, als möglich ist, u. s. w." Beynahe
chten wir rufen: Ohe, jam satis! Soll das so hoch,
als

als möglich ist etwa heißen, so hoch, als es die Saite aushalten kann, ohne zu springen? oder wie? — Jedoch Hr. V. giebt selbst gewissermaßen eine Erklärung darüber, indem er hinzusetzt: damit das c eine tiefschwebende Quinte zum f vorstelle." Dieß ist denn doch wenigstens etwas bestimmter; aber freylich wird auf diese Art eine ziemlich ungleichschwebende und merklich verschiedene Temperatur entstehen. „4) a zum f als Terz so hoch, als es das Ohr vertragen kann." Wieder sehr unbestimmt und relativ; denn abgerechnet, daß Ein Stimmender überhaupt eine ungleich größere Abweichung von der Reinigkeit vertragen kann, als der Andere, wird auch bekanntlich bey großen Terzen insbesondere eine schon ziemlich beträchtliche Abweichung bey weitem nicht so merklich, als bey der reinen Quinte. Ungefähr eben so läßt Hr. V. weiter stimmen. Ob nun nach S. 118 diese Art zu stimmen die richtigste heißen könne, wollen wir Andere entscheiden lassen.

Jetzt noch etwas aus der beygefügten Abhandlung vom Generalbasse. Er wird S. 125. so definirt: „Der Generalbaß ist eine bezifferte Grundstimme, die das Harmonieall in sich faßt." Wenn nun aber die Grundstimme nicht beziffert wäre, wie in vielen Partituren, u. dgl. wo der Begleiter den Generalbaß ohne Bezifferung spielt, würde dieß, der obigen Definition nach, noch Generalbaß heißen können? Und faßt denn die Grundstimme selbst, auch eine unbezifferte, das Harmonieall oder die ganze Harmonie in sich? Wenn aber, nach der sogleich darauf folgenden Definition, „ein Generalbassist derjenige ist, der entweder die Ziffern gleich in Noten aussetzen, ꝛc. oder zu einem unbezifferten Basse Akkorde treffen kann:" so muß sich doch auch ein Generalbaß ohne eine bezifferte Grundstimme denken lassen. — S. 127. „Diese (die nicht Fertigkeit besitzen, die Accorde sogleich mitspielen zu können,) dürfte man in Rücksicht auf die Kunst, die Ziffern in Noten auszusetzen — denn dieses ist ein vierstimmiger Satz — theoretische Generalbassisten nennen." Die Kunst, die Ziffern in Noten auszusetzen, soll also ein vierstimmiger Satz seyn? Und warum gerade nur ein vierstimmiger? — S. 130. „Ein scharfsinniger Harmoniker bestimmt alle Materialien auf folgende Art." Nun wird das Voglersche System der Hauptsache nach abermals angezeigt. — —

Nach

ich S. 198. enthält „das ganze [illegible] Werk (Versuch, zweyt. Theil.) nicht so viel anschauliche Kenntniß von der zifferungskunst, als die einzige Fig. 3. auf Tab. [illegible] — doch genug! Wir haben nunmehr die Leser dieses Handbu s hoffentlich mit dem Werthe desselben hinlänglich bekannt macht, und bemerken nur noch, daß auch in Absicht auf n Ausdruck noch vieles dagegen zu erinnern wäre. Zum eweise rücken wir einige solche Ausdrücke ein. S. VII. der orrede: Eine allgemeine Grundfeste für die Komposizion d den Generalbaß senkrecht zurückleiten. S. 18. So zifert man nach folgender Liste die Saite an. S. 18. nbändiger (von Unkunde.) S. 9 und 25. ꝛc. Harmon ibilität. S. 25. Tonverbindbarkeit. S. 27. Um das itelblatt durchdringlich zu verstehen. S. 28. Ungeeigte Töne. S. 45. Als ein intermediärer Tonschluß. S. 1, 61. Schlußfallmäßigkeit. S. 59, 95, 96. Vorhalte; S. 74. Ein vielköpfiger Lauf. S. 81. Augenfällig (in die Augen fallend.) S. 91, 128. Ausschließig. S. 92, 97. Schweifung des Gesanges. S. 95. Heuchlerische Bässe, u. a. m. Auch hat der Verf. eine eigene Orthographie, z. B. S. XX, 62, 64. Eckel, eckelhaft; S. XXI. Konzenerkren; S. 21. Sezen; S. 25, 47. bestättigen; S. 53. Verfezung, Karakteristik; S. 56. onsirer, Afekzion; S. 74, 75. Wenn sie auswiechen; S. 75. Benützt; S. 76. Akzidenzien, u. dgl. Ueberdieß ommen auch in dieser Schrift viele Druckfehler vor; doch das Papier schön.

Sollten wir nun noch unser Urtheil über das vorliegende Handbuch im Allgemeinen sagen: so würden wir es zwar e ein Werk erklären, worin allerdings viele gründliche, in es Verf. übrigen Schriften zerstreut vorkommende, Lehrsätze nd scharfsinnige Bemerkungen enthalten sind; worin aber ch — verschiedener Wiederholungen nicht zu gedenken — och vieles zu berichtigen, abzuändern und deutlicher vorzu agen gewesen wäre; so daß es nach seiner gegenwärtigen Beschaffenheit wohl schwerlich in jeder Hinsicht dazu geeignet yn dürfte, bey öffentlichen Vorlesungen als ein auctor classicus (S. VIII.) in den Tonschulen eingeführt zu werden. Dieses unser unvorgreifliches Urtheil kann Hrn. V. um so iel weniger mißfallen, da er selbst über Andere ganz freymüthig urtheilt, und bey seinen Bemühungen über die Theo

rie

ße der Tonkunst augenscheinlich nur allein nach Wahrheit strebe. Hoffentlich wird ihm daher wie unsern darauf abzweckenden Bemerkungen — worunter vielleicht auch manche irrige seyn können, die wir hiermit im voraus zurück nehmen — ungleich mehr gedient seyn, als mit uneingeschränkten und übertriebenen Lobeserhebungen, womit ihm bisher einige seiner Verehrer ohne Zweifel sehr lästig geworden sind. Denn er selbst findet gewiß die Richtigkeit des Homo sum etc. auch an sich bestätiget.

Ap.

Der Musikus, oder von der gründlichen Erlernung der Musik. Von C. H. H. Hummel. Hildburghausen, bey Hanisch's Wittwe. 1803. kl. 8. Ohne die Vorrede und das Verzeichniß der Subscribenten oder Pränumeranten, 164 Seiten.

Der uns unbekannte Verfasser dieser kleinen Schrift mag bey der Herausgabe derselben eine recht gute und lobenswürdige Absicht gehabt haben, da er darin zu zeigen sucht, daß der wahre Musiker, außer seiner eigentlichen Kunst, auch verschiedene Sprachen und andere Wissenschaften, welche auf die Musik eine nähere oder entferntere Beziehung haben, erlernen müsse. So gewiß und unläugbar auch dieß ist, so glauben wir doch nicht, daß Hr. H. durch das vorliegende Buch großen Nutzen stiften werde, weil es theils zu Vielerley unter einander; theils aber auch viel schon oft, und ungleich besser Gesagtes enthält. Nächstdem kömmt noch überdieß manches ganz Ueberflüssige und mitunter sogar offenbar Unrichtige darin vor, wovon wir weiter unten einige Beweise aufstellen werden. Der Verf. scheint überhaupt selbst zu wenige Kenntnisse in der Musik zu besitzen, um Andere über die gründliche Erlernung derselben gehörig belehren zu können. Dieß erhellet nicht nur aus mehreren unrichtigen Behauptungen; sondern auch einigermaaßen aus der bescheiden geschriebenen Vorrede, die sich so anfängt: „Das, was man hier auf diesen wenigen Bogen von der Tonkunst überhaupt, und von der gründlichen Erlernung derselben gesagt findet: waren größtentheils Gedanken meines Vaters, die er sowohl ge-

gen

en verschiedene Tonkünstler und Musik-Freunde, als auch
esonders gegen seine Schüler von verschied'nem Alter, Fä-
igkeiten und Erziehung zum öftern geäußert hat." Die
Sprachunrichtigkeiten in diesen letztern Zeilen übergehen wir
ier. Wenn aber Hr. H. Seite 6. der Vorrede versichert,
aß diese kleine Schrift von verschiedenen großen und bewähr-
en Tonkünstlern durchgesehen, und schon des besten Beyfalls
ewürdiget worden sey: so mögen es jene großen und bewähr-
en Tonkünstler verantworten, daß sie darin so Manches, was
iner Verbesserung bedurft hätte, entweder aus Mangel an
ufmerksamkeit, oder aus einem andern Grunde, übersehen
aben.

Der Inhalt des Werkchens zerfällt in vier Kapitel. Das
rste handelt von der Musik überhaupt. Von S. 1 bis
12. wird ziemlich weitläuftig und durch viele aus ältern und
euern Werken eingerückte Stellen erklärt, was man unter
em Worte Musik verstehe. Hierbey hätte sich Hr. H., oh-
e Nachtheil der Deutlichkeit, kürzer fassen können, da er
ier kein etymologisches Werk schreiben wollte. Auch die
reifache Eintheilung der Musik (S. 12. flg.) wäre den
nfängern, für welche sie der Verf. einrückte, entbehrlich ge-
esen; zumal, da die dabey vorkommenden Kunstwörter dem
Musiklernenden bey weitem nicht einleuchtend genug erklärt
orden sind. Hier beyläufig die Bemerkung, daß die Seit.
0 und 15. empfohlene Schrift von C. L. Bachmann, nach
Gerbers Lexikon der Tonkünstler, bloß eine getreue Kopie
es Hrn. Dr. Forkels Abhandlung: Ueber die Theorie
er Musik rc. seyn soll. — Nun werden in diesem ersten
apitel von S. 19 bis 25. die vorzüglichsten Zeichen in der
Musik, und zwar zuerst die Noten, sodann S. 22. die Pau-
n; S. 28. aber der Takt, (müßte wohl heißen: die Takt-
ichen,) S. 24. die Versetzungszeichen, und zuletzt S. 25.
e Musikschlüssel erklärt. Schon hieraus sieht man, wie
elerley, und zwar unordentlich durch einander, der Verf.
einem und ebendemselben Kapitel abgehandelt hat. Zum
eweise, daß die Erklärungen noch ebenfalls sehr unbefriedi-
nd ausgefallen sind, rücken wir deren hier nur zwey ein.
on den Pausen wird S. 22. gesagt: „Die Pausen in der
Musik, nennt man diejenigen Zeichen, welche andeuten, wie
nge der Musikus, (nicht auch der Dilettant?) wenn solche
einer Musik (!) vorkommen, mit seiner Stimme, oder
(mit

(mit dem) Instrumente, schweigen soll. — Auch solcher giebts verschiedener Arten. —" Dieß ist Alles, was der Leser von den Pausen erfährt. Ueber die Musikschlüssel erklärt sich Hr. H. Seite 25. so: „Der musikalischen Schlüssel sind dreyerley Arten, und an der Zahl neun. Deren zwey nennt der Musikus die G- Schlüssel. Vier davon C - Schlüssel, und die drey übrigen F- Schlüssel. —" Wem kann wohl mit solchen Erklärungen gedient seyn? Für den Lernenden sind sie offenbar zu kurz und undeutlich; denn er erfährt dadurch nicht viel mehr, als daß es verschiedene Pausen und Schlüssel giebt; wer aber diese Zeichen bereits kennt, für den ist die hier wörtlich eingerückte Erklärung derselben ganz überflüssig. — Zum Beschlusse des ersten Kapitels sucht der Verfasser S. 25. flg. noch die Frage zu beantworten: „Ob denn auch die Musik unter den Menschen nothwendig sey, oder ob wir sie nicht vielmehr, als etwas Ueberflüssiges, Läwerliches, Kostspieliges oder gar Schädliches betrachten können?" Es versteht sich, daß Hr. H. die Musik, wie billig, zu vertheidigen sucht, und es dabey, nach seiner Art, an citirten Stellen berühmter Männer nicht fehlen läßt.

Das zweyte Kapitel, S. 37. ist überschrieben: Von dem Ursprunge und Fortgange der Musik. Wie dieses verhältnißmäßig sehr weitläuftige Kapitel — von S. 37 bis 103. — ausgefallen sey, dieß läßt sich schon einigermaaßen aus dem Vorhergehenden vermuthen. Indeß müssen wir doch der Wahrheit gemäß sagen, daß Hr. H. in der Geschichte der Musik nicht ganz ein Fremdling ist; sondern verschiedene Schriften darüber nachgelesen und benutzt hat. Nur fehlt es ihm an hinlänglicher Einsicht, diese Schriften gehörig würdigen zu können; daher hat er manches darin Enthaltene für entschieden angenommen, was noch gar nicht ausgemacht, oder wohl offenbar unrichtig ist. Auch widerspricht sich der Verf. zuweilen selbst. Zur Schonung des Raumes heben wir aus diesem längsten Kapitel nur Einiges, als Beweis unserer Behauptung aus. S. 63: „David unterhielt eine Kapelle von 4000 Menschen, die nach ihm kein König, ich sollte beynahe sagen, auf der ganzen Welt, wieder gehalten hat." Gleichwohl heißt es S. 65.: „Dieser (Salomo) unterhielt nun noch neben der Tempelmusik, die sein Vater unter die Leviten vertheilt hatte, auch eine besondere Hofkapelle." Und in der Note dazu wird angemerkt: „Der bekannte jüdische

Ge-

Geschichtschreiber Josephus sagt: daß (es) 1400 Harfen, (nach Marpurgs Einleitung ꝛc. 40000,) eben so viele Sistern, und zweyhunderttausend silberne mosaische Trompeten, ꝛc. gewesen seyn sollen." Dieß wäre denn also eine ungleich zahlreichere Kapelle gewesen, als die vorher erwähnte. Und S. 74: „Er (Nero) unterhielt eine noch größere Kapelle, als Salomo, nämlich bey 5000 Tonkünstler." — Da S. 21. flg. sogar die Geltung der ältern Noten angezeigt worden ist: so hätte S. 78., wo die dorische, phrygische, lydische und mixolydische Tonart erwähnt wird, wohl mit eben so vielem Rechte erklärt werden sollen, wie diese Tonarten beschaffen waren, oder vielmehr in Chorälen, u. dgl. auch noch jetzt beschaffen, und von unsern neuern Tonarten verschieden sind. S. 79: „Guido Aretin, der noch zu den bisher angenommenen und üblich gewesenen Buchstaben, die Papst Gregorius brauchte a, b, c, d, e, f, g, h, die 15. die die Lateiner noch vom Borthius, (Boëthius,) statt der Noten, angenommen hatten, auch im Jahr 1028 noch 6 Sylben einführte, nämlich: ut, re, mi, fa, sol, la. Zu den 15 Clavibus setzte er noch andere fünf ꝛc." Wie verworren und undeutlich ist dieß, ohne hinzugefügte weitere Erklärung! Und warum wurden S. 83. nicht auch die von Graun erfundenen Sylben da, me, ni, po, tu, la, be erwähnt, da Hr. H. nun einmal Etwas, obgleich nicht gehörig Erklärtes, über die sogenannte Solmisation sagen wollte, und sogar die in Deutschland gar nicht üblichen Sylben: bo, ce, di, ga, lo, ma, ni anführte? Daß Jean de Murs, wie dieß S. 87. steht, die Noten erfunden habe, möchte der Verf. wohl schwerlich beweisen können; ob er dieß gleich schon vorher (S. 21.) ebenfalls unbedingt behauptet hat. Es ist hier nicht der Ort dazu, dieß umständlich zu untersuchen; wir verweisen aber Hrn. H. deßhalb unter andern auf Dr. Forkels allgem. Litteratur der Musik, S. 115., und auf dessen allgem. Geschichte der Musik, Bd. 2, S. 434. u. a. m. „In neuern Zeiten, (schreibt unser Verf. S. 90.) da die Musik so große, und mannichfaltige Veränderungen erlitt, wurden auch die erhöhende (♯) und erniedrigende (♭) Zeichen verändert. Alle ganzen Töne erhielten nun auch halbe, ꝛc." Das Letztere ist sehr unbestimmt ausgedrückt, und kann bey manchem Leser zu einem Mißverständnisse Veranlassung geben. S. 91. wird Voglers Orchestrion als ein vortreffliches Orgelwerk angeführt. Ganz anders lautete die im vierten Jahrgange

der allgem. musikalischen Zeitung S. 509. enthaltene, und zur Zeit noch nicht widerlegte, Nachricht aus Prag über dieses Instrument *). — S. 97. schreibt Hr. H.: Manche sind sogar von dem irrigen Wahne eingenommen, daß sie glauben: auch der sey mit dem Namen eines Musikers zu belegen, der über und unter seine musikalischen Stücke, eine zahllose (?) Menge französische und italienische Wörter, oft ohne alle Bedeutung, setzen kann, die er nicht einmal rein lesen, noch viel weniger zu verstehen vermag." — Diese und ähnliche Bemerkungen sind doch in der That so unbedeutend, daß der dazu nöthige Raum billig für wichtigere Untersuchungen hätte gespart werden sollen. Sogleich darauf fährt Hr. H. fort: „Ueberhaupt solten (sollten) Deutsche, die auch keine so ganz arme Sprache besitzen, (?) bey deutschen Kirchenmusiken, Komödien, (?) Opern, ꝛc. sich auch deutscher Wörter; beym (??) italienischen Opern, ꝛc. italienische (r), beym (??) lateinischen Messen lateinische (r) Benennungen; beym Französischen, französische (r) Wörter bedienen." Man sieht hieraus, daß Hr. H. von den Deutschen viele Sprachkenntniß verlangt, ob er gleich sogar seine Muttersprache selbst sehr fehlerhaft schreibt.

Im dritten Kapitel wird „von dem Mißbrauche, (wozu hier und anderwärts mehr das Komma?) des Wortes Musikus" gehandelt. Dieses Kapitel enthält vorzüglich viel Ueberflüssiges; beynahe möchten wir sagen, größtentheils bloß seichtes Geschwätz. Zur Probe mag hier nur eine; aber frey-

*) Einige Perioden aus jener Nachricht rücken wir zur Belehrung unserer Leser hier ein. »Dieses Orgelchen — denn ein Orchestrion ist es gar nicht — hatte keine Stimmung, ist so sehr windstößig, daß man keinen reinen und deutlichen Ton vernehmen kann. Die Register sind ohne männlichen Ton, kindisch, wie eine Leyer — laut wurde sein Instrument so genannt. Am schlechtesten fiel die Harmonika, und am ärmlichsten das Gewitter aus — wobey ein gellendes Gelächter des Publikums selbst sein Gewitter überstimmte, u. s. w.« Da die Sache wegen des bekannten Orgel-Simplifikations-Systems für das Publikum wichtig ist: so wäre es wohl der Mühe werth, daß einige der zugegen gewesenen Männer von gehöriger Sachkenntniß, die Wahrheit dieser Nachricht durch ihres Namens Unterschrift entweder bestätigten, oder im entgegengesetzten Falle den Einsender derselben öffentlich widerlegten.

freylich etwas lange, Periode stehen. S. 107. „Auch der ist kein wahrer Musikus, der zuweilen eine Musik aufführen muß, und dann dabey unaufhörlich mit dem Kopfe nickt, mit den Füßen als ein unsinniger stampft; oder ein Anderer, der sich gerne davor (dafür) gehalten wissen will, und stets von seiner Kenntniß und (von seinen) grosen (großen) Einsichten in derselben (?) spricht; — auch gerne hört, daß ihn unwissende Menschen bewundern, und sich (?) an öffentlichen Orten, wie z. B. Wirths-Brandewein (!) und Bäckerhäuser, (?) rc. sind; — nicht unterläßt, mit seiner musikalischen Geschicklichkeit zu pralen, und Layen, die Jedes, was sie nicht können, bewundern und anstaunen, leicht Sand in die Augen streuen kann." Wahrscheinlich wird unsern Lesern nicht nach mehreren Perioden aus diesem Kapitel gelüsten. Zum Glücke füllt es nur einige Zeilen über neun Seiten aus.

Im [illegible] Kapitel sucht Hr. H. zu zeigen, was zu einem [illegible] Musikus erfordert wird. Er setzt bey einem solchen (?) feines menschliches Gefühl voraus. Mit [illegible] sich in diesem Kapitel mehrere Deklamationen, wie die folgende. „Der Musikus, im eigentlichen Sinne des Worts, muß nicht ohne alles menschliches (menschliche) Gefühl die mannichfaltigen Schönheiten der Natur, z. B. in einem angenehmen Frühlinge, die Wiesen in ihrer großen Pracht, die Bäume in seiner Blüthe betrachten; auch nicht beym fürchterlichen (?) Brausen ungeheurer Wasserfluthen sowohl, wie beym sanften Murmeln, des wie Silber glänzenden Wiesenbachs, beym Anblick, der im Elende jammernden Menschheit; beym frohen Jauchzen schuldloser Jugend; beym schmetternden Ton (?) der kriegerischen Trompete; beym lieblichen Gesange so zahlreicher Vögel, ungerührt bleiben." Die Orthographie und Interpunktion des Verf. haben wir absichtlich unverändert beybehalten. Bey manchem Ueberflüssigen enthält diese Rubrik übrigens S. 120. flg. verschiedene, zwar schon von Andern gegebene; aber gute Winke über das zweckmäßige Choralspielen, u. dgl. „Das zweyte Stück, welches zum anhaltenden Studio der Musik erforderlich ist, soll nach S. 126. flg. seyn: „Geschichte und besonders die Geschichte der Musik genau zu kennen." Auch hierüber verbreitet sich der Verf. ziemlich weitläuftig, und empfiehlt das Studium der Geschichte sehr dringend; nur hätte er hierbey noch schicklichere Bewegungsgründe dazu wählen können.

ren. „Die nöthigsten Erfordernisse, Geschichte gründlich studiren zu wollen, sind (nach S. 131.) ohne allem (n) Zweifel: die nöthigen Sprachen, und diese sind auch als das dritte Haupterforderniß bey Erlernung der Musik anzusehen." Im Ganzen genommen stimmen wir dem Verf. hierin allerdings bey; wenn er aber S. 136. schreibt: „Zufrieden wollen, oder müssen wir vielmehr seyn, wenn der Musikus nur die lateinische Sprache gründlich erlernt hat, ohne welche er sich immer nur einen Stümper, wenigstens keinen gelehrten Musikus zu nennen, sich im Sinne (in den Sinn) kommen lassen darf:" so verlangt er hier im Allgemeinen wohl zu viel. Denn die gründliche Erlernung der lateinischen Sprache erfordert bekanntlich viele Zeit, und ist bey weitem nicht jedem Musiker nöthig; ob er gleich billig kein Fremdling darin seyn sollte. Als Bewegungsgrund zur gründlichen Erlernung der lateinischen Sprache wird unter andern S. 138. auch dieser angegeben: „Damit der Komponisteur den Sylben den gehörigen Ton und Accent (in wie fern sind hier diese beyden Wörter von einander verschieden?) beylegen und nicht gegen das metrum fehlen; sondern genau scandiren (?) könne." Dieß möchte indeß noch nothwendig seyn, obgleich verhältnißmäßig nur wenige Tonsetzer in den Fall kommen, lateinische Gedichte komponiren zu müssen; daß aber sogar der Schullehrer auf dem Lande, als Musiker die lateinische Sprache in einer gewissen Hinsicht nöthig habe, dabey dürften wohl viele Einschränkungen statt finden. Der Verf. führt für seine Behauptung folgende Gründe an: „Theils könne der Schullehrer von seinen Bauern, um dieß oder jenes Wort in (den) Zeitungen, Büchern, ja im gemeinen Leben gefragt werden." (Richtiger würde es heißen: um dieß oder jenes in den Zeitungen rc. vorkommende Wort; denn der Landschullehrer wird nicht in den Zeitungen rc. gefragt. —). So fragte (steht unten in einer Note) ein kluger Bauer einstmal in einer Bierschenke seinen Schulmeister: was denn das Wort profit bedeute? Der Schulmeister konnte dem Bauer nicht befriedigend antworten." — Der arme Mann! „Theils aber auch, fährt Hr. H. fort, weil er (der Schullehrer) zugleich den Organisten in seiner Kirche vorzustellen hat. Er sitzt auf seiner Orgel, und hat neben sich zur Rechten und Linken Registerzüge, die größtentheils lateinische Benennungen führen: Principal, Octava, Fugara, Subbaß, etc. Ist es nicht schön, nützlich und rühmlich für ihm, (ihn,) wenn er dieß alles auf

deutsch

deutsch zu benennen weiß, u. s. w." Der Rec. muß offenherzig gestehen, daß er gewisse bey der Orgel gebräuchliche lateinische Kunstwörter nicht zu verdeutschen wüßte. Auch hält er sich davon überzeugt, daß mancher Professor der lateinischen Sprache, z. B. das oben angeführte Kunstwort Fugara, wohl schwerlich richtig und treffend in das Deutsche zu übersetzen wissen würde. „Der lateinischen Sprache, (heißt es S. 141.) als der Grundsprache von allen, (?) setze ich hier beym Tonkünstler, als fast unentbehrlich an die Seite, die italienische (so steht dieses Wort auch S. 136. 142. 143. 144. u. a. m. gedruckt,) und französische, und ziehe sie in der Musik, besonders heutzutage (nach des Verf. Orthographie) der hebräischen und griechischen weit vor." Darin mag er allerdings Recht haben; doch halten wir im Ganzen genommen die italiänische Sprache für die Musiker noch unentbehrlicher, als die französische. Wiewohl es auch hierin nach Umständen einzelne Ausnahmen geben kann. S. 144 läßt Hr. H. selbst von seinen Forderungen in Absicht auf diese beyden Sprachen etwas nach. Zum Beweise, daß gelehrte Musiker verschiedene Sprachen erlernt haben, rückt er nunmehr, unnöthiger Weise, eine kurze Biographie Matthesons ein. Darin heißt es unter andern S. 148: „Nur, um ein, in lateinischer Sprache, geschrieb'nes, Buch, anzuführen: Critica musica, auch in mehreren Bänden." — Die in dieser Stelle vorzüglich nicht gesparten Interpunktionszeichen werden unsere Leser selbst bemerken. Aber fragen müssen wir hierbey, wie Hr. H. behaupten konnte, daß Matthesons Critica musica in lateinischer Sprache geschrieben sey? Der Titel dieses Werkes heißt bekanntlich: Critica musica, d. i. Grundrichtige Untersuch- und Beurtheilung vieler, theils vorgefaßten, theils einfältigen Meinungen, etc. und ist, so wie desselben Schriftstellers Plus ultra, deutsch geschrieben. Ein Beweis, daß Hr. H. dieses Buch gar nicht kennt. — Uebrigens soll deßhalb dem verdienten Mattheson die Kenntniß der lateinischen Sprache keinesweges abgesprochen werden. — Nach dieser Biographie folgen noch kürzere Nachrichten über Marpurg, Telemann, Rolle, Doles und Steps. — Endlich führt der Verf. Seite 154. noch Dasjenige an, „was auf die Musik einen nahen oder entfernten Bezug hat, und was mit ihr verbunden werden könne." Er meint, Viele forderten von einem Tonkünstler auch Zeichnen, Mathematik, und alles das, was damit in Verbindung steht; jedoch scheint

er dieß nur in sofern, als von einem „vollkommnen Musiko im höchsten Grade“ die Rede ist, zu billigen. Zeichnen braucht, unsers Erachtens, hauptsächlich wohl nur etwa der Orgelbauer, u. dgl. nicht aber der eigentliche Musiker, als solcher zu können; allein in der Mathematik, wenigstens in einem oder dem andern Theile derselben, darf er doch nicht unerfahren seyn. Denn wie sollte er außerdem z. B. von der Temperatur, und was dahin einschlägt, etwas verstehen können? Auch bemerkt dieß der Verf. weiter unten selbst; nur von den nöthigen Kenntnissen in der Physik finden wir nichts erwähnt. Dagegen verlangt er S. 157 von einem Tonkünstler mit Recht Einsicht in die Dichtkunst. Das Studium der Logik; vorzüglich aber der Rhetorik, Aesthetik, Psychologie, und anderer Hülfswissenschaften, hätte ebenfalls empfohlen werden sollen. — Hier nur noch Einen Beweis davon, daß Hr. H. nicht von Allem, was er niederschrieb, richtige Begriffe zu haben scheint. S. 159. „Und was giebt und gewährt uns mehr Freyheit (?) bey der Composition und auch beym Spielen selbst, als in andere Töne überzugehen, oder wie der Tonkünstler spricht: auszuweichen, als *die Kanonick*? denn so wird diese Lehre in der Musik genennt, welches ich deswegen hersetzen will, weil sich so mancher Unwissende in der Musik, unter diesem Worte, ganz wunderbare Dinge, die zum Lachen sind, vorstellt.“ Wie? die Lehre von dem Ausweichen soll die Kanonik genannt werden? — Will aber Hr. H. unter dem Ausdrucke diese Lehre die musikalische Rechnung, von welcher auf der vorhergehenden Seite die Rede war, verstanden haben: so hat er sich sehr undeutlich ausgedrückt. Auch müßte man alsdann immer noch fragen, wie gerade die Kanonik bey der Komposition, und bey dem Spielen selbst, vorzüglich Freyheiten gewähre? Kurz, wir können in dieser Stelle keinen rechten Sinn finden. — Ob nun der Inhalt des vorliegenden kleinen Buches dem Titel völlig entspreche, oder ob es ein noch ziemlich unreifes und sehr entbehrliches Produkt sey? dieß werden unsere Leser nunmehr leicht selbst entscheiden können. Daß aber der Styl des Verf. schlecht und fehlerhaft ist, erhellet schon aus verschiedenen der oben eingerückten Stellen, denen wir noch ungleich mehrere von ähnlicher Art beyfügen könnten, wenn dieß nöthig wäre. Außer den angemerkten Druckfehlern giebt es deren in diesem Buche noch eine ungeheure Menge; besonders ist der Buchstab m sehr häufig mit n verwech-

wechselt worden, und umgekehrt. Wiewohl dieß nicht immer die Schuld des Setzers und Korrektors zu seyn scheint; denn unter andern steht Seite 41: „Vergleichen wir mit Unpartheilichkeit diese, im Ganzen, doch nur wenige hier angeführte Meinungen, über dem Ursprunge der Musik, ꝛc.“ und S. 136., wie wir schon oben beyläufig bemerkten: „sich im Sinne kommen lassen.“

Notitia duorum codicum musicorum *Guidonis Aretini* saec. XI. et S. *Wilhelmi Hirsaugiensis* saec. XII. in membranis exaratorum. Temporis nostri Orpheo, Domino Josepho Haydn, dicavit *Christophorus Theophilus de Murr*. Cum II Tabulis aeneis. Norimbergae, apud Monath et Kussler. MDCCCI. 8 Seiten 4. 3 Kr.

Ohne diese vier Blätter beynahe ganz abzuschreiben, läßt [illegible] den Inhalt derselben nichts Befriedigendes sagen, [illegible] dem Titel genannten beyden Handschriften mehrere [illegible]ze enthalten. Wir können daher diejenigen, wel[illegible] Literaturgeschichte der Musik interessirt, bloß darauf [illegible] machen. Der erste Kodex besteht (nach S. 2.) [illegible] der andere aber (nach S. 5.) aus 73 Pergament[illegible] in groß Quart. Aus der am Ende der vorliegenden Schrift befindlichen Anzeige: „Prostant venales pre[illegible] aureor. hungar.“ erhellet die Absicht des gelehrten [illegible] dieser beyden Handschriften, die, nach der Versiche[illegible]selben, mit rothen und schwarzen Buchstaben, schön [illegible] (elegantissime) geschrieben sind.

[illegible]

Weltweisheit.

Natürliche Theologie der Scholastiker, nebst Zusätzen über die Freyheitslehre und den Begriff der Wahrheit bey denselben, von W. L. G. Freiherrn von

von Eberstein. Leipzig, bey Feind. 1803. 299 Seiten gr. 8. (Mit dem Bildnisse des Thomas von Aquino und des J. Duns Scotus.) 1 Rt. 8 gr.

Der Verfasser, der sich schon in seiner Schrift über die Beschaffenheit der Logik und Metaphysik der reinen Peripatetiker, als einen großen Kenner der scholastischen Philosophie gezeigt hat, fährt fort, die in so viele Dunkelheit eingehüllte Geschichte dieser Philosophie aufzuklären, und, wie der Titel des vorliegenden Werkes ausweiset, die Meinungen der Scholastiker über die wichtigsten Gegenstände des menschlichen Wissens vorzutragen. Ein solches Unternehmen ist zu einer Zeit, da in Deutschland ein neuer Scholasticismus empor gekommen, in mehr als einer Hinsicht verdienstlich; aber der vorzüglichste Nutzen davon besteht ohne Zweifel darin, daß junge Leute, die, weil sie das Alte nicht kennen, sogern alles Neuscheinende als wirklich neu anstaunen, aus der Geschichte der scholastischen Philosophie lernen, daß die scharfsinnigen Köpfe des Mittelalters, die man unter dem Namen der Scholastiker zu verachten pflegt, nicht nur keine einzige wichtige Frage in der Philosophie unberührt gelassen; sondern auch beynahe alle mögliche Beantwortungen derselben erschöpft haben. So ist z. B. der in neuern Zeiten über die Subjektivität und Objektivität der menschlichen Erkenntniß entstandene Streit im Grunde nichts anders, als der ehemalige Streit der Nominalisten und Realisten; wie man sich durch die in dem angeführten frühern Werke des Verf. befindliche Abhandlung über diese zwey philosophischen Sekten im Mittelalter überzeugen kann. Eben das wird man auch in dem vorliegenden Werke finden, wo der Verf. die verschiedenen Vorstellungsarten und Beweise der berühmtesten Scholastiker, besonders des Thomas von Aquino und des Duns Scotus, von dem Daseyn Gottes; von seinen Eigenschaften; von der Schöpfung und Erhaltung der Welt; ihre Theodicee in Ansehung des Uebels in der Welt, und ihre Lehre von der Freyheit und von der Wahrheit vorträgt. Man wird nicht leicht eine Vorstellungsart oder einen Beweis finden, die nicht schon in den Schriften der Scholastiker, wenigstens im Keime, enthalten wären, zu dessen Entwickelung es nur eines Leibnitz, Malebranche, Wolffen,

u.

u. s. w. [illegible]. Aber auch alle Paradoxien der neuen und neuesten Philosophie in der Lehre von Gott, trifft man schon in den Schriften der Scholastiker an, wovon der Verf. S. [illegible]1 und 123. merkwürdige Beyspiele anführt. Der Nominalist Occam behauptet wie Kant, daß wir eigentlich gar keine Erkenntniß von Gott; sondern nur Begriffe von Gott haben, von denen es zweifelhaft sey, ob ihnen auch etwas Reelles in dem Objekte korrespondire. Eben so behauptete Duns Scotus schon vor Kant und Fichte, daß man von Gott nicht sagen könne, daß er lebe, daß er Verstand, Weisheit, u. s. w. habe. Nur ist zwischen Duns Scotus und Kant der Unterschied, daß jener in Gott eine Vollkommenheit annahm, die noch edler sey, als das Leben, der Verstand und die Weisheit; welches Kant, der in Ansehung Gottes eine gänzliche Unwissenheit von Seiten der theoretischen Vernunft behauptet, schwerlich zugeben wird. Die Widersprüche fehlen übrigens bey den Scholastikern eben so wenig, als in der neuern und neuesten Philosophie; denn selbst der Occam, der als Nominalist alle Erkenntniß Gottes läugnete und läugnen mußte, gestand doch, daß wir von Gott nicht nur gewisse allgemeine, ihm und den Kreaturen gemeinsame Bestimmungen; sondern auch Eigenthümlichkeiten erkennen. (S. 60.)

Wie leicht überspannte und schwärmerische Vorstellungen von Gott zur Gottesläugnung führen, zeigt der Verf. S. 53. Indem gewisse Scholastiker der Gottheit alle Eigenschaften der endlichen Wesen, (auch die schrankenlosen) absprachen, um sie über alle Wesen zu erheben, verschwand endlich der ganze Begriff von Gott in ein Nichts: und Scotus Erigena gerieth in seinem Erstaunen über die Unendlichkeit Gottes auf die atheistische Behauptung, daß Gott sich selbst nicht kenne, und keinen Begriff von sich habe, weil er nicht einmal Etwas wäre. (S. 53.) Wer sieht hier nicht die Schwärmerey des neuen und neuesten transcendentalen Idealismus in der Lehre von Gott? —

Die letzte Abhandlung des Verf. über den Begriff der Wahrheit und dessen Bestimmung in der scholastischen Philosophie, war für den Rec. besonders anziehend und lehrreich. Man muß in der That über den Tiefsinn erstaunen, mit welchem, in einem unaufgeklärten Zeitalter, ein Tho-

Thomas von Aquino, ein Anselm von Canterbury, ein Suarez, u. a. in die schwere Materie eindrangen. Rec. empfiehlt diese Abhandlung, die keinen Auszug leidet, allen Liebhabern der metaphysischen Spekulation zum Lesen, und bemerkt nur noch, daß dieses von Ebersteinische Werk als ein Supplement der Tiedemannischen Geschichte der scholastischen Philosophie kann angesehen werden. Der Plan, nach welchem der Verf. die Geschichte dieser Philosophie vorträgt, ist von dem des sel. Tiedemanns verschieden, und hat in sofern einen Vorzug vor dem Letztern, als durch die von Ebersteinische Behandlung, die Uebersicht und Vergleichung der verschiedenen Vorstellungsarten der Scholastiker über einen metaphysischen Gegenstand erleichtert wird. Auch werden dem Leser die aus den Schriften der Scholastiker als Belege angeführten Stellen willkommen seyn, die der selige Tiedemann, um seinem Werke, das die ganze Geschichte der Philosophie enthalten sollte, keine zu große Ausdehnung zu geben, bloß zu citiren sich begnügen mußte. Die Schreibart des Verfassers ist korrekt, deutlich, präcis, und der Sache angemessen; und verdient als Muster eines guten philosophischen Styls angepriesen zu werden.

Hb.

1) Ueber meine Partheylichkeit, vorzüglich einen Widerspruch des Herrn Kant betreffend. Von W. L. G. Freyherrn von Eberstein. Halle, bey Ruff. 1800. 5¼ Bogen gr. 8. 6 gr.

2) J. C. Schwab, über die Wahrheit der Kantischen Philosophie, und über die Wahrheitsliebe der allgemeinen Literaturzeitung zu Jena, in Ansehung dieser Philosophie. Berlin, bey Nicolai. 1803. 8¼ Bogen gr. 8. 12 gr.

Nr. 1. Wir würden dieser kleinen, zufällig unerwähnt gebliebenen, und eigentlich außerhalb der jetzigen Gränzen der N. A. D. Bibl. liegenden, polemischen Schrift hier nicht gedenken, wenn sie nicht, in der, demnächst anzuzeigenden Schwab'schen Schrift mehrmals erwähnt, und eine der

Mit-

Ursachen, der zwischen den ebengenannten Gelehrten und r allgemeinen Literaturzeitung ausgebrochenen Fehde gewor- n wäre.

Bekanntlich ist Herr von Eberstein Verfasser einer eschichte der Logik und Metaphysik, welche in unserer ibliothek Bd. LIV. S. 191. flg. angezeigt, und auch in r Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung beurtheilt worden . Gegen diese Beurtheilung ist die vorliegende Schrift ge- chtet. Da der ohnehin beschränkte Raum der N. A. D. ib. es nicht gestattet, den Inhalt einer Antirecension kri- ch zu würdigen: so begnügen wir uns damit, einen Punkt szuheben, über welchen der Verfasser mit seinem Recensen- n in Streit gerathen, und wo, nach unserer, und gewiß des Unpartheyischen Meinung, das Recht durchaus auf Seiten des Herrn von Eberstein ist.

[illegible] Kant hatte in seiner, gegen den Prof. J. A. Eberhard gerichteten Streitschrift: über eine Entdeckung [illegible] S. 41. des Eingangs gesagt: „Herr Eberhard behauptet: Raum und Zeit haben außer dem Subjectiven auch objective Gründe, und diese objectiven Gründe sind keine Erschei- nungen, sondern wahre erkennbare Dinge, wel- ches alles die Kritik buchstäblich und wiederholentlich gleichfalls behauptet.“

Mit Recht rügte Hr. v. E. in seinem oben erwähnten [illegible] den offenbaren Widerspruch und die große In- consequenz, welche aus dieser Stelle, verglichen mit den [illegible] nstigen, gerade entgegengesetzten Behauptungen Kants her- vorgieng.

Der Jenaische Recensent, welcher durchaus nicht zuge- n wollte, daß Kant Unrecht, oder sich selbst sollte wi- ersprochen haben, wußte sich hier nicht anders zu helfen, s daß er kurzweg erklärte: dieß sey Kants Meinung icht gewesen; sondern als ein Schreib- ersehen Kants anzusehen. Als er erüber zum Beweise aufgefordert ward, machte er die ehr als seltsame Forderung an Hrn. v. E.

„Er solle jene Behauptung, wegen eines Schreibversehens, „entkräften, oder vielmehr erweisen, daß es kein Ver- „sehen.

„schehen sey. Ferner — solle er, außer der allegirten, nur „noch eine Stelle anführen, in welcher eine gesunde Aus„legung denselben Sinn finden könnte."

Hat man je eine anmaaßlichere, man wird versucht zu sagen, vernunftwidrigere Zumuthung gesehen? — Hr. v. E. soll einen negativen Satz beweisen! — Kant soll die Präsumtion für sich haben, daß seine bestimmte Aeußerung: „Die Kritik habe buchstäblich und „wiederholentlich dasselbe behauptet, was „Eberhard anführt," ein Schreibversehen sey! — Zumal, da der noch lebende Kant nie sich dahin geäußert hat, er habe sich hier verschrieben, noch weniger gesagt, was er denn eigentlich statt der so deutlichen gedruckten Worte hätte schreiben wollen!

Wir würden das richtige Gefühl unserer Leser beleidigen, wenn wir über die schreyende Ungerechtigkeit eines solchen Ansinnens, wie sich der Rec. in der allgemeinen Literaturzeitung erlaubte, nur noch ein Wort verlieren wollten! —

Herr G. Hr N. Schwab in Stuttgart hatte in der Vorrede zu seinem, im J. 1800. erschienenen Werke: Vergleichung des Kantischen Moralprincips mit dem Leibnitzisch-Wolffischen, S. XII ff., unter andern gegen das Verfahren der A. L. Z. in Betreff der Kantischen Philosophie, gemachten Ausstellungen, auch jener Zumuthung an Hrn. v. E. gedacht, und ihre Unstatthaftigkeit nach Verdienst gerügt. Ueberhaupt enthält diese Vorrede sehr gegründete, überall mit den Citationen der eigenen Worte der Recensenten in der A. L. Z. belegte, Bemerkungen über die auffallende Parteylichkeit der allg. Literaturzeitung für die Kantische Philosophie, und gegen alle Gegner derselben.

Dieß veranlaßte, bey Gelegenheit der Recension des ebengedachten Werkes in der Allg. Lit. Zeit., sehr bittere und heftige Ausfälle gegen den Verfasser desselben, die Herr Schwab in Nr. 2. zu beantworten und zu entkräften sucht.

Wir sind, aus der schon oben angeführten Ursache außer Stande, diesen Streit Punkt für Punkt zu verfolgen. Die Akten desselben liegen vor den Augen des unparteyischen Publikums da; wen es interessirt, kann sich ausführlich davon

unterrichten. Wir müssen uns darauf beschränken, ei[n]e der hauptsächlichsten Differenzen auszuheben.

Der Recensent in der allg. Literaturzeitung bringt vor[züg]lich zwey Beschuldigungen gegen den Verfasser von Nr. [...]wr: daß er nämlich

1) über die ebengenannte kritische Zeitschrift Unwahrheiten gesagt, und

2) die Kantische Philosophie verläumdet habe.

In Betreff des ersten Punktes hatte Hr. Schwab be[h]auptet: die A. L. Z. habe die sehr unphilosophische revolu[ti]onäre Tendenz der neuern Philosophie begünstiget, und [d]urch ein philosophisches Unwesen befördert. — Der [R]ecensent in der allgemeinen Literaturzeitung erklärt diese [B]ehauptung für durchaus unwahr; der Verfasser recht[fer]tigt sie, unsers Dafürhaltens, sehr einleuchtend, durch An[füh]rung einer großen Anzahl von Stellen aus Recensionen [der] A. L. Z., welche die unbedingtesten, übertriebensten [Lo]bpreisungen aller Schriften Kants, und selbst vieler [sei]ner unbedeutendsten Anhänger, enthalten, und ausdrück[lic]h im voraus die Revolution anpreisen, welche durch das [ne]ue Kantische System in der Philosophie werde herbeyge[fü]hrt werden. Ueberdieß zeigt Hr. S. daß die A. L. Zeit. in [de]n letzten Jahren, selbst von ihrer unbegränzten Partey[lic]hkeit für Kant, in Etwas zurückgekommen sey, und dieß [un]ter andern in der Recension der Kantischen Rechtslehre [ge]zeigt habe.

Was den zweyten Punkt, nämlich die, dem Hrn. Schwab [an]geschuldigte, derbe Verläumdung der Kantischen Philos[op]hie betrifft: so bestand sie hauptsächlich in seiner Aeuße[ru]ng: „daß diese Philosophie Alles umgestoßen, und [di]e ganze bisherige Ordnung der Dinge im Reiche [de]r Wissenschaften umgekehrt habe.“ Der Verfasser [re]chtfertiget aber seine Behauptung mit so siegreichen [Gr]ünden, daß wohl keinem unpartenischen Sachkundigen [ei]n Zweifel über ihre Richtigkeit übrig bleiben wird. Er [ze]igt nämlich, daß

1) eine Menge in der Kritik der reinen Vernunft un[d] [...]st aufgestellter Sätze durchaus allem, was bis zur Erschei-

nung

nung derselben in der Philosophie behauptet worden, entgegengesetzt sey. Z. B. „Raum und Zeit sind bloße Formen „unserer Sinnlichkeit, und ihnen korrespondirt, außer unserer „Sinnlichkeit, nichts Objektives. — Das, was wir Gott „nennen, ist bloß die schematisirte Vernunftidee, von der „systematischen Einheit der Welt. — Die theoretische „Vernunft ist mit sich selbst uneins, und unvermeidlichen „Täuschungen unterworfen," u. s. w.

2) Daß Kant selbst an mehreren Stellen in seinen Schriften, seine Philosophie, als eine völlige Revolution bezweckend, bezeichnete, und sie, unter andern mit der ganz veränderten Ansicht, welche das Kopernikanische System in der Astronomie veranlaßt, verglichen, und sogar behauptet hat, daß das bisherige Verfahren in der Metaphysik umgekehrt, und eine gänzliche Revolution mit ihr vorgenommen werden müsse; und endlich

3) daß die allgemeine Literaturzeitung bis zu der neuesten Periode, nachdem Andere die Mängel und Widersprüche der sogenannten kritischen Philosophie gezeigt hatten, wo sie obgedachtermaaßen den Ton der Anbetung herabgestimmt, allen Behauptungen Kants, ohne Ausnahme, beygepflichtet und ihre Bewunderung für ihn und seine Werke, bis zur Vergötterung getrieben hat.

Wir müssen es denjenigen unter unsern Lesern, welche an dieser philosophischen Streitigkeit Theil nehmen, überlassen, die einleuchtenden Gründe, mit welchen der Verfasser die ebengedachten Behauptungen unterstützt, bey ihm selbst nachzulesen, so wie auch die Proben der unwürdigen Rechthaberey seines Gegners, der, wo er offenbar Unrecht hat, dem Leser nur Staub in die Augen zu streuen sucht. Dieß letztere hat Hr. Schwab, unsers Erachtens, auch sehr deutlich in der ins Intelligenzblatt der allg. deutsch. Bibl. (Bd. LXXX. S. 553. flg.) eingerückten kurzen Erörterung der Fragen, ob Hr. Kant eine Metaphysik der Sitten geschrieben habe, ꝛc. gezeigt. Es ist in der That zu bedauern, daß hier die allgemeine Literaturzeitung, weil sie nicht geirrt haben will, wo sie offenbar irrte, und weil Kant sich nicht soll widersprochen haben, wo er sich offenbar widersprach, in einem so ungünstigen Lichte vor allen Unpartheyischen erscheint.

Auch [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] seines [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] dem Augen [illegible] hat, welche [illegible] [illegible] Meinungen und Behauptungen [illegible] [illegible] [illegible] schuldig ist. [illegible]

Versuch einer Rechtslehre, von Lazarus Bendavid. Nec natura potest justo secernere iniquum. Hor. L. I. Sat. 3. v. 113. Berlin, bey Quien. 18[illegible]. 230 Seiten gr. 8. 1 Rthlr.

Dieses Werk zeichnet sich durch Scharfsinn, Vollständigkeit [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Rec. hat [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Auch zeigt sich der Verf., [illegible] [illegible] [illegible] Philosophie [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Rechtslehre als einen Selbstdenker, der [illegible] [illegible] von Kanten [illegible], und [illegible] [illegible] Anwendung, [illegible] [illegible] [illegible] sophie, als Kant. Gleichwohl ist Rec. weder mit den Hauptbegriffen und Grundsätzen des Verf., noch mit seinen [illegible] durchgängig einverstanden, und [illegible] [illegible] sehr Vieles zu erinnern.

Nach Kanten giebt es im Naturzustande zwar ein [illegible], aber doch nur provisorisches Mein und Dein, und [illegible] in einer bürgerlichen Verfassung kann Etwas peremtorisch erworben werden. Unser Verf. hingegen behauptet, daß [illegible] außer der Gesellschaft gar keine Rechte giebt; daß der Mensch erst in der Gesellschaft, und durch sie Rechte erlange, und daß er durch den Austritt aus derselben, den Titel zu seinen Rechten verliert. Das sagt er wenigstens in der Vorrede ausdrücklich. (S. VI. VII.) Er geht also noch weiter als Kant, dessen Meinung sich ganz gut vertheidigen läßt. Rec. will die Beweise des Verf. prüfen, und [illegible] eigene Ansicht der Sache [illegible] beyfügen.

Gesetz

Sollte es wirklich in dem bloß geselligen, d. i. in einem Zustande, wo die Menschen, ohne noch durch die Bande der bürgerlichen, oder einer besondern Gesellschaft verknüpft zu seyn, bloß in einem wechselseitigen Verkehre mit einander leben, gar keine Rechte zwischen ihnen geben? Sollte z. B. der Apfel, den ich auf einem (herrenlosen) Baume gepflückt habe, und den ich in meiner Hand halte, nicht mein seyn; und sollte derjenige, der ihn mir aus der Hand reißt, oder zu reißen sucht mir nicht Unrecht thun? — Daß, wenn er der Stärkere ist, er ihn mir entreißen kann, das versteht sich; aber die Frage ist: ob er das Recht und die Befugniß dazu hat. Rec. glaubt, daß nicht leicht ein Mensch seyn wird, der, wenn er auf einer von ihm allein bewohnten Insel einen Strich Landes angebaut hätte, und ein Fremdling käme, und vertriebe ihn von dem angebauten Boden, um die Produkte desselben zu genießen, nicht über Unrecht klagen, und sagen würde, es gehe Gewalt für Recht. Das Gefühl, das Virgil seinem Schäfer in den Versen beylegt:

Impius haec tam culta novalia miles habebit,
Barbarus has segetes? —

hat gewiß jeder Mensch, er mag nun in der bürgerlichen Gesellschaft, oder außer derselben leben. Sollte dieses so natürliche Gefühl eine bloße Täuschung, und nicht vielmehr die Stimme der Vernunft seyn? — Der Verf. sagt (S. 56), daß, wenn Kraftäußerung als der einzige Maaßstab des Besitzrechtes angesehen werde, gar kein Unterschied sey, ob ich einen Apfel durch meine Kräfte vom Baume herablange, oder ob ich ihn aus der Hand eines Andern mit Gewalt herauswinde. Allein es ist hier nicht von einer Kraftäußerung überhaupt, sondern von einer solchen die Rede, wodurch einem freyen Wesen Etwas gegen seinen Willen entzogen wird, auf das es seine Kräfte verwendet hat. Wer mir den Apfel aus der Hand reißt, äußert freylich seine Kräfte eben so gut, als ich sie äußerte, da ich auf den Baum stieg, und den Apfel pflückte. Allein ich entzog hiedurch keinem freyen Wesen Etwas gegen seinen Willen; derjenige hingegen, der mir den Apfel aus der Hand reißt, entzieht mir Etwas wider meinen Willen, auf das ich meine Mühe verwendet, und zu dem Meinigen gemacht habe; er lädirt mich. Daß es bey der Erwerbung einer Sache hauptsächlich auf das Wol-

len

len und die Erklärung des Wollens ankommt, ist kein Zweifel; aber eben so gewiß ist es, daß es an dem erklärten Willen nicht genug ist, und daß noch etwas Weiteres hinzukommen muß, um einen Gegenstand mein zu nennen. Man würde über denjenigen lachen, der, nachdem er den Fuß auf eine unbewohnte Insel gesetzt hätte, öffentlich erklärte, daß er diese ganze Insel besitzen wolle, und der sich einbildete, er habe damit ein Recht auf die ganze Insel erworben, und dürfe nun jeden Andern davon ausschließen. Zwar ist etwas Aehnliches unter den europäischen Nationen gebräuchlich, wenn ihre Seefahrer eine Insel entdecken, und davon, sey es auch nur von einem kleinen Theil der Küste, Besitz nehmen. Rec. hat sich aber nie von der Vernunftmäßigkeit dieser Praxis überzeugen können. — Um nun von einem festen Punkte auszugehen, würde Rec. den Grundsatz festsetzen, daß dasjenige mein ist, was so mit mir verbunden ist, daß es zur Einheit einer Person gehört. Meine Seelenkräfte sind mein, denn sie gehören unstreitig zur Einheit meiner Person; eben so ist mein Körper, sammt den Gliedmaßen desselben mein, denn auch er gehört zur Einheit meiner Person. Wer freylich behauptete, daß mein Arm eben so wenig mein sey, als ein Ast von irgend einem Baume in dem unbewohnten Afrika, oder dieser eben so gut als jener; mit dem würde Rec. nicht streiten. — Bey der Inhabung (detentio) hat die Sache, nach dieser Vorstellungsart, immer noch keine Schwierigkeit. Der Apfel, den ich von einem (herrenlosen) Baume gepflückt habe, und in meiner Hand halte; der (herrenlose) Boden, auf dem ich stehe, u. s. w., ist so mit mir verbunden, daß er Eins mit mir ausmacht; er ist gleichsam mit mir verwachsen; er ist mein. Aber wie? wenn ich nun den Apfel bey Seite lege, um ihn ein andermal zu essen; wenn ich den Boden, auf dem ich stehe, oder den ich angebauet habe, verlasse, jedoch mit dem Vorsatze, dahin zurückzukehren; wie steht es dann mit meinem Recht auf den Apfel, auf den Boden? Werde ich den Apfel, den Boden noch mein nennen können? Hier thut sich die Schwierigkeit von dem Mein und Dein im außergesellschaftlichen, oder nichtbürgerlichen Zustande, hervor. Hr. Kant hat sie durch die Distinction zwischen dem empirischen und intelligibeln Besitz (possessio phaenomenon, possessio noumenon) zu heben gesucht; allein so passend die Kunstwörter seyn mögen: so wenig wird dadurch erklärt; denn gerade das

möchte man wissen, wie man, nach Verstandesbegriffen, noch im Besitz einer Sache seyn kann, in deren physischem Besitze man nicht mehr ist. Hoffentlich wird man diese Frage dadurch nicht für beantwortet halten, daß man sagt, man dürfe ja nur von dem Besitze die Bedingungen des Raums und der Zeit weglassen. — Daß nun Jemand im bloß geselligen Zustande, (von welchem allein hier die Rede ist,) wenn er den in der Hand gehabten Apfel bey Seite gelegt hat, jedoch mit dem Willen, ihn wieder zu nehmen, und Gebrauch davon zu machen, den Apfel nicht mehr so besitzt, wie er ihn besaß, als er ihn noch in der Hand hatte, das dünkt dem Rec. ganz klar zu seyn; aber eben so klar ist es ihm, daß dadurch nicht aller Besitz aufgehört hat. Rec. würde daher Grade des Besitzes annehmen, und diese würde er durch das Mehr oder Weniger bestimmen, was von Seiten einer Person geschehen ist, um eine Sache mit sich zu vereinigen, oder wie weit eine Sache durch die freye Kraftäußerung einer Person zu einer Einheit mit ihr gediehen ist. Durch meinen Willen, eine (herrenlose) Sache zu haben, und durch die Erklärung desselben, wird zwar schon die Sache mein; aber dieß ist der niedrigste Grad des Besitzes. So kann ich eine ganze unbewohnte Insel in Besitz nehmen, wenn ich zuerst erkläre, daß ich sie haben will. Aber auf den Boden, worauf ich stehe, habe ich doch ein größeres Recht, als auf den übrigen Theil der Insel; und wenn ich vollends diesen Boden anbaue: so ist ohne Zweifel mein Recht auf denselben noch größer; und der Grund davon ist, weil ich mich durch die freye Verwendung meiner Kräfte auf den Boden, mehr mit demselben vereiniget habe, als wenn ich ihn bloß betrete. In Kollisionsfällen mit Andern geht daher auch der letztere Besitz dem zweyten, und der zweyte dem ersten vor. Hr. Kant verwirft diese Begründung des Besitzes, und glaubt, daß hiebey eine geheime Täuschung obwalte, als ob Jemand durch die auf einen Boden verwendete Arbeit sich denselben verbindlich machen könne, keinem Andern, als ihm, zu Diensten zu stehen. Verbindlich kann man sich nun freylich den Boden, durch Anbauung desselben, nicht machen; aber doch sich mit demselben so verbinden, daß er, als zur Einheit mit einer Person gehörig, angesehen werden kann. Da sich der Bearbeiter des Bodens zu dem gebauten Boden wie die Ursache zur Wirkung verhält: so könnte man diese Verbindung die dynamische; in sofern aber Jemand

[illegible] bloß auf dem Boden steht, die [illegible]verbindung nennen; jene ist intensiver, als diese. Es ließen sich auch, bey dieser Theorie, die Kategorien der Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit anbringen, wenn es bloß darauf ankäme, mit Begriffen zu spielen. — Rec. kehrt aber zu dem Verf. zurück.

Dieser nimmt, (so viel Rec. aus mehreren zerstreuten Stellen seines Werkes hat abnehmen können,) viererley Zustände an, in denen sich der Mensch befinden kann:

1) Den Naturzustand, wo er ganz allein für sich, ohne alle Verbindung mit andern Menschen lebt (§. 26.). Der Verf. gebraucht also dieses Wort in einer andern Bedeutung, als es von andern Rechtslehrern, und selbst von Kant genommen wird; denn dieser sagt in seiner Rechtslehre (S. LII.): „Dem Naturzustande ist nicht der gesellschaftliche, sondern der bürgerliche entgegengesetzt, weil es in jenem zwar gar wohl Gesellschaften geben kann; aber nur keine bürgerliche." Der Verf. hätte also besser gethan, seinen Naturzustand den isolirten oder einsamen zu nennen; denn der schwankende und willkührliche Gebrauch von dergleichen Kunstwörtern giebt zu Verwirrungen Anlaß, und erschwert das Lesen wissenschaftlicher Schriften.

2) Den bloß geselligen Zustand, wo die Menschen, ohne noch besondere Gesellschaften zu bilden, bloß in einem wechselseitigen Verkehr mit einander leben (§. 32.). Wenn auch dieser Zustand nie existirt hätte: so läßt er sich doch wohl denken. Das ganze menschliche Geschlecht könnte zur Noth in einem solchen Zustande bestehen.

3) Den gesellschaftlichen Zustand, in welchem sich zwey oder mehrere Menschen die Erreichung eines gemeinschaftlichen Zwecks, z. B. die Ausrottung der wilden Thiere, die Umdämmung der Ufer eines Flusses, u. s. w. vorsetzen. Eine besondere, und ohne Zweifel die wichtigste Art der Gesellschaft ist

4) die bürgerliche; deren Zweck ist, das Eigenthum, und überhaupt die Rechte der Menschen zu sichern (§. 505.).

In dem Naturzustande, wo der Mensch eine uneingeschränkte Freyheit genießt, hat er, nach dem Verf., ein Recht

 auf

auf Alles, was ihm wahre Lust gewährt. Diese wahre Lust ist der Grund des Rechts (§. 41.).

In dem bloß geselligen Zustande hat er nur in sofern ein Recht zu handeln, wenn die Freyheit seiner Mitmenschen mit seiner Handlungsart bestehen kann (Ebend.).

Im gesellschaftlichen Zustande beruht das Recht auf dem Vertrag, den die Menschen mit einander machen, daß ein jeder seine Freyheit so weit beschränken wolle, als nöthig ist, um den gemeinschaftlichen Zweck zu erreichen. (§. 110.)

Die Gedanken des Verfassers sind in folgender Stelle koncentrirt, die Rec. auch um deßwillen hersetzen will, um die Art zu philosophiren des Verf. zu charakterisiren:

„Der einzeln lebende Mensch hat, nach der Regel des „Naturzustandes, ein Recht auf seine unbegränzte Freyheit, „und kein anderer Mensch hat das Recht, ihn darin zu stö„ren." (Freylich, weil in diesem Zustande kein anderer Mensch neben ihm existirt. Rec.) „Aber schon das bloße Daseyn „zweyer Menschen neben einander verletzt dieses Recht eines „jeden, und jeder von ihnen lebt in einem zweyfach wider„rechtlichen Zustande; er macht, daß sowohl der andere, „als er selbst, einen Theil von seiner Freyheit verliert, wozu „er kein Recht hat. Dieser widerrechtliche Zustand kann aber „dadurch aufgehoben werden, wenn sie beyde in den Zustand „der Gesellschaft treten, und sich die Ausführung eines ge„meinschaftlichen Zwecks vorsetzen. Da sie nun dadurch in „Ansehung ihrer Freyheit, als im Naturzustande lebend, (?) „betrachtet werden können: so gilt von beyden in Bezug auf „einen Dritten, und auf alle übrigen Menschen des Erdbo„dens, was vorhin von dem einzelnen Menschen gegen den „einzelnen gesagt wurde: wer nicht zu ihrer Gesellschaft ge„hört, hat kein Recht auf ihren Besitz. Eben so wenig hat „ein Mitglied ein Recht auf den Besitz des andern, sobald „die Gesellschaft ihren Zweck dadurch besser zu erreichen glaubt, „daß sie die gesammten Sachen des Wohnorts in kleinere „Theile, als Privateigenthum zerfällt. Denn in Hinsicht „auf dieses Eigenthum gelten die so eben beygebrachten „Schlüsse, da Jeder durch dieß sein Eigenthum und seinen „Beytrag zur Gesellschaft, wieder seine ganze Freyheit des „Naturzustandes erwirbt. (?) Daher haben die Besitzer eines „jeden Landes, sobald sie eine wirkliche Gesellschaft bilden;

„daher

daher hat der Besitzer eines Privateigenthums, sobald er ein Mitglied einer Gesellschaft ausmacht, das Recht, Andere, die nicht zur Gesellschaft gehören, oder denen in der Gesellschaft selbst ein anderes Privateigenthum beschieden ist, von der Veränderung der Sachen des gesammten Landes, oder seines Privateigenthums, auszuschließen. Folglich kann die ganze Gesellschaft das gesammte Land unser, und der einzelne Mensch sein Privateigenthum mein nennen." (§. 115.)

Gegen diese Theorie von dem Recht hat Rec. Manches zu erinnern. Erstlich hatte der Verf. behauptet, daß es außer der Gesellschaft gar keine Rechte gäbe; allein nach dem, was es hier sagt, giebt es auch Rechte im Naturzustande, und im bloß geselligen Zustande. Wie reimt sich das zusammen? Zwar ist der Grund der Rechte in diesen verschiedenen Zuständen sehr verschieden; allein es sind aber doch Rechte, und der Verf. hätte also in seiner Vorrede nicht sagen sollen, daß sich seine Rechtslehre von andern Werken dieser Art dadurch unterscheide, daß sie nur ein gesellschaftliches Recht, und außer der Gesellschaft gar keine Rechte gelten lasse.

Was sodann die Natur dieser verschiedenen Rechte betrifft: so vermag Rec. nicht einzusehen, warum im Naturzustande, die Handlung eines Menschen nur unter der Bedingung rechtmäßig seyn soll, wenn ihm daraus wahre Lust entspringt. Ob die Lust wahr oder bloß scheinbar ist, darauf kommt es bey dem Recht wenig an. Wenn Robinson auf seiner unbewohnten Insel zu viel Obst aß, und sich dadurch Unverdaulichkeit und Bauchschmerzen zuzog: so handelte er ohne Zweifel gegen das Sittengesetz; aber das Rechtsgesetz verletzte er dadurch nicht, besonders nach der Kantischen praktischen Philosophie, die zwischen der Moralität und der Legalität einen so wesentlichen Unterschied macht.

Das Recht im bloß geselligen Zustande gründet der Verf., wie der Leser wird bemerkt haben, auf das Kantische Princip: handle so, daß deine Freyheit mit der Freyheit aller nach allgemeinen Gesetzen bestehen könne. Rec. ergreift diese Gelegenheit, eine Bemerkung über dieses Princip zu machen, die er sich nicht erinnert anderswo gelesen zu haben. Das Kantische Rechtsprincip bestimmt [illegible] nicht, wie weit ein Mensch im Verkehr mit andern Menschen, seine

seine Freyheit einschränken soll, um andern nicht Unrecht zu thun. Wenn ich freylich einem Menschen aller seiner Freyheit beraube, ihm Hände und Füße binde, ihm todtschlage, u. s. w.: so ist klar, daß seine Freyheit mit der meinigen nicht bestehen kann; allein ich kann ihm noch sehr viel von seiner Freyheit lassen, und ihm doch Unrecht thun. Das Bestehen meiner Freyheit mit der seinigen ist also kein sicheres Kriterium einer rechtmäßigen Handlung, und das Kantische Rechtsprincip ist in dergleichen Fällen, die die häufigsten sind, unbrauchbar. Denn man merke es wohl, daß in diesem Rechtsprincip nicht von Gleichheit der Freyheit; sondern nur davon die Rede ist, daß die Freyheit eines Menschen mit der eines andern zusammen bestehen kann. Man setze also, A und B leben auf einer unbewohnten Insel, und A als der Stärkere, weise dem B als dem Schwächern, einen so kleinen Platz auf der Insel an, daß dieser nur kümmerlich sich darauf ernähren kann, und behalte den größten und fruchtbarsten Theil der Insel für sich. Man setze zugleich, A verbiete dem B, aus seinem Distrikt herauszugehen, und den Fuß auf den übrigen Theil der Insel zu setzen, unter der Bedrohung, wenn solches geschähe, ihn todtzuschlagen. Würde A dem B nicht Unrecht thun? Und doch kann die Freyheit des B noch mit der Freyheit des A, nach dem allgemeinen Gesetze des Stärkern, bestehen; denn A läßt den B in seinem kleinen Distrikte schalten und walten, wie es ihm beliebt. Eben so kann A, wenn er dem B einen Apfel aus der Hand reißt, zu diesem kaltblütig sagen: „Reiße du oder ein Anderer mir den Apfel auch wieder aus der Hand, wenn ihr „könnt; ich werde mir solches auch müssen gefallen lassen. „Uebrigens hindere ich dich nicht, wieder auf den Baum zu „steigen, und dir einen andern Apfel zu holen. Es ist wahr, „ich habe deine Freyheit eingeschränkt, indem ich dir den „Apfel aus den Händen wand; allein unser Beysammenseyn „macht eine Einschränkung der Freyheit unumgänglich noth„wendig; ich war hungerig, und der Stärkere. Deine Frey„heit kann immer noch mit der meinigen zusammen bestehen.“ Wer wird aber nicht, ungeachtet dieses Raisonnements, eine solche gewaltsame Handlung für Unrecht halten? — Besonders sieht Rec. nicht ein, wie man die Unrechtmäßigkeit des Betrugs aus dem Kantischen Princip erweisen kann. Die Maxime, einander zu betrügen, könnte unter den Menschen allgemein seyn, (wie sie denn sehr gemein ist;) und

die

die Freyheit des Betrogenen würde doch neben der des Be-
trügers bestehen können. Man wird nur auf eine höchst ge-
zwungene Art zeigen können, daß der Betrüger die Freyheit
des Betrogenen beschränkt; daß er sie aber gänzlich auf-
hebe, wird sich auf keinerley Art beweisen lassen. Der Ver-
fasser sagt zwar S. 114: „Durch den Betrug handelt der
Betrogene nicht frey;" allein er sagt es, ohne es zu bewei-
sen. Wer mir falsches Geld statt guten Geldes giebt, veran-
laßt mich zwar, anders zu handeln, als ich ohne diesen Be-
trug gehandelt hätte; aber ich handle doch eben so frey, als
wenn er mir gut Geld gegeben hätte. Hr. Kant und die
Kantianer suchen freylich in diesen und andern dergleichen Fäl-
len durch andere Principien nachzuhelfen, z. B.: „Mache
keinen Menschen zur Sache; behandle keinen Menschen als
bloßes Mittel zu einem beliebigen Zweck," u. s. w. Allein der
Betrüger kann wiederum antworten: „Ich habe dem Betro-
genen nicht seine Persönlichkeit, sondern nur sein Geld
genommen. Es ist wahr, ich habe ihn in diesem Falle
bloß als Mittel zu einem Zwecke gebraucht; allein ist denn
das so was Schlimmes? Er kann mich ja hinwiederum so ge-
brauchen, und dann sind wir quitt." — Kurz, Rec. glaubt
nicht, daß das Naturrecht durch diese neuen Principien bes-
ser begründet worden ist.

Das Recht der Menschen im gesellschaftlichen Zu-
stande gründet der Verfasser, wie wir gesehen haben, auf
einen Vertrag, wodurch die Freyheit eines jeden Mitgliedes
der Gesellschaft beschränkt wird, um den gemeinschaftlichen
Zweck zu erreichen. Allein auf was beruhet die Rechtmäßig-
keit eines Vertrags? Warum ist A, wenn er mit dem B ei-
nen Vertrag, oder eine Konvention geschlossen hat, um mit
ihm einen gemeinschaftlichen Zweck zu erreichen, nun an sein
Versprechen gebunden, und darf einseitig nicht mehr davon
abgehen, auch wenn er seinen ersten Willen geändert hat?
Daß, und warum dieses nicht angehet, hat der Verf. nicht
gezeigt; und doch hätte es gezeigt werden sollen, um zu be-
weisen, daß es im gesellschaftlichen Zustande Rechte giebt;
sonst begeht man eine petitio principii. Das, was der Ver-
fasser S. 44—47 sagt, ist nach dem Rec. nicht hinreichend,
um die Rechtmäßigkeit der Verträge darzuthun; und wenn
es S. 47 heißt, daß die Menschen, durch den gesellschaftli-
chen Vertrag, sich wechselseitig Rechte übertragen: so be-

 greift

greift Rec. nicht, wie Menschen, die noch keine Rechte haben, (sie sollen sie ja erst durch den Vertrag bekommen.) einander Rechte übertragen können. Auch handelt der Verfasser erst weiter unten (S. 108. flg.) von den Verträgen, und hat also hier, das Wenigste zu sagen, die Regeln der philosophischen Methode nicht beobachtet. — Der Verf. behauptet ferner, daß, wenn z. B. eine gewisse Anzahl Menschen sich auf einer unbewohnten Insel niedergelassen, und solche, mittelst eines Vertrags, unter sich getheilt hat, um sie anzubauen, und von den Produkten des Bodens zu leben, diese Gesellschaft nun das Recht habe, alle übrige Menschen von dem Besitze der Insel auszuschließen. Wie dieses aus den Principien des Verf. folgt, sieht Rec. wieder nicht ein. — Wie? wenn ein fremder Ankömmling an der Spitze einer zahlreichen Schaar von Abentheurern, auf der Insel landete, und zu den alten Bewohnern, die ihm ihren Vertrag entgegen hielten, sagte: „Ihr könnt Verträge unter euch machen, so viel ihr wollt; nur müßt ihr nicht glauben, daß Andere daran gebunden sind. Ich habe eben so viele Ansprüche auf die Insel, als ihr, und jage euch fort, wenn ich kann:" was könnten sie ihm vernünftiger Weise antworten? — Der Verf. behauptet (S. 43.): daß die Menschen durch den gesellschaftlichen Vertrag eigentlich nichts verlieren, indem sie das, was sie auf der einen Seite verlieren, auf der andern wieder gewinnen, und daß sie dadurch wieder in den Naturzustand zurücktreten. Nun ist aber, in diesem Zustande, die wahre Lust, die ein Gegenstand gewährt, der einzige Maaßstab des Rechts auf denselben. Demnach hätte der fremde Ankömmling eben so viel Recht auf die Insel, als die alten Einwohner, wenn ihm der Besitz der Insel eben so viel wahre Lust gewährt, als ihnen!

Ueberhaupt hat Rec. in der Lehre des Verf. vom Mein und Dein ganz willkührliche Begriffe und grundlose Raisonnements gefunden, wovon er einige Beyspiele anführen will. Die Verletzung (laesio) eines Dinges erklärt der Verfasser durch eine Veränderung, „durch welche die Regel zum Theil „aufgehoben wird, vermöge der das Ding ist, was es ist. „Die gänzliche Aufhebung einer solchen Regel, wenn die Absicht dabey ist, etwas Neues aus dem Alten hervorzubringen, heißt Zerstörung; und Vernichtung, wenn gar „nichts daraus entsteht." (§. 78.) In dieser Bedeutung hat

gewiß

gewiß noch Niemand die Wörter Verletzung (laesio), Zerstörung, Vernichtung genommen. Wenn der Räuber mich meines Geldes beraubt; so lädirt er mich ohne Zweifel (rechtlich); wird dadurch die Regel aufgehoben, vermöge der ich ein Mensch, oder sonst Etwas bin? — Wenn der Feind eine Stadt zerstört, ist seine Absicht dabey, eine neue zu erbauen? und wenn man einen Baum vernichtet, z. B. verbrennt; entsteht gar nichts, nicht einmal Asche daraus?

Auf diese willkührlichen und schwankenden Begriffe gründet nun der Verfasser das Eigenthumsrecht. Er sagt (S. 35.): „Mein heißt jede Sache, an deren Gebrauch mich „zu hindern, das Recht, das ich habe, verletzen würde. Da „ich nun im Naturzustande mein Recht verletze, wenn ich eine „Sache, aus der ich wahre Lust schöpfen kann, ungebraucht „lasse, indem dieß gegen meine Pflicht in diesem Zustande „ist: so folgt, daß im Naturzustande Alles mein sey, was „ich zu diesem Zwecke als Mittel gebrauchen kann." Man sieht hieraus, daß nach dem Verf., im Naturzustande Recht und Pflicht koincidiren. Er folgert hieraus (§. 84.), daß in diesem Zustande Alles zu meinem Eigenthum gehört; da doch nur so viel daraus folgt, daß Alles, was mir wahres Vergnügen macht, mein Eigenthum ist. — Den Besitz erklärt der Verf. durch die physische Möglichkeit, eine Sache zu meiner eigenen Lust zu verändern, und Andere von einer ähnlichen Veränderung derselben abzuhalten. (§. 85.) Er folgert hieraus, daß, obwohl im Naturzustande Alles mein Eigenthum ist, ich doch von keiner Sache, ja nicht einmal von meinen Kräften, sagen kann, daß ich sie besitze; sondern bloß, daß ich sie habe, weil ich doch nie wissen kann, ob ich die physische Möglichkeit habe, Andere, wenn sie auftreten sollten, von der Veränderung derselben abzuhalten. (§. 86.) Dieß ist ein neues Beyspiel, wie schwankend der Verf. das Wort: Naturzustand, gebraucht, indem er den Menschen in demselben bald einzeln, bald in Verbindung mit andern Menschen betrachtet. Auch dem Worte Besitz giebt der Verfasser eine engere Bedeutung, als es bey andern Rechtslehrern, und selbst bey Kanten hat, der ausdrücklich sagt, daß es auch einen nicht physischen Besitz einer Sache gebe; daher seine oben angeführte Distinktion zwischen possessio phaenomenon und possessio noumenon. Auch nach dem römischen Rechte blieb ein Herr in dem Besitz eines flüchti-

den Knechts, so lange dieser sich nicht in dem Besitz eines andern befand; welches ohne Zweifel auch in dem Falle galt, wo der Herr die physische Möglichkeit nicht mehr hatte, den Knecht einzufangen. Zwar spricht auch der Verf. hintennach (S. 58.) von einem intelligibeln Besitz, ohne Inhabung, und ohne körperlichen Besitz der Sache; allein er zeigt nicht, wie man Etwas auf eine intelligible Art besitzen kann; und durch ein bloßes Kunstwort ist die Sache nicht erklärt. —

Rec. glaubt, daß das Gesagte hinreichend ist, um dem Verf. ein Mißtrauen gegen seine Principien einzuflößen, und zugleich unsern Lesern zu zeigen, wie weit das Naturrecht, das die Kantianer vor einiger Zeit, durch die Bemühungen Kants, für vollendet hielten, noch von seiner Vollkommenheit entfernt ist.

So sehr der Verf. auch Selbstdenker ist: so hat er sich doch von gewissen irrigen, aus der Kantischen Philosophie eingesogenen Meinungen, noch nicht losmachen können. Hiezu rechnet Rec. folgende Stelle (S. 20.): „Das Streben der natürlichen Freyheit ist immer dem moralischen entgegen. Denn je mehr ich thue, bloß weil es mir Lust macht, „oder weil ich es kann; desto weniger habe ich das Gesetz für „moralische Handlungen vor Augen, und desto weniger mo„ralische Freyheit beweise ich in meinen Handlungen. Man „kann daher die Lust selbst, die mir aus einer Handlung her„vorgeht, als das Hinderniß zur Ausübung der moralischen „Freyheit, oder als Bestimmungsgrund zu nicht-morali„schen Handlungen ansehen, der desto größer wird, je größer „die erwähnte Lust ist.“ Der Verf. muß bey Niederschreibung dieser Stelle, gar nicht an das moralische Vergnügen gedacht haben, dessen Quelle die reinste Tugend ist, und das Kant selbst nicht läugnet, ob er wohl in dieser Lehre sich beständig widerspricht; und ist es nicht eine unnatürliche und unmenschliche Moral, die Aufopferungen der Aeltern, wozu sie sich aus Liebe zu ihren Kindern entschließen, für unmoralisch, d. i. dem Sittengesetz zuwider erklären? — Zum Glücke für die Menschheit wird eine solche Moral nirgends Eingang finden. —

Unter die neuen, aber nicht ganz richtigen Begriffe des Verf., muß Rec. besonders den des Versehens (culpa) rechnen.

n. Der Verf. setzt das Versehen (§. 58.) darein, daß
ne Handlung nicht unter das Gesetz subsumirt wird;
lewohl er nach §. 59., und an andern Orten, durch Ver-
hen auch eine unrichtige Subsumtion einer Handlung un-
r das Gesetz versteht; welches doch mit dem Vorhergehen-
n nicht einerley ist. Allerdings kann sich sowohl durch un-
chtige Subsumtion einer Handlung unter das Gesetz, als
rch Unterlassung derselben ein Versehen begehen, (in culpa
yn;) allein darin besteht nicht das Wesentliche des Verse-
ens; denn man kann sich auch eines Versehens schuldig ma-
en, wenn man nicht an das Gesetz denkt, an das man doch
ätte denken können und sollen. Wenn Jemand Wasser zum
enster hinausschüttet, das auf einen Vorübergehenden fällt,
bsumirt er unrichtig unter das Gesetz? — Der Verfasser
t hier ohne Noth von seinem Kant abgegangen, der in der
Einleitung zu seiner Rechtslehre (S. XXIII.) die Verschul-
gung (culpa) durch eine unvorsetzliche Uebertretung des
Gesetzes; die aber gleichwohl zugerechnet werden
ann, erklärt, und hierin mit anderen Lehrern des Natur-
echts übereinstimmt.

Die Art, wie der Verf. (Nr. VI.) die Gültigkeit der
Verträge beweiset, ist sinnreich, und, soviel dem Rec. be-
annt ist, neu: er gründet sich auf den Begriff der Bemäch-
tigung (occupatio). „Der Promittent, sagt der Verfasser
(§. 210.), erklärt, daß er eine Sache, die er besitzt, unter
der Bedingung nicht mehr als das Seine betrachten wolle,
wenn eine bestimmte andere Person sie dazu machen will.
Die Sache wird also durch das Versprechen erwerbbar, und
der Promissar kann sie durch Bemächtigung wirklich er-
werben." Gegen diese Erklärung läßt sich einwenden, daß
er Begriff der Bemächtigung nicht bey allen Arten von Ver-
rägen anwendbar ist; denn zur Bemächtigung wird, nach
em Verf., unter andern auch erfordert, daß ich den Gegen-
tand früher, als jeder Andere, an einen Ort bringe, der
[illegible] ist (apprehensio), welches nicht bey jedem Vertrage
tatt findet. (§. 126.) Der Verf. beantwortet diesen Ein-
wurf (§. 202.) so gut sichs thun läßt. Aber es läßt sich
egen die Vorstellungsart des Verf. noch ein anderer Ein-
wurf machen. Bey der Bemächtigung muß nämlich, wie
der Verf. §. 126. ganz richtig sagt, der Gegenstand nicht Ei-
genthum eines Andern seyn. Wenn also die Erwerbung durch
Ver-

Vertrag eine Art von Bemächtigung wäre: so müßte die Sache durch die Erklärung des Promittenten **herrenlos** geworden seyn; welches man doch keineswegs behaupten kann. Der Verf. bemerkt auch (§. 214.) ausdrücklich, daß, so lange der Promissor das Versprechen noch nicht angenommen hat, die Sache noch immer ein Eigenthum des Promittenten ist. Er sucht sich aber dadurch zu helfen, daß er behauptet, zwischen Versprechen und Annahme müßte man, **in der Idee**, eine **unendlich kleine Zeit** verfließen lassen, welche als Null angesehen werden könne. Das Versprechen und die Annahme, ob sie wohl nothwendig successiv seyen, fallen also doch in der Idee in einen Zeitpunkt zusammen. **Kant** sagt etwas Aehnliches in seiner Rechtslehre, wiewohl er die Reduktion der Erwerbungsart durch Vertrag auf die Bemächtigung, zu verwerfen scheint. Rec. gesteht aber, daß er sich in diese **unendlich kleine Zeit**, die zwischen dem Versprechen und der Annahme verfließen soll, nicht recht zu finden weiß, da bey so vielen Verträgen, besonders solchen, die durch schriftliche Unterhandlungen geschlossen werden, eine **merkliche Zeit** zwischen der Erklärung des Promittenten und der Annahme des Promissors verfließt, ohne daß solches der Gültigkeit des Vertrages im mindesten nachtheilig ist. Man kann sich freylich in der Idee Vieles denken; allein wenn solches nicht wirklich statt findet, was wird dadurch gewonnen? Am Ende könnte man auch zwischen der **idealen** und **wirklichen** Erfüllung des Vertrags distinguiren, und behaupten, man erfülle den Vertrag in der Idee, ob man ihn wohl in der Wirklichkeit verletze.

S. 109. hat Rec. die sehr richtige, auch von ihm selbst schon gemachte Bemerkung gefunden, daß die **Gränze**, wo Jemand anfängt, seine **Persönlichkeit** zu verlieren, und sich zur **Sache** herabzuwürdigen, durch die reine Rechtslehre nicht bestimmt werden könne; sondern der positiven Rechtslehre überlassen bleiben müsse. Daraus folgt aber, daß das Princip: „Mache dich und Andere nicht zur Sache," wenn es nicht weiter erklärt, und etwa durch ein anderes Princip erläutert wird, in der Rechtslehre unnütz ist. Zwar scheint der Verf. diesem Princip einen Gebrauch in der Ethik einzuräumen; allein, wenn sich nicht angeben läßt, wie weit ein Mensch es treiben muß, um einen Andern zur Sache zu machen; so wird sich auch die Immoralität der Sklaverey, der

der Kastellen u. s. w. aus diesem Princip nicht erweisen lassen; Hrn. Kant ist wenigstens die Anwendung, die er von diesem Princip in seiner Rechts- und Tugendlehre gemacht hat, sehr verunglückt. — Uebrigens kann Rec. das, was der Verf. hier sagt, nicht recht mit der Stelle S. 152. vereinigen, wo es heißt: „Die Verschenkung seines ganzen Reichthums, also auch seiner körperlichen und geistigen Kräfte, (!) ist deßhalb ungültig, weil der Geschenkgeber sich dadurch zur Sache herabwürdiget." Durch Verschenkung seines ganzen Vermögens wird ein Mensch zwar arm, aber nicht zur Sache; und zu dem Reichthum eines Menschen hat noch Niemand seine bürgerlichen und geistigen Kräfte gerechnet, die sich auch nicht verschenken lassen. Durch dergleichen Spiele mit Wörtern, denen sich der Verf. gar zu gern überläßt, wird eine Wissenschaft nicht besser begründet.

S. 134. 135. behauptet der Verf., daß die reine Rechtslehre auf die Grade des Versehens (culpa) keine Rücksicht nehmen könne, weil deren unendlich viele seyen. Das Letztere ist ganz richtig; allein aus diesen unendlich vielen Graden kann doch die reine Rechtslehre einige herausheben und bestimmen; welches in der Lehre von den Strafen seinen großen Nutzen hat. Der Verf. widerspricht sich auch selbst: denn er theilt §. 60. das Versprechen in ein geringes, mäßiges und grobes ein; und hat also die bekannte Distinktion der culpa lata, levis und levissima in seine reine Rechtslehre aufgenommen.

S. 143. erklärt der Verf. die Verjährung (praescriptio) durch den Verlust eines Rechts wegen einer vermuthlichen Einwilligung. Dieser Begriff ist, wenn auch nicht ganz unrichtig, doch wenigstens zu weit; denn es sollte noch die Bestimmung beygefügt seyn, daß die Vermuthung, Jemand habe in den Verlust eines Rechts gewilliget, sich bloß auf die Länge der Zeit gründet, in welcher er einem Andern die Sache [illegible] gelassen hat. Uebrigens hat der Verf. vollkommen Recht, daß die reine Rechtslehre nicht bestimmen kann, wenn die Zeit kommt, wo Jemand sich seines Rechts auch ohne seine (erklärte) Einwilligung begeben habe.

Bey dem Miethvertrag (S. 174.) stellt der Verf. [illegible] des bekannten: Kauf bricht Miethe, den unge-

[illegible]

führten Satz auf: Miethe bricht Kauf, d. i. der Vermiether hat nicht das Recht, die vermiethete Sache, vor Verfluß der Miethzeit, einem Andern zu verkaufen. Als Grund führt der Verf. an, daß, obwohl der Miethmann kein Eigenthumsrecht auf die Substanz der Sache habe, er doch Eigenthümer von dem Gebrauche derselben, und sein Recht auf diesen Gebrauch kein bloß persönnliches; sondern dingliches Recht sey. Der Verf. scheint auch hier mit Begriffen zu spielen; denn Eigenthum des Gebrauchs einer Sache ist kein wahres Eigenthum; und jener Ausdruck ist daher gar nicht üblich. Hiedurch ist also der Grundsatz: Miethe bricht Kauf, noch nicht erwiesen. — Kant, der in seiner Rechtslehre, ungeachtet aller Anomalien, die er auffindet, doch am Ende meistens für das positive Recht entscheidet, erklärt sich über den recipirten Grundsatz: Kauf bricht Miethe; und fügt als Grund bey, weil das volle Recht in einer Sache (das Eigenthum) alles persönliche Recht überwiege, was mit ihm nicht bestehen könne. Rec. stimmt hierin weder mit Kanten, noch mit dem Verf. überein; und er würde die Sache dahin entscheiden, daß der Eigenthümer zwar befugt ist, die vermiethete Sache an einen Andern zu verkaufen. Da aber dieser neue Vertrag den mit dem Miethmann geschlossenen Vertrag nicht aufheben kann: so muß der neue Eigenthümer dem Miethmann bis zu Ablauf der Miethzeit den Gebrauch der vermietheten Sache lassen. Daß die Sache dadurch Etwas von ihrem Werthe verliert, und daß der Eigenthümer sie nicht so gut wird verkaufen können, beweiset nichts gegen die Billigkeit des Gesetzes, das den Vermiether nicht mehr begünstigen soll, als den Miethmann. Indessen läugnet Rec. gar nicht, daß der positive Gesetzgeber seine guten Gründe haben kann, die gewöhnliche Regel: Kauf bricht Miethe, festzusetzen.

Wenn der Miethmann (conductor) sich, in diesem Falle, bey dem reinen Naturrechte des Verf. ziemlich wohl befindet; so befindet er sich dagegen in einem andern Falle sehr übel; denn S. 176. behauptet der Verf., daß nach der reinen Rechtslehre, der Pächter, der durch Hagelschaden um seine ganze Aerndte gekommen ist, wenn er sich nicht an das Gewissen, oder an die Klugheit des Verpachters wenden will, keinen Nachlaß am Pachtgeld fordern könne; denn das Pachtgeld werde nicht für die Aerndte, sondern für die Freyheit

er-

[illegible], und Äcker [illegible] zu können. Allein [illegible] bey dem Pachtkontrakt auch auf den Ertrag eines Guts ankommt, ist daraus klar, daß die Größe des Pachtgeldes jedesmal nach dem bilanzmäßigen Ertrag bestimmt wird. Wenigstens werden alle Pächter sich vor einer solchen neuen Rechtslehre fürchten.

S. 171 sucht der Verf. das Rechtswidrige des Büchernachdrucks zu zeigen. Sein ganzes Raisonnement beruht auf der Prämisse: „Daß das Verhältniß des Autors zum „Verleger als ein Miethvertrag kann angesehen werden, „durch welchen der Erstere dem Andern seine Talente zur „Anfertigung eines gewissen Manuskriptes verdingt. „Die Talente seyen demnach die Substanz, das Manuskript „hingegen der Gebrauch der Substanz, also der Gegenstand „des Vertrags.“ Hieraus folgert der Verf., daß, „da der „Autor seine Talente nur dem Verleger vermiethet habe, der „Nachdrucker den ganzen Nachdruck unredlicher Weise benutzte; und die Käufer des Nachdrucks die Sache von einem unredlichen Besitzer erstehen; daher der Verleger sie „als sein Eigenthum, ohne Ersatz vindiciren könne.“ — Schwerlich wird irgend ein Nachdrucker durch dieses witzige Raisonnement von der Widerrechtlichkeit des Nachdrucks überzeugt werden; und Rec. (ohne ein Nachdrucker zu seyn, und ohne den Nachdruck zu billigen) ist es auch nicht. Zuerst begreift Rec. nicht, wie man seine Talente einem Andern verdingen kann. Wenn ein Verleger mit einem Autor übereinkommt, daß dieser über eine gewisse Materie ein Buch schreibe, und ihm das Manuskript gegen ein gewisses Honorar verkaufe: so verdingt der Autor dem Verleger eigentlich seine Talente nicht; er verspricht ihm nur ein Produkt von seinen Talenten zu liefern. Hernach ist nicht jedes Manuskript, das ein Autor an einen Verleger verkauft, von diesem bestellt worden. Ein Autor arbeitet eine Materie aus, ohne noch an einen Verleger zu denken, und bietet hernach sein Manuskript einem Verleger an. Auf diesen Fall, der doch auch häufig ist, paßt die ganze künstliche Argumentation des Verf. nicht. Endlich dünkt es dem Rec., daß durch diese Vorstellungsart, die Schriftsteller, (wo nicht zur Sache herabgewürdiget, doch) in die Klasse der Schuster, Schneider, u. s. w. gesetzt werden; denn der Verleger bestellt bey dem Gelehrten ein Buch, ungefähr wie man bey einem Schu-

ster

ster oder Schneider ein paar Schuhe oder ein Kleid bestellt. Das mag freylich bey manchem Schriftsteller der Fall seyn; aber bey dem Rec. ist er es wenigstens nicht, und man dürfte nur ein Werk bey ihm bestellen, um ihn unfähig zu machen, solches zu verfertigen. Das römische Recht hatte in diesem Punkte mehr Delikatesse, als die reine Rechtslehre des Verfassers: denn nach demselben konnten nur operae illiberales, (worunter Talente und Bücherschreiben wohl nicht gehörten,) verdungen werden. —

Man sieht aber wohl aus den Anmerkungen S. 179. 180. warum der Verf. den Verkauf eines Manuskripts an einen Verleger vorstellt, als ob dieser die Talente des Autors gedungen hätte. Er will dadurch den Scheingründen begegnen, die für die Rechtmäßigkeit des Büchernachdrucks pflegen vorgebracht zu werden. Am Ende läuft doch Alles darauf hinaus, daß der Nachdrucker die Talente des Autors benutzt. Das ist ja aber an sich nichts Schlimmes. Jeder Leser, der das Buch lieset, und daraus lernt, benutzt auch die Talente des Autors, ohne weder diesen, noch dem Verleger Unrecht zu thun. Der Plagiarius würde nach den Grundsätzen des Verf. noch weit strafbarer seyn, als der Nachdrucker, denn jener begeht zugleich ein Falsum, indem er fremde Arbeit für die seinige ausgiebt. — Nach dem Rec. wird sich wohl kein besserer Maaßstab für die Unrechtmäßigkeit des Büchernachdrucks ausfindig machen lassen, als die bekannte Regel: „Nemo cum alterius detrimento locupletior fieri debet." Das positive Recht wird aber auch hier die Fälle näher bestimmen müssen, in welchen der Büchernachdruck erlaubt oder nicht erlaubt ist; denn daß es auch Fälle giebt, wo das Nachdrucken eines Buches gar nichts Widerrechtliches ist, davon ist Rec. überzeugt. — Wenn übrigens der Verf. (S. 181.) sogar den Nachdruck der Werke des Auslands für widerrechtlich erklärt: so kann Rec. solches mit der Behauptung des Verf., daß es nur in der Gesellschaft Rechte gäbe, nicht vereinigen; oder man muß voraussetzen, daß auch die Staaten unter einander eine Art von Gesellschaft bilden, deren gemeinschaftlicher Zweck aber schwer anzugeben seyn dürfte; wie denn der Verf. selbst S. 333. von unsern europäischen Staaten bemerkt, daß sie keinen solchen Zweck haben; sondern bloß im geselligen Zustande leben.

Bey

Bey dem hypothekarischen Vertrag (S. 192.) behauptet der Verf., daß der Schuldner bis zur Verfallzeit befugt ist, die verpfändete Sache zu veräußern, weil er bis dahin Eigenthümmer bleibe. Allein da es auch ein beschränktes Eigenthum giebt: so folgt das nicht streng. Das positive Recht verbietet auch dem Schuldner nicht unbedingt, das Unterpfand zu veräußern, wie der Verf. zu behaupten scheint; sondern es macht ihm nur in diesem Falle die Bedingung, dem Käufer die auf dem Unterpfande haftende Schuld nicht zu verschweigen; weil er dadurch sich eines Stellionats schuldig machen würde. Rec. findet das vernünftig und konsequent; der Verf. aber glaubt, die Sache besser durch Reducirung dieses Vertrags auf den Trödelvertrag, (einen unvollkommenen Kaufvertrag,) erläutern zu können. Das dem Schuldner geliehene Geld sieht er als die verkaufte Waare; das hypothekarische Unterpfand aber, als den Kaufpreis an. Wenn nun die Schuld auf die Verfallzeit bezahlt werde: so sey das eben so viel, als sey der Kauf rückgängig geworden, und der Gläubiger als Verkäufer, habe kein Recht mehr auf das Unterpfand als Kaufpreis. Wenn hingegen die Schuld auf die Verfallzeit nicht bezahlt werde, oder wenn der Schuldner das Unterpfand verkaufen wolle, so sehe der Gläubiger in dieser Handlung einen Beweis, daß der Kauf nicht rückgängig werden soll; der Kaufvertrag erhalte dadurch seine Vollkommenheit, und das Unterpfand als Kaufpreis gehe zum Eigenthum des Gläubigers über, der den Schuldner an der Veräußerung desselben hindern, und es von Jedem, der es gekauft habe, vindiciren könne. Rec. findet diese Vorstellungsart gezwungen.

Den Eid hält der Verf. zwar nicht, wie Kant, für eine superstitiöse, wiewohl zur Rechtspflege unentbehrliche Ceremonie; aber die Art, wie er (S. 206.) den Eid erklärt, hat doch keinesweges des Rec. Beyfall. Der Verf. behauptet, daß, indem der Schwörende sich auf ein (im Ernste oder nur zum Schein geglaubtes) allerheiligstes und allwissendes Wesen, als Zeugen der Wahrheit seiner Aussage berufe, und sich im Falle des Meyneides, vor demselben als strafbar bekenne, er auch der Gesellschaft, oder ihrem Delegirten, das Recht einräume, ihn im Fall, daß er die Wahrheit nicht gesagt, und falsch geschworen habe, zu bestrafen. Allein erstlich folgt es nicht, daß wer sich vor dem höchsten Wesen als strafbar erkennt,

kennt, sich auch vor einem menschlichen Richter als strafbar erkenne. Und dann hängt die Befugniß des Richters, den Meyneid zu bestrafen, nicht davon ab, daß ihm der Schwörende solche vor Gericht eingeräumt, und sich der Strafe unterwerfen zu wollen erklärt hat. Strafbar ist Jeder, der dem Richter, oder überhaupt der Obrigkeit, die die Wahrheit von ihm zu fordern berechtiget ist, wissentlich etwas Falsches sagt. — Am Ende läuft, nach dem Verf., die ganze juratorische Kaution darauf hinaus, daß derjenige, der eine Unwahrheit vor der Obrigkeit sagt, auf den Fall, daß solches herauskomme, mit einer Strafe bedroht wird. Der Verf. sagt auch (S. 206.) ausdrücklich, daß selbst ein Atheist einen Eid schwören könne; freylich, wenn der Eid weiter nichts besagt, als daß der Schwörende sich im Fall einer unwahren Aussage, einer Strafe unterwirft. Daß aber die alten und neuen Gesetzgeber, durch Einführung des Eides noch etwas mehr, als dieses, beabsichtigten, und daß man, nach der Vorstellungsart des Verf., den Eid füglich entbehren könnte, wird Rec. wohl nicht nöthig haben zu erinnern. —

Der Verf. schränkt (S. 207.) den Gebrauch des Eides nur auf Verträge ein, weil es da auf Rechte und Verbindlichkeiten ankomme; Sachen der Erkenntniß und des Gewissens aber sich nicht mit dem Eide vertragen. Allein das folgt weder aus dem gewöhnlichen Begriffe vom Eid, noch selbst aus dem, den der Verf. aufgestellt hat. Warum soll ein Mensch die Wahrheit einer faktischen Aussage nicht eben so gut beschwören können, als seinen Vorsatz, sein Versprechen zu erfüllen? und warum soll er nicht eben so gut bestraft werden können, wenn er wissentlich eine falsche Thatsache vor dem Richter angegeben, als wenn er seinen Vertrag nicht gehalten hat? — Diese unrichtige Vorstellungsart vom Eide hat vermuthlich den Verf. veranlaßt, den Reinigungseid (juramentum purgatorium) durch eine beschworne Aussage zu erklären, wodurch ein Vertrag soll aufgehoben werden. Das hat, so viel Rec. weiß, noch Niemand einen Reinigungseid genannt. Dieses Wort kommt S. 287. wieder, und zwar in gerichtlicher Bedeutung vor; und da wird der Reinigungseid aus dem Grunde verworfen, weil dieses Mittel nur in dem Fall anwendbar seyn soll, wo der Beklagte des Verbrechens überführt sey. Allein nicht, wenn der Beklagte überführt (convictus) ist; sondern wenn be-

schwe-

schwerende Anzeigen gegen ihn vorhanden sind, findet der Reinigungseid statt. Es verursacht doch wahrlich nichts, als Verwirrung in den Wissenschaften, wenn die Bedeutung der Kunstwörter so willkührlich abgeändert wird.

Bey der älterlichen Gewalt, der Ehe, und der Erbfolge findet der Verf. (S. 308. fg.) das Besondere, wodurch sie sich von den vorhergehenden Verträgen unterscheiden, darin, daß der Promittens sein Recht aus Mangel an Fähigkeit, es zu behaupten, aufgeben muß. Er sucht solches zuerst an der Ehe zu zeigen, die er durch den Zustand erklärt, „in welchem zwey Menschen verschiedenen Geschlechts, (Mann und Weib,) als Ehegatten wechselseitig das Recht des Andern erwerben, den Geschlechtstrieb zu befriedigen, und sich anheischig machen, den Andern in dem ungestörten Besitze dieses Rechts zu lassen." „Das Recht, den Ge„schlechtstrieb zu befriedigen," fährt er §. 345. fort, „ist ein „Recht über uns selbst; und für dieses gilt die Regel im Na„turzustande: „Handle so, daß dir aus der Handlung wahre „Lust entspringt. Geschieht das nicht; so hat der Mensch „im Naturzustande, (?) und namentlich hier, kein Recht „zu der Handlung. Es fällt demnach auch, unter dieser Vor„aussetzung, dem andern Menschen unmöglich, ein Recht zu „erwerben, das der erste gar nicht besitzt; und daher ist der „Zustand keine Ehe, worin Jemand seinen eigenen Geschlechts„trieb mit einer andern Person wider ihren Willen, und oh„ne daß es ihr wahre Lust machte, befriediget. Nothzucht „und Beyschlaf mit feilen Personen, zur Befriedigung „des einen Theils, ohne daß der andere darin, und nur höch„stens in dem dafür erhaltenen Lohn, eine wahre Lust empfin„det, ist beydes keine Ehe." Rec. findet in dieser ganzen Stelle nichts, als willkührliche Ideenverknüpfungen und verschrobene Raisonnements, an die sich der Verf. durch das Studium der Kantischen Philosophie, und seine Anhänglichkeit an dieselbe, gewöhnt haben muß. Er begnügt sich, Folgendes zu bemerken:

1) Der Verf. betrachtet den Menschen, in Hinsicht auf die Ehe, im Naturzustande, d. i. (wie er dieses Wort nimmt,) einzeln und isolirt, da doch der Mensch, in sofern er seinen Geschlechtstrieb befriediget, als koexistirend mit andern Menschen, und im Verkehr mit ihnen, betrachtet wer-

 den

[illegible]. Die Rechtsregel: „Handle so, daß dir aus deiner Handlung wahre Lust entspringt," ist also hier nicht anwendbar; und der Verf. hätte sein Eherecht aus der Regel des geselligen oder gesellschaftlichen Zustandes herleiten sollen. Da würde er aber auf ganz andere Resultate gekommen seyn.

2) Wenn aber auch das wahre Vergnügen zum Rechtsgrunde bey der Ehe angenommen wird: so kann Rec. nicht einsehen, warum der Beyschlaf mit feilen Personen widerrechtlich, und keine Ehe seyn soll. Auf beyden Seiten kann ja wahres Vergnügen seyn, selbst in dem Fall, wenn bey der feilen Dirne kein anderes Vergnügen statt findet, als das ihr der Lohn gewährt. Selbst die Nothzüchtigung würde, nach diesem Princip, nicht in allen Fällen widerrechtlich seyn.

3) Wenn die Befriedigung des Geschlechtstriebes einer Person kein Vergnügen machte, (und das soll bey manchem Weibe der Fall seyn:) so dürfte sie sich nach dem Eherechte des Verf. nicht verehelichen; oder wenn sie sich verehelicht hätte: so wäre die Ehe widerrechtlich und null; welches außer dem Verf. schwerlich irgend Jemand behaupten wird.

4) Das Widerrechtliche der Vielmännerey und Vielweiberey sucht der Verf. dadurch zu beweisen, daß die Eheleute ihr Recht, den Geschlechtstrieb zu befriedigen, wechselseitig eines dem andern veräußert haben, daß mithin keines von beyden mehr im Besitze davon sey, und es also auch nicht ferner an einen Dritten veräußern können. Allein das folgt wieder nicht; denn eine Person kann das Recht, ihren Geschlechtstrieb zu befriedigen, an mehr als Eine Person veräußern. Es kommt hier, (im bloß geselligen Zustande,) lediglich auf den Vertrag an, den sie mit einander schließen. Ein Mann kann mit 10 Weibern übereinkommen, daß er ihnen, und sie ihm, das Recht einräumen, ihren Geschlechtstrieb zu befriedigen. Die sogenannte reine Rechtslehre hat nichts dagegen, obwohl das positive Recht sehr gute Gründe haben kann, die Polygamie zu verbieten.

Nach dem Verf. findet die Ehescheidung statt, sobald bey dem einen oder dem andern Ehegatten die physische Unmöglichkeit eintritt, den Geschlechtstrieb zu befriedigen; und zwar muß der Theil darauf antragen, bey dem sich jene Unmöglichkeit einfindet, weil er, wie der Verf. hinzusetzt, durch

durch den Besitz der Rechte, und zwar dem andern Theile erworben hat, sich zur Sache herabwürdigen würde (S. 225). Das ist aber wieder nicht im Stande einzusehen, wie man durch die physische Unmöglichkeit, von einem erwerbenden Rechte Gebrauch zu machen, zur Sache herabgewürdiget wird. Es würde auch aus der Behauptung des Verf. folgen, daß nicht nur alte Eheleute, sondern auch der kranke Mann, die kranke Frau, sobald sie den Geschlechtstrieb ihres Ehegatten nicht mehr befriedigen können, sich nach diesem Rechtsprincip aus ihrer Ehe scheiden lassen. Warum sollen aber Eheleute gerade in den Umständen, wo sie die wechselseitige Unterstützung am nöthigsten haben, sich von einander trennen? — Das reine Eherecht des Verf. ist am Ende eben so unbestimmt, als das Kantische, obwohl seine Principien etwas verschieden sind.

Die Verbindlichkeit der Aeltern, ihre Kinder zu erziehen, und für sie zu sorgen, leitet der Verf. aus dem Grundsatze der Entschädigung her. Wie dieses geschieht, werden unsere Leser schwerlich errathen. Rec. will ihnen das Räsonnement des Verf. hersetzen, um an diesem Beyspiele zu zeigen, wie der Verf. in der Schule seines Lehrers, Herrn Kants, zu witzeln gelernt hat.

„Da der Embryo, und selbst der schon geborne Mensch, „in den ersten Zeiten seines Lebens, seine Rechte nicht selbst „wahrnehmen kann, so muß er sie Jemand anderem zur Geschäfts„führung (negotiorum gestio) überlassen. Nun liegt es „in der Natur, daß die Mutter sich dieser Geschäftsführung „bemächtige. Ihr sind daher die Rechte ihres Kindes still„schweigend, aber nothwendig übertragen, und das Kind ist „genöthiget, sich der Geschäftsführung seiner Mutter zu „überlassen; es hat die Verbindlichkeit dazu. Die Rechte „des Kindes können aber keine andere, als Rechte gegen sich „selbst seyn, und diese fallen mit den Pflichten gegen sich „selbst zusammen (§. 82.). Da nun die Aeltern dem Kinde „dadurch, daß sie es in die Welt gesetzt haben, diese Ver„bindlichkeiten auferlegen; so sind sie ihrer Seits verbunden, „es dafür zu entschädigen, weil es als widerrechtlicher Scha„den zu betrachten ist, wenn Jemand durch einen Andern „eine Verbindlichkeit ohne seinen Willen übernehmen muß. „Diese Entschädigung kann aber in nichts Anderm bestehen,

urtheil über ihn gesprochen ist, keine seiner Handlungen mehr zugerechnet werden können? — In solche Widersprüche geräth man, wenn man immer mit Wörtern spielt. S. 243. 244. kommt wieder ein solches Spiel mit den Wörtern Möglichkeit und Wirklichkeit vor, das den Verf. zu der ganz unrichtigen Behauptung verleitet, daß, wenn die Wittwe und die Waisen des Ermordeten so unbemittelt sind, daß sie der Gesellschaft zur Last fielen, der Mörder nicht mit dem Tode bestraft werden dürfe; sondern am Leben bleiben, und zur Arbeit verdammt werden müsse, damit die Angehörigen des Ermordeten von der Arbeit des Mörders entschädigt werden, oder die Gesellschaft, wenn sie für die Unterhaltung derselben sorgen muß, ihre Entschädigung davon nehmen möge. Dieses Raisonnement, wenn es je richtig ist, gilt nur in Ansehung des armen Mörders und des armen Ermordeten. Der reiche Mörder muß mit dem Tode bestraft werden, weil man mit seinem Vermögen die Angehörigen des Ermordeten unterhalten kann; und wenn der Ermordete reich ist: so muß der arme und reiche Mörder mit dem Tode bestraft werden. Was wir hier für eine neue *Kriminal-Jurisprudenz* bekommen! —

Den Diebstahl, Raub und Betrug hat der Verf. ganz, und zwar, wie er selbst (§. 418.) ausdrücklich sagt, absichtlich übergangen, und als Grund dieser Omission angeführt, weil es der positiven Rechtslehre überlassen bleibe, die diesen Verbrechen gebührenden Strafen nach dem Grade zu bestimmen, in welchem sie den gesellschaftlichen Vertrag mehr oder minder verletzen; die bloße Benennung derselben aber ohne Nutzen seyn würde. Allein Raub, Diebstahl und Betrug sind doch so weit unterschiedene Verbrechen, daß es auch der sogenannten reinen Rechtslehre nicht schwer seyn muß, die Grade ihrer Strafbarkeit im Allgemeinen zu bestimmen. Warum hat Hr. Ben-David es nicht gethan?

S. 277. hat Rec. eine Stelle gefunden, die er ganz nicht mit seinen Begriffen zusammen reimen kann. Der Verfasser sagt daselbst: „Der Gesetzgeber muß das Verbrechen „immer als Individuum betrachten, es mit seinen individuellen Merkmalen angeben, um für dasselbe eine gewisse „Strafe festzusetzen.“ Rec. hat immer geglaubt, daß in der Gesetzgebung die Verbrechen sich unmöglich individualisiren

lassen,

lassen, und daß der Gesetzgeber nur die vornehmsten Arten derselben aufzählen, und ihre wesentlichen Merkmale angeben könne. Die Subsumirung des verbrecherischen Falls unter das Gesetz ist hernach Sache des Richters. Bey dem Verf. hingegen ist der Verbrecher das allgemeine, und die Verbrechen das konkrete. (Anm.)

Von dem Staatsrechte des Verf. wird Rec. nur wenig sagen, da solches ganz auf Kantische Begriffe und Grundsätze gebaut, und daher eben so willkührlich und inkonsequent ist, als das Kantische Staatsrecht. Man findet hier eben so, wie bey Kanten, einen ideellen und reellen Souverain, einen Regenten, der als Regent nicht Unrecht thun kann, und der, wenn er je als Mensch Unrecht thut, zwar abgesetzt werden darf; aber nicht abgesetzt werden kann, weil er die vornehmsten Zweige der Staatsgewalt in seinen Händen hat, u. s. w. Es findet sich also auch in dem Staatsrechte des Verf. eben jene scharfe Trennung der gesetzgebenden und ausübenden Gewalt, auf die Hr. Kant ein so großes Gewicht legt; die er aber, bey aller seiner deutschen Originalität, doch nur einem Montesquieu, einem Rousseau, u. s. w. abgeborgt hat; eine Trennung, die die heutigen Franzosen nach so vielen Versuchen, sie in ihrer Staatsverfassungen zu realisiren, nun endlich selbst aufgegeben haben. Es ist auch in der That lächerlich, Jemanden alle wirkliche Gewalt im Staate zu überlassen, und ihn doch noch für seine Handlungen verantwortlich machen, und ihn absetzen zu wollen.

S. 293. sucht der Verf. zu beweisen, daß das Volk seine ideelle Souverainität veräußern und einem Andern überlassen müsse; allein seine Gründe haben den Rec. nicht überzeugt. Daß das Volk, (wenn es je der Souverain ist, oder seyn soll,) seine Souverainität veräußern könne und dürfe, daran zweifelt Niemand; aber daß es solche veräußern müsse, und nach Rechtsprincipien dazu verbunden sey, das wird sich schwerlich anders, als durch Trugschlüsse beweisen lassen. Man sieht aber wohl, daß unsere neue und neueste Rechtslehrer es weder mit dem Souverain, noch mit dem Regenten verderben wollen.

S. 307. läßt der Verf. den Souverain in Vergleichung mit dem Regenten eine gar zu traurige Rolle spielen;

 denn

lehre im strengen Verstande rein, d. i. von allem Empirischen frey seyn kann; denn in jeder Rechtslehre ist von dem Menschen, und seinen Verhältnissen mit andern Menschen, von den Eigenthümlichkeiten der menschlichen Natur, von dem Unterschiede zwischen Mann und Weib, von den Geschlechtsorganen, von Aeltern und Kindern, u. s. w. die Rede; welches lauter aus der Erfahrung abgezogene, empirische Begriffe sind. Sollten auch in einer Rechtslehre nichts als Grundsätze a priori vorkommen, (welches doch nach dem Rec. bey der Rechtslehre des Verf. nicht der Fall ist:) so würde solche, selbst nach Kantischer Terminologie, deßwegen noch keine reine Rechtslehre seyn.

Hd.

Empirische Psychologie, von F. W. D. Snell, Professor der Philosophie in Gießen. Daselbst, bey Tasché und Müller. 1802. 339 Seiten 8. 1 Rt.

Auch unter dem Titel:

Handbuch der Philosophie für Liebhaber, von Christian Wilhelm und F. W. D. Snell. Erster Theil.

Da, wenigstens bey dem Exemplare des Recensenten, keine besondere Vorrede sich über den eigenthümlichen Werth oder Standpunkt dieser Erfahrungs-Seelenlehre erklärt: so bemerkt Rec. aus der Ankündigung derselben nur dieß, daß sie ein Handbuch für das seit 1794. bereits dreymal aufgelegte Lehrbuch für den ersten Unterricht der Philosophie, für den ersten Unterricht, von oben genannten Professoren seyn sollte. Da sie nicht an Philosophen von Profession; sondern an Geschäfftsmänner denken wollten, welche ihre philosophischen Kenntnisse zu erweitern wünschten, so wie an Liebhaber der Philosophie aus allen Ständen: so sollte Alles liegen bleiben, was in das Gebiet der tieferliegenden Spekulation gehörte, nur das allgemein Brauchbare möglichst faßlich vorgetragen werden, und das Ganze sich von kompen-

[illegible] und zu großer Weitläuftigkeit, gleichwohl zu[illegible] [illegible] halten.

[illegible] Dieser Zweck war zwar an sich gut, ist auch im Ganzen [illegible] erreicht, nur war er noch immer nicht beg[r]änzt [illegible] dieser Arbeit einen Vorzug vor andern ähnlichen, [illegible] Schriften, z. B. von Ohlshausen, zu ge[illegible] Wenn man von der Lektüre der eben so literarisch ge[illegible], als an benutzungswerthen Winken reichen Revision [illegible] empirischen Psychologie zurückkommt: so kann man [illegible] über die Vermehrung der zahlreichen Lehr- und Handbücher [illegible] Psychologie eben nicht sehr freuen, falls eine neue Schrift dieser Art sich nicht vorzüglich auszeichnet. So manches Heterogene auch in Abicht's psycholog. Anthropologie eingemischt ist: so hätten wir sie schon der einzelnen nützlichen und feinen Bemerkungen wegen längst weit lieber fortgesetzt gesehen; indeß das gegenwärtige Handbuch leicht überflüssig [illegible] kann. Wohl hätte sich vom Verf. die Idee eines bessern Handbuchs auffassen lassen, wie wir es — auch in dem gegenwärtigen — noch nicht haben, in dem sich eine genaue Begränzung der Wissenschaft, eine nicht oberflächliche Bestimmung der Begriffe, und eine gleichmäßige Bearbeitung der einzelnen Theile mit einer zweckmäßigen Methode der Entwickelung und einer lichtvollen Ordnung des Ganzen [illegible]. Allein gerade diese Eigenschaften vermißt man ungern an dieser neuen Unternehmung. Man findet sich überrascht, in einer Psychologie, z. B. von der Sprache, und sogar von der Schrift so viel (S. 236—246.), von den [illegible] höhern Erkenntnißvermögen hingegen so wenig; von der so wichtigen Lehre des Bewußtseyns aber so gut als gar nichts anzutreffen. Man stößt zwar auf Beyspiele; allein [illegible] sind sie nicht immer streng genug gewählt und harmo[illegible] untergeordnet, theils [illegible] sie als [illegible] Ergänzungen [illegible] der Begriffs-Bestimmungen. Was den Plan des Ganzen betrifft: so ist er nach einer dürftigen Einleitung [illegible] von Zweck und Werth der Psychologie oder — Menschenkenntniß, in folgendem Entwurfe dargestellt. Erster Abschnitt: Allgemeine Betrachtungen über die Seele und ihre Verbindung mit dem Körper. S. 11. flg. Zweyter Abschnitt: Von der Sinnlichkeit (äußere, innere, [illegible]). S. 35. flg. Dritter Abschnitt: Einbildungskraft und Gedächtniß. S. 69. flg. (Bey jenen sind nicht bloß

haltungen zu ihrer Absicht mit Nutzen werden gebrauchen können.

Der kleine Physiker, oder Unterhaltungen über natürliche Dinge für Kinder, von A. F. Höpfner. Zweytes Bändchen. Erfurt, bey Kayser. 1802. 15 Bogen 8. 16 gr.

Auch in diesem Bändchen fährt der Verfasser fort, die Materien, die er abhandelt, außer allem Zusammenhange vorzutragen; so kommt er z. B. von Mumien auf die Elektricität, von dieser auf Naturseltenheiten von Gänsen, dann auf Cook und seine Reisen, auf Menschenfresser, auf die Nachtgleichen, u. s. w. Wenn der Verfasser bey seinem Vortrage diese Folge der Materien beobachtet: so muß der Lehrling offenbar dabey verlieren. Was entstehen daraus für Unbequemlichkeiten! Wie oft muß nicht der Schüler bey den Unterredungen sagen, er habe dieses oder jenes schon in einem Buche gelesen, oder erzählen gehört, um die Lücken von Vorkenntnissen auszufüllen, die der Lehrer offen gelassen hat, was dann nunmehr bey dem wirklichen Unterricht, wo der Schüler nichts gelesen noch gehört hat, von dem Lehrer nothwendig geschehen muß. Auch scheint uns der Verfasser die Gränzen des Büchelchens zu überschreiten: die Eklipsen, die Kartenlinsen, die siderischen und synodischen Monate, Mondsphasen, u. s. w. gehören wohl noch nicht für Kinder; ein Fehler, der Schriften dieser Art nur zu gemein ist.

Eh.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Drey und achtzigsten Bandes Zweytes Stück.

Achtes Heft.

Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

Friedrich Ludwig Walthers, ordentl. Prof. d. Philosophie zu Giessen, Flora von Giessen und der umliegenden Gegend für Anfänger und junge Freunde der Gewächskunde. Nebst einem illuminirten Plan des neuen ökonomisch-botanischen Universitätsgartens in Giessen. Giessen u. Darmstadt, bey Heyer. 1802. 704 S. 8. 3 Rthlr. 8 gr.

Vor Dillenius war Jungermann der erste, welcher eine Flora jener Gegend sammelte, welche nun Hr. Prof. Walther, nach einem Zeitraum von 80 Jahren, aufs neue untersuchte, und dem gegenwärtigen System und Fachwerke einzupassen wußte. Mit einer kleinen theoretischen Botanik wird der Eingang eröffnet. Auf sie folgt die specielle Phytographie der Gegend bis zur 23sten Klasse. Ueberdieß ist jeder Klasse eine kurze Uebersicht vorangeschickt, nach der Sexual-, Situal- und natürlichen Methode. Die Arten werden um der Deutlichkeit willen mehr beschrieben, als nach der Linnéischen Methode bezeichnet, und wir glauben, nicht allein jungen Freunden der Botanik; sondern auch Naturforschern diese

diese an manchen literärischen und phytologischen Notizen reiche Sammlung empfehlen zu können.

Anfangsgründe der Botanik. Von E. P. Ventenat, Mitglied des französischen Nationalinstituts, und Bibliothekar beym Pantheon. Frey übersetzt. Durchaus mit Anmerkungen und Zusätzen. Mit 14 Kupfertafeln. Zürich, bey Orell, rc. 1802. 378 S. 8. 3 Rg. 8 ℛ.

Unter den vielen Anleitungen zur Pflanzenkunde scheint uns gegenwärtige, wie auch der sachkundige Uebersetzer ganz richtig bemerkt, darinnen einigen Vorzug zu behaupten, daß Physiologie der Terminologie vorausgeschickt, und dadurch die Wissenschaft weniger langweilig und geschmacklos behandelt wird. Indessen folgt letztere, wie gewöhnlich, sehr ausführlich nach; besonders in den Früchten benutzte der Uebersetzer mit mehr Vorsatz, als gewöhnlich, das Gärtnerische Werk: so wie in der Skizze der Kryptogamisten Hedwig's und Bulliard's Entdeckungen. Wer sich übrigens von der natürlichen Methode, nach Jussieu, umständlicher unterrichten lassen will, findet auch hierinnen zureichende Belehrung.

Entwurf eines Pflanzensystems nach Zahlen und Verhältnissen.

```
        1
    2 — 3
  7 | 5 | 8
    4 — 6
        9
```

Der Schlüssel zur Vereinigung der künstlichen Pflanzensysteme mit der natürlichen Methode. Filum ariadneum Botanices est systema, sine quo chaos est res herbaria. Linn. Phil. Botan. §. 156. Prag, bey Calve. 1802. 98 S. 8. 7 ℛ.

Rec.

Rec. kann dergleichen ausgesuchten Verhältnissen keinen rechten Geschmack abgewinnen. Der Verf. will nach der Zahl der Blumenblätter, oder der Einschnitte der Krone, die Klassen nach den Hauptzahlen 2. 3. 4. 5. 6. bestimmen. Will eine Pflanze in die Klasse, die der Zahlenwerth der Blumenkrone ihr anweist, nicht sogleich passen: so bringt man sie durch das Aussuchen der Faktoren ihres Zahlenwerths in eine andere Klasse: so wird aus 10 durch 2 = 5, 6 = 2 + 3, 5 = 2 + 2½. Da die Natur keinen Theil halb giebt: so wird daraus 2 oder 3. In zweifelhaften Fällen, wo der Zahlenwerth der Blumenkrone nicht auszumitteln ist, nimmt man die Staubfäden zu Hülfe. Der Fünfer ist in der Natur die herrschende Zahl, also steht er in dem Entwurfe des Titelblatts in der Mitte, 4 und 6 stehen unter 2 und 3, weil sie aus jenen gebildet werden können, 7. 8. 9. sind unbrauchbar, und werden für die Ordnung der undeutlich blühenden Gewächse willkührlich gesetzt. Die Staubfäden bestätigen den Zahlenwerth der Blumenkrone, und können dienen, um die Ordnungen zu bestimmen, u. s. w. Um zu erkennen, ob der Zahlenwerth in der Krone einer gegebenen Pflanze eine Urzahl, oder eine aus zwey Faktoren zusammengesetzte sey, muß man die Pflanze mit andern schon geordneten vergleichen; aus ihrer Aehnlichkeit mit dieser ergiebt sich, ob sie unter die 5, oder unter die 3, u. s. w. zu bringen sey. Dieses setzt aber Kenntnisse voraus, die nicht der Anfänger besitzt, und dem geübten Botaniker ein System nach Zahlenverhältnissen entbehrlich macht. Im Uebrigen empfehlen wir aus einer andern Rücksicht das Lesen dieser kleinen Schrift, in welcher manche gute und brauchbare Bemerkungen, die einen spekulativen Kopf verrathen, ausgehoben zu werden verdienen. Z. B. die Verwandtschaft derjenigen Pflanzen und Gattungen, wo das Verhältniß 1 zu 2 statt findet, oder 2 : 4 = ½, 3 : 6 = ½, 5 : 10 = ½, welche Fälle sehr oft in dem Linneischen Systeme vorkommen, und durch die Auflösungen des Verf. können sie zum Theil berichtiget, zum Theil entschuldiget werden.

Lg.

Ein paar Worte über einige Waldübel des Bergischen Landes. Düsseldorf, bey Schreiner. 1801. 64 S. 8. 4 Gr.

Schon lange sahe man mit banger Erwartung einem Uebel entgegen, das nicht weniger, als einen nach und nach entstehenden allgemeinen Holzmangel in dieser Provinz befürchten ließ. Die landesherrlichen Forstvorschriften, und besonders die des Herzogthums Berg (sie stehen in von Mosers Forst-Archiv, 11ter Bd. S. 259—261, und 13ter Bd. S. 294—302), waren bisher eben so wenig vermögend, dem fast täglich wachsenden Uebel Einhalt zu thun, als alle Verbesserungsvorschläge, dem eintretenden Mangel abzuhelfen, fruchtlos blieben. Der ungenannte Verf. dieser trefflich geschriebenen Abhandlung, nimmt daher Gelegenheit, den Ursachen nachzuspüren, welche die mannichfaltigen Uebel, durch den Drang der späterhin eingetretenen Umstände herbeyführten, und dringende Maaßregeln vorzuschlagen, um der bevorstehenden Noth noch bey Zeiten vorzubeugen. Zu den wichtigsten Veranlassungen der Waldübel rechnet der Verf. die fast täglich wachsende Volksmenge im Bergischen, wodurch, um Hausplätze, Gärten, Felder und Wiesen für die Bevölkerer und ihre ökonomische Subsistence zu erhalten, zum Theil Wälder und Forsten ausgerottet werden müßten, welche notorisch den Holzwachs in dem Verhältnisse jährlich verminderten, wie die Zahl der Holzkonsumenten Zuwachs erhielte. Eine richtige Bemerkung, welche die Volksregenten in unsern Zeiten beherzigen und befolgen sollten, steht hier S. 8 in der Note. — Eine andere Ursache des wachsenden Holzmangels sey die unrechtmäßige Zueignung des Volks, das den Wald als ein gemeinschaftliches Eigenthum ansehe, aus dem Jeder seine Bedürfnisse für Brand, Streu und Viehhut unentgeltlich zu befriedigen befugt sey, woraus nothwendig Forstfrevel entstunden, die von Seiten des Staats durch ernsthafte Maaßregeln der Policey entgegnet werden müßten. Auch habe der Krieg (der seit dem Sept. 1795 bis ins Jahr 1801 ganze Gegenden des Bergischen vom Holze zum Theil rasirte), die Waldbrände, kalten Winter, und die äußerst schädlichen Maifröste in den Jahren 1799 und 1800, nicht wenig dazu beygetragen, der Holzkultur zu schaden. Die letzte Ursache habe sogar in besagten beyden Jahren viele tausend junge Eichen- und Buchenstämme zerstöret, und dadurch die schönsten Pflanzungen zernichtet, welche eine weise und sparsame Wald- und Forstökonomie angelegt hatte. Zu den schädlichsten Uebeln wird aber das Grasen in Gehägen, — das Laub- und Moosscharren, — das Heide- und Plackenhauen, und das

soge-

sogenannte Dörrholz- und Sprockensammeln, unter welchem letztern Vorwande oft die schändlichsten Frevelthaten am besten Holzwachsthume verübt würden. Schädlicher als dieß Alles sey aber die Waldweide, oder die sogenannte Viehtrifft in den Forsten und Wäldern. Hierüber erklärt sich der Vf. umständlich, sowohl in Rücksicht des Waldes, als des Viehstandes und des Ackerbaues; und beweiset aus diesem Allem, daß die Stallfütterung in der Landwirthschaft, und ein verbesserter Ackerbau, bey einer weisen Forstwirthschaft und strengen Forstpolicey, die besten Gesammtmittel wären, dem Holzmangel zu steuren, und den Waldungen aufzuhelfen. — Rec. vereinigt sich in allen Stücken mit den Grundsätzen und Maaßregeln des Verf., der — wer er auch immer sey — ein Mann von Kopf und Einsichten ist, und mit beyden ächtpatriotische Absichten verbindet. Mit einem Worte: diese kleine Schrift, die nur für das Bergische bestimmt ist, verdient von allen deutschen Staatswirthen und solchen Forstbeamten gelesen und beherzigt zu werden, denen ihr naher und entfernter Einfluß auf Staats- und Volkswohl, Glückseligkeit verbreiten kann.

F.

Mittlere, neuere und politische Geschichte.

Synchronistische Tabellen über die neue Geschichte der europäischen Reiche, von M. *Dan. Gotth. Jos. Hübler*, Konrektor am Gymnas. zu Freyberg. Freyberg, bey Craz. 1802. XIV u. VII Tabellen in Querquart. 2 Rthl.

Die beyden ersten Tabellen enthalten, als Einleitung in die neueste Geschichte der europäischen Reiche, eine gedrängte Uebersicht der frühern Staatengeschichte. Sodann folgen für das 16te, 17te und 18te Jahrhundert, bis 1787, für jedes 3 Tabellen; hierauf für den Zeitraum von 1787 bis 1794, von 1795 bis 1801, mit Ausschluß von Frankreich, und für die Geschichte der Revolutionen in Frankreich und Helvetien von 1787 bis 1801 3 Tabellen; endlich 7 Tabellen für die Geschichte

Geschichte der 5 großen Kriege im 18ten Jahrhundert. Die letztern waren deßhalb nöthig, weil der Schauplatz dieser Kriege, und die Theilnahme an denselben so sehr verschieden waren. Ueberhaupt betrachtet sind diese, mit vieler Mühe und Arbeit zusammengesetzten Tabellen, gewiß sehr zweckmäßig, und zum Handgebrauch bequem eingerichtet, und der würdige Vf. hat sich damit ein neues Verdienst, und auf den Dank der Geschichtsfreunde neue und gegründete Ansprüche erworben. Nur zwey Mängel oder Auslassungen glauben wir bemerken zu müssen, auf die der fleißige Verf. bey einer neuen Auflage, die vielleicht bald nöthig seyn wird, Rücksicht nehmen könnte. Zuerst hätten wir gewünscht, daß der Verf. bey den Begebenheiten, so oft es sich thun ließ, auch den Tag, nicht bloß den Monat angezeigt haben möchte. In der alten und mittlern Geschichte ist diese Forderung allerdings sehr erläßlich; auch ist da eine so genaue Bestimmung nicht immer möglich; aber in der neuern Geschichte ist es sehr oft der Fall, daß man, bey dem Gebrauch einer chronologischen Tabelle, gerade die genaue Zeitbestimmung nach Jahr und Tag wissen will. Der Verf. würde dazu Raum genug erübrigt haben, wenn er in seinen Angaben sich, was doch wohl möglich gewesen wäre, etwas kürzer gefaßt hätte. Zweytens fehlt in der 14ten Tabelle der neuesten Geschichte von Frankreich der Neutralitätsvertrag mit dem Großherzog von Toscana, vom 9ten Febr. 1795, der Basler Friede mit Preußen vom 5ten Apr. 1795, die Konvention mit Preußen über die Neutralität des nördlichen Deutschlands vom 17ten May 1795, u. s. w.

Db.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts. Schnepfenthal, im Verlage d. Erziehungsanstalt. 1802. 780 S. 2 Rthl.

Der Zweck dieses Buchs ist, laut der Vorrede, von Salzmann, dem Deutschen Selbstgefühl einzuflößen, welches er in diesem Zeitpunkt mehr als jemals nöthig habe, um sich in seiner Würde zu behaupten. »Dieß Selbstgefühl einzuflößen, »giebt es der Mittel so viele: Aufsuchung des deutschen Ver-

»dien-

»dienstes und Belohnung desselben; Unterstützung des deut-
»schen Fleißes und Unternehmungsgeistes; Wegräumung der
»unläugbaren Mängel unsers Vaterlandes, z. B. der schlech-
»ten Wege, der Betteley, der Hemmung der Handelsfrey-
»heit, u. s. w. lauter Mittel, die außer meinem Wirkungs-
»kreise liegen, von denen nur Männer Gebrauch machen kön-
»nen, die auf höhern Stufen stehen; die es hier und da auch
»wirklich thun, und sich dadurch den Segen und Dank der
»Zeitgenossen und Nachwelt verdienen. Was ich in dieser
»Rücksicht nach meinen beschränkten Kräften thun konnte,
»habe ich gethan; ich habe einige Gelehrte ermuntert, dieß
»Buch zu schreiben. Bey aufmerksamer Durchlesung dessel-
»ben muß nothwendig des Deutschen Selbstgefühl geweckt
»werden, indem er findet, daß Deutschland in jedem Fache
»Männer gehabt habe, die sich mit den Ausländern messen
»können, und daß es ganz falsch sey, daß Weisheit, Gelehr-
»samkeit, Regierungskunst, Tapferkeit, Unternehmungs-
»geist und Kunst nur im Auslande wohne.«

Dieser löblichen Absicht gemäß findet man hier Perso-
nen von beyden Geschlechtern, aus allen Kirchen, von jedem
Stand und Rang, vom Regenten bis zum Stein- und
Stempelschneider, dreyhundert fünf und sechzig an der Zahl.
Und doch sind noch nicht alle verstorbenen (denn nur von die-
sen ist die Rede), merkwürdige Deutsche des achtzehnten
Jahrhunderts hier. Ich vermißte, beym ersten Ueberblick des
Registers, den Prinzen Leopold von Braunschweig, Lavater
und die Karschin. Hoffentlich werden von Zeit zu Zeit Nach-
träge erscheinen, worin die übersehenen sowohl, als die nach-
her verstorbenen, wie Gleim, Hirzel, Klopstock, Gedike, ih-
ren Platz finden.

Im Ganzen sind diese Kleingemälde treue Nachzeich-
nungen ihrer Urbilder, so daß selbst die Flecken derselben nicht
ganz verwischt sind. Ueber die Mängel des Buchs erklärt
sich S. ganz befriedigend so: »Dieß Buch würde eine Voll-
»kommenheit mehr haben, wenn in den Lebensbeschreibungen
»mehr Gleichförmigkeit wäre; man wird aber leicht begrei-
»fen, daß es nicht wohl möglich war, ihm dieselbe zu geben.
»Das Leben des Einen war thatenreicher, als das Leben des
»Andern; die Nachrichten von dem Einen wurden sorgfältig
»gesammelt, von dem Andern giengen sie größtentheils verlo-

»ten; und endlich wurde das Buch durch Mehrere ausgefer-
»tigt, davon der Eine mehr, der Andere weniger die Gabe
»der ausführlichen und vollständigen Darstellung hatte.«

Man findet hier hauptsächlich Regenten, Staatsmänner, Helden, Gelehrte und Künstler, die beyden letzten Klassen nach ihren Unterabtheilungen; aber unter der Rubrik: Deutsche, die sich in verschiedenen Rücksichten verdient gemacht haben, giebt es auch einen Sieveking und Matsen in Hamburg, eine Johanne Catharine Schulze in Magdeburg. Diese Rubrik besonders, meint S., wenn er sagt: »Es ergiebt sich von selbst, daß dieß Buch noch eine »große Nachlese von Namen würdiger Deutschen erlaube, die »sich durch Erweiterung des deutschen Handels, Errichtung »von Fabriken, Armenversorgungsanstalten, Verbesserung »der Gesetzgebung und Polícey in kleinen Staaten, u. dgl. »verdient machten.« Ja wohl! S. wünscht — und wer wird es nicht mit ihm wünschen? — daß dieses Geschäfft von Männern möge übernommen werden, die hiezu Sinn und Geschicklichkeit haben.

E.

Deutschlands edelste und kräftigste Regenten im romantischen Gewande, dargestellt von dem Verfasser Karls des Großen, der Semiramis, ꝛc. Rudolstadt, bey Langbein. 1802. 21½ B. 8. 1 Rß. 8 ℈.

Der uns unbekannte Verfasser dieser historischen Gemälde glaubte, daß das Interesse für Deutschlands Geschichte, und die successive Entwickelung seiner Verfassung unter den verschiedenen Volksklassen vielleicht nur vermittelst einer romantischen Darstellung seiner Vorzeit belebt und erhöhet werden könne. In dieser Voraussetzung versuchte er es, unbeschadet der historischen Wahrheit, wie er sich in der Vorrede ausdrückt, seiner Darstellung durch die Form dasjenige Interesse zu geben, daß sie sich für ein gemischtes Publikum eigne, und sich wenigstens neben den vielen Romanen unserer Zeit erhalten möchte. Der Verfass. will also, wie es scheint, zwischen dem historischen Romanfabrikant und dem Geschichtschreiber

in

[illegible] so unseligen Mittelalters
[u]nd noch immer mehr verdorben, als gebessert. Und sollte
[sich] denn die Geschichte von Deutschland, oder einzelne Theile
derselben, nicht auch ohne romantisches Gewand so darstel-
[len] lassen, daß auch ein solches Publikum, wie es der Verf.
[im] Auge hat, Geschmack daran fände? Entweder reine Ge-
schichte, im natürlichen, edeln Gewande der Wahrheit, oder
[r]einer Roman; kein Mittelding zwischen beyden. Der vor-
liegende Band, den man als einen ersten Theil betrachten
[m]uß, weil der Verf., wenn er Beyfall findet, das Werk
fortsetzen will, enthält die Geschichte der deutschen Kö-
nige und Kaiser aus dem sächsischen Hause, mit Einschluß des
K. Konrads I. Voran geht eine kurze Einleitung, über wel-
che der Verf., weil sie seine eigenthümliche Ansicht des
Mittelalters zur Zeit der Völkerwanderung enthalte, das
Urtheil billiger Männer vornehmlich zu hören wünscht. Al-
lerdings findet sich hier manches Gute und Wahre; aber
nichts Neues oder dem Verf. Eigenthümliches, wenn man
nicht etwa einige historische Unrichtigkeiten dafür gelten las-
sen will. So ist S. 7 Chlodwigs Schlacht bey Soissons in
das Jahr 476, statt 486 gesetzt. Nach S. 9 sollen Thürin-
gen und Sachsen mehrmal Herzoge in einer und derselben
Person gehabt haben. Dieß zu beweisen, würde dem Verf.
schwer werden; vielmehr ergiebt sich deutlich, daß Thüringen
nie ein Herzogthum gewesen sey; wohl aber Markgrafen in
ältern Zeiten gehabt habe. Die Avaren (S. 11) waren nicht
hunnischer Abkunft. Zwar weiß man, daß sie, um die Mit-
te des 6ten Jahrhunderts, aus dem nordöstlichen Asien in das
Land der bereits geschwächten Hunnen an der Donau einge-
wandert sind; aber ihre Verwandtschaft mit andern Völkern
ist nicht bekannt. Der berühmte Alcuin heißt nicht Alcine,
wie er S. 19 genannt wird. Daß Deutschland unter Karl
dem Großen nur eine Provinz von Frankreich gewesen sey,
(S. 20) ist unrichtig; vielmehr war es ein Haupttheil der
ganzen fränkischen Monarchie. Aachen, eine deutsche Stadt,
war Karls des Großen Hauptsitz. Schon Karl Martell hat-
te die Verwaltung des Reichs unter seine beyden Söhne so
getheilt, daß der ältere Austrasien, oder die deutsch-fränki-
schen Staaten, und der jüngere Neustrien (Frankreich) und
Burgund erhielt. Und Karl der Große selbst succedirte sei-
nem Vater im Königreich Austrasien mit einem Theil von
Aquitanien; den Rest bekam der jüngere Bruder. Wie kann

man sich hier Deutschland als eine Provinz von Oestreich oder Frankreich denken? Was von der Einleitung gilt, das gilt auch von dem Uebrigen, ungeachtet der Verf. mehrere gute Führer gehabt zu haben scheint. Vielleicht wäre das Ganze besser gerathen, wenn der Verf., dem es weder an Talent, noch an Kenntnissen zu fehlen scheint, nicht romantisirt und dramatisirt; sondern die natürliche historische Darstellung gewählt hätte; er würde, da seine Schreibart ziemlich rein, edel und prunklos ist, gewiß auch Leser gefunden haben.

Ob.

Neue Beyträge zum Staatsrecht und zur Geschichte von Sachsen, aus ungedruckten Quellen, von C. H. L. W. Spiller von Mitterberg. Eisenach 1801. 19 B. 8. 1 Rh.

Der würdige Herausgeber dieser Sammlung, die eigentlich den 4ten Theil seiner bekannten Beyträge, ꝛc. ausmacht, liefert hier, in 32 Nummern, dem künftigen Geschichtschreiber Sachsens sehr schätzbare Materialien aus ungedruckten Quellen. Zwar sind nicht alle von gleicher Erheblichkeit; aber doch die meisten sehr brauchbar, und einige besonders wichtig. Dahin rechnen wir: Nr. 4. Des Kaisers Matthias Lehnbrief für H. Joh. Ernst zu Sachsen und seine Brüder d. d. Prag 25. Nov. 1617. Nr. 6. Vom Matrikular-Anschlage des Hauses Sachsen. Nr. 8. Designation der vom Hause S. Koburg-Saalfeld relevirenden Lehen; mit einem trefflichen Zusatz über den Erbadel und dessen Patrimonialgerichtbarkeit, vom Herausgeber, S. 51 ff. Nr. 9 — 18. Sachsen-koburgische Landtagsabschiede. Nr. 27. Kurze archivalische Nachrichten, das in den Häusern S. Hildburghausen u. S. Koburg eingeführte Primogeniturrecht betreffend. Nr. 28. Extrakt aus dem Testament des H. Ernst Friedrich Karl von S. Hildburghausen d. d. 14. März 1778. Nr. 29. Landesregierungs-Cessionsakte zwischen den Herzogen Friedrich und Joseph Friedrich zu S. Hildburghausen d. d. 21 Jan. 1785. Jeder Freund und Kenner der vaterländischen Geschichte wird mit uns wünschen, daß es dem Herausgeber nicht an Muße fehlen möge, das Fach der Geschichte und des

Staats-

...rechts von Sachsen fernerhin zu bereichern; an Geis... ...ist dazu scheint es ihm nicht zu mangeln.

Km.

...rede auf Katharina die Zweyte, von *Nikolai Karamsin*. Aus dem Russischen übersetzt, von *Johann Richter*. Riga, bey Hartmann. 1802. 28 Seiten 8. 22 kr.

...Deutschen ist dieser russische Edelmann durch seine vor zwölf Jahren in Deutschland, Frankreich und England ...chten Reisen schon bekannt, als mit deren recht guten ...setzung eben dieser in Moskau sich aufhaltende Lands... ...n uns gleichfalls beschenkt hatte. Herr von K. ist kein ...ger Beobachter, und da er seine Wahrnehmungen mit ...und Empfindsamkeit zu verbrämen, mitunter ihnen auch ...ristischen Anstrich zu geben verstand: so ließ diese Reise... ...reibung recht gut sich lesen. Dem Humor freylich hat ...iegende Lobrede gern oder ungern ausweichen müssen; ...s Ingredienz aber ausgenommen, findet die alte Manier ...Farbenmischung in seinem jüngsten Produkt so vollstän... ...ich wieder, daß auch ohne beygesetzten Namen man den ...fasser unfehlbar errathen würde. Erst nach der feyerl... ...Erklärung des jetzigen Monarchen, (nicht unmittelbaren ...folgers Katharinens also,) der im Geist und nach den ...en der großen Frau regieren will, diese Lobschrift er... ...nen zu sehn, könnte gegen Veranlassung und Zweck aller... ...e mißtrauisch machen. Wenn man indeß erwägt, wie ...unter dem Scepter des so schwer zu enträthselnden Kai... ...Pauls einem russischen Schriftsteller zu Muth seyn muß; ...in der Lobrede selbst, auch nirgends findet, daß der neu ...gehenden Sonne Weihrauch gestreut wird, als wo der ...genstand diese Pflichtleistung schlechterdings verlangt, söhnt ...man mit dem etwas spät auftretenden Lobredner sich wieder ...und bedauert ihn vielmehr, die Regungen seines dank... ...llten Herzens so lange haben unterdrücken zu müssen.

Rhetorischer Kunstgriffe, denen so manche Lobrede den ...ssenen Beyfall allein verdankt, giebt es übrigens in vor... ...ender nur sehr wenig; sey es, daß der nordische Schön...

geist

geist sich auf dergleichen noch nicht genugsam verstand, oder sie verschmähen zu dürfen glaubte. Das Ganze hat den Zuschnitt einer belehrenden Kanzelrede, die nach einer zur Aufmerksamkeit ermunternden Einleitung, ihr Thema von mehreren Seiten beleuchtet, und mit der Ermahnung schließt, das so eben Vorgetragene sich wohl einzuprägen. Bekanntlich ist französischer Geschmack das non plus ultra für Norden; auch in vorliegender Redübung strahlt solcher aus hundert Stellen, und oft mit guter Wirkung zurück. So kräftige Pinselstriche jedoch, wie etwa die eines Bossuet, oder so feine, wie Flechier's, muß man von Hrn. von K., als der nach neuern Mustern sich gebildet zu haben scheint, nicht erwarten.

Im Exordio, wird dieß und jenes aus Katharinens Jugendgeschichte, und ihrer nachherigen Vorbereitung zur Regierungskunst berührt; der Uebergang aber auf den Thron selbst, mit einem Sprunge gewagt; was freylich in einer so kitzlichen Materie nicht wohl anders sich wollte thun lassen. Genug, diese Ausländerinn war von der Vorsehung Rußland zu verherrlichen bestimmt, und erfüllte diesen Beruf. Als Siegerinn also wird Deutschlands Tochter nunmehr dargestellt; sodann als Gesetzgeberinn; und endlich als Mutter der durch ihre Regierung beglückten Unterthanen. Daß die erste dieser drey Hauptansichten auch die blendendsten Farben darbot, versteht sich unerinnert. Auf den Nachtheil aber so zahlreicher Siege für die Bevölkerung und die Finanzen des Reichs, läßt der Redner sich gar nicht ein; ihm genügt der Erfolg, daß Rußlands Macht durch so blutige Kriege denjenigen Grad von Einfluß und Uebergewicht errungen, der, seiner Meinung nach, zur Sicherheit der Monarchie durchaus nöthig war. Rumänzow und Suworow werden in diesem Abschnitte hauptsächlich gepriesen; Potemkin's hingegen geschieht hier gar keine Erwähnung. Erst am Ende der Lobrede kommt der Name des notorisch doch allmächtig gewesenen Günstlings zum Vorschein, und zugleich das Geständniß: über die moralischen und patriotischen Verdienste des Mannes sey man noch uneins, und nur Wenige wären in der Lage, ihn ohne Leidenschaft beurtheilen zu können. Ein scharfer, durchdringender Verstand, der Katharinens großen Absichten entsprach, habe das Zutrauen der Gebieterinn ihm verschafft; sein Einfluß aber auf auswärtige Politik und innere

e Angelegenheiten sey ihr entscheidend gewesen. Da
von B. nicht für gut fand, durch irgend eine Bürgschaft
Thatsache dieß zu erhärten, bleibt die Zumuthung etwas
, ihm aufs Wort eines Lobredners hierin glauben zu

[illegible] herzerhebender, und auch lehrreicher, fiel der
re Gesichtspunkt aus, wo die große Frau als Gesetzge-
n erscheint. Die gewiß unsterbliche Instruktion, ꝛc.
das Werk ihres Geistes, oder, was auf eins hinausläuft,
mit männlicher Besonnenheit getroffenen Auswahl,
wie nachher, hier zur Unterlage; und wenn nur We-
s davon in vollständiger Ausführung kam: so leidet ihr
m dennoch hierbey keinesweges. Der unstreitig ausge-
[illegible] sein Vaterland sehr gut kennende Lobredner selbst,
zu verstehen, die Geisteskultur der Bewohner eines so
heuer großen Erdstrichs möchte für die herrlichen Ent-
fe der Kaiserinn wohl im Durchschnitte noch nicht weit ge-
vorgerückt gewesen seyn. Den armen Samojeden z.
war gar nicht einmal begreiflich zu machen, was ein
ez heiße. Entsprachen auch die übrigen neuen Veran-
ungen, in Betreff nämlich der Statthalterschaften, des
ichts- und Policeywesens, des Bürger- und Bauernstan-
u. s. w. nicht gleich auf der Stelle, und im ganzen Um-
e den wohlwollenden Absichten der Gesetzgeberinn: so
deßhalb doch Niemand in Abrede seyn, daß der Saame
Bessern weislich ausgestreuet worden, und seine Frucht
[illegible]lich schon gezeigt habe. Wäre aus ihrer Regierungs-
[illegible] auch nichts als der berühmte, das empörende Wort
[illegible] auf immer vernichtende Ukas vom Jahr 1786 übrig
[illegible]: schon diese der Menschenwürde geleistete Huldigung
te das Andenken der Einzigen sichern! Zum Glück für
[illegible]land war die Regierung des unmittelbaren Nachfolgers
von zu kurzer Dauer, als daß die Vorkehrungen Ka-
[illegible] gar zu merklich dabey leiden konnten; von der Den-
[illegible] ihres edelmüthigen, in Friedenskünsten sie zum Vor-
nehmenden Enkelsohns aber ist zu erwarten, daß dieser
e Umstand einen desto lebhaftern Vorschritt zur Folge
n werde!

Eben so leicht als in voriger Abtheilung wird es dem
f. in einer dritten, Katharinens Geiste in Hinsicht auf
Ge-

Die Vaterstadt L—s war Ehingen an der Donau, ein zum vorderösterreichischen Oberamt Günzburg gehöriges Städtchen zwischen Riedlingen und Ulm. Sein Geburtsjahr läßt sich noch nicht mit Gewißheit angeben; da jedoch aus Briefen an ihn erhellet, daß er zu Ende 1495 noch nicht 25 Jahre alt gewesen, leidet es keinen Zweifel, daß 1470 oder 1471 anzunehmen ist. Wo seine erste Jugend gebildet worden, und er machte sich zeitig bekannt, weiß man eben so wenig; seine Aeltern aber, oder Verwandte müssen nicht unbemittelt gewesen seyn; weil man ihn nirgends über ausgestandenen Mangel klagen hört, und er sehr jung noch Italien besuchen konnte. Daß der ältere Beroaldus zu Bologna, der sprachkundige Grieche Markus (nicht Martius) Musurus, damals zu Padua, und anderwärts andere Italiäner seine Lehrer gewesen, erzählt er in mehreren Stellen, und nicht ohne diesen Männern dankbaren Lobspruch zu zollen. Schon jenseits der Alpen vermuthlich nahm er den Beynamen Philomusus an, mit dem er am liebsten sich begrüßen hörte. Ingolstadt war die nach seiner Zurückkunft von ihm gewählte Universität, wo besonders Konr. Celtes, oder *Celtis*, sein Mann scheint gewesen zu seyn; der auch kurz darauf beytrug, zum damals sehr gesuchten poetischen Lorbeerkranz, und das von der eigenen Hand Kaiser Maximilian's, ihm zu verhelfen. Nach Basel gieng er, um die Kenntnisse des berühmten Seb. Brant's zu benutzen; als Lehrer selbst aber der Red- und Dichtkunst im Jahr 1495 nach Freiburg im benachbarten Breisgau; wo aus einer mit großem Beyfall von ihm gehaltenen Rede: de studio humanarum disciplinarum et laude poëtarum sich auch ergiebt, daß er über den Lukanus Vorlesungen hielt, und in Hinsicht auf Bildung des Geschmacks schlechterdings an die alten Klassiker verwieß. 1498 erscheint er wieder zu Ingolstadt, wo er statt des nach Wien abgegangenen Celtis, das Lehramt der Dichtkunst übernahm; bald aber mit einem Erzzeloten und erklärtem Feinde profaner Gelehrsamkeit, dem Theologen und Prokanzler Georg Zingel, anband, und am Ende den Kürzern zog. Ein Theil dieser, wie natürlich, höchst selten gewordnen, und mit groß satyrischem Holzschnitt versehenen Streitschriften ist noch vorhanden, und giebt über den Geist jener Zeit die sprechendsten Aufschlüsse. Es sey mit L—s Entfernung von J. wie es will bewandt; im Jahr 1505 war er abermals zu Freiburg, und folgte dem bekannten Rechtslehrer und

Erasmi

[illegible] vertrauten Freunde [illegible]. Daher als Lehrer der
Dichtkunst. Aber auch mit diesem konnte, ihm sehr ergeben-
[illegible] Manne wird er nie [illegible] so wie mit dem in großem
Ansehen stehenden Jak. Wimpfelings, das denn zur Folge
hatte, daß ihm schon im Jahr 1506 den Abschied bekommen, und
[illegible] in Ingolstadt sein Heil suchen zu sehen. Hier
[illegible] 1503 sein Gegner, Zingel, und durch Vermittelung
[illegible] Freunde mag L. bald darauf wieder zur Professur
gekommen seyn. Auch da ließ der noch immer muthwillige
Philomusus es anfänglich nicht an Geräuschen seiner Art fehlen
[illegible] 1508 aber muß er sich eines Klügern besonnen haben;
[illegible] von dieser Zeit an scheinen Streitigkeiten mit ihm nicht
[illegible]; wie er denn im Jahr 1516 sich noch verhey-
rathet, und hierdurch vollends mag seyn besänftigt worden.
[illegible] seinem Todesjahr sah es bisher ebenso unbestimmt
[illegible], wie mit dem seiner Geburt; Mehrere lassen ihn [illegible]
[illegible] sterben; aus zwey Monostichis aber und einer
[illegible] in der Chronographia particulari (1567. 4.) des
[illegible] Arztes Martin Klostermair, der zu Ingolstadt
[illegible] und 1550 daselbst Doktor geworden, unsern
[illegible] sehr wohl gekannt haben konnte, ergiebt sich;
daß solcher am [illegible] Dec. 1528 verschieden ist. Eben dieses
bestätigt das Summarium carmine scriptum, de obitu J. L.
Philomusi, womit ein Marcus Millerius am 28. Dec.
desselben Jahrs auf der Ingolst. Universität ihm öffentlich
parentirte, und welches am Ende vorliegender Biographie
ganz schicklich beygefügt worden.

Ueber vorstehenden Auszug nun verbreiten sich ein Theil
des umständlichen Vorberichtes, und die ersten 58 Seiten der
Diatribe selbst. Daß Herr Z. alles mit Autoritäten belegt,
versteht sich; und in dem Abschnitte, der von den nähern
Verbindungen handelt, worin L. mit den besten Köpfen im
Oberdeutschland gestanden, bekömmt man, diese letztern be-
treffend, eine Menge kleiner Notizen zur Angabe, wofür der
[illegible] Dank wissen muß. Unter Lochers Schülern,
[illegible] auch von diesen läßt eine Menge, zum Theil bedeuten-
der Namen sich angeben, erscheint sogleich der nachher so be-
rühmt gewordene Kardinal-Erzbischof von Salzburg, Mat-
thäus Lang, dessen Intoleranz in der Folge freylich nicht zu
loben gewesen; der aber, wenn es auf Unterstützung witziger
Köpfe ankam, doch auch ein Auge zudrückte, und [illegible]

als wahrer Mäcen jener Gegend sich finden ließ. — Von S. 59 bis 152 kommt endlich an die Schriften und Schriftchen des Mannes die Reihe. Aus diesen läßt freylich der Werth seines mündlichen Vortrags, der äußerst lebhaft und anziehend gewesen seyn soll, nur sehr unzureichend sich abnehmen; daß jedoch kein gemeiner Kopf sie schrieb, wird auch aus dem Kleinsten ersichtlich. Aus den 54 Stücken, die Herrn Z. bekannt wurden, muß man eben so wenig auf den Vielschreiber schliessen. Die eine Hälfte dieser Nummern besteht aus Anzeigen wiederholter Abdrücke und neuer Ausgaben; ein großer Theil der andern aus Traktätchen und Flugschriften; dergleichen um's Jahr 1500 schon in Menge zum Vorschein kamen, weil auch die Sosier selbst endlich so klug geworden waren, und mit Verlag korpulenter bändereicher Werke sich nicht leicht mehr befaßten; der Drang indeß, seine Einsichten mitzutheilen, mächtiger als je wurde. Das erste hier aufgeführte Buch Lochers ist von 1495, und hat zum Titel: Grammatica nova. Dergleichen Elementarschriften auch in der Rhetorik, Poetik, u. s. w. kommen in der Folge mehr vor; und wegen ihrer nunmehrigen *Unzulänglichkeit* ihr damaliges Verdienst schmälern wollen, *wäre sehr undankbar*. Ganz unerhört abgeschmackte Schul- und Lehrbücher gab es zu verdrängen, und hierzu war kein geringer Muth erforderlich. Das Verzeichniß Locherscher Produkte zu verfolgen, untersagt der Raum. Hier also nur Einiges.

Z. B. das bekannte, von ihm in lateinisch-elegische Verse übersetzte Narrenschiff Seb. Brant's. Dieses satyrische, nachmals sehr oft noch abgedruckte Gedicht fand auch in römischem Gewande, gleich bey seiner Erscheinung 1497, so ausnehmenden Beyfall, daß man fünf Ausgaben ebendesselben Jahres kennt. Selbst der Basler Verleger Joh. de Olpe, war seiner Sache so gewiß, daß er außer der Quartausgabe, noch eine in Oktav mit ganz andern Lettern und kleinern Holzschnitten zu gleicher Zeit unter die Presse nahm. Auch die spätern Abdrücke verfolgt Herr Z. bis 1572, und erlaubte der Platz es, könnte Rec. diese Liste noch vergrößern helfen. Der von Jod. Badius, aber mit Aenderungen und Einschiebseln zu Paris besorgten, erwähnt Herr Z. nur im Vorbeygehen; außerdem sich hier ebenfalls Zusätze liefern ließen. Mit dem ein Jahr später, nämlich 1498 zu Straßburg in Folio gedruckten, und von L. kommentirten Horatius

hat

at es, was den Text betrifft, keine schlechtere Bewandtniß. Dieser hat wirklich den Rang einer Editio princeps; weil r nicht aus italiänischen Abdrücken etwa; sondern aus in Deutschland sich gefundenen Handschriften genommen ist; vorin es mitunter Lesarten gab, die ein Bentley allen andern vorzog. Die Anmerkungen des guten L. sind freylich icht weit her, und eben so wenig können die größtentheils ihr possierlichen Holzschnitte für eine Verschönerung der Ausgabe gelten. Von letztern muß er überhaupt ein großer Liebhaber gewesen seyn; weil sich dergleichen in vielen seiner Schriftchen, und auch wohl von ihm selbst erklärt finden. Eben dieser Kitzel plagte gleichfalls seinen Lehrer Conr. Celtes; als der den Holzschnitt nicht sparsamer anbringen ließ. Außer mehreren Stücken aus römischen Klassikern, vermuthlich zum Behuf seiner Vorlesungen, gab L. auch die Mythologias des Fabius Fulgentius Placiades oder Planciades, nach einer alten Handschrift 1521, Augsburg in Folio heraus; denn auch zu Mailand war der Tröster schon 1487 — Panzers Annalen zufolge erst 1498 — abgedruckt worden. Der letzte mit einer Jahrzahl versehene Artikel ist von 1522, und enthält Plinii Praefationem in naturalem historiam. Die ohne Datum scheinen insgesammt älter zu seyn; kein Zweifel aber, daß L. bis an seinen 1528 erfolgten Tod die Pressen werde zu beschäfftigen gewußt haben, und Manches davon in alten Bibliotheken nur noch versteckt liege. So erinnert sich Rec. sehr bitterer lateinischer Verse, womit L. den Dünkel eines Elsaßer Didymus (vielleicht der rüstige Uebersetzer Joh. Adelphus) gezüchtigt hatte, der über die Schwaben sich lustig machen wollen. Auch Wimpfeling ward in diesen Handel verwickelt; und mußte in eigenem, noch vorhandenen Traktätchen von 1506, sich gegen Bebel, Locher u. a. deßhalb rechtfertigen. Wie wenig vor etwa 50 Jahren von dergleichen Austritten noch bekannt war, mag der Umstand darthun, daß, als der ungemeine Bücherkenner Freitag im 3ten Bande der Sammlung ausgesuchter Stücke der Leipziger Gesellschaft (die Herr Z. in Augsburg nicht auftreiben konnte) eine der oben erwähnten Schmähschriften gegen Wimpfeling und Zingel umständlich genug, wie die Seltenheit es verdiente, beschrieb, er dennoch nicht ausfindig zu machen wußte, auf wen die Satyren eigentlich gemünzt gewesen; denn, um nicht für Pasquillant zu gelten, hatte L. die Namen der Gegner klüglich verschwiegen.

Noch giebt es zu erinnern, daß die, unter Nummer 29, 30 und 31 aufgeführten Stücke, nur Bestandtheile eines und desselben Buches sind; und daß, wo der Name Rhododendrius vorkommt, immer der Baierische Rechtsgelehrte und Kanzler Thomas Rosenbusch zu verstehen sey; wie Rec. auch aus einem, vermuthlich handschriftlich gebliebenen Briefe Wimpfelings an diesen R. sich belehrt hat. Einen unsern Locher selbst darstellenden Holzschnitt, nebst seinem Wappenschilde, wie beydes sich in einigen Schriften desselben eingedruckt findet, hat Herr Z. nachschneiden; auch am Schlusse die von Matthias Alberius aus Brixen, der Rechte Licentiat, bey Lochers Hochzeit im Jahr 1515 abgehaltene lateinische Rede, ein höchst seltenes Stück, auf 6 Blättern wieder abdrucken lassen. — Die in der ganzen, sonst sauber gedruckten Diatribe noch etwa stehen gebliebenen Druckfehler, werden den mit Literargeschichte jenes Zeitraums auch nur mäßig Bekannten wenig aufhalten. Ein Register aber bliebe dem so mancherley Namen und Sachen enthaltenden Werkchen zu wünschen. In ästhetischer Hinsicht, glaubt Recens. jeden Tadel hier übel angebracht. Dergleichen Beyträge durchstöbert man nicht, um seinen Geschmack zu bilden; sondern um literarische und geschichtliche Notizen daraus zu ziehen: die man immer mit Dank annimmt, mag ihr Gewand auch noch so possirlich seyn.

Fs.

Pretia librorum, praecipue graecorum et latinorum, a M. *Joh. Friedr. Fischero* collectorum, et auctione publica Lipsiae a. d. 10. Novbr. 1800 divenditorum. Excudi curavit M. *Friedr. Lebr. Schoenemann.* Lipsiae, apud editorem. 1802. 88 Seiten 8. 6 gr.

Auf einer Reise in Franken fiel dem Herausgeber das 1792 gedruckte Preisverzeichniß der zu Nürnberg kurz zuvor versteigerten, an Seltenheiten allerdings reichen Büchersammlung des dasigen Senior Mörl in die Hände; und da von der gleichfalls ansehnlichen des geh. Raths von Einsiedel zu Altenburg, 1795 auch ein solches zum Vorschein gekommen, (der erste Theil der 1793 versteigerten Berliner Biblio-

theke

ecks - Dubletten hat es gleichfalls:) so meinte Herr Sch.
icht ohne Grund, der, im Fache älterer Philologie beson-
rs, mit so viel Umsicht und Glück von dem verstorbenen
ischer, Professor und Rektor der Thomasschule zu Leipzig
sammelte Vorrath, wäre zu einer Anzeige seiner Verkaufs-
reise wohl eben so gut, und vielleicht mehr noch berechtigt,
eil gerade in diesem Felde auch in Deutschland kauflustige
Bücherfreunde sich am zahlreichsten finden. Rec. erinnerte
ch hierbey sogleich, daß schon im Jahr 1746 von der in ih-
r Art nicht minder schätzbar gewesenen Bibliothek des Hal-
schen Kanzlers von Ludewig ein dergleichen gedrucktes
Preisverzeichniß zu haben war; vielleicht das erste von allen;
ie den Unternehmer selbst aber, wie es scheint, von so gerin-
em Ertrage, daß beynahe ein halbes Sekulum vorüberstrich,
he Jemand anders wieder diesen Einfall hatte. Aus U sa-
hen, die man hier nicht erst anzugeben braucht, waren den
Aufsehern öffentlicher, so wie den Sammlern eigener Bücher-
äle, wichtige, mit beygeschriebenen Auktionspreisen verse-
ene Katalogen von je her sehr willkommen gewesen, und
icht selten theuer genug von ihnen bezahlt worden. Bey
lchen bloß handschriftlichen, daher oft unsichern Notizen blieb
s indeß, und dieß bey uns sowohl, als in Frankreich, Eng-
and und Holland; denn in Italien hatten dergleichen erheb-
liche Versteigerungen, wie bekannt, gar nicht statt. Rec.,
er nach so was doch überall, und aus Beruf sich umsah,
hält den Katalog der vortrefflichen (aber noch bey weitem nicht
esammten) Bibliothek des Duc de la Vallière vom Jahr
784 für den ersten, dem in Frankreich ein gedrucktes
Preisverzeichniß angehängt ward; und diesem Vorgange sind
eitdem Mehrere gefolgt, die zu Paris bald ansehnlichen, bald
uch nur sonderbaren Versteigerungen beygewohnt, oder der-
leichen selbst veranstaltet hatten. Wie es zu London und
n Holland diesen Augenblick damit steht, weiß Rec. nicht
nzugeben; wohl aber, daß um die Preise z. B. des reichhal-
igen Askew'schen Katalogs von 1775 zu erfahren, er die nur
beygeschriebenen Zahlen sehr theuer bezahlen mußte. Eben
ieß war der Fall bey dem Verkauf der merkwürdigen Biblio-
hek P. Burmann's im Jahr 1781; und nur bey der so
eträchtlichen Sammlung des Hrn. Crevenna zu Amster-
am 1789 fand sich erst ein gedrucktes Preisverzeichniß;
worin es mitunter aber sehr unbefriedigend aussah; weil ein
Haufen alter Drucke und trefflicher Ausgaben, die nicht hoch

genug weggehen wollen, von den Erben vor der Hand waren zurückgenommen worden.

Was nun vorliegende Verkaufsliste von mehr als 6000 Artikeln betrifft; denn, wie natürlich, sind in doppelter Kolumne nur die Seiten des Katalogs, die Nummern der Bücher, und neben diesen das Versteigerungsquantum angegeben (auf verdächtige Zahlen, oder muthmaaßliche Druckfehler stieß Rec. nirgends): so hat es solche mit einer Sammlung zu thun, die allerdings jeden Philologen in Deutschland zur Neugierde: wie so etwas in Leipzig bezahlt wurde? locken muß. In Rücksicht auf leidige Prunkausgaben, oder für Privatbeutel unerschwinglich gewordene Primärdrücke lateinischer Schriftsteller, steht solche, wie zu erachten, zwar mehreren andern nach; von ersten Ausgaben aber griechischer Klassiker und Grammatiker, aus den Pressen nämlich der Manutier, Junta's, und andern italiänischen Officinen, weist sie einen desto beträchtlichern Vorrath auf; und daß ein so kenntnißreicher Sammler, der nur für die Sprachen Athens und Rom's Sinn behielt, so lange gelebt, in *Leipzig für seine* Liebhaberey bequem sich umsehn, und manche gute Gelegenheit benutzen konnte, in diesem Fache es zur Vollständigkeit werde zu bringen gesucht haben, kann man sich vorstellen; wie denn von guten Ausgaben der Klassiker, und in Allem, was auf Grammatik und Kritik beyder Idiome Bezug hat, hier äußerst Weniges noch vermißt werden dürfte. Auch an solchen Büchern, wo der fleißige Mann allerhand beygemerkt hatte, (das Mehr oder Wenigere ist hier mit * und ** bezeichnet) fehlt es nicht, und dergleichen Exemplare sind mitunter gut genug bezahlt worden. Desto schlechter eine Menge ascetischer, polemischer, und altdogmatischer Schriften, die wohl von seinen Verwandten sich auf ihn vererbt haben mochten, und meist nur als Appendices weggiengen.

Im Ganzen fiel der Ertrag des nur irgend wozu noch Brauchbaren, für die Erbnehmer vortheilhaft aus; selbst die neuern kritischen Diatriben und Ausgaben, einheimische sowohl als fremde, wurden nicht selten weit höher getrieben, als man sie im Buchladen haben kann. An Ausnahmen fehlte jedoch es auch nicht; und wer von der Veränderlichkeit des Geschmacks sich einen Begriff machen will, braucht nur ein paar solche, zehn oder zwanzig Jahre auseinander liegende

Preis-

Preisverzeichnisse durchzulaufen. Gleich die ersten Nummern des vorliegenden liefern hierzu Belege. Fand sich z. B. das immer merkwürdige und ehedem theuer bezahlte griechische N. Test. von Erasmi erster Ausgabe 1516, nur durch einige Wurmstiche beschädigt: so sind die sechzehn Groschen, wofür es weggieng, doch wirklich ein Spottpreis; und in der J. A. Ernestischen Auktion war ein auch nicht sonderlich gut erhaltenes Exemplar doch über 7 Thaler getrieben worden. In eben dieser Versteigerung, die bekanntlich 1782 geschah, gieng ein schlecht beschaffener Abdruck der 2ten Ausgabe 1519, zwar auch für nicht mehr als zwey Thaler und etwas darüber weg; in der Fischerschen aber, und vielleicht dasselbe Exemplar, gar nur für 18 Groschen. Um die Vergleichung weiter zu verfolgen, sieht man, wären mehrere Bogen erforderlich; Rec. schränkt sich daher nur auf den Wunsch ein, daß die Anfänger solcher Preisverzeichnisse auch die kleine Mühe nicht scheuen möchten, am Ende den Ertrag des Ganzen anzuzeigen, als mit dessen Angabe es ja höchst selten nur Schwierigkeit haben kann. Mehrere Ausländische thun dieses. So ergiebt sich z. B. aus der am Schlusse des de la Vallièreschen befindlichen Rekapitulation, daß die Versteigerung beynahe 120, schreibe hundert und zwanzig tausend deutsche Thaler eingebracht, und die ungleich kleinere Büchersammlung des Dr. Askew doch auch über viertausend Pfund Sterling. Mit Angabe des reinen Ertrags muß es allerdings zweydeutiger aussehen; denn es giebt Plätze in und außerhalb Deutschlands, wo die Abgaben und Nebenkosten wohl ein Viertel und mehr noch des Ganzen verschlingen. Fernen mag aus leicht begreiflichen Ursachen Leipzig wohl unter diejenigen deutschen Städte gehören, wo Bücher sich im Durchschnitte noch am vortheilhaftesten versilbern lassen; dieß mithin nicht der Ort ist, wo ärmere Gelehrte, und in der Regel sind das die meisten, auf geringere Konkurrenz, oder wenigstens erträgliche Preise rechnen dürfen. Ist vollends von absoluten Seltenheiten, Druckerslingen, Primärausgaben griechischer und römischer Schriftsteller, oder italiänischer Klassiker die Rede: so ist ein blinder Zufall es nur, der Kuriosa dieser Art dem Kenner und Liebhaber noch in die Hände spielen wird; denn auf alles dieß haben die brittischen Antiquare überall ein so wachsames Auge, daß ihnen schwerlich etwas von Belang entgeht, und der einheimische Käufer es nur selten streitig machen kann. Was aus dergleichen auf

der unersättlichen Insel zusammengehäuften Papierschätzen am Ende werden soll, weiß der Himmel; denn auch mit diesem Luxus ist es daselbst so weit gediehen, daß in der Library jedes reichgewordenen Erdensohns, Kostbarkeiten gedachter Art durchaus nicht fehlen dürfen!

Zu was für Resultaten nun erhebliche Preisverzeichnisse auch von andern deutschen Hauptplätzen, und die Vergleichung derselben führen möchte, wäre für den Sammler ohne Zweifel anziehend genug; woher aber Raum zu einer solchen Untersuchung? denn kaum ist noch zur Anzeige Platz, daß Herr Sch. auch von der unmittelbar darauf statt gehabten Versteigerung des vom Leipziger Kaufmann Winkler gesammelten Büchervorraths ein solches Preisverzeichniß liefern wollen; das jedoch bisher noch nicht erschienen ist; ungeachtet derselbe durch eine beträchtliche Reihe die Kunst betreffender Werke sich auszeichnete. Dagegen ist von der Bibliothek des verstorbenen dasigen Bürgermeisters Müller durch andere Hand ein dergleichen besorgt worden. Ohne den guten Geschmack des achtungswerthen Sammlers im Mindesten zu bezweifeln, bleibt doch die Frage, ob sein Vorrath zu einem Preisverzeichnisse geeignet war; weil nämlich der Verkaufsertrag überall so ziemlich einerley gewesen seyn würde. Eher wird die noch nicht beendigte Versteigerung der so zahlreichen und kostbaren Kupferstichsammlung des eben erwähnten Winkler, weil man von dergleichen noch gar keine gedruckten in Deutschland hat, auf ein solches Verzeichniß Anspruch machen können, und vermuthlich auch weit mehr Liebhaber finden.

Rk.

Haushaltungswissenschaft.

Oekonomische Hefte, oder Sammlung für den Stadt- und Landwirth. Achtzehnten Bandes, erstes bis sechstes Heft. Januar — Juny, 1802. Leipzig, bey Roch. 1802. 572 Seiten 8. 1 Rh. 12 gr.

Januar. I. Winke zur glücklichen Behandlung der jetzt grassirenden Viehseuche, Löserdürre genannt. Unter-

unterzeichnet: Dr. Laubender. S. 1—47. Was uns der Vf. sagen will, wird und kann — das weiß man schon zum voraus — theils aus seinen voluminösen Schriften, darin er meistens andere ausschrieb; nun hier sich selbst auszuschreiben anfängt, und uns noch mit andern Auszügen überhäufet. Wir sind also einer weitern Anzeige überhoben, und haben nur zu sagen, daß 47 Seiten in der That zu viel für eine Zeitschrift sind, die man sonst, wegen ihrer Vielfachheit liebte, und seit einem Jahre bedauert, daß so lange und doch oft wenig bedeutende Aufsätze vorkommen, wovon Nr. I. ein vorangehendes Beyspiel ist, zumal deswegen in diesem Hefte auch nur 2 Hauptartikel Platz fanden.

Der II. Artikel: Kein Brachfeld in Salzburgs Gebirgslande und Berchtesgaden, ist unterzeichnet: K. J. Stephan. S. 48—84, und enthält manches Interessante. Das Uninteressante hat Lord Findlater schon gestiftet.

III. Kurze Nachrichten. S. 84—95, worüber nichts zu sagen ist, da sie auch in andern öffentlichen Blättern längst zu lesen waren.

Februar. I. Ueber die allgemeine Abschaffung der späten Frühjahrsbutung auf den Wiesen und eines Theils der Brache zum Kleesäen, als die beyden Grundlagen, allenthalben die neuern Verbesserungen in der Landwirthschaft zu befördern. Unterzeichnet: R. — S. 97—148. In sich gut; aber schon zu oft abgedroschene Materie, auch mit 51 Seiten für hieher zu weitläuftig. Mit kurzen Worten Vieles sagen, ist angemessener und beliebter für diese Hefte.

II. Bewährte Methode, trüben, zähen Wein abzuklären. Unterzeichnet: Dr. Laubender. S. 148—151. Hat uns sehr vergnügt, so viel als Hr. L. seine eigene Erfahrung zufügte. Darwins Vorschlag war aber um so entbehrlicher, als man bessere Methoden, sogar mit erläuternden Kupfern hat. Wunder, daß sie der Verf. nicht auch zu Verlängerung seines Aufsatzes genützt — vielleicht noch nicht gewußt — hat. Wir nennen die bessere hievon handelnde Schrift hier zugleich: Abhandlungen der liefländischen gemeinnützigen ökonomischen Societät, — die vortreffliche Aufsätze enthalten — erster Theil, mit 5 Kupfern.

Riga 1799 und 1802. Fig. I—V, zu S. 77—81 gehörig. Weiß denn aber Hr. Dr. Laubender nicht, daß Darwins Kieselsteine eben das thun, was seine Feuersteine verrichten? Und könnte er S. 150 Z. 21 seine undeutschen Forces nicht eben so gut, wie Z. 29 doch geschehen ist, dem deutschen Leser als Hefen beschreiben?

III. Recension. S. 151 — 155. Ohne Namen; über Dietrichs ökon. botan. Gartenjournal, das keiner Verbesserung, als der des Titels bedarf.

IV. Kurze Nachrichten. S. 156 — 189. Wie oben.

März. I. Ueber das Studium und die Bearbeitung der Landwirthschaft. Ohne Namen. S. 191—203. Sehr gut, und wir bestätigen, daß die Ausführung des Verf. Wunsches noch lange Anstand haben werde, und daß die ökonom. Hefte — wohl auch der ökon. Sammler und andere solcher Sammlungen? — der schicklichste Platz dazu seyen, bis sie sich zu einem Ganzen sammeln ließen.

II. Ueber die Thiemen, Feimen und Fimmel, in der Note. Von einem hier Ungenannten, im folgenden Stücke ist: Riemann, bey dem Beschlusse und Kupferstiche unterzeichnet. Das Ganze ist herrlich, nur etwas lang beschrieben. Die Thiemen oder Feimen von Methe, so in den Anzeigen der Leipz. ökon. Societät von Mich. Messe 1799, und in Riems neuer Sammlung ökonom. Schriften 1800 S. 44 — 64, beschrieben und abgebildet worden, sind minder kostbar, und die in Leuderitzes Schrift: Abhandlung über Thiemen- oder Feimengerüste zur Aufbewahrung der Getraide- und Futtervorräthe, sind auch sehr zweckmäßig; wovon wir in unserer Bibliothek, B. 76. S. 202 mehr zu sagen Anlaß hatten.

III. Einige Bemerkungen über Fruchtwechsel, Brache und Ertrag des Feldes. Unterzeichnet: Graf von Findlater. S. 252 — 262. Diese auf 8 Seiten befindliche Bemerkungen, haben wir auch im Französischen von Hrn. Lord Findlater gelesen; sie sind so kurz als gut, und durch S. 48 — 84 des Januars dieser Hefte veranlaßt wor-

rben. Der Hr. Graf, als ein vortrefflicher Kenner, un-
stützt solche aus Arthur Youngs Annalen der Land-
irthschaft, dem 35. Theile sehr richtig; und doch wider-
icht der Hr. Redakteur S. 262 in einer Note. Wir
ssen, daß der Letztere seinen Irrthum einsehen und verbes-
n werde, zumal S. 261 f. wo von Vollkommenheit auf
ckerbau die Rede ist. Der Hr. Lord sagt: er sey nämlich
einzige und unerschütterliche Stütze der Macht, die
begünstigen wäre. Hr. Redakt. aber will: daß viel-
ehr Englands Macht im Handel und der Vollkommen-
it der Fabriken liege. Sind letzte denn so unerschüt-
rlich, wie der vollkommene Ackerbau? Unterhalte er
nmal Fabriken und Handel als größere Stütze, und ver-
nme die Quelle des Reichthums, den Ackerbau! Was
nn, was wird aus jenen werden? Er wird im Auslan-
: sogar Früchte vom Roggen bis zum Gemüse kaufen
üssen! Doch hier wird der Hr. Redakt. schon sagen: das
efern die Gärten! Für Fabriken müssen sie aber auch auf
leckern erzielt werden. Eins muß dem Andern die Hand
eten; dann wird aus der Quelle ein Fluß. S. 256 Z. 15
t Verzug sicher unrichtig übersetzt, weil es nicht als Druck-
hler aufgeführt wird. In unserm obgedachten Originale
uß es: Vorzug (superiorité) heißen. Da A. Young
– wie wir im gedachten 2. Th. S. 105 (deutscher Uebers-
ung) sehen — den 11jährigen Fruchtwechsel zwischen
Valenciennes und Lille wirklich so schön, wie in England,
nd eher noch Vorzüge dabey findet, er auch die Behand-
ung ungemein gut nennet, zumal in diesem Turnus, oder
Saatwechsel, viermal Waizen geärndtet wird; so sagte er
aber: es sey dieß große Stück in der fruchtbarsten Ge-
end Frankreichs. Lord Findlater unterscheidet sich jedoch
n den ökon. Heften S. 257 von dieser Uebersetzung des
Arthur Youngs sehr; denn da Young von keiner Bra-
che spricht; Lord Findlater aber viermal Brache angiebt,
nd dieses mit dem übrigen Findlaterschen übereintrifft: so
müßte der Uebersetzer der Youngschen Reisen einen Fehler
emacht haben, insofern im Originale, das wir nicht vor uns
aben, anders geschrieben steht.

IV. Recensionen. S. 263 – 272. Zwey an der
Zahl, und passend.

V. Kurze

V. Kurze Nachrichten. S. 272 — 285. Wieder wie oben, was man in allen gelehrten Zeitungen und Nachrichten lieset, auch dafür mehr geeignet ist!

April. I. Ueber die Thiemen. S. 287 — 338. Unsere Gedanken, die wir niemals für infallibel angesehen wissen wollen, da jedem Verfasser seine Stimme so eigen, wie uns die unsrige ist, sind bereits oben über den Anfang im Februar zu finden.

II. Recensionen. S. 338 — 351. Vier an der Zahl, davon die 3 ersten das Ziel trafen; die 4te aber so widersinnig ist, als man es von ihrem Verfass. gewohnt werden, und man ihm beyleibe nicht antworten muß, wenn man ihm nicht Anlaß geben will, wieder ein paar Bogen zu schreiben! Sein Held, (den er widerlegen will, aber vielmehr bekräftigt hat, z. B. durch das Selbstglauben und Selbstgelehrthaben) hat nicht mehr, nicht weniger sagen wollen, als: hierdurch bestätige er das Mehrgesagte Anderer, und nicht, daß seine einseitige Ansicht für sich allein die richtigste sey? Eben so finden wir das sehr richtig, was dieser Rec. S. 347 schief ansieht; und da in Laubenders Ganzem der Rindviehpest so auch Lausemittel genug stehen, wofür sollte sein Held solche auch noch lehren, oder ihm abschreiben? Nichts weiter hierüber, als: lerne der V. vom Vater Beckmann recensiren, da dieser Rumpelten meisterhaft in seiner phys. ökon. Bibliothek S. 474 f. recensirte; und ebendaselbst kann sich Laubender selbst in einem Spiegel S. 504 f. sehen, und richtig erkennen: daß er, besonders seine im Oktob. der ökon. Hefte auf bald 10 Seiten recensirtes Ganze der Rindviehpest — wie alle außer diesem Urtheil sagen — zu schnell bearbeitet hat, noch weniger über sein kauderwelsches Deutsch — wodurch er sich gleich auch ohne Namen, wie z. B. S. 348 durch energische Verbesserungen verräth — Jemand zufrieden seyn kann!!

III. Gute Art, die Kälber und das Federvieh zum Schlachten fett zu machen. Von dem Lord Findlater. S. 349 — 351. Sehr richtig, und zugleich Etwas, woran sich der Verfasser im December S. 551 f. wieder machen kann!

IV. Dörfer ohne Brache. Unterschrieben: von Oettingshausen. S. 351 — 355. Gut.

V. Wie sehr bey Beurtheilung eines Bodens auf Lage desselben Rücksicht genommen werden muß, terschrieben: W. Albert. S. 355—356. Sehr richtige Beurtheilung.

VI. Ueber die Rechtschreibung des Worts Glasu. Von einem Ungenannten. S. 357 f. Die Leser Kon. Hefte suchen dieß nicht hier, mehr in einem grammatikalischen Werk; denn es kann ihnen einerley seyn, ob er in einem Katalog Glas- oder Glasbirn schreibt.

VII. Noch etwas über die Regel, daß man im ackerbaue beständig abwechseln müsse. Ungenannt. 358—360. Der Verf. sagt; es giebt auch ökonomische omasie, und das ist ihm zu verzeihen, dazu zu gehören; n er hat nicht den richtigen Begriff vom Fruchtwechsel, chselt bloß mit dem Saamen, und mag sich daher aus rbers Einführung der — — Wechselwirthschaft beren. Dieser machte seine Erfahrungen sicher nicht auf der udierstube, von der S. 359 gesprochen wird. Ernste Leser der ökonomischen Hefte lächeln — obgleich sie ht spötteln, wie des Verfassers Manier S. 360 — über Einrückung dieses Aufsatzes! Und daben über einen Unnannten, der nicht einmal seine Gegend nannte, um zu sen, was der Melm und Addel für Erdreich sey. Dieß te der Redakt. in der Note S. 358 doch auch erklären en!

VIII. Einige neue und sonderbare Beobachtungen über die Bienen der fremden Welttheile. Dr. L. erzeichnet. S. 361—366. Darwin's Bericht war mit ... Zeilen S. 362 genug, des Verf. Prolog und Epilog behagt nur für die Leser seiner Oppositionsbank. Alberuht auf falschen Grundsätzen, nur S. 366 nicht: daß nig kein (kein) Produkt der Natur, sondern ein Produkt Bienen sey. Uns hat ein Bienenkenner über S. 365, w. eine Widerlegung gegeben; wegen Mangel an um können wir sie hier nicht — vielleicht anderswo — en. Nur so viel: wie kann zu Barbados regelmäßige mehrung bey weisellosen Kolonieblenen vor sich gehen? ß Widersinnige und Unmögliche hätte der Verf. eren, alle übrige unerbauliche Vor- und Nachphilosoe für sich behalten sollen! Was werden wir nicht noch

für

für Dinge in den ökon. Heften von diesem fleißigen Gelehrten lesen müssen? Was Viele aber ungelesen lassen werden!

IX. Ueber die Mittel, die Beschaffenheit des Sommers vorher zu bestimmen, welche sich für die Kultur der Grasarten, die in kalten Gegenden wachsen, daraus versprechen. — — S. 366 — 369. Daß dieser Aufsatz von Dr. Thomas Baddors Briefe an Wil. Nicholson, sofort aus des letzten: Journal of Natural Philosoph. 1801. Nr. 53. sey, finden wir; aber nicht gesagt: wer Uebersetzer sey. Wenigstens hätte letzter doch für unlateinische Leser dieser Hefte — die sollen und müssen doch nicht alle Latein können? — das ceteris paribus S. 367 so gut verdeutschen und so einklammern sollen, wie es S. 369 mit watesmeadows, geschehen ist.

X. Kurze Nachrichten. S. 369 — 380. Wie immer Sachen, welche die Leser der ökon. Hefte längst anderswo schon gelesen haben. Dieses Aprilheft war zu unserm Vergnügen reichhaltig, und auch so abänderlich, wie das Aprilwetter; daß wir hierin für die folgenden Hefte eben so mehr Mannichfaltigkeit wünschen.

Mai. I. Von der Erfahrung in der Landwirthschaft. Ein Ungenannter. S. 383 — 424. Man erkennt aber den Vogel an den Federn! Hin und wieder gut, meist zu weitläuftig, und schmeckt nach Brodtverdienst.

II. Erfahrungen über den Anbau des Akacienbaums. S. 425 — 456. Dieser vom Hrn. Oberlandweinmeister Fleischmann unterzeichnete Aufsatz ist um so schätzbarer, als er ehemals Hofgärtner zu Dresden war, auch Weinberge besitzt, mithin von Pflanzung der Akacien, so wie von ihrer Anwendung zu Weinpfählen entscheidend reden kann. Vortrefflich ist die Bemerkung S. 429 f. über das Abnehmen und Füttern der Blätter; das Ganze aber verdient in Medikus Archiv vom weißblühenden Akacienbaum aufgenommen zu werden.

III. Wie sich Menschen gegen den Stich der Wanzen in den Betten verwahren können. Unterzeichnet: Dr. Laubender. S. 456 — 458. Die Beobachtung

ist

ist schön, die der Verf. mit Wallrathpflaster gemacht hat. Aber der Vorschlag hätte wohl erst vom Verf. versucht werden sollen, um gleich vom Erfolge — der bald erlangt werden konnte — zugleich mit reden zu können. Es hatte aber Eile!

IV. Etwas wider das Bauen der weissen Rüben im Stoppelfelde. Unterzeichnet: Mdgm — E. A. R. S. 438—442. Der Verf. hat hier was aufgestellt, das die Leser der ökon. Hefte nicht gern sehen können; denn er hat seinen Gegner nicht richtig widerlegt, und seine kleine Localität darf sich nicht der entgegen stellen, die der Verf. in Ökonom. Heften 1801 Juny S. 551 f. mit vielen andern Gegenden belegen kann. Kurz, letzter verdient allen Beyfall, dagegen Hr. E. A. R. keine Antwort von ihm werth ist, da sein Aufsatz schon Antwort genug enthält; aber es ist diesem anzurathen, unsern neuen Vater Karbe zu studiren, und von ihm zu lernen, was Rübenbau zu leisten vermag. Was aber Herr Redakt. mit seiner Note S. 442 will, versteht man nicht, und ist schief; zumal der Vf. schon S. 441 besser vom hiesigen, wie vom flanderischen Bau des Knöterichs handelt, ihn natürlich zum Novemberfutter auch im August erst gesäet haben muß, und doch besser zum Stallfutter anwendet, als der Redakt. vom Abweiden redet. So gehts!

V. Neue Art die Pflaumstämmchen zu vermehren. S. 442—444. War aus Albonico. Unnöthig, nachdem man nun den Pflaumenkernen es abgelernt hat, wie diese zum leichten und unfehlbaren Aufkeimen zu bringen sind. M. s. Hannöv. Magazin und mehrere neue Schriften.

VI. Recensionen. S. 444—453. Ueber 2 Schriften, die Obstbaumzucht betreffend.

VII. Nachrichten vom franz. Nat. Vorwerk zu Rambouillet. Von Ch. Pictet. S. 453—463. Man hat es schon im Moniteur 1802, vom 29. März (Num. 188. 8. Germ. X. J.) gelesen, und daraus an mehr andern Orten.

VIII. Kurze Nachrichten. S. 463—471. Vermischten Inhalts, wie immer.

Juny.

Jan. I. Lob der Aspe. Eine Abhandlung und Noten mit Text. Unterzeichnet: von Chr. Aug. Krause in Neudorf an der Spree. S. 479—516. Im July-Stück dieser Hefte hat der Verf. schon zum Lobe des Wacholders etliche Zeilen geschrieben. Diese Noten mit Text verdienen gleich gute Aufnahme; so wie seine Preisschrift vom Streurechen schon einen Preis bey der Leipziger ökonom. Soc. erworben hat. Die Rec können der Strophe 13 S. 494 Beyfall zuflüstern, den freylich Dr. Laubender versagen wird. Auch zu S. 498—501 könnte man zufügen, daß man aus Aspenbretern schon schöne Bienenkästen und Standuhrbekleidungen, u. s. m. fertigen ließe.

II. Von dem Erdäpfelbau auf dem Rittergute Neubotterschau — — nebst Anmerkungen von G. — von Oberschie. (Für die ökonom. Hefte mitgetheilt: vom Lord Findlater.) S. 517—526. Text und Anmerkungen sind schön und brauchbar. Jeder wähle nun die englische oder deutsche Bauart, je wie es ihm für sein Feld am zuträglichsten ist.

III. Ueber die Eichhörnchen, (Sciurus vulg.) von einem Ungenannten. S. 526—529. Die Forstamtsbedienten sollen nicht viel in die Waldungen kommen, und den Schaden sehen, sagt der Verf. S. 527! Das muß nur lokal seyn, und wird nicht gesagt, wo diese wenige Waldbegehung Mode ist: Rec. kennen Gegenden, wo die Eichhörnchen selten sind, geschossen und auch gefangen werden, letzten Falles, um sie zum Vergnügen zahm zu machen.

IV. Ueber die Unfruchtbarkeit gesunder, erwachsener Bäume. Von einem Ungenannten. S. 529. Da Thiermann starb, ehe die Einrückung geschah: so ist sie vergebens; zumal dem Redakt. S. 530 dieser Tod bewußt war.

V. Wie viel bringen die Kälber Zähne mit auf die Welt? Eine Beantwortung, von Lukas unterzeichnet. S. 531—534, welcher sich auf Riems neufortgesetzter Sammlung 1801, 2. Liefer. bezieht, wo er dieselbe Materie zwar umständlich bearbeitet, aber nicht genüglich die obige Frage berichtigt hat!

VI. Eine

VI. Eine üble Folge, die aus dem Pfropfen entsteht, und von dem allgemein beliebten Pfropfen einigermaaßen abschrecken soll. Unterschrieben: Dr. Lavender. S. 534—538. Hat Bezug auf ökon. Hefte, 801. July S. 58—67. Man sieht, wie vielerley Seiten de Sache hat, je nachdem von diesem oder jenem Standpunkte ausgegangen wird. Es ist wahr, daß man wenige ite Bäume mehr findet, und ganz gesunde gar keinen; auch t es wahr, daß durch das sogenannte Veredlen, jeder Baum iehr oder weniger leidet, (besonders aber dadurch, wenn eie schlechtere Sorte auf eine bessere gesetzt wird.) Daß man ber durchs Pfropfen Bäume älter mache, wenn von ältern Bäumen Pfropfreiser aufgesetzt werden, deucht uns weit ergeholt. (Wenn dieser Satz wahr wäre, dann wehe der Renschheit in Absicht der Kuhpocken.) Das Reiß, was man uf den Stamm, den man veredeln will, setzt, ist nicht 20, der 30; sondern nur 1 Jahr alt. Und wie kann ein Pfropfriß von einem ältern Baume, einen jungen Baum älter machen, und seine Früchte verringern, da doch die Säfte des ingen Baumes in das Reiß, und nicht umgekehrt aus dem leiße in den Stamm gehen? Gewiß ist es, ein unlädirter Stamm wird allemal länger dauern, als ein sogenannter Veredelter. Warum werden aber nicht mehrere Bäume von uten Sorten aus Kernen gezogen, worüber die Rec. sich hon mehreremale geäußert haben? Der Vortheil wäre unendlich, theils wegen der Dauer der Bäume, theils wegen er Menge neuer Sorten, und, da es wenige Mühe macht, ach wegen mehrerer Bäume, die gezogen werden könnten; , daß jedes kleine Fleckchen damit zu besetzen wäre. Unzählche neue Sorten würden entstehen; aber auch alte verloren gehen. Doch was schadet das, wenn nur viel und höne schmackhaftes Obst da wäre? freylich, die Pomologen würden sehr übel zurecht kommen! Aber ein System, le dieses, deren Grundpfeiler auf so seichtem Grunde ht, wird ohnehin niemals Festigkeit erhalten! Warum cht man noch das Alter und die Dauer der Obstbäume loß in der Veredlung, oder warum soll die Veredlung llein Schuld haben, und nicht vielmehr die so sehr harten Winter, welche vielleicht in mehreren Jahrhunderten enigstens nicht so häufig gewesen sind. Wenn die Jahre 776, 1784, 1785, 1788, 1798 und 1799, wilde Sträucher und Bäume durch ihre strenge Kälte tödteten, warum

nicht auch zahme Obstbäume, die doch von wärmern Himmelsgegenden abstammen? Liegt es wohl darin, daß nicht der Splint, als der schwammichte Theil des Baums; sondern der Kern und das Mark zerquetscht und zerissen wird, welches sich dann erst später oder früher nach außen zu, durch sogenannte Krebsschäden äußert. Rec. würde noch Manches über diese, nur dem Verf. wichtigseyende Abhandlung — das Geldhonorar wird ihm das Wichtigste gewesen seyn — zu sagen haben; allein der Raum erfordert, es bey diesem zu belassen; denn sonst möchte der Verf. ein paar Bogen über uns schreiben! Vestigia terrent!!

VII. Recensionen. S. 539—547. Ueber 2 Hülfreichische Schriften.

VIII. Hasenätzung. Ein Schreiben mit allen Ueber- und Unterschriften und Noten, länger wie der Text! S. 548—550. Alles hätte sich besser für eine Zeitung, kaum für den Reichsanzeiger, qualificirt. Wofür hieher? Kurz, der Hochwohlgeborne und gnädige Herr soll die Hasenätzung sogleich alle wegschaffen, da des N. N. Oberjägermeisters Durchl. Fürst auf die Hochwohlgeb. Gnaden ungnädig seyn würde, wenn er das Gegentheil in Erfahrung brächte. Welche Sächelchen werden noch in die ökonom. Hefte kommen, wenns so fort geht?

IX. Ueber die rechte Zeit, den Waizen zu säen. S. 550—553. Ein Nachtrag von einem Ungenannten zu 1801, dem August S. 113 f. (Soll wohl S. 115 heissen? denn wir mögen auf 113 sehen, wohin wir wollen: so ist kein Bezug.) Indessen kann auch der jetzige Aufsatz, über Gerathen einer späten Waizensaat, nicht als Norm gelten, weil er zufällig einmal späte, das anderemal frühe gerathen kann, und so umgewandt; und dabey kommt es allemal aufs Lokale an, wie der Verfass. von seinem benachbarten Dorfe schon schließen können, daß er deßwegen doch nicht sagen darf: Es ist also eine auf Erfahrung gegründete Wahrheit: die beste Zeit, den Waizen zu säen, ist der späte Herbst. Da sollte zugesetzt werden: zuweilen zutreffend.

X. Berichtigung einiger Stellen in Blumenbachs Handbuch der Naturgeschichte, 4. Ausg. Gött. 1791, und Zusatz nebst Fragen. S. 554—556. Für Liebhaber der Naturgeschichte.

XI. Be-

XI. Behandlung einiger Getraidearten in England. S. 557—559. Aus Arthur Youngs Annalen.

XII. Verbesserte italiänische Ackerfege, zur Aussonderung der Steine von der Ackererde. Unterzeichnet: Buschendorf. Der Verf. dieses Aufsatzes war ehemaliger und gründlicher Redakteur dieser Hefte, und ist auch Erfinder dieser Ackerfege, oftmals recht glücklich im Erfinden; daher er in aller Hinsicht Unterstützung verdient. Das Modell hat er zur Leipziger ökonomischen Societät gegeben.

XIII. Kurze Nachrichten. S. 563—572. Wie immer. Und somit sey unsere Recension über diesen 18ten Band beschlossen. Die Recensenten — denn mehrere haben diese Anzeige bearbeitet — wünschen übrigens recht sehr eine bessere Auswahl der Abhandlungen und guten Fortgang dieser Hefte: dieß meinen sie so ernstlich, als sie kein Journal bis jetzt kennen, das monatlich so lang gedauert, und ehemals doch am meisten gute Gegenstände behandelt hat.

Fo.

Vermischte Schriften.

Darstellungen nach dem Leben. Aus einer Skizze der Sitten und des Nationalcharakters der ehemaligen Polen. Entworfen während seines Aufenthalts in dem jetzigen Neu-Süd- und Ostpreussen, von Jo. Fr. Baumann. Königsberg, bey Göbels und Unzer. 1803. 186 S. 8. 14 gr.

Man kann nicht läugnen, daß der Verf. die Sitten, Gebräuche und Charakterseiten der Polen ziemlich genau beobachtet, und mit einer lebhaften Phantasie aufgefaßt hat. Allein der Vortrag und die Einkleidung des Ganzen verräth einen noch nicht gereiften Schriftsteller, der sich mehrmals leicht durch einen kleinlichen Selbstdünkel täuschen ließ, und sich unglücklicherweise nur in dem Tone gefällt, welcher einem verständigen Publikum nicht sehr willkommen seyn kann. »Da ich weiß,« sagt er S. VI. »daß manche Leute die

nicht auch zahme Obstbäume
melsgegenden abstammen?
der Splint, als der schwa
dern der Kern und das
welches sich dann erst sp
sogenannte Krebssch
ches über diese, nur
lung — das Geld
seyn — zu sagen
diesem zu belasse
gen über uns

Einigermaaßen sie
so habe ich mi
bloß troc
ndern si

Gem
...dener Schriften
... des ganzen Publikums
... rühmen wird. — Schon

VII. ... ngsbeschäfftigungen der Ein
reichische ... zur Winterszeit, von 6 Uhr
V ... Uhr Abends ist die Geburt jenes Aber
und ... an Feinheit und Kultur gebricht, und daher
S ... eine und Pöbelhafte hinüberstreift. [und der Vf.
... Dreistigkeit haben, sich weiter unten einen Dichter
... nnen.] Ueberdieß sind in Nr. 1. die Beschäfftigungen
Warschauer so wenig originell geschildert, daß sie vielmehr
auf den Zeitvertreib und die Sitten aller großen Städte
passen.

Aber im Folgenden wird diese Schrift wirklich interessanter und lehrreicher, und gehört mit Recht zu einer der neuesten Aufklärungen über eine Nation, die in ihren mancherley Einzelnheiten lange noch nicht genug beschrieben ist. »Künste und Handwerke liegen immer noch bey ihr in der Wiege. Der polnische Landmann zimmert sich seine plumpen Wagen und Geräthschaften selbst, und wohnt fast überall in den erbärmlichsten Hütten, in vertraulicher Gesellschaft mit seinem Vieh, von dem Rauche seines Heerdes umgeben, zwischen schmutzigen Geräthschaften und Ungeziefer. Ihre Mahlzeiten sind höchst armselig und geschmacklos; den Anfang macht, selbst an den größten Tafeln, eine saure Suppe, dann folgt schlechtes Gemüß und Grütze, oder Schweinefett, die Lieblingsspeise der Polen, wozu auch in vornehmen Häusern Branntwein getrunken wird. — Der polnische Edelmann ist meistentheils ein roher, unbarmherziger Mensch. Der Unterthan, oder Leibeigene ist in seinen Augen ein Mitteldinng zwischen einem Menschen und einem Thier, und oft noch weniger. Kein guter Bissen, kein freundliches Wort hält ihn für die glühende Sommerhitze, und für die grimmi-

ge

des Winters, ... aufgestellt werden konnte. —
...s. Mit ... haupt, wegen des schwärzli-
...einige ... Schindeln, ein melancholi-
Scheit... ihrem Innern herrscht
...aub ... wasser kann auf den
...er ... as Pflaster überall
...n. ... rselben nicht mit
...wagen. ... hrmärkte zeich-
...ol hundert gnädige ... ihre Butt-
...er uns mit pädagogischer Er... r, und das
London und Paris gesehen haben. ... ner Po-
... einer adelichen Hochzeit ist komisch und naiv, und ... r Na-
...ner Beleg zur tiefen Rohheit des polnischen Landadels. Der ... unt-
Hochzeitvater präsentirte den Ankommenden den sogenann...
ten Ehrentrank in einem Glase doppelten Branntwein, und
dieser Nektar wurde aus zwey großen neben der Hochzeitstube
liegenden Fässern reichlich unter die Gäste gespendet. Dabey
tanzte man nach dem Takt zweyer erbärmlicher Geigen auf
eine höchst unregelmäßige Art. Die Stühle bey der Tafel
waren Klötze, über welche man Breter gelegt hatte. Man
aß aus kleinen zinnernen und hölzernen Tellern zu zwey Per-
sonen aus einem Teller, mit zinnernen und hölzernen Löffeln.
Die hochzeitlichen Scherze waren diesen Armseligkeiten ange-
messen, und der Hofmarschall that unter andern den Vor-
schlag: daß jeder Chapeau sich durch das Gefühl überzeugen
solle, ob seine Dame viel oder wenig gegessen habe; man aß
und trank wirklich viehisch ungenügsam. Bey einem andern
vornehmen Gelage entwandte ein polnischer Herr einem jun-
gen Fräulein — den Schuh, goß ihn voll Wein, kniete vor
der Schönen nieder, brachte ihre Gesundheit aus, und leerte
das sonderbare Trinkgefäß mit größter Begierde; er gab hier-
auf den Schuh seinem Nachbar, der ein Gleiches that, und
so giengs die Reihe herum. — Das polnische Schulwesen
ist, selbst in den preußischen Provinzen, immer noch in der
traurigsten Lage, und der Katholicismus hindert überall das
gute Gedeihen der besten landesväterlichen Absichten. Selbst
die größten Anstrengungen und Kosten für die Erziehung der
Jugend, ist bisher nicht für die Polen selbst; sondern für die
Kinder des Militärs der in der neuen Provinz befindlichen
Garnisonen nützlich gewesen. In jeder Stadt, wo Garniso-
nen sind, wurden Schullehrer angestellt, welche aus dem

» gesundeste Kost verachten, wenn sie nicht einigermaaßen für
» ihren leckerhaften Gaumen zugerichtet ist; so habe ich mich
» auch bemüht, hiefür zu sorgen, und nicht bloß trockene,
» wenn gleich gesunde Speisen aufgetischt; sondern sie auch
» durch Witz und Laune zu würzen gesucht.« — Allein
diese Würze gleicht, wenn sie nicht eine feinere und edlere
Gabe der Natur ist, sauern Früchten, welche den Gaumen
gewaltig zusammenziehen, und die Lust des Genusses ersticken, — nicht zu gedenken, daß ein bescheidener Schriftsteller
sich gewiß nicht öffentlich im Angesicht des ganzen Publikums
seines Witzes und seiner Laune rühmen wird. — Schon
das Gemälde der Sonntagsbeschäfftigungen der Einwohner zu Warschau zur Winterszeit, von 6 Uhr
Morgens bis 10 Uhr Abends ist die Geburt jenes Aberwitzes, dem es an Feinheit und Kultur gebricht, und daher
oft ins Gemeine und Pöbelhafte hinüberstreift. [und der Vf.
kann die Dreistigkeit haben, sich weiter unten einen Dichter
zu nennen.] Ueberdieß sind in Nr. 1. die Beschäfftigungen
der Warschauer so wenig originell geschildert, daß sie vielmehr
auf den Zeitvertreib und die Sitten aller großen Städte
passen.

Aber im Folgenden wird diese Schrift wirklich interessanter und lehrreicher, und gehört mit Recht zu einer der
neuesten Aufklärungen über eine Nation, die in ihren mancherley Einzelnheiten lange noch nicht genug beschrieben ist.
» Künste und Handwerke liegen immer noch bey ihr in der
Wiege. Der polnische Landmann zimmert sich seine plumpen
Wagen und Geräthschaften selbst, und wohnt fast überall in
den erbärmlichsten Hütten, in vertraulicher Gesellschaft mit
seinem Vieh, von dem Rauche seines Heerdes umgeben, zwischen schmutzigen Geräthschaften und Ungeziefer. Ihre Mahlzeiten sind höchst armselig und geschmacklos; den Anfang
macht, selbst an den größten Tafeln, eine saure Suppe, dann
folgt schlechtes Gemüß und Grütze, oder Schweinefett, die
Lieblingsspeise der Polen, wozu auch in vornehmen Häusern
Branntwein getrunken wird. — Der polnische Edelmann
ist meistentheils ein roher, unbarmherziger Mensch. Der
Unterthan, oder Leibeigene ist in seinen Augen ein Mitteldinq zwischen einem Menschen und einem Thier, und oft
noch weniger. Kein guter Bissen, kein freundliches Wort
hält ihn für die glühende Sommerhitze, und für die grimmige

ie Kälte des Winters, mit der er im Frohndienst kämpfen
muß, schadlos. Mit knechtischer, kriechender Furcht naht er
sich seinem, noch einige hundert Schritt weit entfernten, Herrn
mit entblößtem Scheitel. Sein Gruß ist Anbetung, ein
Niederfallen im Staube, ein Fußküssen. Im Zimmer sei-
nes Herrn darf er keinen Schritt weit von der Thüre gehen,
wenn ihn dieser zu sich kommen läßt, und es ist ihm bey Lei-
besstrafe verboten, sich ungerufen in das Wohnzimmer sei-
nes adelichen Herrn zu wagen. [c'est tout comme chez nous,
könnten hier wohl hundert gnädige Herren in Deutschland
sagen, die unter uns mit pädagogischer Eleganz erzogen wur-
den, und London und Paris gesehen haben.] Die Schilde-
rung einer adelichen Hochzeit ist komisch und naiv, und ein
neuer Beleg zur tiefen Rohheit des polnischen Landadels. Der
Hochzeitvater präsentirte den Ankommenden den sogenann-
ten Ehrentrank in einem Glase doppelten Branntwein, und
dieser Nektar wurde aus zwey großen neben der Hochzeitstube
liegenden Fässern reichlich unter die Gäste gespendet. Dabey
tanzte man nach dem Takt zweyer erbärmlicher Geigen auf
eine höchst unregelmäßige Art. Die Stühle bey der Tafel
waren Klötze, über welche man Breter gelegt hatte. Man
aß aus kleinen zinnernen und hölzernen Tellern zu zwey Per-
sonen aus einem Teller, mit zinnernen und hölzernen Löffeln.
Die hochzeitlichen Scherze waren diesen Armseligkeiten ange-
messen, und der Hofmarschall that unter andern den Vor-
schlag: daß jeder Chapeau sich durch das Gefühl überzeugen
solle, ob seine Dame viel oder wenig gegessen habe; man aß
und trank wirklich viehisch ungenügsam. Bey einem andern
vornehmen Gelage entwandte ein polnischer Herr einem jun-
gen Fräulein — den Schuh, goß ihn voll Wein, kniete vor
der Schönen nieder, brachte ihre Gesundheit aus, und leerte
das sonderbare Trinkgefäß mit größter Begierde; er gab hier-
auf den Schuh seinem Nachbar, der ein Gleiches that, und
so giengs die Reihe herum. — Das polnische Schulwesen
ist, selbst in den preußischen Provinzen, immer noch in der
traurigsten Lage, und der Katholicismus hindert überall das
gute Gedeihen der besten landesväterlichen Absichten. Selbst
die größten Anstrengungen und Kosten für die Erziehung der
Jugend, ist bisher nicht für die Polen selbst; sondern für die
Kinder des Militärs der in der neuen Provinz befindlichen
Garnisonen nützlich gewesen. In jeder Stadt, wo Garniso-
nen sind, wurden Schullehrer angestellt, welche aus dem

 Semi-

Seminarien des alten Landes genommen waren; allein diese Schullehrer sind Protestanten, welchen der brutale Katholik seine Kinder nicht anvertrauen mag. Dummheit und unmenschlicher Aberglaube und Religionshaß wird durch die katholischen Priester geflissentlich unterhalten. So warfen z. B. die Einwohner eines katholischen Dorfs die geretteten Möbeln und Habseligkeiten eines brennenden Judenhauses immer wieder in die Flammen hinein, weil der Pfaffe ihnen gesagt: das Feuer würde sich weiter verbreiten, wenn sie es zuließen, daß der Hebräer seine Sachen rettete. Unter solchen Seelenhirten und einer solchen Religion müssen denn natürlicherweise die Verbrechen aller Art wie Unkraut hervorwachsen, und die moralische Metamorphose dieses verwilderten Volks dürfte wohl daher noch lange ausgesetzt bleiben; da überdieß ihrer Kultur die angeborne Trägheit, die zügellose Trunkliebe von frühester Kindheit an, und die klägliche Armuth überall im Wege stehen. S. 161 kommt der Verf. noch einmal auf den polnischen Adel zurück. Sehr viele dieser gnädigen Herren sind ärmer als der deutsche Tagelöhner, wohnen in Strohhütten, und gehen wie zerlumpte Bettler einher, und doch hat der Stolz dieser Thoren keine Gränze. Man trifft nicht selten Edelleute an, welche aus Armuth bey bemittelten Gutsbesitzern, als Pferdeknechte dienen, und dennoch den reichsten Bauer kaum über die Achsel ansehen. Nie wird ein Edelmann, wenn er auch noch so arm wäre, ein bürgerliches Handwerk treiben, und ein Fräulein, welches höchstens eine halbe Hufe Land besitzt, wird lieber einen adelichen Bettler, als einen bürgerlichen Officianten heyrathen, der einen ehrenvollen Charakter und ein anständiges Einkommen hat. In den größern polnischen Städten, wie z. B. in Warschau, blicken überall die sonderbarsten Kontraste zwischen Pracht und Armuth hervor; Paläste in dem edelsten griechischen Styl neben den jämmerlichsten Hütten. Eben diese Kontraste findet man in den Möbeln so vieler Polen. Hölzerne Stühle, schlechte hölzerne Tische, welche bey uns höchstens nur zu Küchentischen gebraucht werden könnten, hölzerne Kasten, wie sie unsere Dienstmägde haben, sind gewöhnlich die Möbeln, die einem zwischen vier hölzernen nicht einmal mit Kalk übertünchten Wänden in die Augen fallen, wenn man auf einem adelichen Hofe in das Zimmer des Gutsbesitzers tritt. Im Hintergrunde aber erblickt man dann wohl ein Himmelbett von karmoisinrothen Taft, welches sich bis an die Decke erstreckt,

und

nd in dem prächtigsten Palais aufgestellt werden könnte. — Die polnischen Städte haben überhaupt, wegen des schwärzlichen hölzernen Fachwerks und der Schindeln, ein melancholisches Ansehen für das Auge, und in ihrem Innern herrscht Schmutz und Unordnung. Das Regenwasser kann auf den Straßen nicht abfließen, weil die Polen das Pflaster überall leich platt anlegen, und sich das Fegen derselben nicht mit er Trägheit der Nation verträgt. Ihre Jahrmärkte zeichen sich gleichfalls durch große Unordnungen aus; ihre Butien stehen wie eine Wagenburg bunt durch einander, und das ilde Getümmel dabey, ist wegen so vieler betrunkener Pon äußerst gefährlich. Ein großes Sittenverderbniß der Naion ist dieses, daß überall so leicht schlechtes Bier und Branntwein herbeygeschafft werden kann, und sie dadurch gleichsam oralisch vergiftet wird. Bey dem Betrieb des Ackerbaues errschen auch in den Städten sowohl, als auf dem platten ande viel Mängel, und überall zeigt sich die eigensinnige Anänglichkeit an alte verkehrte Gewohnheiten, welche allen Kunstfleiß im ersten Aufkeimen unterdrückt, und das ganze Volk immer beym Anfange stehen läßt. Allen diesen Mängeln wird hoffentlich bald durch den ernsten und wohlthätigen Geist der preußischen Regierung in den ihr unterworfenen Provinzen abgeholfen werden. Alles Gute kann aber nicht uf einmal, und wie durch einen Zauberschlag geschehen, und ie mancherley zur Wiedergeburt dieser Nation gemachten Plane werden endlich gewiß ihrer glücklichen Ausführung entegenreifen. Rec. hat Vieles in diesen Darstellungen überangen, was ihm zu kleinlich und unbedeutend schien, und o ihm das übertriebene Haschen des Verfassers nach faden Witzeleyen und bunten Floskeln unausstehlich wurde.

Sm.

Verhandlungen und Schriften der Hamburgischen Gesellschaft der Künste und nützlichen Gewerbe. Sechster Band. Verhandlungen von den Jahren 1797, 1798 und 1799. Hamburg, bey Bohn. 1801. 572 S. 8. ohne das Inhaltsverzeichniß. 2 Rg. 16 gr.

Gemeinnützigkeit — das Losungswort der obengenannten Gesellschaft — und der Bienenkorb — ihr Symbol — bleiben ihrem Handeln und Wirken unverrückt passend! Auch dieser Band enthält davon die unbezweifeltsten und schätzbarsten Belege. Ihn eröffnen, nach der, schon aus den vorhergehenden Bänden bekannten Einrichtung, die Verzeichnisse der neuhinzugetretenen Gesellschaftsglieder und ihrer Deputirten, und die an die Gesellschaft in ihren halbjährigen Versammlungen gehaltenen Vorträge. Diese letztern schließen, obgleich der Titel nur die Verhandlungen von 1797 bis 1799 ankündigt, noch die Osterversammlung 1800 mit ein.

Aus diesen allgemeinen Vorträgen hebt Rec. einige Notizen aus, welche die Wirksamkeit der Gesellschaft bezeichnen: Die Rettungsanstalten für Ertrunkene hatten ihren glücklichen Fortgang, und wurden in einzelnen Rücksichten noch vervollkommt und erweitert. Von eingezeichneten 79 Verunglückten, die innerhalb drey halber Jahre ins Wasser geriethen, wurden 67 wieder hergestellt; jedoch war von diesen nur bey 17 chirurgische Hülfe und Behandlung nöthig. — Die Zeichenschule für Bauhandwerker und Professionisten hatte guten Fortgang; ein Tischler Lange legte eine Sonntagsschule an, der die Gesellschaft ihre Unterstützung widmete, und die besonders für Zimmerleute und Tischler bestimmt war! Der Unterricht in derselben bestand vorzüglich im Zeichnen. — Um den Land- und Gartenbau, auch die Obstbaumzucht zu befördern, ließ die Gesellschaft dreyhundert Exemplare von »Kellinghusen Bitte an die Geestleute um Hamburg, sich des Gemüs- und Futterbaues, ingleichen der Obstbaumzucht zu befleißigen,« an sämmtliche Dorfgemeinden auf der Geest, bis vier Meilen um Hamburg, und an die Marschgemeinden versenden, auch jeder von den ersten Gemeinden zwey gebundene Exemplarien von Hirschfelds Handbuch der Fruchtbaumzucht, als Inventarienstück der Kirche, zum Ausleihen an die Landleute schenken; theilte Kleesaamen theils unentgeltlich, theils gegen geringere Preise aus, und legte eine Modellsammlung von neuen Ackergeräthen an, deren Beschreibung gleichfalls an die Gemeinden vertheilt wurde. — Endlich verdient auch die Stiftung eines Naturalienkabinets noch einer Erwähnung.

Auf diese, die Uebersicht der gesellschaftlichen Beschäftigungen enthaltenden Vorträge, folgen Aufsätze, welche auf spezielle einzelne Verhandlungen Bezug haben.

Verhandlungen über den Vorschlag zur Anschaffung und Aufbewahrung eines Kornvorraths einzelner Bürger, entweder in anzulegenden größern und kleinern Societärs-Konsumtions-Kornmagazinen, oder in Mehlmagazinen. S. 190. Die traurigen Erfahrungen über die eintretenden Fälle von Getraidetheurung, theils bey wirklichem Mangel, theils bey gehemmtem Handel, veranlaßten, daß die Gesellschaft über den obgenannten Gegenstand Preise aussetzte, und die dadurch veranlaßten Preisbewerbungsschriften werden, nach einer vorausgeschickten Einleitung, hier mitgetheilt. Zwar bezieht sich ihr Inhalt vorzüglich auf die Lokalverhältnisse von Hamburg; allein es fehlt ihnen gleichwohl auch nicht an allgemein wichtigen Bemerkungen. Die Preisschrift (von Joh. Friedr. Mohn) schlägt vor, einen Vorrath in Mehl niederzulegen, das sich, in Fässern trocken eingepackt, noch nach 20 bis 30 Jahren zu Brodt sehr gut verwenden läßt. Unter andern wird die Erfahrung mitgetheilt, daß zur sichern Erhaltung des Mehls gegen die Miethen (Milben, Acarus siro L.) hinreichend sey, in jedes Faß von einigen hundert Pfund, 30 bis 40 welsche Bohnen, vermischt mit dem Mehle, einzulegen. — Das Accessit (vom Hrn. J. Ritz in Altona) mißbilligt das Dörren des aufzuwahrenden Korns, weil es dadurch seine öligen Bestandtheile verliere, und das daraus gebackene Brodt den angenehmen Geschmack nicht erhalte, welchen das in seiner Natur gebliebene Korn demselben gewähre. Das Korn in tief gegrabene Erdgruben einzuscharren, wie in warmen sowohl, als kalten Ländern geschieht, scheint dem Verf. doch in einem feuchten Klima bedenklich. Daher schlägt er gleichfalls Aufbewahrung, als Mehl, vor, und versichert, daß solches noch nach 25 Jahren ein vollkommen eßbares Brodt gebe. Dabey ist aber erforderlich: 1) daß man schweres lagerhaftes Korn, in einem trockenen Jahrgange gewachsen, aussuche; 2) daß das Korn zwischen Martini und Ostern gemahlen werde, weil in dieser Zeit sich am wenigsten Insekten darinne finden; 3) daß der Müller sowohl das Korn, als das Mehl nicht zu stark anfeuchte; sondern angehalten werde, das Mehl so zu liefern, daß es Stahlprobe halte; (Rec. ahndet, was

dieses heißen könne, kennt aber diese Art der Prüfung nicht, und findet in keiner Schrift, die er darüber nachgeschlagen hat, Nachricht von ihr.) 4) daß zur Verpackung des Mehls keine Fässer genommen werden, welche keinen widrigen Geruch haben; 5) daß das Mehl mit Knitteln stark hineingestampft, die Fässer fest zugemacht, und solche sodann zur Aufbewahrung in Magazinen, welche keine Feuchtigkeit haben; sondern trocken, aber auch der Sonnenhitze nicht allzustark ausgesetzt sind, und durch welche die Luft zuweilen durchziehen kann, auf starke Latten, oder kleine Balken gestellt werden. — Auf den so gepakten Fässern setzt sich eine harte Kruste, unter der sich aber das schönste Mehl findet, und die selbst zermalmt wieder zu Mehl brauchbar ist. — Die Vorzüge des Mehlaufbewahrens vor Kornaufschüttung beruhen in der Hauptsache darauf: daß 1) weniger Raum erforderlich ist, und jeder Platz dazu dienen kann, wo die Fässer an keinem feuchten, oder der Sonnenhitze allzusehr ausgesetzten Orte hingestellt werden; 2) es nicht den geringsten Staub verursacht; 3) keiner Gährung und keinen *Insekten* unterworfen ist; 4) keine andere Auslagen, als die für Fässer und Packerlohn verursacht; 5) dem Brodt einen natürlichen Geschmack giebt; 6) bey Feuer leichter gerettet werden kann; 7) der Mahllohn auf das wohlfeilste entrichtet wird, indem ein solcher Vorrath nur in wohlfeilen Zeiten angeschafft werden kann.

Verhandlung über die Verbesserung der Landwirthschaft, vornehmlich des Gemüse- und Futterkräuterbaues, der Obstbaumzucht, der Landindustrie überhaupt, und des gemeinnützigen Unterrichts in hiesiger Gegend. S. 239.

Hr. Domherr **Meyer**, der noch immer als Sekretär, der Gesellschaft eine ausgezeichnete Thätigkeit widmet, stellt zuerst die Geschichte der Bemühungen der Gesellschaft in der angezeigten Rücksicht dar. Dahin gehört der im Jahr 1765 vorzüglich durch ihre Thätigkeit eingeführte Anbau der Kartoffeln, und die Anlegung der Schraubemühlen, um das über die Deiche getretene Wasser auszumahlen, von welchen die erste im Jahr 1780 gebaut, in der Folge aber mehrere ihr nachgeahmt wurden. Dagegen waren freylich andere Unternehmungen nicht von gleich glücklichem Erfolg; denn so ließ

B. der Eifer für den Krappanbau bald nach, als die Unterstützungen, die dazu verwilligt waren, aufhörten, obgleich an diesen Oekonomiezweig sehr vortheilhaft fand. — Um e Mittel, die den Gartenbau in den Gegenden von Hamburg befördern könnten, und die Hindernisse, welche ihm entgegenständen, kennen zu lernen, machte die Gesellschaft eine ahin zielende Preisfrage bekannt; die gekrönten Schriften er Herren Woltmann und Reinke, ingleichen Hrn. Odeaann sind hier (S. 256 und S. 282) abgedruckt. — Ferer erließ die Gesellschaft 1797 einen Aufruf an die Landleute, nter dem Titel: »Bitte an die Geestleute um Hamburg, sich es Gemüse- und Futterbaues, ingleichen der Obstbaumzucht u befleißigen« (6 B. 8.); auch aus dieser Schrift findet sich ier ein Auszug. (S. 292.) Empfohlen werden Kartoffel-, Erbsen-, Bohnen- und Rübenbau und Obstbaumzucht, und iese Empfehlung geschieht auf eine eben so faßliche, als selbst ür den Landmann, der jene Zweige des Landbaues schon näer kennt, sehr lehrreiche Art. Bey dem Rübenbau wird des Mohnbaues unter den gelben Rüben (Möhren) erwähnt, doch er Erfolg dieser Verbindung zweifelhaft gelassen. Rec. kann ie als Augenzeuge empfehlen, während die gelbe Rübe tiefer in den Erdboden niederdringt, und dort ihre Nahrung sucht, nimmt sie der Mohn aus der Oberfläche des Bodens, steigt mit seinem Kraut schnell in die Höhe, und unterdrückt das Unkraut. Das Mohnöl wird, seit der Theurung des Provenceröls, mit vielem Beyfall in den besten Haushaltungen gebraucht, und bekömmt nur, wenn es alt wird, einen seinen Ursprung verrathenden Geschmack. — Daß der Möhrenaft nicht als Produkt dieses Zweigs des Rübenbaues geaannt wird, nimmt Rec. Wunder; im Thüringischen macht r für die Dörfer, wo Möhrenbau getrieben wird, einen sehr rheblichen Nahrungszweig aus. — Von den Teltower und Märkischen Herbsträben wird hier angeführt, daß sie von Alona aus häufig nach Portugal und Spanien versendet weren. — Bey der Obstbaumzucht sind besonders Beyspiele on der Obstzucht aus Kernen ohne Veredlung angeführt, die freylich für den Landmann wohl die erwünschteste seyn müßte. Es wird hierbey der Meinung Hirschfelds, (Handbuch der Obstbaumzucht) daß die Früchte von Kernstämmen kleiner ausfielen, ingleichen, daß sie nicht die Spielsorten; sondern nur die Hauptsorten fortpflanzten, widersprochen. — Endlich wird noch ein Programm mitgetheilt, in welchem die Gesell-

sellschaft Prämien auf die Zucht von Obststämmen aus Kernen, ingleichen auf die Erziehung zahmer Kastanien, aussetzt. Sie klagt aber über Mangel an Konkurrenten, und über Mangel an Mitwirkung, von Seiten der gewählten Mittelspersonen (der Prediger).

Verhandlungen über die Mittel zur Vertilgung oder Abhaltung des See- und Bohrwurms an Schiffen und Wassergebäuden. S. 525. Auf Veranlassung der dieserhalb im Jahre 1794 bekannt gemachten Preisfrage wurde von verschiedenen Konkurrenten vorgeschlagen: 1) Koloquintendekokt, und Schwefelleber darinne aufgelöst. — Der Versuch zeigte, daß der Wurm dieses Mittel nicht scheuet. — 2) Amerikanische Kohlpalme, (*Areca oleracea*) wurde darum empfohlen, weil ihr Holz, wann es einige Zeit im Wasser gestanden, sich so verhärte, daß es gegen den Angriff des Seewurms unverletzlich sey. Ein Stück dieses Holzes, womit man den Versuch anstellte, wurde aber, nachdem es zwey und ein halbes Jahr im Wasser gelegen, zwar nicht vom Seewurm angegriffen; aber keinesweges verhärtet, *sondern ganz* weich und schwammich gefunden. — 3) Eine Beitze von Eisenvitriol, und auf diese ein Kohlenüberzug die im Wasser stehenden Stücke. Vorläufige Versuche machten keinen Muth zur umständlichern Prüfung, dennoch soll diese noch statt finden. — 4) Arsenik, um den Wurm zu vergiften, theils mit Silberglätte, in Leinöl gekocht, vermischt, theils in Theer geschüttet, oder statt dessen gestoßenes Glas in Theer gemischt, oder in das Holz geschlagen. Nur den ersten Vorschlag hielt die Gesellschaft für beachtungswerth; allein es zeigte sich, daß der Arsenik sich in Oel nicht vollkommen auflöse, daß er mithin von dem Wasser werde ausgezogen, und den Menschen dadurch gefährlich werden. — 5) Quecksilber mit Theer gemischt, fand sich unwirksam. — 6) Holländischer Schiffsfirniß; dieser hatte Beglaubigungen aus Holland für sich. Der Versuch fiel aber gleichfalls nicht nach Erwartung aus. Nach einem etwas über zweyjährigen Zeitraum fanden sich Dielen, die an einer Schleuse angebracht waren, und die den Ueberzug mit Schiffspech noch nicht verloren hatten, angefressen. Schiffe, die öfters damit bestrichen würden, glaubt Hr. Woltmann, der diese Versuche anstellte, könnten vielleicht dadurch gesichert werden; allein dasselbe würde auch schon ein wiederholter Theeranstrich wirken. — Der Aufzählung der

ange-

ngeführten Vorschläge und ihrer Prüfung folgen, gleichfalls on Hrn. Woltmann: Allgemeine Bemerkungen über ie Naturgeschichte dieses Seewurms, nebst Beobachtungen über dessen Beschädigung der Hafengebäue zu Cuxhafen, und einige daraus abgeleitete Vorsichtsregeln gegen den Fraß dieses Wurms. S. 346. Sehr interessante Beyträge zur Naturgeschichte dieses Wurms, ie das, was wir zeither von ihm kannten, theils bestätigen, heils wirklich erweitern und ergänzen. —

Verhandlungen über die Vorschläge zur Ersparung und zur Vermehrung der Brennmaterialien in Hamburg. S. 369.

Das Holz wächst in seinem Preisen, und nach den Verhältnissen der Länder, woher solches erhalten wird, ist zu fürchten, daß dessen Mangel zunimmt. Torfmangel ist nicht in derselben Maaße zu besorgen, und es käme nur darauf an, den Torf so zu nutzen, daß man das Holz entbehren könne. Dieß würde durch Verkohlung des Torfs geschehen, welche bis jetzt noch nicht den erwünschten Fortgang gefunden hat. — An Steinkohlen darf man bey dem Reichthum der schottischen und englischen Steinkohlengruben, und bey der wahrscheinlichen Eröffnung anderer Quellen, noch hinlängliche Versorgung erwarten. Aber auch hier müßte Verkohlung und Abdampfung der Steinkohle befördert werden. — Der Betrag der Feuerungskonsumtion in Hamburg ist — die Bevölkerung zu 130,000 Menschen angenommen, wahrscheinlich über 1½ Million Reichsthaler. Die Ursachen dieser Theurung, die größtentheils lokal sind, werden angegeben. Aber eine vorzügliche Quelle des Mangels und der Theurung des Brennmaterials ist ganz gewiß die Verschwendung desselben. In großen Haushaltungen, wo das Gesinde in den Küchen wohnt, macht es den Heerd zum Kamin, und die Heerdfeuer gehen bey Tag und Nacht nicht aus. — Um zur Ersparung und Vermehrung des Brennmaterials um Hamburg mitzuwirken, geschahen mehrere Vorschläge und Vorschritte: es wurden die Grundsätze des Grafen von Rumford über Feuerungsparung, in besserer Einrichtung der Kessel und Pfannen, Heerde, Oefen, u. s. w. mehr zu verbreiten gesucht, durch Nachrichten und Auszüge, welche davon in den Addreß-Comtoirnachrichten eingerückt wurden: es wurden Prämien

auf

auf die Anlegung holzsparender Kessel in Fabriken gesetzt, worinne ein patriotischer Beförderer des Guten in seiner Fabrike vorangegangen war. Es haben sich auch wirklich viele Konkurrenten zu dem noch nicht vertheilten Preise gemeldet. Die Herrschaften werden ferner aufgemuntert, Rumfordische Küchenheerde bauen zu lassen. Prämien für das Gesinde, welche Feuerung ersparten, in Vorschlag zu bringen, fand sich bedenklich. — Aber Versuche mit mehreren Arten von Sparöfen wurden angestellt. — Während von diesen Seiten der Verschwendung des Brennmaterials entgegengearbeitet wurde, befliß man sich, auf der andern, der Vermehrung desselben, wozu vorzüglich Beförderung der Holzkultur in Anregung gebracht wurde. Hierzu sind vorjetzt nur vorbereitende Schritte und Plane möglich gewesen, weil sich die Hindernisse, welche der Ausführung entgegenstanden, nicht alle wegräumen ließen. Die Gesellschaft hat ferner über bessere Bewirthschaftung der Torfmoore Belehrung zu verbreiten — die Verkohlung des Torfs zu empfehlen, — zur Anschaffung von Steinkohlen, 2c. zu ermuntern, — die Mißbräuche, die beym Handel mit dem Brennmaterial vorkommen, durch Vorbeugung der Betrügereyen, durch vermehrte Konkurrenz, u. s. w. zu hemmen versucht. Vorzüglich kam eine patriotische Feuerhandlungssocietät in Vorschlag; die aber, wegen sehr erheblicher Schwierigkeiten der Ausführung, noch nicht näher hat gebracht werden können.

Auf diese Darstellung der Verhandlungen beziehen sich einige Anlagen, in deren erstern (S. 406) Hr. Etatsrath Voght in Flottbeck (der seit dieser Zeit durch seinen Aufenthalt in Wien seine Verdienste noch geltender gemacht hat) ein paar auf zwey Kupfertafeln abgebildete Kochöfen beschreibt, die ganz bestimmt für Familien in kleinen Wohnungen eingerichtet sind, und die Rec. sehr zweckmäßig scheinen; in dem zweyten Aufsatze (S. 439) werden die Resultate der mit diesen Oefen gemachten Versuche dargelegt, und verschiedene Vortheile bey ihrem Gebrauch und Verbesserungen in ihrer Struktur angegeben. Endlich findet sich in einer dritten kleiner Abhandl. (S. 454) ein Plan zu Anlegung neuer Forste bey Hamburg, von dem Waldvoigt Hrn. Brinkmann zu Wohldorf.

Sy

So weit gehen die umständlichern Verhandlungen der Gesellschaft, und die reichhaltigen Nachrichten von denselben. Ein Anhang kürzerer Aufsätze enthält: 1) Vortrag an die Deliberationsgesellschaft über die Mittel, zur Beförderung des gemeinnützigen Unterrichts unter den niedern Ständen, besonders auf dem Lande, von Ratcher Hübbe. S. 465. Dieser Aufsatz über einen schon oft behandelten Gegenstand ist nicht ganz leer an neuen Ansichten und Ideen. Unter andern beantwortet der Verf. die Frage: warum die auf den Jahrmärkten verkauften Volksgeschichten (die doch im Ganzen in der Gegend um Hamburg wegen der Sprache, weniger Absatz finden, als in andern Ländern) so vielen Beyfall beym Volke gefunden haben, ohne ihm empfohlen zu seyn, während die ausdrücklich empfohlenen Schriften nur kalt aufgenommen wurden? Rec. hebt eine Stelle, die ihm viel Wahres zu enthalten scheint, aus: »Ich glaube,« sagt der Verf., »daß das in dem »Charakter der letztern liege. In den neuern Schriften ist »zu wenig für die Einbildungskraft des Lesers gesorgt, es »geht alles fein natürlich zu, er findet sich und sein gewöhn»liches Leben in den Büchern wieder, und das eben will er »nicht; sondern er will sich und seine Umgebungen gerne ver»gessen, und wenn er liest, oder sich vorlesen läßt, gerne et»was von Wesen höherer Art, ihrem Schicksal, heroischen »Thaten, wunderbaren Errettungen, u. s. w. hören. Da»her läßt sich der gemeine Mann eben wie die Jugend so »gern von Kriegen, besonders von Türken und Moskowitern »erzählen. — Ferner geht es in den neuern Volksschriften, »die ich kenne, fein ehrbar zu, des Spaßes giebt es wenig, »und den will man doch, nach vollbrachter Arbeit, um sich »vom Amtmann, Frohnvoigt, und Einnehmer zu erholen, »und trifft dafür, eigentlich zu sagen, wieder auf den Pa»stor, u. s. w.« Mögen diese Bemerkungen unsere Volksschriftsteller prüfen und beherzigen. — 2) Vorschlag zur Verbesserung des Hamburgischen Mühlenwesens, vermittelst Anlegung von Dampfmaschinen, von Friedr. Mohn. S. 477. Es werden jährlich gegen 2170 Wispel Korn auswärts gemahlen, und dadurch entgeht der Stadt an 13500 Mark. Um diesem Verlust vorzubeugen, schlägt der Verfass. ein, durch eine Dampfmaschine getriebenes, Mühlenwerk vor, und berechnet die Vortheile, welche es schon an sich, in noch höherm Grade aber dadurch gewähren würde,

daß

daß es zugleich auch gebraucht werden könnte, die Neustadt mit Wasser zu versehen. — 3) **Auszug eines Vorschlags, das Seewasser, mittelst einer von der Natur abgeleiteten künstlichen Operation, trinkbar zu machen, von Ebendemselben.** S. 482. Die Bemerkungen, daß die Winde die Verdampfung des Seewassers begünstigen, es in Dampfgestalt forttreiben, aus welcher es wieder in tropfbarer Form niedersinkt, und dann ein gutes, frisches, brauchbares Wasser liefert, so wie ferner, daß die aus den sogenannten Wasserhosen, nach ihrer Auflösung, sich niedersenkenden Dünste, oder absetzenden Wasser, nach der Erfahrung der Seefahrer, weiter keine Salztheile enthalten, führte den Verf. auf den Gedanken, ob es nicht möglich sey, aus Seewasser reines Wasser dadurch herzustellen, daß man der in dasselbe geblasenen Luft, nachdem sie das Seewasser ohne Salz aufgelöst hat, das reine Wasser wiederum entziehe. — Die Versuche wollten dem Verf. noch nicht vollkommen glücken; sie setzten alle voraus, daß eine mechanische Auflösung des Wassers in der Luft vorgehe: wie aber, wenn diese Zersetzung chemisch ist? und dieß ist sie höchst *wahrscheinlich!* dann können natürlich die gemachten mechanischen Vorrichtungen allein nicht hinreichen. — 4) **Nachtrag zu der im vierten Band dieser Schriften eingerückten Verhandlung über die Verbesserung der Fischereyen in der Elbe, vom Prof. J. G. Büsch.** S. 485. Der Vf. bewirkte durch seine nachdrücklichen unmittelbaren Vorstellungen bey den Staatsministern zu Hannover die Erneuerung einer ältern Verordnung, in Ansehung der Elbfischereyen: dieses neuere Edikt ist hier abgedruckt. Auch die Hamburgische Landprätur erließ eine dahin abzweckende Verfügung. — 5) **Verwahrungsmittel, um die Tödlichkeit der Kinderpocken zu vermindern. Ein gutgemeinter Rath der Gesellschaft, besonders für die Landleute hiesiger Gegend.** (S. 489.) Es ist die »Anweisung über das Verhalten vor, während und nach den Pocken,« die der Probst Visbeck in Wersabe im Herzogthum Bremen im J. 1796 entwarf, und deren Vertheilung unter seine Pfarrkinder bewirkte, daß von 212 Kindern, welche im Kirchspiel Wersabe kurz darauf die Pocken bekamen, nur zwey starben; dagegen im Kirchspiel Bruch, nahe dabey, von 14 Kranken Einer, an andern Orten noch mehrere, ein Opfer der Krankheit wurden. — 6) **Vorsichtsregeln, sowohl zur Verhütung**

der

der Ruhr, als auch bey dieser Krankheit selbst zu beobachten. Von G. Wegscheider, Dr. der Medicin. S. 494.) 7) Das Andenken an die Tage, von welchen wir sagen: sie gefallen mir nicht. Ein Wort zu einer Zeit an die Professionisten, und an andere arbeitende Einwohnerklassen Hamburgs, über ihre Versorgung in Krankheit und Alter. Von C. Vogbt. S. 497.) Ein Aufruf an die genannten Klassen zu Errichtung einer Sparkasse zur Unterstützung in Krankheit und Alter. — 8) Ueber Hamburgs Quarantaine-Anstalten an der Elbmündung. Der zur Quarantaine Anstalt niedergesetzten Kommission eines hochweisen Raths, der löblichen Admiralität und der löblichen Kommerzdeputation gewidmet. Im December 1800. S. 504. Dringende Darstellung der Nothwendigkeit einer permanenten Quarantaine, gegen die Einschleichung des gelben Fiebers, nach dem Muster derer zu Livorno und Marseille. — VIII. Nachrichten von den offenstehenden Preisaufgaben der Gesellschaft. S. 512. Ein Sachen- und Namenregister zu dem 4. 5. und 6ten Band macht den Beschluß.

Lo.

Südpreußische Monatsschrift. Jahrgang 1802. Junius bis December. Jahrgang 1803. Januar und Februar. Posen, bey Kühn. 1802 u. 1803. Jedes Stück von 8 bis 10 Bogen gr. 8. Der Jahrgang 5 Rg. 16 gr.

Diese Zeitschrift liefert hauptsächlich eine Darstellung der neuern südpreußischen Provinzialverfassung nach ihrem ganzen Umfange, merkwürdige polnische Konstitutionen und preußische Verordnungen, Nachrichten von getroffenen Verbesserungen, bewirkten Etablissements und Retablissements, Provinzialnachrichten aller Art, ein Tagebuch des Posener Theaters, u. s. w. Außerdem werden auch allgemeine statistische und topographische Abhandlungen und Beschreibungen mitgetheilt. Letzteres möchten wir für die Zukunft widerrathen; da es an Zeitschriften, welche eigends dergleichen Aufsätzen gewidmet sind, nicht fehlt, und überdieß jener Plan

daß es zugleich auch gebraucht ... die Bestimm
mit Wasser zu versehen. — ...
das Seewasser, mittelst ... vor
geten künstlichen Opera...
Ebendemselben. S. ...
Winde die Verdampfu...
Dampfgestalt forttreib...
rer Form niedersink...
bares Wasser lief...   ...ücksicht...
nannten Wasser...   ...egierige Leser m...
fenden Dünste, ...Interesse haben müsse.
der Seefahrer ...   ...der südpreußischen Mo...
Verf. auf d...   ...man mag auf die Wahl der
wasser rei...   ...oder die Art der Ausführung der
dasselbe ...
Salz ...   ...n, bey der immer anschwellenden Fluth der
Die ...   Schriften, uns darauf beschränken, einige der,
den ...   ...edünkens, erheblichsten Aufsätze auszuheben, um
des ...   Leser von demjenigen, was sie hier zu finden hoffen
...   ...fen, zu benachrichtigen.

Bb. 1. S. 1—32. Ueber die verschiedenen Stände in Südpreußen. Eine wohl durchdachte, von genauer Landes- und gründlicher Sachkenntniß zeugende Abhandlung. Auffallend ist die große Zahl des Adels; im Posenschen Kammerdepartement leben allein 1251 adeliche Familien. Auf jede Quadratmeile müssen 19 Personen dieser Klasse gerechnet werden, und der 78ste Theil der Bevölkerung besteht in — Adel.

S. 111. Retablissement der abgebrannten Stadt Rawitsch. Der König hat den Tuchfabrikanten 10,000 Thaler zur Betreibung ihres Gewerbes, und außerdem der Bürgerschaft zum Wiederaufbau ihrer Häuser 100,000 Thlr. bewilligt.

S. 192—204. Wie ist der muthwilligen Beschädigung der Brückengeländer und Alleen, &c. zu steuern? Der Verf. schlägt Geldstrafen, und, bey eintretendem Unvermögen, Abarbeitung des Schadens vor.

S. 301—309. Nachricht von einer in Fraustadt errichteten Tuchfabrik. Sie ist auf der Frohnfeste angelegt.

...igt die ... ...ein dies Herz voll Segen;
July ... ...erz voll Liebe hin.
... Kuß entgegen:
... ...m Gewinn, u. s. w.

Pd.

...haften.

593. Ueber di... durch verloren gega... gerathenen Landgütern wieder... wichtigsten ...es vorgeschlagen: entweder die Vorwerke ... ...schland, ...uciren, und das überflüssige Land in dienstpflichtige ... Fabr... ...blissements zu verwandeln; oder die überflüssige Hufen ... zu lassen, und zum Anbau dienstpflichtiger Unterthanen ...ngs ... verwenden.

S. 679 — 696. Von den Hauländern in Südpreussen. Unter dieser Benennung werden Eingewanderte, größtentheils Deutsche verstanden, welche seit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts dort sich angesiedelt, und vorher mit Waldung bedeckt gewesenes Feld urbar gemacht haben. Das, was hier über die Denkweise dieses zahlreichen Theils der Bewohner Südpreussens, ihre Verhältnisse zu ihren Grundherren, die ihnen angeschuldigte Halsstarrigkeit, und die beste Art, sie zu behandeln, gesagt wird, ist sehr beherzigungswerth.

Bd. 2. S. 17 — 30. Policey- und Justizverwaltung in den südpreussischen Mediatstädten. Der Vf. schlägt die Einrichtung einer Patrimonial-Policeygerichtsbarkeit vor, und stützt sich dabey, mit allem Rechte, auf ein General-Direktorialreskript vom 27sten Febr. 1782, wo dem Steuerrathe bey Policeysachen, eine Korrespondenz mit der Gerichtsobrigkeit zur Pflicht gemacht wird.

S. 172 — 179. Ueber Südpreussens Bildung unter Preussens Zepter. Der Verfasser rechnet unter die wohlthätigen Folgen der preussischen Besitznahme: die Gleichheit der Rechte, die militärische Einrichtung, die Errichtung und Verbesserung der Landschulen.

weitumfassend und reichhaltig genug ist, um die bestimmte Bogenzahl zu füllen.

Es fällt in die Augen, daß eine, wie die vorliegende, nach dem Muster der beliebten schlesischen Provinzialblätter, geformte Zeitschrift, vorausgesetzt, daß sie ihrem Plane treu bleibt, und ihrem Zwecke entspricht, nicht nur für die Bewohner der Provinz, mit welcher sie sich zunächst beschäfftigt; sondern auch, da diese noch in mehreren Rücksichten eine terra incognita zu nennen ist, auch für wißbegierige Leser in andern Gegenden, ein mannichfaches Interesse haben müsse. Und wirklich kann man dasselbe der südpreußischen Monatsschrift nicht absprechen; man mag auf die Wahl der abgehandelten Materien, oder die Art der Ausführung derselben sehen.

Wir müssen, bey der immer anschwellenden Fluth der periodischen Schriften, uns darauf beschränken, einige der, unsers Bedünkens, erheblichsten Aufsätze auszuheben, um unsre Leser von demjenigen, was sie hier zu finden hoffen dürfen, zu benachrichtigen.

Bd. 1. S. 1 — 32. Ueber die verschiedenen Stände in Südpreußen. Eine wohl durchdachte, von genauer Landes- und gründlicher Sachkenntniß zeugende Abhandlung. Auffallend ist die große Zahl des Adels; im Posenschen Kammerdepartement leben allein 1251 adeliche Familien. Auf jede Quadratmeile müssen 19 Personen dieser Klasse gerechnet werden, und der 78ste Theil der Bevölkerung besteht in — Adel.

S. 111. Retablissement der abgebrannten Stadt Rawitsch. Der König hat den Tuchfabrikanten 10,000 Thaler zur Betreibung ihres Gewerbes, und außerdem der Bürgerschaft zum Wiederaufbau ihrer Häuser 100,000 Thlr. bewilligt.

S. 192 — 204. Wie ist der muthwilligen Beschädigung der Brückengeländer und Alleen, ꝛc. zu steuern? Der Verf. schlägt Geldstrafen, und, bey eintretendem Unvermögen, Abarbeitung des Schadens vor.

S. 301 — 309. Nachricht von einer in Fraustadt errichteten Tuchfabrik. Sie ist auf der Frohnfeste angelegt.

legt, beschäfftigt die Gefangenen, hilft sie ernähren, und hat bis zum 12ten July 1802 bereits 62 Stück Tuche, welche alle mit Vortheil verkauft sind, geliefert. Eine sehr nachahmungswerthe Einrichtung! —

S. 384—387. Einige vortheilhafte Benutzungsarten der Kartoffeln. Es wird sehr anschaulich gezeigt, wie diese Frucht zum Brode und zur Seife benutzt werden könne.

S. 389—393. Ueber die beste Art, den südpreussischen durch verloren gegangene Dienstprozesse in Verfall gerathenen Landgütern wieder aufzuhelfen. Es wird vorgeschlagen, entweder die Vorwerksländereyen zu reduciren, und das überflüssige Land in dienstpflichtige Etablissements zu verwandeln; oder die überflüssige Hütung roden zu lassen, und zum Anbau dienstpflichtiger Unterthanen zu verwenden.

S. 679—696. Von den Hauländern in Südpreussen. Unter dieser Benennung werden Eingewanderte, größtentheils Deutsche verstanden, welche seit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts dort sich angesiedelt, und vorher mit Waldung bedeckt gewesenes Feld urbar gemacht haben. Das, was hier über die Denkweise dieses zahlreichen Theils der Bewohner Südpreussens, ihre Verhältnisse zu ihren Grundherren, die ihnen angeschuldigte Halsstarrigkeit, und die beste Art, sie zu behandeln, gesagt wird, ist sehr beherzigungswerth.

Bd. 2. S. 17—30. Policey- und Justizverwaltung in den südpreussischen Mediatstädten. Der Vf. schlägt die Einrichtung einer Patrimonial-Policeygerichtsbarkeit vor, und stützt sich dabey, mit allem Rechte, auf ein General-Direktorialreskript vom 27sten Febr. 1782, wo dem Steuerrathe bey Policeysachen, eine Korrespondenz mit der Gerichtsobrigkeit zur Pflicht gemacht wird.

S. 172—179. Ueber Südpreussens Bildung unter Preussens Zepter. Der Verfasser rechnet unter die wohlthätigen Folgen der preussischen Besitznahme: die Gleichheit der Rechte, die militärische Einrichtung, die Errichtung und Verbesserung der Landschulen.

1. S. 317 — 330. Aus dem Schreiben eines Reisenden durch Südpreußen. Freymüthigkeit und Verständigkeit zeichnen die Bemerkungen dieses Reisenden aus.

Wir wünschen dieser Monatsschrift, die wirklich dazu geeignet ist, Kultur und richtige Ansicht der Dinge in und über Südpreußen zu verbreiten, eine lange Fortdauer; ersuchen aber zugleich den Herausgeber, strenger in der Wahl seiner Aufsätze zu seyn, und ganz heterogenen Dingen, z. B. Anekdoten, etwas Physiognomisches über Ausdünstungen, über Verschönerungsmittel, über das Haar, Klagen einer alten Jungfer, u. s. w. nicht einen Platz einzuräumen, den er weit zweckmäßiger benutzen kann.

X.

Die heiligen Weiber aus Palästina. Ein Buch zur Belehrung und Unterhaltung für *edle deutsche* Weiber. Erster Theil. Giesen, bey Tasche und Müller. 1803. 172 S. 8. 16 gr.

Schon in der ziemlich weitschweifigen Vorrede trit der ungenannte Verf. dieses Buchs — als Anwald der sogenannten heiligen Weiber auf, die hier unter den biblischen Namen einer Ruth, Rebekka, Deborah und Jephta erscheinen, — und wünscht, daß diese Charakterzeichnungen etwas dazu beytragen möchten, den Sinn für Religion, Tugend und häusliche Glückseligkeit, woran es unserm Zeitalter so sehr gebreche, bey seinen Lesern und Leserinnen zu wecken. Allein die Leser und Leserinnen werden dagegen wünschen, daß der Vf. seine schriftstellerische Arbeitsamkeit einem andern gemeinnützigern und interessantern Gegenstande geschenkt haben möchte. Rec. hat zwar vor den — Weibern, und noch dazu vor den — Heiligen von Rechts wegen allen gebührlichen Respekt; aber so wie sie hier be- und verarbeitet werden, können sie wohl die Aufmerksamkeit des Publikums nicht an sich ziehen. Man findet hier fast nichts Originelles, Eindringliches und Herzerhebendes. Die längst bekannten biblischen Erzählungen werden hier noch einmal abgeschrieben, dürftig genug kommentirt, und mit verschiedenen Nutzanwendungen nicht

sehr

ehr kräftig durchwürzt. Was sollen auch ferner die deutschen Weiber mit so mancherley antiquarischen und grammatikalischen Noten und Exkursionen?? Der Verf. scheint den grossen Umfang unserer jetzigen Literatur für das schöne Geschlecht wenig gekannt zu haben, — sonst würde er uns nicht mit diesem ganz entbehrlichen ungenialischen Werke beschenken. 3

Emilie im vierfachen Stande. Als Kind, Jungfrau, Gattinn und Mutter. Zweyter Band. Als Gattinn und Mutter. Leipzig, bey Steger, 1802. 336 S. 8. 1 Rt. 8 gr.

Die Mittelmäßigkeit schriftstellerischer Produkte fällt nirgends so sehr, als in dem freyen Reiche romantischer Phantasien auf. Die Sklaven dieser Mittelmäßigkeit können sich von den Fesseln des Gewöhnlichen nicht loswinden, wenn sie auch alle Anstrengung versuchen, und sogar einige lichtvolle Momente haben. Ihr Schriftstellercharakter ist gleichsam dazu verbannt, sich nur immer in dem engen Kreise ihrer Individualität mühsam herumzudrehen, und Dinge mit der Miene der Prätension zu sagen, die schon längst bekannt sind, und als Darstellungen des Alltäglichen nur alltägliche Seelen anziehen können. Etwas Originelles und Genialisches kann man von solchen Schriftstellern nicht wohl erwarten, da es ihnen an Selbstkraft gebricht, und sie von ihrer schwachen Natur immer wieder zu dem Kleinlichen herabgezogen werden. Der Verf. dieses Romans gehört zwar nicht ganz zu dieser Klasse, und sein Büchlein hat wirklich mehrere glücklich gewandte und lehrreiche Stellen; aber es erhebt sich doch nicht sehr über sogenanntes romantisches Mittelgut. Der Vortrag ist gedehnt und nicht selten wässerig, und mehrere Stellen verrathen eine noch nicht gereifte Kenntniß des Menschen. Wie langweilig ist z. B. gleich Anfangs der Plan einer weiblichen Rache angesponnen, und wie unnatürlich scheint die Erlaubniß zu seyn, die ein feuriges Weib ihrem Verlobten, sich in eine andere Frau zu verlieben, giebt, die liebenswürdiger, als sie selbst ist? Der Grund zur Rachsucht war bey Narzissen, da sie nun zu ihrer Satisfaktion einen andern Mann gefunden hatte, nicht mehr so groß, daß sie die Liebe desselben in einer gefährlichen Probe hingeben,

und vielleicht verlieren sollte. Wie viel hätte der Verf. statt aller dieser langen Episoden zur Schilderung eines edeln weiblichen Charakters als Gattinn sagen können, — was man auch laut der Aufschrift des Buchs erwarten mußte. Auch sind manche lockere Maximen einer sehr [illegible] weiblichen Sittenlehre hier so gestellt, daß sie bey schwachen Gemüthern leicht Schaden stiften können, indem der Intrigue hier gleichsam der Stoff zu weiterer Bearbeitung muthwillig hingeworfen wird, und ein nebengestellter edler Charakter nicht immer die gefährlichen Eindrücke wiederum austilgt, die ein Wüstling durch seine glatten Bestrebungen und Angriffe der weiblichen Unschuld hervorgebracht hat. Die Recension des ersten Bandes siehe im [illegible] Bande der N. A. D. Bibl. [illegible] Stück.

Vr.

Auszug aus dem Tagebuch einer trauernden Wittwe. Nebst einer kurzen Biographie der Verfasserinn. Mit einem Kupfer. Leipzig, bey Graff. 1803. Mit Zueignungsschrift, Vorrede und Pränumerantenverzeichniß, 20 Bog. gr. 8. 1 Rg. 12 Gr.

Die trauernde Wittwe, die hier der Welt einen Auszug aus ihrem Tagebuche mittheilt, ist die Wittwe des 1790 verstorbenen Hofpredigers Pfranger in Meiningen, der einst in seinem Vaterland als philosophischer Prediger und glücklicher Dichter beliebt war, und auch dem Auslande durch seine Predigtsammlung, durch seinen Mönch vom Libanon, und seine von der nämlichen Wittwe nach seinem Tod herausgegebenen Gedichte, nicht ganz unbekannt geblieben ist. Sie hat ihr Tagebuch allen treuen Gattinnen auf dem Throne, der Kaiserinn von Rußland, den Königinnen von England, Preußen und Schweden, den Kurfürstinnen zu Sachsen und Baiern, der Herzoginn zu Meiningen, und der Herzoginn von Würtemberg-Oels, gewidmet. (Hier hat sich wohl die Verfasserinn geirrt; sie hat vermuthlich die allgemein geschätzte vormalige Wittwe des verstorbenen Herzog Karls von Meiningen, und nachherige Gemahlinn des Prinzen Eugen von Würtemberg,

Louise,

Louise, im Sinne gehabt, den sie, weil er in Schlesien lebt, Herzog von Würtemberg-Oels nennt; allein es giebt keine Herzoge von Würtemberg-Oels mehr; sondern Herzoge von Braunschweig-Oels.)" In der Vorrede versichert sie, dieses Tagebuch wirklich, aus Absichten für sich und ihre Kinder, nach und nach geführt zu haben; aber nicht in der Absicht, um gedruckt zu werden; Drang der Zeiten aber, und Umstände wären es, die das geschriebene Buch in ein gedrucktes verwandelt hätten. Das Tagebuch selbst umfaßt die fünf Jahre 1797 bis 1801. In einem moralischen Tagebuch erwartet man sonst ein aufrichtiges Verzeichniß aller in jedem Tag oder jeder Zeitperiode geschehenen Ereignisse, gemachten Erfahrungen, Belehrungen und Selbstverbesserungen begangenen Fehler, oder überwundenen Versuchungen, gefaßter guter Entschließungen und Vorsätze, u. dergl. Dieß ist nun eigentlich dieses Tagebuch unserer trauernden Wittwe nicht; es besteht meistens in Unterhaltungen mit ihrem verstorbenen Gatten über Familienvorfälle; über ihren Wittwenstand, oder über moralische Gegenstände, in Mittheilung aller ihrer Gedanken, Klagen, Sorgen und Bemerkungen; in Gebeten zu Gott um Stärkung zum Guten, und in Aeußerungen ihres unerschütterlichen Vertrauens auf seine Vorsehung. — Manches sagt sie ihm zwar nur ins Ohr, d. h. sie sagt es ihm nicht, für Andere lesbar — oder auch nur in hingeworfenen Betrachtungen über Dinge, die man in einem Tagebuch nicht erwarten sollte, z. B. über die Wohlthätigkeit der Sonntagsfeyer, und Nichtigkeit der Gründe ihrer Verächter (die aber nicht vollständig und stark genug angeführt werden), über den religiösen Nutzen kirchlicher Gebräuche, der Taufe und des Abendmahls. Und da kann man sich oft der Frage nicht enthalten, wo eine trauernde Wittwe, die, nach ihrem eigenen Geständniß, mit Nahrungssorgen zu kämpfen hat, und mit der Erziehung ihrer unversorgten Kinder beschäfftigt genug ist, Zeit hernehmen kann, dergleichen müßige Betrachtungen, die bey Andern wohl unter Geschäfften zu erwachen pflegen, aufs Papier zu schreiben. Die Sprache ist übrigens durchaus edel, rein und männlich, und athmet durchgehends das reinste Gefühl für Tugend und warme Religiosität, und ist in soferne zur weiblichen Lektüre in ernsthaften Stunden sehr zu empfehlen. Nur wenige Stellen sind uns aufgestoßen, wo man an der Richtigkeit des Ausdrucks, oder der Gedankenfolge irre wird. Z. B.: »was ist die Empfindung ewiger Fortdauer

»anders, als unverdorbenes Naturgefühl?« Eine Betrachtung im März 1798 fängt mit der Nothwendigkeit des göttlichen Beystandes zur Tugend an, springt auf den Feldmarschall von Koburg über, der vor dem Angesichte seines Heeres seine gefalteten Hände zum Himmel erhoben habe, und schließt mit der Anrede an ein Mädchen: »wem hast du es zu »danken, daß du im rauschenden Vergnügen des Tanzes — »noch im rechten Augenblick den Gränzstein erblicktest, den »Ehrbarkeit und Schaamhaftigkeit gesetzt haben?« Ob wohl ein Mädchen, das beym rauschenden Ball zur rechten Zeit den Klippen ihrer Gesundheit und Ehre ausweicht, an den Beystand Gottes denkt?

Von S. 171 an folgt nun die Biographie der Verfasserinn, an deren statt wir nun, an ihrer Stelle, wenn ja die Bogenzahl bestimmt war, lieber das Tagebuch verlängert haben würden. Selbstbiographien vor das größere Publikum zu bringen, setzt doch eine gewisse Merkwürdigkeit oder Wichtigkeit der Person voraus, die auch ein moralisch gutes Weib, deren widrige Schicksale doch nur die gewöhnlichen sind, sich ohne gewisse *Eigenliebe nicht anmaaßen* kann. Sie soll zur Belehrung ihrer Kinder geschrieben seyn; dann brauchte aber diese Notiz ihnen nicht gedruckt in die Hände gegeben zu werden. Andere Leser, die nun auch zu deren Durchsicht eingeladen werden, erfahren nun doch nicht daraus, wenn die Verfasserinn geboren wurde, und wer ihre Aeltern waren. Ob es schicklich war, bey der Heyrathsgeschichte ihrer verstorbenen ältern Schwester, (die im Grund nicht einmal hieher gehörte,) unangenehme Dinge zu berühren, deren Bekanntmachung noch lebenden Personen, oder ihren Familien mißfällig seyn mußte, wollen wir ihrem eigenen Zartgefühl zu beurtheilen überlassen. Die Einrückung so vieler von ihrem verstorbenen Gatten auf sie verfertigten Gedichte kann ihr leicht bey vielen Lesern den Verdacht einer kleinen Eitelkeit zuziehen. Wenn wir sie aber auch unsern Theils davon freysprechen wollen: so hätte sie doch dabey mehr auf die Ehre des ihr so werthen Dichters Rücksicht nehmen, und sich vorher befragen sollen, ob er wohl selbst die öffentliche Bekanntmachung dieser Jugendverse würde genehmigt haben; sie hätte fühlen sollen, daß sie zu wenig dichterischen Werth haben, um auch außer dem Pulte der Geliebten mit Vorliebe gelesen zu werden. Z. B.:

Nimm,

Nimm, Geliebte, nimm dieß Herz voll Segen;
Dieß, dir eigne Herz voll Liebe hin.
O! wie schlägt es deinem Kuß entgegen:
Jeder Augenblick ist ihm Gewinn, u. s. w.

Pd.

Schöne Wissenschaften.

(Nachtrag zu Seite 354.)

Briefe an ein Frauenzimmer, über die wichtigsten Produkte der schönen Literatur in Deutschland, herausgegeben von G. Merkel. Ersten Jahrgangs drittes bis zwölftes, zweyten Jahrgangs erstes bis zwölftes, dritten Jahrgangs erstes u. zweytes Stück. Berlin und Leipzig, bey Sander, Quien, und im Büreau für Literatur. 1801, 1802. und 1803. (Der erste und zweyte Jahrgang, jeder 3 Rg., der dritte Jahrgang sollte 3 Rg. 12 gr. kosten, es ist aber nur das erste u. zweyte Heft heraus.)

Die N. A. D. Bibliothek hat von dem Gesetze, keine recensirenden Journale anzeigen und beurtheilen zu wollen, eine, für den Verfasser dieser Briefe ehrenvolle, Ausnahme gemacht. (B. 56. S. 454 — 458.) Wirklich verdiente er diese, sonderlich anfänglich, durch seine Freymüthigkeit, und durch sein oft gesundes und durchdachtes Urtheil. Es war damals zu hoffen, diese guten Eigenschaften dieser Briefe würden bleiben, und in der Folge immer schätzbarer werden; aber es ist uns leid, gestehen zu müssen, daß wir eine sehr merkliche Abnahme jener schätzbaren Vorzüge, bey dem weitern Fortschreiten dieser Briefe wahrgenommen haben. Dazu kommt noch die (auch schon in der Recension des Anfangs dieser sogenannten Briefe erwähnte) höchst ermüdende Wiederkehr der bedeutungslosen Briefform. Denn schwerlich würde, (einige wenige, mühsam genug herbeygezogene Floskeln, und verfehlte Galanterien abgerechnet,) ohne die häufig genug vor-

»anders, als unverdorbenes N … kraste.
tung im März 1798 fängt m … es ihm
lichen Beystandes zur Tuge … vor d
schall von Koburg über, d …
seine gefalteten Hände z …
mit der Anrede an e …
»danken, daß du i … al.
»noch im rechten, …
»Ehrbarkeit und …
wohl ein Mäd … kel, der durchaus
Zeit den Kl … zeigt sich auch in den bu
den Beysta … theilungen Merkelscher Schrif-
Von … Briefe S. 569 ff. antrifft. Dar
fasserinn … über die in die A. D. B. (71. B.
ja, die … ne Recension seiner Briefe über Ham-
läng … die A. D. B. zu vertheidigen; sondern,
Mi … n derselben auch an diesem Beyspiele zu zei-
ke … Hr. Merkel zu Werke geht, wenn er sich selbst
… andere beurtheilt, wollen wir hier nur Etwas anfüh-
…, was er seiner lieben Freundinn darüber sagt.

Er versichert dieselbe: »ob diese Briefe eine unterhal-
»tende Lektüre gewähren, was« — (ein guter Stylist wür-
de sagen, welches) — »ihre Hauptbestimmung war; —
»ob sie mit Geist und Witz und einem guten Style« — wer
richtig zu schreiben weiß, würde nicht gesagt haben, mit ei-
nem guten Style schreiben — »geschrieben sind oder nicht,
»davon sagt die Beurtheilung kein Wort.« — Der Rec.
sagt aber doch S. 166: »dieses Buch ist in einem andern,
»— und Rec. sagt es mit Vergnügen, in einem etwas bes-
»sern, etwas männlichern, etwas liberalern Geschmacke ge-
»schrieben, und der grämliche Stolz, der so gern alles im
»nachtheiligen Lichte betrachtet, ist hier nicht so offenbar sicht-
»bar, als in der vorigen kleinen Schrift über Hamburg.« —
Da ist denn doch die Beschaffenheit des Vortrags der Schrift
des Hrn. Merkel deutlich angezeigt, und so viel der jetzige
Rec. einsehen kann, hat der damalige Rec. sehr richtig; aber
auch sehr gelinde darüber geurtheilt. Hr. M. beruft sich
kurz vorher (S. 570), um die Beschaffenheit seiner Urtheile
über andere Schriftsteller zu rechtfertigen, auf sein Gefühl.
Es wird also dem jetzigen Rec. auch erlaubt seyn, offenherzig,
zu sagen, daß, nach seinem Gefühl, wenn Hr. Merkel seine

Briefe

...ese an ein...

...hell

...andern ge-

...M. fährt fort:

...einer gewaltig wichti...

...enen Niemanden etwas geleger...

schichte, so wie in Beschreibung von S...

Wahrheit die Hauptsache, und billig müß...

wichtige Dinge nicht falsch erzählt werden.

Rücksicht darf man an Schriften dieser Art auch geringe

...ümer rügen, zumal, wenn sie in so großer Menge vor-

kommen, als in Hrn. Merkels Briefen über Hamburg.

Aber es sind keinesweges Lappalien, wenn der Rec. thut,

daß Hr. Merkel sich nicht schämt vorzugeben: »Man sehe

»in Hamburg im Herbste und Winter nur Gegenstände

»des dumpfen Mißmuths; die morastige Luft theile zu

»dieser Zeit den Einathmenden eine schlaffe Froschnatur

»mit, welche ihnen mit der Lust zum Leben, auch die

»Kraft es zu endigen raube, ꝛc. — daß man in Hamburg

»allenthalben Pestgeruch athme, u. dgl.« Durch solche

karrikaturmäßige Beschreibungen bekommt ja der Leser eine

ganz unrichtige Vorstellung von der Beschaffenheit der Stadt

Hamburg und ihrer Bewohner. Wenn ferner Hr. Merkel,

— als wäre er ein von dem Handel und der Schiffahrt die-

ser großen Handelsstadt genau unterrichteter Mann, — mit

gewaltig wichtiger Miene ausruft: »Der Hamburgi-

»sche Schiffsbau existirt nicht mehr. — Hamburg treibt

»selbst seinen Handel fast nur mit fremden Schiffen. — seine

»Flagge ist, die Ostsee ausgenommen, in den übrigen Mee-

»ren fast verschwunden.« — Ist etwa Niemand daran

gelegen, zu wissen, ob dieß wahr ist, oder nicht? Da ihm

nun aber der Rec. vorrechnet, daß um Hamburg herum nicht

weniger als 36 (durch einen Schreibfehler sind nur 26 sum-

mirt) Schiffszimmerwerfte vorhanden sind: so heißt dieß

doch wirklich nicht, Lappalien berichtigen; sondern vielmehr

Hrn.

Schriftsteller in einem ganz sonderbaren Kontraste. Die Beurtheiler in andern kritischen Blättern haben es ihm nicht zu Dank machen können, und so streichelt er hier vor den Augen seiner lieben Freundinn sein kleines Ich mit ziemlicher Selbstgefälligkeit. Es geht so weit, daß er S. 756 im zweyten Jahrgange ganz ernstlich zu glauben scheint, er habe in einer höchst mittelmäßigen, seinen Randzeichnungen einverleibten Erzählung, Göthen übertroffen!

Eben diese Eitelkeit, und der Dünkel, der durchaus nicht begangenes Unrecht erkennen will, zeigt sich auch in den bittern Antikritiken einiger Beurtheilungen Merkelscher Schriften, welche man im 88sten Briefe S. 569 ff. antrifft. Darunter ist auch ein Ausfall über die in die A. D. B. (71. B. S. 165 ff) eingerückte Recension seiner Briefe über Hamburg. Nicht um die A. D. B. zu vertheidigen; sondern um den Lesern derselben auch an diesem Beyspiele zu zeigen, wie Hr. Merkel zu Werke geht, wenn er sich selbst und Andere beurtheilt, wollen wir hier nur Etwas anführen, was er seiner lieben Freundinn darüber sagt.

Er versichert dieselbe: »ob diese Briefe eine unterhal»tende Lektüre gewähren, was« — (ein guter Stylist würde sagen, welches) — »ihre Hauptbestimmung war; — »ob sie mit Geist und Witz und einem guten Style« — wer richtig zu schreiben weiß, würde nicht gesagt haben, mit einem guten Style schreiben — »geschrieben sind oder nicht, »davon sagt die Beurtheilung kein Wort.« — Der Rec. sagt aber doch S. 166: »dieses Buch ist in einem andern, »— und Rec. sagt es mit Vergnügen, in einem etwas bes»sern, etwas männlichern, etwas liberalern Geschmacke ge»schrieben, und der grämliche Stolz, der so gern alles im »nachtheiligen Lichte betrachtet, ist hier nicht so offenbar sicht»bar, als in der vorigen kleinen Schrift über Hamburg.« — Da ist denn doch die Beschaffenheit des Vortrags der Schrift des Hrn. Merkel deutlich angezeigt, und so viel der jetzige Rec. einsehen kann, hat der damalige Rec. sehr richtig; aber auch sehr gelinde darüber geurtheilt. Hr. M. beruft sich kurz vorher (S. 570), um die Beschaffenheit seiner Urtheile über andere Schriftsteller zu rechtfertigen, auf sein Gefühl. Es wird also dem jetzigen Rec. auch erlaubt seyn, offenherzig zu sagen, daß, nach seinem Gefühl, wenn Hr. Merkel seine

Briefe über Hamburg hauptsächlich zur unterhaltenden Lektüre hat schreiben wollen, sein Hauptzweck ganz und gar verfehlt ist. Er hat überhaupt nicht vorzüglich das Talent, mit Geist und Witz zu schreiben, ob ihm gleich hin und wieder ein witziger Einfall gelingt. Seine Schreibart hat überall etwas Schleppendes und Einförmiges an sich, welches ihn als einen Schriftsteller charakterisirt, der, in dieser Rücksicht, gerade das Gegentheil von Lessing, Sturz, Lichtenberg, Herder, und andern geistvollen Schriftstellern ist.

Hr. M. fährt fort: »Aber die Rezension berichtigt, »mit einer gewaltig wichtigen Miene, Kappalien, an »denen Niemanden etwas gelegen ist.« — In der Geschichte, so wie in Beschreibung von Städten und Ländern, ist Wahrheit die Hauptsache, und billig müssen darin auch unwichtige Dinge nicht falsch erzählt werden. In dieser Rücksicht darf man an Schriften dieser Art auch geringe Irrthümer rügen, zumal, wenn sie in so großer Menge vorkommen, als in Hrn. Merkels Briefen über Hamburg. Aber es sind keinesweges Kappalien, wenn der Rec. rügt, daß Hr. Merkel sich nicht schämt vorzugeben: »Man sehe »in Hamburg im Herbste und Winter nur Gegenstände »des dumpfen Mißmuths; die morastige Luft theile zu »dieser Zeit den Einathmenden eine schlaffe Froschnatur »mit, welche ihnen mit der Lust zum Leben, auch die »Kraft es zu endigen raube, ꝛc. — daß man in Hamburg »allenthalben Pestgeruch athme, u. dgl.« Durch solche karrikaturmäßige Beschreibungen bekommt ja der Leser eine ganz unrichtige Vorstellung von der Beschaffenheit der Stadt Hamburg und ihrer Bewohner. Wenn ferner Hr. Merkel, — als wäre er ein von dem Handel und der Schiffahrt dieser großen Handelsstadt genau unterrichteter Mann, — mit gewaltig wichtiger Miene ausruft: »Der Hamburgi»sche Schiffsbau existirt nicht mehr. — Hamburg treibt »selbst seinen Handel fast nur mit fremden Schiffen. — seine »Flagge ist, die Ostsee ausgenommen, in den übrigen Mee»ren fast verschwunden.« — Ist etwa Niemand daran gelegen, zu wissen, ob dieß wahr ist, oder nicht? Da ihm nun aber der Rec. vorrechnet, daß um Hamburg herum nicht weniger als 36 (durch einen Schreibfehler sind nur 26 summirt) Schiffszimmerwerfte vorhanden sind: so heißt dieß doch wirklich nicht, Kappalien berichtigen; sondern vielmehr

Hrn.

Hrn. Merkels grobe Unwissenheit in einer sehr wichtigen, Hamburg betreffenden Sache zeigen. Wir enthalten uns mehrere Beyspiele anzuführen.

Hr. M. nennt seinen Recensenten einen ergrimmten Hamburger, da doch die Recension sehr ruhig, und zugleich auch unparteyisch geschrieben ist, indem das Gute in Hrn. Merkels Buche darin keinesweges verschwiegen; sondern vielmehr gelobt ward. Hr. M. versichert aber auch, er glaube beynahe, dieser ergrimmte Hamburger sey der Hr. Domherr Meyer. Hrn. Merkel kann man zwar eben so wenig gegründete Ursache haben zu glauben, daß Hr. Meyer der Verfasser besagter Recension sey, als daß der Hamburgische Schiffbau nicht existire; indeß sollte man denken, wenn Hr. Meyer die Recension gemacht hätte, würde dieß ein gutes Vorurtheil für dieselbe erwecken müssen. Hr. Merkel aber ist ganz anderer Meinung! Indem er (S. 572) vorgiebt, Hr. Meyer sey der Verfasser dieser Recension, setzt er hinzu: »Ich kann die Männer nicht leiden, deren größtes »Verdienst es ist, daß sie allenfalls gute Kindermuh»men seyn würden.« So urtheilt Hr. Merkel von einem Schriftsteller, der mit Recht in Deutschland und im Auslande geschätzt ist! Hr. Merkel muß wirklich sehr ergrimmt gewesen seyn, da er sich so weit vergessen konnte, so zu schreiben! Bey Gelegenheit einiger sehr richtigen, obgleich Hrn. M. unangenehmen Bemerkungen seines Recensenten, sagt Hr. M.: »Er wundere sich, daß Hr. Nicolai sich nicht »schämte, so etwas drucken zu lassen.« Ueber wen muß man sich wundern? Wer sollte sich schämen? Doch wohl Hr. Merkel!

Er wundert sich auch: »daß Hr. Nicolai überhaupt so »undelikat und ungerecht war, dieses Werk über Ham»burg einem Hamburger zur Beurtheilung zu geben.« Wie schon gesagt, hat Hr. M. keinen Grund, diese Recension einem Hamburger zuzuschreiben; aber weshalb sollte es doch an sich und ohne weiteres undelikat und ungerecht seyn, ein Werk über Hamburg von einem Hamburger beurtheilen zu lassen? Wer ein Werk über Hamburg beurtheilen soll, muß diese Stadt genau kennen, also entweder daselbst wohnen, oder sich lange daselbst aufgehalten, und sich genaue Kenntniß erworben haben. Wenn nun ein Einwohner von

Ham-

Hamburg, ein einsichtsvoller und unpartheyischer Mann ist, wird er sich vielmehr dazu besser schicken, als ein Nicht-Hamburger, der etwa von Hamburgs Beschaffenheit eben so wenig gründlich unterrichtet wäre, als Hr. Merkel selbst. Aber als einen einsichtsvollen und zugleich unpartheyischen Mann hat sich dieser Recensent gezeigt. Der jetzige Recensent, der keinesweges ein Hamburger ist; aber Hamburg ziemlich kennt, kann versichern, daß alles, was jener Recensent über Hrn. Merkels verfehlte Beschreibung der Stadt Hamburg und der Einwohner sagt, völlig gegründet ist. Hat also der Recensent richtig geurtheilt: so ist es ganz gleichgültig, ob er in Hamburg wohnt oder nicht.

Hr. Merkel setzt noch hinzu: »Seine Bemerkungen über Wien zu recensiren, überließ Hr. Nicolai gewiß keinem Wiener.« Dieses gewiß kann nichts mehr bedeuten, als: wenn Hr. Nicolai eben so gesinnt wäre, wie Hr. Merkel; so würde er seine Bemerkungen über Wien keinem Wiener wollen zu beurtheilen überlassen. Es müssen aber wohl Hrn. Nicolai Gesinnungen von Hrn. Merkels Gesinnungen sehr unterschieden seyn. Denn der Augenschein zeigt, daß Hr. N. seine Bemerkungen über Wien sehr gern von einsichtsvollen Wienern hat beurtheilen lassen, und überhaupt die Einwohner aller Städte, von denen er in seiner Reisebeschreibung handelt, sogar gebeten hat, alles, worin er sich könnte geirrt haben, zu berichtigen. Er hat ja auch diese Berichtigungen in besondern Zusätzen zu seiner Reisebeschreibung selbst bekannt gemacht, und für die Berichtigungen gedankt. Hr. Merkel würde sich in einem viel vortheilhafteren Lichte zeigen, wenn er bey seinen Schriften über Hamburg und über ähnliche Gegenstände diesen wahrheitliebenden Mann zum Muster genommen hätte, dessen Reisebeschreibung und andere historische und statistische Schriften genugsam zeigen, daß er nichts ohne möglichst genaue Untersuchung schrieb, ungegründeten Tadel zu verachten wußte, und sich über gegründeten Tadel nie ungeberdig bezeigte; vielmehr jede Belehrung über Thatsachen, selbst wenn sie geringfügige Gegenstände betrafen, willig von Sachkundigen annahm, und seine Nachrichten selbst darnach verbesserte.

Auf dem Titel dieser Briefe verspricht Hr. Merkel, über die wichtigsten Produkte der schönen Literatur zu

schrei-

schreiben. Aber es liegt am Tage, daß der größte Theil der Briefe von mittelmäßigen und elenden Produkten handelt, die besonders einem Frauenzimmer ganz und gar nicht interessant seyn können. Warum verblieb nicht Hr. M. bey seinem ersten Vorsatze, nur über das Wichtigste zu schreiben? Seine lettische Sage, Wannem Ymanta, und seine Randzeichnungen wird er doch auch nicht selbst zu den wichtigsten Produkten rechnen! — Es ist offenbar, daß sich Hr. M. den Plan zu seinem Werke nicht deutlich dachte, oder ihm nicht getreu blieb.

Vom dritten Jahrgange sind, da wir dieß schreiben, (im Sept. 1803.) nicht mehr als zwey Hefte erschienen, und beynahe hat es das Ansehen, es würde nichts mehr herauskommen. Seitdem giebt Hr. Merkel vom Junius d. J. an, ein Wochenblatt unter dem Titel: Ernst und Scherz heraus, welches einigermaaßen als eine Fortsetzung dieser Briefe anzusehen seyn mag, indem darin auch Recensionen von ganz ähnlicher Art enthalten sind. Nach öffentlichen Anzeigen wird er, vom Anfange des J. 1804, auch das von Hrn. von Kotzebue herausgegebene Wochenblatt, der Freymüthige, herausgeben.

Ek.

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

In meinem Verlage ist fertig geworden, und in allen Buchhandlungen zu haben,

Ellmann, Mag. Mauritz, Strick. Obl. Neue leichte Divisions- und Multiplikations-Methode, um Briggische Logarithmen in 13 Decimalstellen oder ihre zugehörende Absolutzahlen eins durchs andere zu finden. Nebst 10 Oktavseiten mit Tafeln. 12 Gr.

Steigentesch, Freyherrn von, Erzählungen. 16 Gr.

Inhalt: 1) Die Zeichen der Ehe. 2) Der Beruf. 3) Zwey Tage auf dem Lande. 4) Marie. 5) Die Tugend. 6) Die Nebenbuhlerinn. 7) Fertige Liebe.

Der französische Merkur, vom Grafen Julius von Soden. 3r Jahrgang 7s und 8s Heft.

Marx, Pastor J. H., katechetisches Religionslehrbuch für Lehrer und Kinder in katholischen Bürger- und Landschulen, wie auch für junge Christen zur Erlernung und Wiederholung der vornehmsten Glaubens- und Sittenlehren. 2r und letzter Theil.

Sallusts römische Geschichte von Syllas Diktatur bis zum Zuge des Pompejus gegen Mithridates, nach Desbrosses, mit Anmerkungen von Prof. J. Ch. Schlüter, 5r Band, (womit das Werk geschlossen ist.) 1 Thlr. 6 Gr.

Skizzen und Bemerkungen über das Mangelhafte der Verfahrungsart bey Kriminal-Untersuchungen und der Kri-

 minal-

Inquisitionsverfassung überhaupt, nebst Beyspielen und Erfahrungen, gesammlet, bey Gelegenheit der zu Bochum niedergesetzten Königl. Preuß. Immediat-Sicherheits-Kommission, von dem Inquirenten bey derselben, Assessor von Krause.

Dramatische Beyträge, von J. Keller.

Inhalt: 1) Das Debüt, eine Posse. 2) Die wechselseitige Ueberraschung, ein Lustspiel. 3) Der Spuck, ein Lustspiel. 4) Liebe ist die beste Lehrmeisterinn, ein Lustspiel. 5) Der Zauberstern, eine Posse. 6) Der Almanach, ein Trauerspiel.

Osnabrück, im September 1803.

Heinrich Blothe.

Literarische Anzeige.

Folgende interessante Schrift, ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Wird die Menschheit durch die Säkularisation der geistlichen Staaten verlieren oder gewinnen? Oder werden die geistlichen Staaten, besonders in Norddeutschland, und namentlich Münsterland ꝛc. durch die Säkularisation an Geistes- und Landeskultur und Volksglückseligkeit verlieren oder gewinnen? Ein Beytrag zur Kulturgeschichte, besonders den nördlichen geistlichen Staaten. 8. 10 Gr.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Dem durch seine Bemühungen um die Literatur rühmlich bekannten Bibliothekar Herrn J. C. S. Kiefhaber zu Nürnberg, ist die Einrichtung der dortigen waldamtlichen Registratur, und die provisorische Versehung der ungetheilten Gerichtsbarkeit der beyden Waldämter, durch ein Kaiserliches Subdelegations-Kommissionsdekret übertragen, und ihm von dem Rathe zu Nürnberg der Titel eines Registrators beygelegt worden.

Der

Der Maler Herr Mattey aus Dresden, hat bey der Preisvertheilung der Königl. Hetrurischen Akademie zu Florenz am [illegible]ten September d. J., aus den Händen der Königin von Hetrurien den ersten Preis in der Malerey erhalten.

Der bisherige Syndikus zu Kempten Herr J. M. Edler von Abele, ist Direktor der ersten Deputation der Kurpfalzbayerischen Landesdirektion in Schwaben geworden.

Herr J. P. Engelhard, Kriegsrath zu Kassel, (Gatte der bekannten Dichterinn,) hat den Charakter eines Geheimen Kriegsraths erhalten.

Der Sachsen-Weimarsche Rath und Amtmann zu Ilmenau, Herr Ackermann, hat, nebst einer Besoldungszulage, den Charakter eines Justizraths erhalten.

Herr Dr. C. W. Hoppenstädt, Assessor der Göttingischen Juristenfakultät, ist Herzogl. Sachsen-Gothaischer Regierungsrath mit Sitz und Stimme geworden.

Herr Prediger Ziegenbein zu Braunschweig, geht als General-Superintendent und Konsistorialrath nach Blankenburg.

Der bisherige Lehrer am Pädagogium zu Halle, Herr J. G. Rein, ist Professor der Beredtsamkeit am Gymnasium zu Gera geworden.

Herr Prediger Glasser in Helmstädt, ist dort als vierter Professor der Theologie angestellt.

Todesfälle.

1803.

Am [illegible]ten August starb zu Melle im Osnabrückischen der Apotheker Herr [illegible] C. Ebermaier, 6[illegible] Jahre alt. Er hat einige pharmacevtische Schriften übersetzt.

Am 2ten September zu Kahla Herr J. M. Meinecke, Herzogl. Sachsen-Gothaischer Rath, Herzogl. Sachsen-Ko-

burg-

burgischer Rath und Leibarzt, Kurfürstl. Sächsischer Bergarzt, Amts- und Stadtphysikus zu Kahla, Arzt beym Leuchtenburgischen Institute, Mitglied der ökonomischen Gesellschaft in Leipzig, 61 Jahre alt.

In der Mitte des Septembers zu Techow bey Wittstock in der Priegnitz, Herr G. F. Hindenberg, Prediger daselbst, und Stiftsprediger zum heiligen Grabe, 67 Jahre alt. Das Verzeichniß seiner Schriften findet sich beym Meusel im 3ten Bande S. 335.

Am 1sten Oktober zu Leipzig Herr C. A. Kriegel, Dr. der Philosophie, vierter Kollege an der Thomas-Schule zu Leipzig, 71 Jahre alt. Das Verzeichniß seiner Schriften findet sich in Meusels gelehrtem Deutschland. Th. IV. S. 272. Es ist aber noch hinzuzufügen:

„Trauriges, doch schuldiges Denkmal der kindlichen Liebe „und Hochachtung. — Leipzig. 1759. 4."

Am 5ten Oktober zu Bützow der Herzogl. Mecklenburg-Schwerin. Leibmedikus Dr. P. B. C. Graumann, im 52sten Lebensjahre. Er war seit 1777 Professor auf der ehemaligen Universität daselbst; blieb aber, als diese 1789 nach Rostock versetzt wurde, wegen seiner großen medicinischen Praxis in Bützow zurück. Seine Schriften sind im Meusel verzeichnet.

Chronik deutscher Universitäten.

Würzburg. 1803.

Am 25sten Mai vertheidigte Herr J. Guck die von ihm geschriebene Abhandlung: de Angina membranacea, 60 Seit. 8. nebst angehängten Disputirsätzen aus der gesammten Arzneykunde, und ward hierauf zum Doktor kreirt. Dieselbe Würde erhielten am 6ten August Herr J. Curath, am 21sten August Herr S. Egleuch, und am 31sten Aug. Herr A. Boferlein.

Am 2ten August vertheidigte, unter dem Vorsitze des Herrn HR. und Professors Kleinschrod, Herr C. Metz-

[illegible] letzte Abhandlung: Tutela pupillorum [illegible] Juris publici universalis considerata, nebst angehängten Disputationen ex universo jure, und erhielt hierauf die Würde eines Licentiaten beyder Rechte.

Anzeige kleiner Schriften.

C. W. Ahlwardts, des Oldenburgischen Gymnasiums ersten Prof. und Rector's Bemerkungen über Psalm 22, V. 30 zur Ankündigung einiger Abschiedsreden. Oldenburg, bey Stalling. 1803. 10 Seit. 4.

Es ist eben so unerwartet als interessant, daß Herr Prof. Ahlwardt, den man bisher nur als einen gründlichen Gelehrten in der Profan-Philologie und Kritik, und als einen trefflichen Uebersetzer aus lebenden Sprachen kannte, nun auch in dem Fache der biblischen oder orientalischen Philologie und Kritik als Schriftsteller auftritt. Diese zwar kleine, aber gehaltvolle Schrift zeigt deutlich, was er auch in diesem Fache leisten würde, wenn er darin zu arbeiten fortfahren oder größere Werke liefern wollte. Bey der von ihm in Untersuchung gezogenen schweren Stelle Ps. 22, 30 haben fast alle Ausleger angestoßen; denn die Wort- und Gedankenfolge אָכְלוּ וַיִּשְׁתַּחֲווּ כָּל־דִּשְׁנֵי־אֶרֶץ לְפָנָיו יִכְרְעוּ כָּל־יוֹרְדֵי עָפָר („Essen werden und anbeten alle Fetten „(Großen) der Erde; vor ihm sich beugen alle in den Staub „Niedergestiegene, und die ihr Leben nicht erhalten können“) scheint allerdings unrichtig, besonders wenn man den 27sten Vers vergleicht. Die Erklärungen der Exegeten, von denen Herr A. die mehrsten anführt und beurtheilt, sind äußerst hart und gezwungen. So muß auch wohl Herr Dr. Paulus urtheilen; denn er hat in seiner Clavis über die Psalmen (was Herrn Ahlw. entgangen zu seyn scheint) zu einer sehr kühnen Aenderung der Leseart gerathen; er will nämlich für אָכְלוּ lesen אַךְ לוֹ (nur ihm), und dieß zum vorigen Verse ziehen. Herr A. dagegen schlägt vor, was uns weit annehmlicher scheint, alle Schwierigkeiten, ohne an der gewöhnlichen Leseart zu ändern, bloß durch Versetzung zweyer oder

zweyer Wörter zu heben. Er glaubt nämlich, der Dichter habe geschrieben:

לְפָנָיו יִכְרְעוּ וְיִשְׁתַּחֲווּ כָּל־רְשֵׁנֵי אֶרֶץ
אָכְלוּ כָּל יוֹרְדֵי עָפָר
וְנַפְשׁוֹ לֹא חִיָּה — — —

und übersetzt folgendermaaßen:

Vor ihm (Jehova V. 29) beugen sich herzen und werden anbeten alle
Fetten (Großen und Reichen) der Erde.
Essen werden alle in den Staub-Niedergebeugte,
Und die, welche ihr Leben nicht erhalten können (die Armen).

Anstatt אָכְלוּ in der zweyten Zeile bemerkt Herr A., könnte man auch יֹאכְלוּ lesen, das V. 27 steht, und das hier wirklich eine Handschrift und eine alte Ausgabe haben. Darüber, daß der Syrer die beyden Worte דִּשְׁנֵי אֶרֶץ durch Hungrige der Erde übersetzt, was den Auslegern ganz unerklärbar war, äußert Herr A. die scharfsinnige und wahrscheinliche Vermuthung, daß der Syrer wohl in seinem Codex anstatt des vorausgehenden כל die Lesart בל hatte, oder letzteres Wort mit jenem verwechselte, und daher durch Hungrige der Erde ausdrückte; was er dann doch eigentlich durch Nichtfette der Erde hätte übersetzen sollen.